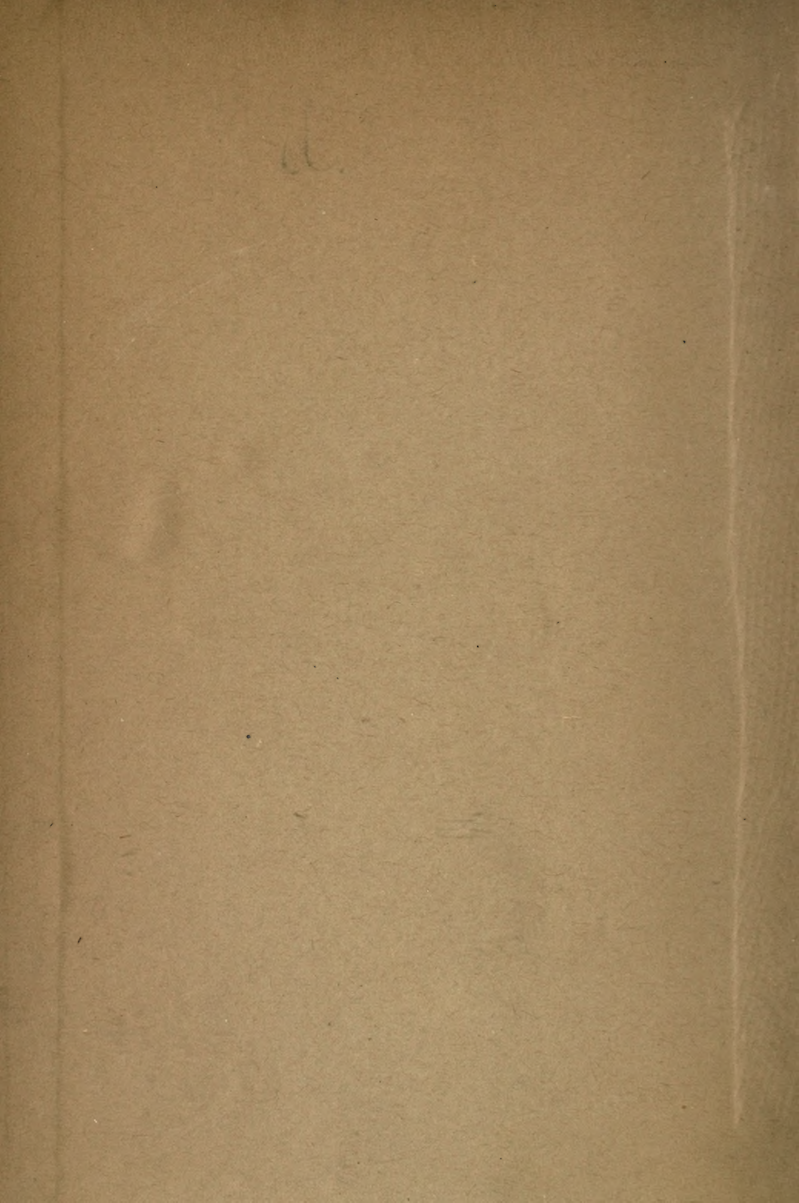
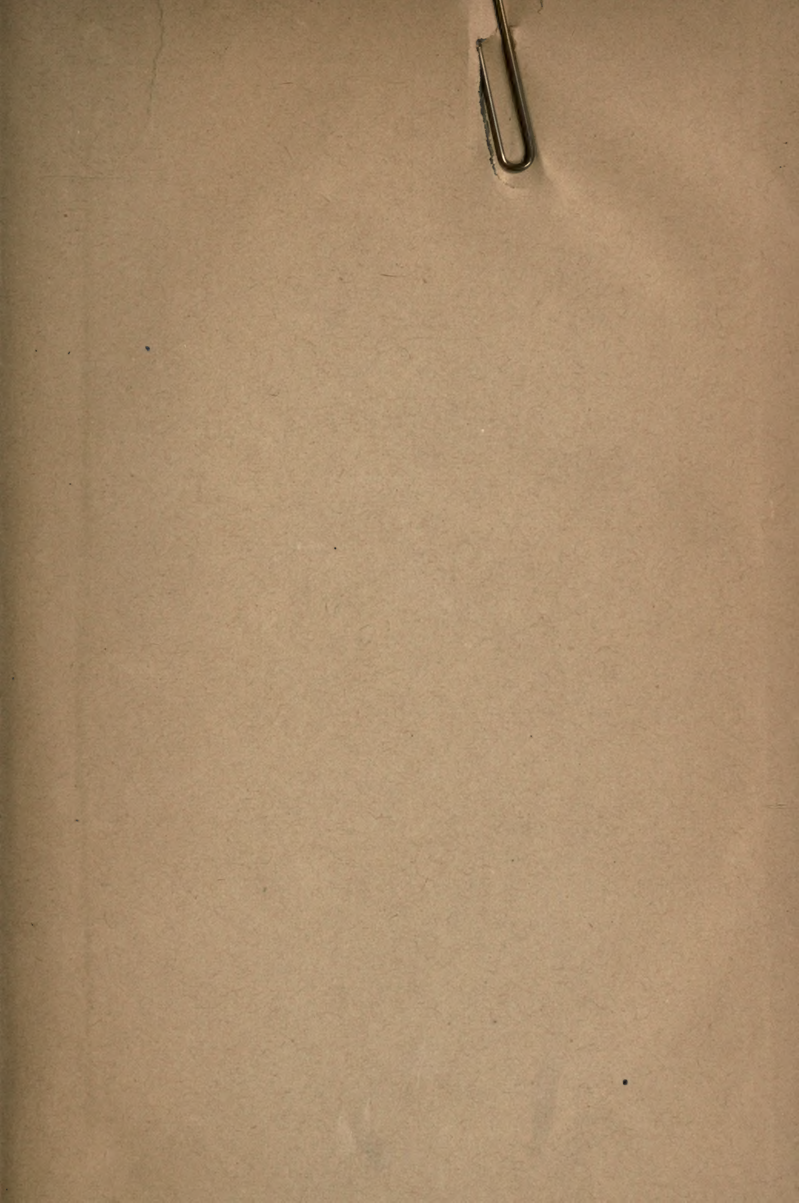
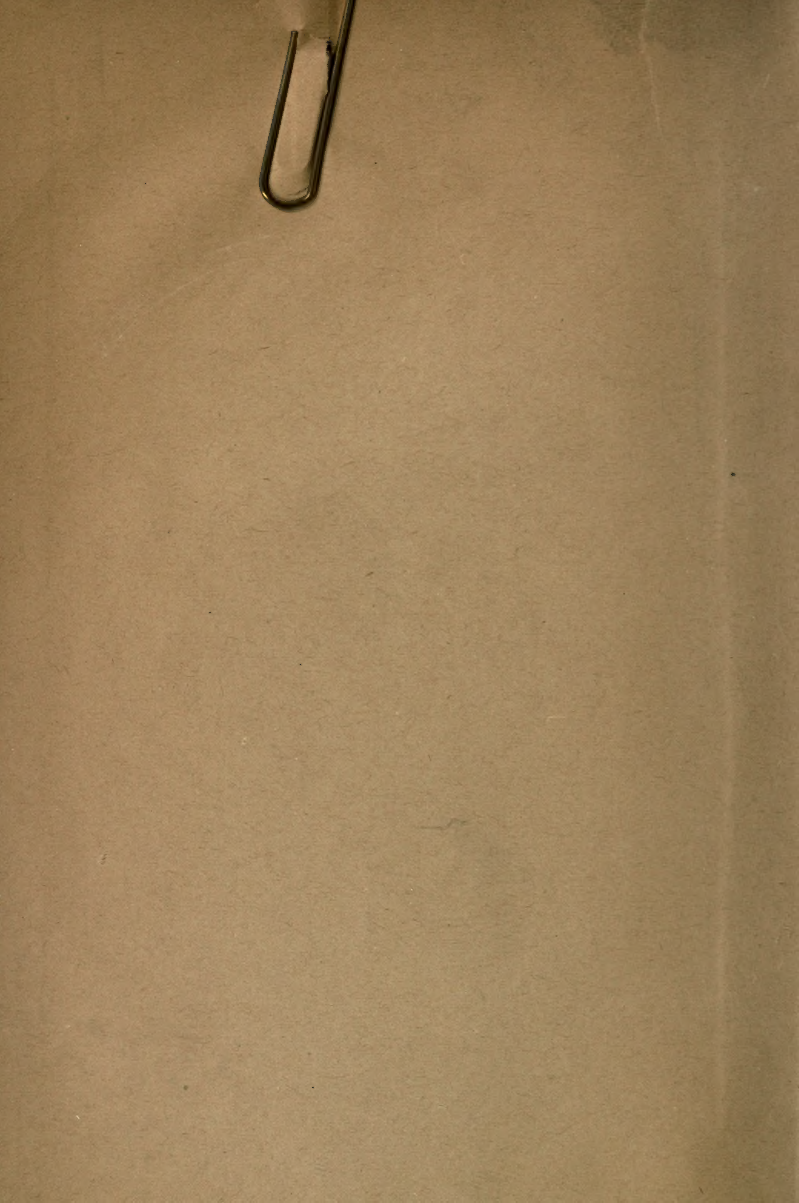

Gutzkow's
Gesammelte Werke







Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Siebenter Band.

Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874.



Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Paris und Frankreich

in den Jahren

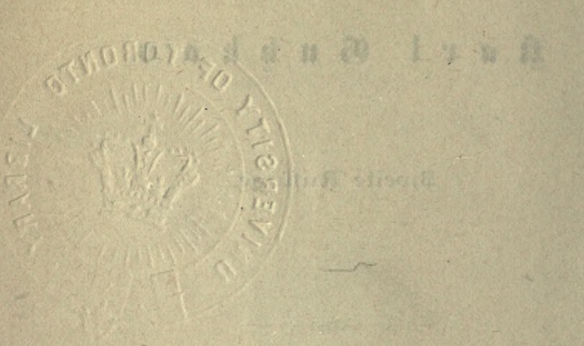
1834—1874.

Von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.



Vorwort.

Die in diesem Bande enthaltenen „Briefe aus Paris“ erschienen zuerst im Jahre 1842, zu einer Zeit, wo Louis Philippe, König der Franzosen, noch an deutsche Schriftsteller, wie spätere Veröffentlichungen bewiesen haben, Jahrespensionen zahlte. Heinrich Heine bezog eine solche. Es konnte mich daher nicht wunder nehmen, daß ein Buch, das Pariser Zustände schilderte und worin weder über die Dauer der Julidynastie besonders Tröstliches, noch über Heinrich Heine überhaupt etwas berichtet war, in und von Paris aus auf's schmählichste, ja systematisch herabgesetzt wurde.

Besonders sollte ich einen Vertrauensbruch dadurch begangen haben, daß ich die Aeußerungen berühmter Personen, die ich entweder aus eignem Antriebe oder auf erhaltene Empfehlungsbriefe besuchte, wenn mir dieselben charakteristisch erschienen, wiedergegeben hatte. Den Franzosen selbst, die damals längst ein öffentliches Leben besaßen und den Umfang einer dem Publicisten gestatteten Freiheit kannten, wie solche wir unter dem Druck der Censur kaum zu fassen wußten, wäre diese Rüge nicht beigekommen, wenn nicht die Söldlinge der französischen Civilliste, sich darauf stützend, daß die Franzosen kaum befähigt waren, selbst zu vergleichen und den Text im Buche zu studiren, nach allen Seiten hin in die Zeitungen Berichte spielten, denen zufolge ich jedes Vertrauen getäuscht, mir jede Thür zum Wiederanklopfen verschlossen hätte.

Wie sich die Zeiten geändert haben! Nicht nur, daß jetzt die amerikanischen Journalisten einfach beim Fürsten Bismarck sich anmelden lassen, um die Vergünstigung

einer Unterredung zu haben, deren Resultate sie als Kabeltelegramm an den New-York-Herald schicken wollen, ja sogar erwünscht kommt dem Fürsten diese Gelegenheit, sich über die Bildung des Reiches, die dänische Grenze, den Papst und sonstige Punkte am politischen Horizont in anderm Ton als in der Kammer oder der Nordd. Allg. Zeitung auszusprechen. Kein Fürst, kein Staatsmann, kein großer Künstler oder Dichter wird heutiges Tages annehmen und hat schon zu Canning's und Goethe's Zeiten angenommen, daß ein literarischer Besuch nur ein verborgenes Stammbuchblatt im Privatgedächtniß des Besuchenden bleiben will.

Die Schilderung „Frankreich im Jahre 1834" stammt aus einer Fortsetzung des Wolfgang Menzel'schen Historischen Taschenbuchs, welches Gustav Kolb, Redacteur der Allgemeinen Zeitung, im Jahre 1836 in Verbindung mit mir fortzusetzen gewillt war. Die überhäuften Arbeiten eines Zeitungsredacteurs verhinderten die Fortführung.

Wie nun diese zu verschiedenen Zeiten verfaßten Berichte über Paris und Frankreich hier beisammen stehen, mögen sie auch noch den Beweis führen, wie viel Wahrheit an dem landläufigen Urtheil der Literaturgeschichten für höhere und mittlere Schulbildung, für Lehrende und Lernende ist, daß die mit dem Namen des „jungen Deutschland" zusammengefaßten Schriftsteller eine undeutsche, mit Frankreich buhlende Gesinnung kundgegeben hätten! Selbst der Herr Professor Dübois-Reymond hat sich als Rector der Berliner Universität gemüßigt gesehen, noch bei Beginn des Krieges von 1870 diese Anschuldigung vor den Berliner Studenten zu wiederholen. Sie mag auf Heinrich Heine, vielleicht selbst auf Ludwig Börne passen, in Betreff meiner ist sie, wie dies mein Buch Jedem beweisen wird, (ich citire nur Seite 61, 65, 88, 169 flgg.) eine Verleumdung.

Wieblingen bei Heidelberg, November 1874.

Gutzkow.

Inhaltsverzeichniß.



Frankreich im Jahre 1834.

Ein Zeitgemälde.



Nie wird es dahin kommen, daß in Frankreich an die Stelle des Leichtsinns und der Oberflächlichkeit, sowol bei Regierten wie bei Regierenden, Ernst und würdiger Eifer tritt.

Frankreich ist ein Land der Revolution. Aber seine Regierung scheint bei allen ihren Handlungen vorauszusetzen, daß es bereits dahin gelangt sei, nur noch ein Land der Constitution zu sein. Alles was in Frankreich Würde, Macht und selbst Geld besitzt, verdankt sein Glück der Revolution. In diesem Lande die Revolution festhalten, fortsetzen zu wollen, das sollte für jetzt nur ein halbes Verbrechen sein. Schonungslos dagegen verfuhr auch im Jahre 1834 wieder das Gouvernement gegen die Gedanken der Umwälzung. Werden wir auch zugestehen und im Allgemeinen billigen, daß die im Spätsommer des Jahres 1834 aufgeworfene Frage der Amnestie von der Regierung verworfen werden mußte; so liegt doch in der ewig bittern Art und Weise, wie in Frankreich die Principien der Revolution verfolgt werden, etwas, das im Vergleich mit dem Ursprung der Dynastie Orleans eine ungerechte Anomalie ist. Denn zur Zeit lassen sich noch nicht gewisse politische Verbrechen in Frankreich umgehen; sie liegen in der Erziehung, der vierzigjährigen Geschichte des Landes, liegen in denselben Dingen, woran die Regierenden Theil nehmen, wodurch sie geschaffen worden sind und wodurch allein sie sich erhalten können. Diesen kleinen politischen Verbrechen, die sich auf dem Collège, in der polytechnischen Schule, auf dem Fechtboden der Regimenter, den

Druckereien der Journale wiederholen, immer mit dem größten Anlaufe eine nicht weniger unermüdliche Verfolgung, und ihnen Männer von so verhaßtem Namen, wie die Gisquet und Persil, entgegenzustellen, heißt eine Sache, die von selbst absterben würde, durch den Widerstand am Leben erhalten; heißt, eine Wunde, die von selbst vernarben würde, beständig reizen; heißt, den ruhigen, in der Ferne beobachtenden, aber immer Neues wollenden und geschwätzigen Kleinbürger in fortwährend aufgeregter, hitziger, raisonnirender Spannung erhalten.

Die Opposition ist freilich nicht minder leichtsinnig. Nichts als kleines unerhebliches Detail bringt sie zur Sprache; nie macht ein unerschrockener Redner den Versuch, in der Kammer wie ein zweiter O'Connell aufzutreten. Was sie sich bieten, die Partheien, was ist es? Malitiöse Repliken, vergiftete Declamationen; aber selten eine Idee von einem Kampf, der einen Charakter, ein Leben repräsentirt. Es ist kleinlich, daß es in einem Lande so viel Unruhe und Blutvergießen geben kann, und daß dabei die Kammer keinen Vertreter des Volkes aufweist, der mit Donnerworten, ich will nicht sagen ein Advocat der individuellen Meinung, sondern nur ein Advocat der Thatsache selbst wäre. Alles was die Opposition leistet, ist Verwirrung der Ministerialcompositionen, Verlegenheitsmacherei bei Zusammensetzungskreisen; es sind kleine Abzüge vom Budget, kleine Huldigungen, einer Taktik dargebracht, die, was sie will, selbst nicht zu wissen scheint. Es wurde in diesem Jahre einmal wie zufällig die Idee einer Reform in Anregung gebracht; man stellte die Frage nach dem Beispiel Englands. Wie wichtig diese Frage! Sie ist für die Opposition unerlaßlich, wenn sie anders will, daß es sich in den Debatten um durchgreifende Thatsachen und nicht um kleines ehrgeiziges Partheigezänk handelt. Und doch zerplatzte sie wie eine Seifenblase. Man warf die Frage heute auf, und morgen war sie vergessen. Man hatte dermaßen Kleinigkeiten zu erledigen und dabei so viel Uebereilungen zu begehen, daß man nicht die Ueberwindung fassen konnte, sich zusammenzuscharen und den unleugbar mißlichen und aufgeregten Zustand des Landes, das seine 1830 gehegten

Hoffnungen keineswegs erfüllt sieht, auf einen einzigen Punkt hinzulenken. Frankreich wird sich auf diese Art noch in die Hände des Despotismus hineinrevolutioniren; die Opposition der Kammer und der Straße wird sich mit erbärmlichen Emeuten aufreiben, ja die Freiheit wird dieses Land noch gänzlich verlassen, eben, weil man nicht im Stande ist, sie unter einige allgemeine Gesichtspunkte zu bringen.

* * *

Louis Philippe ist der leitende Denker, aber auch der einzige Gedanke des Staats. Die Kunst zu regieren hat der Mann des absoluten Selbstzwecks ohne Zweifel gelernt, als er im Stillen die Fehler beobachtete, die Napoleon und die Bourbonen machten. Er war Privatmann und besitzt die große Kunst, sich seiner selbst zu entäußern, sich mit unvergleichlicher Verstellung in zwei Hälften zu spalten, die eine, welche handelt, die andere, welche beurtheilt; die eine, welche repräsentirt, die andere, welche ihr den Spiegel vorhält; die eine, welche König ist, die andere, welche sich nicht von Vorurtheilen absolut gefangen nehmen läßt und vollkommen in jeder Lage das gesunde Urtheil der Unbefangenheit und das allgemein Menschliche erkennt. Man würde sich irren, wenn man Louis Philippe's vielbesprochene Präsidentschaft des Conseils in einer ersichtlich activen, entschiedenen Thätigkeit erblicken wollte; im Gegentheil, sie ist passiver Natur; sie besteht darin, daß man sich von der einen Parthei bedienen läßt und sich gegen die andere so stellt, als wenn man es lieber von ihr zu werden wünschte. Es ist dies die Zweideutigkeit eines Kunden, der alle Dinge gut findet und sich für sein Geld doch nur diejenigen kauft, die ihm am besten gefallen. Louis Philippe regiert passiv durch seine Geistesüberlegenheit, durch sein Stillschweigen, wo er viel reden, und seine Geschwätzigkeit da, wo er vorziehen sollte, zu schweigen; er wird jedes neue Ministerium mit Enthusiasmus aufnehmen, es aber so entlassen, als hätte er nie die Absicht gehabt, es lange zu behalten. Louis Philippe hat wahrscheinlich ein sogenanntes System. Aber das System ist Er selbst, seine

Familie, und von der Monarchie gerade so viel Unbeschränktheit als nur irgend noch zu behaupten ist. Doch wird er dies nie aussprechen; er würde sich gekränkt fühlen, wenn ihm Jemand seine persönlichen Dienste anbieten, ihm als Menschen, nicht als Monarchen dienen wollte; er wird in jeder Lage von Allgemeinheiten sprechen, wo es ihm doch nur auf eine Specialität ankommt. Gegen die Nationalgarde, die Soldaten, die Bürger ist er ein wortreicher Redner; gegen die Minister stumm. Und dennoch wird er von jedem unter diesen, der ihm mißfällt, sagen: Der Mann versteht mich nicht! Als wenn der Schlaue je zu ihm vertraulich gesprochen hätte!

* * *

Das Ministerium ist zum größten Theil immer in den Händen der Doctrinaire. Soult und der Herzog von Broglie geben die Spitzen ab; der Letztere ein ehrenwerther, aber mürrischer Mann; Guizot und Thiers sind die beiden Arme der Autorität; d'Argout, Barthe und später Persil die Lakaien mit unermüdlichen Beinen. Die Doctrinaire sprechen ein System an und verwechseln den Ursprung ihrer Kaste mit einem System. Ein Katheder, eine Professur ist wahrlich noch kein System. Die Doctrinaire führen sich zurück auf einige historische Werke, die einen guten Styl haben und aus der Quelle geschöpft sein mögen, aber nur Beweise für die Vergangenheit sind. Politische Philosophie! Metapolitik! Gut, sie hat eine gewisse speculative Andacht für den Constitutionalismus, Theorieen, die mit den deutschen und englischen Naturrechtsbegriffen allerdings verwandter sind, als mit den encyklopädistischen der französischen Schule; aber alle diese Geschichtswerke, alle diese constitutionellen Phantasieen und Germanismen hatten mit der seither von den Doctrinairs beobachteten Politik, mit der Gefangennehmung der Herzogin von Berry, mit den Ereignissen des Jahres 1834 so gut wie nichts zu thun. Ein einfacher Polizeipräfect hätte ebenso regieren können. Doch will ich nicht in Abrede stellen, daß diese Professorenpolitik eine gewisse exclusive und vornehme Manier hat. Leider beleidigt aber gerade diese die Kammer und

schuf die andere politische Fraction, den Tiersparti. Beide, die Doctrinairs und der „dritte Stand", nahmen ihre Ideen, ihre Ziele und Mittel vom Augenblick; sie unterscheiden sich nur durch ihre Art, sich zu geben. Frankreich hat nun das Unglück, zu einer ganz überflüssigen Partheispaltung gekommen zu sein, die sich gegenseitig mit der ehrgeizigsten Erbitterung verfolgt. Thiers war von Hause aus Advocat und Journalist, kein Professor und Doctrinair; aber noch hielt er sich zu Guizot, noch war er Minister. Die Zeit des Uebergangs zum Constitutionel und zur Führerschaft der neuen Parthei sollte erst noch kommen.

* * *

Dem Ministerium selbst fehlte es an innerer Consistenz. Staatsmänner, die außer einem bestimmten Verwaltungsressort auch noch Ideen entwickeln, systematische Angriffe widerlegen und ein metapolitisches System vertreten wollen, bringt man nicht immer unter einen Hut. D'Argout und Barthe waren die nachgiebigsten Mitglieder des Ministerraths, gute Polizeichefs, die eine Ehre darein setzten, Emeuten zu entdecken, Patronen zu confisciren und junge Tollköpfe arretiren zu lassen. Sie machten nur auf den Titel eines treuen Dieners ihres Herrn Anspruch und verlangten von ihren Collegen nur eine Unterstützung mit dem Wort, die ihnen diese nicht verweigern konnten. Dennoch gab es auch hier schon Zwiespalt. Die Herren Guizot und Thiers behandelten, sagte man, ihre Collegen als untergeordnete Commis, die nie aus einem höheren metaphysischen, oder nach Thiers, historischen Standpunkte zu argumentiren verstünden, zwar Revolutionen entdeckten, ihnen aber nicht vorzubeugen wüßten, endlich durch ihren übertriebenen dynastischen Eifer zu sehr das Ministerium gegen die Opposition bloßstellten. D'Argout und Barthe gehören zu den Männern, deren sich der sogenannte unveränderliche Gedanke in Frankreich immer als blinder und willenloser Werkzeuge bedient hat und diese zuletzt dann doch desavouirt. Die Fürsten sind so. Sie thun, als könnten sie die Extreme in der Loyalität nicht leiden.

Zwischen Guizot und Thiers herrschte weniger eine Mei=

nungsverschiedenheit als persönliche Rivalität. Guizot ist ein alter, ein zwar trockener, aber ehrlicher, gewissenhafter Mann, den es jedesmal schmerzliche Ueberwindung gekostet haben muß, zu guten Zwecken schlechte Mittel zu wählen. Die Frivolität seines Collegen, der sich zum politischen Jesuitismus weniger scrupulös verhält, sein Dilettantismus, der sich zwar an das Portefeuille aber nicht an die Religion eines Staatsdenkerberufs klammerte, kränkten oft den Mann von Genf und selbst das Menschliche in ihm, das „Allen Zugetheilte", mochte empfindlich verletzt werden durch Thiers' sicheres Selbstvertrauen, auch den Trotz desselben auf die Unentbehrlichkeit seiner Talente in der Kammer. Doch mäßigte sich Thiers. Wohl wissend, daß wenn ein Roué, der sich vom Journalisten bis zum Minister erhoben hat, erst zu sinken beginnt, er sobald nicht wieder aufsteht, hatte Thiers nur ein System, die Erhaltung seines Portefeuilles um jeden Preis. Er combinirte und conspirirte mit allen Partheien, die auf das Gouvernement Aussicht hatten, mit den bonapartistischen Generalen (als Historiker), mit dem Hofe (als liebenswürdiger Blageur), mit dem Tiersparti (als alter Advocat) und wieder mit den Doctrinairs, so lange diese die Oberhand hatten. Allen lieh er sein eminentes Talent, seine Beredsamkeit, seine Dialektik und eine ihn vorzugsweise charakterisirende sophistische Methode, die in altjournalistischer Manier aus kleinen Thatsachen große Schlußfolgerungen, aus Nachsätzen Vordersätze zu machen versteht.

Marschall Soult war 1834 das Haupthinderniß der ministeriellen Einheit. Dieser alte ehrgeizige Haudegen, scheu und unterwürfig gegen Louis Philippe, schwang über seine Collegen den Marschallstab einer wenigstens diesen gegenüber mehr als nominellen Präsidentschaft und benutzte dabei das Kriegsministerium wie seine Domaine; er machte sich zum Lieferanten der Armee, ging mit sich selbst Contracte ein, stellte sich selbst Bedingungen, natürlich immer günstige, replicirte, duplicirte, controlirte sich auch selbst und bereicherte sich auf eine so altconsularische, an Verres auf Sicilien erinnernde Weise, die man unserer Zeit nicht mehr hätte zutrauen mögen. Die Armee war sein Spielzeug; er ver-

größerte sie, je friedlicher die Aussichten waren. Er affectirt aus Eitelkeit und Lieferanten-Interesse, als müßte sich Frankreich bis auf die Zähne bewaffnen, immer marschfertig sein und auf den ersten Kanonenschuß ausrücken können. Fortwährend scheint er aufzuhorchen und zu fragen: Wurde nicht wo geschossen? Wunderlich waren seine Berührungen mit Thiers. Es scheint, daß ihn dieser kleine Figaro zum Besten hatte. Denn Thiers war es immer, der ihm, als einem vollkommen unfähigen Redner, in der Kammer mit einem mehr als pflichtschuldigen, einem wirklich interessirten Beistande einhalf, und später reichte Marschall Soult doch bei Alledem, eben wegen Thiers, seine Entlassung ein. Thiers hatte bei ihm seine Leidenschaft für den Krieg bis zum Taktiker ausgebildet, und doch ist es nie gut, wenn sich zwei Freunde allzunahe kennen lernen.

Ehe es aber zu dieser Krisis kam, mehrten sich die Gründe, die auch den Herzog von Broglie*) zum Austritt bewogen. Dieser stolze, hochgebildete Herr fand sich nicht heimisch in seiner Lage als auswärtiger Minister. Er mußte die kleine Correspondenz dulden, die Louis Philippe mit den auswärtigen Gesandten auf Privatumwegen führte; er wurde durch des Königs fortwährende Abweichungen nach dem Nordpol hin in seiner englischen Politik gestört; und für London fehlte es ihm gänzlich an Sympathie für den alten Talleyrand als Gesandten an der Themse, der die englische Politik in Händen hatte und für ihn keine vertraulichen Anknüpfungspunkte bot. Es fehlte nur eine Gelegenheit, den Entschluß des Herzogs zur Reife zu bringen. Diese bot eine amerikanische Entschädigungsfrage. Nordamerika hatte noch von den Zeiten Napoleon's her eine Entschädigungssumme zu verlangen für eine Menge von widerrechtlich zerstörten Fahrzeugen. General Sebastiani hatte den Tractat geschlossen, der unter den Bourbonen lange hinausgezogen worden war, der aber jetzt durch die Gesandtschaft des Amerikaners Livingston immer dringender in Anregung gebracht werden mußte. Die Proposition

---

*) Schwiegersohn der Frau von Staël und Vater des jetzigen Broglie, der bekanntlich Thiers als Präsidenten der Republik gestürzt hat.

war Sache des Ministeriums; sie belief sich auf fünfundzwanzig Millionen, von welchen in der Kammer die Einen unter den Deputirten nur zwölf Millionen, die Anderen — keinen Heller anerkennen wollten. Die Vorlage der Regierung wurde mit einer Majorität von acht Stimmen verworfen, worauf der Herzog von Broglie nicht glaubte, das Risico eines Wortbruchs gegen das Ausland auf seinen berühmten Namen nehmen zu dürfen. Am 1. April wurde der Entwurf des amerikanischen Tractates abgelehnt, noch an demselben Abend legte der Erbe des schönen Coppet am Genfersee seine Entlassung in die Hände des Königs nieder; in den folgenden Tagen herrschte eine Krisis, bei welcher alle Ministerialstellen schwankten; am 5. April war das neue Ministerium gebildet. Barthe, d'Argout und der Herzog von Broglie traten aus und die neue Zusammensetzung machte zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Grafen von Rigny, zum Seeminister Roussin, zum Minister des Innern Thiers, zum Justizminister Persil, zum Handelsminister Duchatel. An ihren Stellen verblieben Soult, Humann, Guizot. Den Ersteren beschuldigte man, die Forderungen der Amerikaner an sich gekauft zu haben. Das dritte Wort in den französischen Blättern fing schon damals an Tripotage zu werden.

Die neue Combination hatte zwei verhaßte Namen aus dem Ministerium entfernt, d'Argout und Barthe; aber ein noch verhaßterer, der Oberstaatsanwalt Persil, nahm die Stelle derselben ein. Der Tiersparti hatte während der Krise seine Minen mit Vorsicht gelegt; doch erst bei dem nächsten Zusammenstoß ließ er sie springen. Dieser blieb nicht aus und wir werden sehen, daß die Veranlassung dazu in den Klagen über Soult und den Klagen des Marschalls selbst lag. Einstweilen berühren wir einige Verhältnisse, in welchen sich Frankreichs Politik mit dem Auslande befand.

* * *

Im Mai 1834 erschien in Paris ein russischer Fürst Lubezky. Man sprach davon, daß seine Reise mit zwei verschiedenen Zwecken verbunden war. Der eine betraf den

Versuch einer Annäherung an die aristokratischen Häupter der polnischen Emigration; der andere eine Wiederanknüpfung der durch die letzten Revolutionen in Frankreich und Polen unterbrochen gewesenen Unterhandlungen über Bezahlung einer Schuld der älteren Regierung Frankreichs an die des Königreichs Polen. Die Schuld datirte noch aus den Zeiten des Kaiserreichs und von dessen Verhältnissen zu dem Herzogthum Warschau. Die französischen Truppen hatten nach einem Vertrage mit dem Großherzogthum Warschau von Polen verpflegt werden müssen, und im Pariser Frieden wurde diese sich auf fünfzehn Millionen Francs belaufende Schuld Frankreichs gegen Rußland anerkannt. Fürst Lubezky schien nicht beauftragt, die Forderung mit besonderer Ungeduld zu betreiben. Im Gegentheil schien Rußland diese Erinnerung an eine Kleinigkeit nur zu dem Zweck zu stellen, um trotz des moralischen Abscheus des Czaaren vor dem Ursprung der Herrschaft Louis Philippe's doch wieder eine diplomatische Causerie mit Frankreich anzuknüpfen, die dann zu weiteren freundschaftlichen oder das Cabinet der Tuilerieen über Dies und Das sondirenden Berührungen führen sollte. Wir werden noch im Verlauf dieses Jahres zu bemerken Gelegenheit haben, wie sich Louis Philippe seinem Leib-Phantom, russische Allianz, um Vieles näherte. War doch auch der permanente russische Gesandte in Paris, Pozzo di Borgo, ein geborener Corsikaner, so gut wie ein Franzose.

Inzwischen regten die Verhältnisse der Schweiz die Intervention der französischen Diplomatie auf. In der Schweiz hatten einige Abenteurer, aus Polen, Italienern und Deutschen zusammengesetzt, einen Einfall in Savoyen versucht. Das Unternehmen scheiterte und die zersprengten Trümmer desselben suchten ihr Heil in den demokratischen Kanonen der Schweiz. Nachahmungen des Hambacher Festes, an welchen sogar Handwerksbursche Theil nahmen, deren Pässe nach Deutschland zurück lauteten, forderten die umgrenzenden Staaten zu Einschreitungen heraus, und der schweizerische Vorort hatte die Demüthigung zu erfahren, daß ihm von Baden, Würtemberg, Bayern, Oesterreich in diplomatischen Noten unangenehme Dinge gesagt wurden. Der Vor-

ort replicirte; es kamen statt neuer Erklärungen entschiedenere, ja den Verkehr mit der Schweiz versperrende Maßregeln, und nun zeigte Adolf Thiers seinen liberalen Umschwung, wenn es dem Ausland galt. Frankreich, „immer bereit, bedrückten Völkern die Freiheit zu bringen", Frankreich ergriff die Gelegenheit, der bedrängten Eidgenossenschaft seine bons offices anzubieten. Der schweizerische Radicalismus wies diese zurück. Auch die aristokratische Reaction, die sich in der Schweiz immer geltender machte und die ihre Wiedereinsetzung in ihre alten Privilegien lieber von Oesterreich als von Frankreich erwartete, zeigte sich kühl. So fand die Lockung Frankreichs kein Gehör; die gedemüthigte Schweiz gab nach; eine Anzahl Flüchtlinge mußte das Feld räumen, die Zwangsmaßregeln hörten auf und Frankreich beschränkte sich, zuweilen nur noch in einem Artikel des Journal des Debats den Schweizern und den verbündeten Mächten Reden zu halten wunderlichster Composition. Diese Artikel tadelten die Savoyer Expedition, lobten aber die schweizerische Gastfreundschaft; sie tadelten den Radicalismus und die patrizische Reaction, tadelten aber auch die Demonstrationen der Mächte, womit nicht gesagt sein sollte, daß die Artikel wieder den Vorort lobten, weil dieser gehorsam gewesen war; kurz Frankreich wollte etwas sagen, aber nur die Diplomaten und die Polen verstanden, was es meinte, am wenigsten die Deutschen. Frankreich wollte etwas wie allmälig die Erlöserin der Völker erscheinen.

Bei Weitem einflußreicher war der Abschluß einer Quadrupelallianz zwischen Frankreich, England, Spanien und Portugal. Ueber den Ursprung dieses Bündnisses, das in seinem Zwecke ganz harmlos war, herrschen verschiedene Ansichten. Man wollte sogar behaupten, die Quadrupelallianz sei das Resultat eines Zufalls und einer Verlegenheit gewesen. Es handelte sich um die Rechtmäßigkeit einer Verfolgung des Don Carlos auf portugiesischem Gebiete, welche von dem bestehenden Völkerrecht mißbilligt werden konnte und somit durch einen exceptionellen Beschluß sanctionirt werden mußte. Indessen scheint diese spätere Angabe des zufälligen Ursprunges nur eine vorsichtige Veranstaltung Louis

Philippe's gewesen zu sein, der sich hütete und immer hüten wird, eine directe Tendenz gegen den europäischen Norden und Osten auszudrücken. Es war dies das letzte Symptom der zwischen Frankreich und England bestehensollenden Allianz, die noch am Schlusse dieses Jahres sowol durch die Verweigerung eines Handelstractates mit England, als durch die Wiedereinführung der Tories in die Verwaltung auf eine harte Probe gestellt wurde.

Soult's endlicher Austritt aus dem Ministerium kam unerwartet. Der große Krieger und Gemäldeentführer hatte doch alle Befriedigungen gefunden, er hatte noch nach den Lyoner Unruhen von der Neigung der Kammer zu Repressivmaßregeln Nutzen gezogen und sich eine Erhöhung des Heeres um fünfunddreißtausend Mann durch Thiers' Redekunst erobert, und doch beklagte sich der Marschall und hauptsächlich über diesen seinen jungen liebenswürdigen Collegen, seinen Schüler in der Kunst, Schlachten, wenn nicht zu liefern, doch zu beschreiben! Die Veranlassung des Zwistes kam von Algier her. Man wollte der Verwaltung Algiers einen Gouverneur geben, und war unschlüssig darüber, ob Algier ein Land zu nennen sei, das man schon besaß, oder ein Land, das man erst erobern müßte. Diejenigen, welche es schon ein Besitzthum nannten, wollten es „administrirt" haben und gaben ihm einen bürgerlichen Gouverneur in der Person des Herzogs von Decazes. Die Anderen aber sprachen eine militairische Dictatur an und schlugen militairische Befehlshaber vor. Die Course des Herrn Decazes stiegen; der Hof interessirte sich für eine Sache, die nach Ruhe und Frieden aussah. Decazes sollte ohnehin geehrt und gehoben werden; man konnte den in Algier Erzogenen noch für die Zukunft brauchen. Das zu hören reizte den Präsidenten. All' sein versteckter Ingrimm gegen die übrigen Minister kam zum Ausbruch und mit der größten Erbitterung warf er sich besonders auf Thiers, von dem er behauptete, daß er den Telegraphen als das Privilegium seines Geldbeutels benutzt hätte. Er verlangte, daß der Telegraph auch unter *seine* Verwaltung, die des Kriegsministers und Präsidenten, gestellt würde? Wie? schrie der Handelsminister. Er will mir den

Telegraphen nehmen! und Soult erwiderte: Wie? Er 'will mir mein Algier nehmen! Die Köpfe erhitzten sich, Einer nahm Parthei gegen den Andern; man lärmte von allen Seiten; Soult, hieß es, wäre unerträglich geworden, und der Marschall, der keinen Entsatz fand, reichte seine Entlassung ein. Dies geschah am 17. Juli.

Wenn wir nun schon vorhin bemerkt hatten, daß der Tiersparti bei der Krisis wegen des Herzogs von Broglie einen Vorsprung gewonnen hatte, so errang er bei dieser neuen Chance einen vollen Sieg. Dupin, der Vorkämpfer des Tiersparti, hielt sich zwar zurück; er schob aber einen Mann vor, den er durch seine Empfehlung verpflichtete, einen phlegmatischen, aber ehrlichen Soldaten, den Marschall Gérard. So kam in den Ministerrath ein Element hinein, das diesen zersprengen mußte; denn wenn auch Marschall Gérard nicht selbst die Mittel besaß, sich solchen Capacitäten wie Guizot, Thiers, Duchatel und selbst Rigny zu widersetzen, so besaß er doch etwas, das imponirte, den moralischen Schwerpunkt seiner Indolenz; diese Biedermannshaftigkeit, die immerfort schweigt und sich würdevoll den Bart streicht und immer nur Edles thut, weil sie — nichts thut. Aber das Beste an Gérard war der Rückhalt, der ihn poussirt hatte. Wäre der neue Ministerpräsident nicht ein leidender und fortwährend kränklicher Mann gewesen, so würde sich der Bruch bald entschieden haben; so aber trat dieser erst in einem Augenblick ein, wo in der auswärtigen Politik Louis Philippe's einige so eigenthümliche Phänomene vorgekommen waren, daß wir es für nöthig erachten, zuvor diese hier einzuschalten.

* * *

Die Spannung mit dem preußischen Cabinet wegen des Consuls Bardewisch in Bayonne, der Don Carlos unterstützt und zur Strafe dafür vom Ministerium sein Exequatur verloren hatte, war vorübergehend. Louis Philipp scheint die preußische Politik nur unter dem Gesichtspunkt des Annexes der russischen beobachtet zu haben, und mit dieser war er ja auf dem Wege, immer vertraulicher zu werden. Rußland

wurde, wie schon gesagt, in Paris durch den geriebenen Corsen Pozzo di Borgo vertreten, einen Mann, der in die neuere Geschichte seit der Revolution innigst verwebt war und ohne Zweifel über Louis Philippe große Herrschaft ausübte. Wir können nicht umhin einzugestehen, daß in diesen Beziehungen Vieles auf Kleinigkeiten hinauskam, deren Aufmutzung und Verfolgung vom Cabinet zu St. Petersburg gewiß nicht immer gebilligt wurde. Pozzo di Borgo hatte sich aber zu sehr an die kleinen Pariser Details der Politik, an die Manöver und Illusionsgefechte der Partheien gewöhnt, während es vielleicht Rußland lieber sah, wenn seine Repräsentation in einem ernsten, den kalten Norden versinnlichenden drohenden Stillschweigen bestanden hätte. Pozzo di Borgo war jedoch für die kleinen Intriguen Louis Philippe's wie geschaffen. Es war ein wechselseitiges Versteckspielen, das in ihren Beziehungen herrschte, bald Freundlichkeit, bald Grollen, bis endlich vor den Augen von Paris, Frankreich und Europa eine Scene zur Schau gestellt wurde, die eine tiefgreifende Bedeutung zu beanspruchen schien. Im Herbste entfaltete Louis Philippe auf den Schlössern von Fontainebleau plötzlich eine so imposante Pracht, daß man an die Zeiten des Kaiserreichs erinnert wurde. Kein Bürgerlicher, kein Oberster der Nationalgarde wurde hinzugezogen; es war nur die feinste aristokratische Hofwelt, die Louis Philipp bei den Festen von Fontainebleau um sich stellen wollte. Hier war es, wo man mit Pozzo di Borgo eine abgekartete Komödie spielte. Er aß mit dem Könige, er saß neben der Königin, fuhr mit Louis Philippe in einem und demselben Staatswagen. Die Journale berichteten Alles und zogen Schlußfolgerungen daraus, deren eine Hälfte (innigste Aussöhnung mit der moralischen Indignation des Czaaren) übertrieben, die andere wenigstens im Sinne Louis Philippe's wahr gewesen sein mag. Gerade auch war das Whig-Ministerium Grey gestürzt. Talleyrand war von London gekommen; die englischen Sympathieen schienen sich eine Zeitlang mit den russischen vertauscht zu haben. Es war als wenn Louis Philippe sagen wollte: In Paris ist Rußland mein Freund; in Constantinopel ist Rußland nicht mehr Rußland,

sondern schon nur noch die Türkei! Und die alte Abneigung gegen den Ursprung meiner Krone ist wenigstens an der Newa überwunden!

Kommen wir jedoch auf den überraschend schnellen Ausgang des Gérard'schen Ministeriums zurück, so handelt es sich hier weniger um auswärtige als innere Politik. Der Tiersparti hatte eine Frage aufgeworfen, die nicht discutirt werden konnte, ohne die Minister in Verlegenheit zu bringen. Der Tiersparti hatte dabei wenig zu verlieren, wenn über alle verhafteten Theilnehmer der Aufstände von Paris und Lyon die Amnestie ausgesprochen wurde; aber das Ministerium behauptete, dabei — die Garantie seiner Consequenz zu verlieren. Gérard war nicht der Rathgeber der ersten gegen den Aufstand ergriffenen Maßregeln gewesen; er verlangte Amnestie, und Louis Philippe — unterstützte ihn darin scheinbar. Das Letztere, das Scheinbare, ist wunderlich. Denn wäre Louis Philippe's Herrschaft in der That schwach gewesen, so hätte er die Amnestie bewilligen müssen; er hätte dadurch seiner Herrschaft den Schein gegeben, als wäre sie stark. Aber da sie schon in der That stark war, so konnte es durch die Amnestie den Schein gewinnen, als wäre sie schwach. Es ist daher zu glauben, daß Louis Philippe eine radicale Veränderung seiner Umgebungen wünschte, und sich deshalb merken ließ, daß er mit Gérard nur scheinbar einverstanden war. O Macchiavelli!

Man redete dem Marschall Gérard ein, daß er ohne die Ausführung seiner Idee der Amnestie, einer Idee, die man dem ehrlichen braven Manne untergeschoben hatte, nicht länger Präsident des Conseils sein dürfte. Da gab der Biedermann seine Entlassung, und es vergingen keine acht Tage, so trat eine völlige Desorganisation des Ministeriums ein; fünf Minister, Guizot, Thiers, Humann, Duchatel und Rigny traten zurück.

Jedenfalls hatte die Schwierigkeit in der Ernennung eines neuen Präsidenten und in den günstigen Aussichten gelegen, die sich für die Rückberufung Soult's eröffneten, mit welchem sich aber Guizot erklärte nicht mehr zurecht finden zu können. Thiers, in einer an ihm auffallenden enthusiastischen Auf-

regung*), schwur dem Minister des Unterrichts, dem würdigen, ihm im Grunde so antipathischen Professor der Moral Treue bis in den Tod! Nachdem er vorher seine Maßregeln getroffen hatte, schloß er sich der allgemeinen Entsagung an. Die Maßregeln bestanden darin, daß er für die Bildung eines neuen Ministeriums dem Könige den Grafen Molé empfohlen hatte, natürlich deshalb, damit er wieder seinerseits dem Grafen Molé empfohlen blieb. Dieser ging zum Könige und darauf zu jedem Einzelnen der ehemaligen Minister. Zuvörderst suchte er sie alle zum Rücktritt zu bewegen, fand aber, daß diese Herrschaften, sie mochten noch so verschiedener Meinung sein, doch in der einen übereinstimmten, daß sie gern Minister geblieben wären. Nur das blickte aus ihnen deutlich heraus, daß sie sich die Präsidentschaften decrepiter, träger, ehrgeiziger Marschälle nicht mehr gefallen lassen wollten, sondern wünschten, einer von ihnen selbst möchte präsidiren. Louis Philippe war in der größten Verlegenheit. Er haßte die Doctrinairs, weil diese ihn schulmeisterten; aber er fürchtete ihre Talente zu verlieren, fürchtete die Nothwendigkeit, in welche der Tiersparti versetzt werden könnte, um sich gegen die Doctrinairs zu halten, sich mit der Nüance Odillon Barrot verbünden zu müssen. Odillon Barrot und Mauguin waren ihm schreckliche Namen. Doch es kam Alles auf eine Unterhandlung mit Dupin an, vielleicht auch eine mit den entlassenen Ministern selbst. Man kennt die Versprechungen nicht, die beide Partheien einander gegeben haben; aber das Resultat war einstweilen ein Ministerium des Tiersparti. Durch Ordonnanz vom 11. November wird Herzog von Bassano Präsident des Conseils, Bresson Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Bernard Kriegsminister, Karl Dupin Seeminister, Teste**) Handelsminister, Passy erhält die Finanzen; Persil bleibt in seiner Stellung als Siegelbewahrer und Justizminister.

*) „Unter Thränen“ — wie sie ihm die spätere Geschichte Frankreichs noch öfter registriren mußte.

**) Diesen traf in späteren Jahren wegen erwiesener Bestechung bei Ertheilung von Eisenbahnconcessionen das Loos des Verlustes der bürgerlichen Rechte und mehrjähriger Gefängnißstrafe.

Dies aus reiner Verlegenheit improvisirte Ministerium dauerte drei Tage. Wir könnten die Geschichte desselben nicht besser darstellen, als wenn wir es nach Capefigue thäten, der eine Geschichte dieses dreitägigen Ministeriums geschrieben hat. Man lese sie in der Revue des deux Mondes. Um meinen Lesern einen Begriff von der den Franzosen jetzt gewährten Preßfreiheit zu geben, will ich hieher setzen, was Capefigue über den Sohn des Königs, den (später so unglücklichen) Herzog von Orleans sagt.

„Ein Jahr ist es," schreibt Capefigue, „seit der Herzog von Orleans vom Könige, seinem Vater, in die Bewegung des Staatslebens geworfen wurde; mehr als Einmal geworfen wurde — wenn es sich darum handelte, auf einen Minister einzuwirken, ihn zum Bleiben zu ermuntern oder in eine politische Capacität zu dringen, daß sie dem Ministerium ihren Beistand leihen möchte. Der Herzog von Orleans wurde vorgeschoben, weil bei ihm eine Compromittirung nicht so leicht als beim Könige zu befürchten war. Ich traf den jungen Prinzen schon mehr als einmal zu Roß oder im Cabriolet auf dem Wege zum Herzog von Dalmatien (Soult), zu Herrn von Molé, dem Marschall Gérard oder Herrn Humann. Seine Besuche waren Anfangs, wie unter Casimir Perier, bloße Höflichkeitsvisiten; später bekamen sie einen politischen Zweck; was der Vater nicht thun konnte, geschah leichter durch den Sohn. Der Herzog von Orleans ist ein Prinz von angenehmen Formen, von liebenswürdigen Manieren; er ist unterrichtet, doch bemerkt man in seinem Geplauder etwas Affectation mit Schulreminiscenzen. Im Grunde besitzt er keinen sehr hervorragenden Esprit, nicht einmal einen lebhaften und tief eindringenden Verstand; ja eine gewisse Einseitigkeit der Ansichten verbindet sich mit seinen an sich richtigen Ideen und seinem entschiedensten Wollen. Bei genauer Beobachtung des Charakters dieses Prinzen hätte das Ministerium Bassano einsehen müssen, daß er für dasselbe keine dauerhafte Stütze sein konnte. Würde überdies der Vater seinen Sohn nicht preisgegeben haben? War der Herzog von Orleans nicht ein schwaches Rohr, das die Nothwendigkeit zerbrechen mußte? Besser wäre es gewesen, sich

klar über die Principien und durch gereifte Männer zu verständigen, als die schwache Hand eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings als Stütze und Vermittlung mit dem Thron zu brauchen. Von seinem ersten Auftreten an, und durch eine Scene hinter den Coulissen, konnte das Ministerium einsehen, einen wie schwachen Halt es an dem Kronprinzen finden würde. Der Prinz hatte in dem Sturz der Doctrinairs nur den Triumph der liberalen Ideen, denen er sich mehr als sein Vater zuneigt, erblickt, ohne mit der nöthigen Aufmerksamkeit das Ministerium Bassano zu beurtheilen. Er hatte in dieser parlamentarischen Bewegung ein Vorwärtsstreben zu liberaleren Principien zu erkennen geglaubt. Als er aber sah, wie man das neue Ministerium aufnahm, verwahrte er sich gegen jede Verbindung mit ihm! Einem Deputirten, der sich am Tage nach Erscheinen der königlichen Ordonnanz in das Schloß verfügte, rief der Prinz zu: „Nun, mein Herr! Von diesem Ministerium wird man hoffentlich nicht sagen: das Ministerium Orleans, sondern das Ministerium Dupin. Uebrigens hat der König nach dem im Conseil vorgefallenen Auftritte nicht anders handeln können.“ — „Glauben Sie, Monseigneur! an die Worte, die man Herrn Guizot in den Mund legt?“ versetzte der Deputirte. — „Sehr wohl, aber da kommt ja Herr Guizot, ich will ihn doch selbst fragen.“ Damit drückte sich der Prinz und verbarg seine Verlegenheit.“

Wie würden sich wohl Berliner Censoren zu solchen Auslassungen verhalten? Kann man es den Deutschen verdenken, wenn sie im Hinblick auf so viel Freiheit sich nicht mehr durch Schiller und Goethe allein befriedigt fühlen? Doch genug, der Sturz der Doctrinaire dauerte nur drei Tage. Auf Bassano folgte das Ministerium des Herzogs von Treviso (Mortier). Die ehevorigen Minister übernahmen wieder ihre Portefeuilles und lachten über einen Erfolg, den sie selbst vorausgesehen hatten, der aber auch allerdings wenig dazu beitragen konnte, ihnen die Neigung des düpirten Publikums zu gewinnen. Am 1. December traten die beiden Kammern zusammen, und die Minister warfen, um sich der neugewählten Repräsentation zu versichern, kurzweg die Frage

auf, ob die Kammer ihr System unterstützen würde? Sie hatten die Majorität und setzten ihre Art zu regieren so fort, wie sie dieselbe dem Herzog von Bassano übergeben hatten.

* * *

Diese Kammern! Die Pairs, Creaturen der Gewalt! Die Deputirten, gewählt nach einem Census, der nur die begüterten Classen und die Privilegirten zur Wahlhandlung hinzuläßt! Nur im Westen, Süden und Osten finden sich allenfalls egoistische Interessen, die durch ihre Vertretung etwas wie eine parlamentarische Opposition bilden können. Diese Elemente fügen sich aber schwer der Taktik einer Opposition, die auf Principien gegründet ist. Die Kammer besteht aus mehren Partheifractionen. Selbst der Tiersparti, der, obgleich ein versteckter Gegner des Ministeriums, doch in den meisten Fragen für die Minister stimmt, und deshalb für sie stimmt, weil es zuletzt doch nicht selten Louis Philippe selbst ist, der durch die Minister spricht, selbst der Tiersparti trägt drei oder vier verschiedene Nüancen. Odillon Barrot und Mauguin opponiren im Sinne der Julirevolution und des Stadthausprogramms; die äußerste Linke und Rechte im antidynastischen Sinne zu Gunsten entweder der Republik oder der gestürzten, im Auslande lebenden Legitimität.

Die noch im vorigen Jahre verlesene Thronrede trug wie immer keine Farbe, um so mehr war sie der Gegenstand der heftigsten Discussionen. Etienne entwarf die Antwort. Es war auffallend, daß diese in einem Sinne abgefaßt war, der von jeder Parthei zu ihren Gunsten in Anspruch genommen wurde. Gelegentlich sah man, daß der Tiersparti Lust hatte, endlich aus seiner Resignation heraus zu treten und dem sogenannten Ministerium vom 13. März, wenn auch nicht entscheidende Schlachten zu liefern, doch eine Physiognomie zu zeigen, die endlich die wahre Stellung der Principien errathen ließ; Dupin, die oberste Gerichtsperson Frankreichs und der Chef des Tiersparti, hielt eine Rede, die im Grunde mehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft blickte und von der ersteren nicht undeutlich zu verstehen gab, daß sie nur durch seine Hülfe von Statten gegangen wäre; von der

letzteren jedoch, daß er ihr diese Hülfe vielleicht entziehen könnte. Die russisch-türkische Frage hatte sich der Kammer bemächtigt und veranlaßte sie zu einer kriegerischen Miene, womit Soult äußerst zufrieden war. Von Broglie, der miteinstimmen wollte, wissen wir, daß er andere Rücksichten nehmen mußte, als Deputirte, die das Privilegium haben in den Wind zu reden.

Nichtsdestoweniger wandte sich eine Menge von Rednern gegen die Regierung. Salverte, Sade, Garnier-Pagès, Mauguin erwiderten das Selbstlob der Minister mit den heftigsten Angriffen; Niemand jedoch war siegreicher als der legitimistische Deputirte Berryer. In einer glänzenden Improvisation stellte er mit großem Scharfsinn die sowol von der Opposition als dem Ministerium dargelegten Meinungen zusammen. Er befolgte dabei die neuerdings in Frankreich Sitte gewordene Taktik, daß die Legitimisten ihre Ausdrücke und Ideen von den Republikanern borgen — soll man sagen, um sich eine imposantere Minorität zu sichern, oder um eine Meinung, die nur im Gefühle liegt, auch mit zeitgemäßeren Worten ausdrücken zu können? Berryer billigte vielleicht die Volkssouverainetät nicht im mindesten, aber er sagte, daß diese allein das Princip von 1830 wäre, und daß die Doctrinaire dasselbe verlassen hätten. Er sagte, daß die Gefahr Frankreichs nicht in denen läge, welche ihm zu drohen schienen, sondern in denen, welche sich anheischig gemacht hätten, die Gefahren abzuwenden. Berryer erinnerte an die Ereignisse, welche die Folgen der Ordonnanzen gewesen, und fragte, ob man durch so schmerzliche Erinnerungen so geringfügige Institutionen erkauft haben solle, wie Frankreich sie jetzt besitze und bekomme? Er verlangte das Recht der Erörterung, welches vom Ministerium unaufhörlich in Frage gestellt würde, und in der That hatte Herr Barthe soeben erklärt, daß mit der Freiheit der Erörterung keine Regierung mehr möglich sei. In seine meisterhafte Rede mischte Berryer, obgleich mit der größten Zurückhaltung, doch zuweilen einige persönliche Beziehungen, die um so schlagender wirkten, als sie die inneren Widersprüche des Ministeriums aufdeckten. Der Redner ging zur soeben erwähnten legitimistisch-republikanischen Allianz

über, leugnete diese, wie sich von selbst versteht, und rief: „Nein, es giebt keine Allianz, aber einen Collectivkampf! Frankreich ist in zwei Principien gespalten, das eine, das von seiner alten Regierung, das andere, das von der Revolution von 89 datirt! Frankreich ist monarchisch durch seine Sitten, durch seine Erinnerungen, und hauptsächlich durch seine Berührungen mit den europäischen Mächten. Frankreich ist aber auch zugleich factisch Republik! Frankreich ist republikanisch durch das Princip der Volkssouverainetät, das seit vierzig Jahren gesiegt hat; republikanisch durch die Abschaffung jedes gesellschaftlichen Unterschiedes, durch den Individualismus, auf welchen die Gesellschaft gestellt ist; Frankreich ist republikanisch durch die überall auf seinem Gebiete bewaffnet auftretende Nationalgarde. Diese beiden Principien wirken auf einander. Die Anhänger der Republik sagen, bei der Wirklichkeit der Ereignisse und der Thatsachen, die Frankreich darbietet, sei die Monarchie nur noch eine kostspielige Fiction, und es sei besser die Realität an ihrer Statt anzunehmen. Neben diesen Ueberzeugten giebt es, wegen des monarchischen Geistes in Frankreich, wegen unserer Lage und unserer Berührungen mit den auswärtigen Mächten und wegen tausend anderer Ursachen, die mir im Augenblick nicht beifallen, auch andere Leute, die da sagen: die Realität der republikanischen Regierung würde ein gefährliches Ereigniß in unserer alten französischen Gesellschaft sein. Um dies zu verhüten, schlagen Ihnen die Minister Gesetze vor, welche die Staatsgewalt befestigen, die Mitwirkung, die Thätigkeit aller Agenten der Staatsgewalt befestigen. Aber wir sollten doch jetzt über die Gewalt der Dinge und den Werth der Worte klar sehen! Wir sind inmitten von Ereignissen alt geworden, die unsere Erfahrung gereift haben; wir haben die zwei größten Staatsgewalten zusammenbrechen sehen, die an die Spitze einer Gesellschaft gestellt werden können: die Staatsgewalt des Genies, durch Ruhm und Beherrschung von ganz Europa geweiht, und die Staatsgewalt durch die Tradition eines im Interesse eines ganzen Volks sanctionirten Gesetzes, das durch Jahrhunderte geweiht! Beide Staatsgewalten sind untergegangen. Inmitten der Gährung der verschiedenen

Elemente, aus denen die Gesellschaft besteht! Und dieser Thatsache gegenüber will eine Staatsgewalt von gestern, die von einem Princip abstammt, das man als in beständiger Antipathie mit jeder Regierung betrachten kann, will eine solche Staatsgewalt hoffen, daß sie Alles gegen die Realitäten der Gesellschaft durchsetzt, die offen hervortreten? Sie verlangt Gewalt selbst gegen die Existenz der Thatsachen, aus denen diese Gesellschaft besteht?" Berryer's verschleierte Ausdrucksweise wurde immer antiorleanistischer, die Macht seiner Rede war eine solche, daß selbst die Centren, die entgegengesetzte Meinungen immer nur mit Geräusch und Unruhe zu erwidern pflegten, ein unbewegliches Stillschweigen beobachteten. Berryer richtete sich gegen die Misère des Pariser Beamtenwesens, das aus Commis und Hofsubalternen zusammengesetzt sei; er griff die Centralisation an, den Census; er nannte den Entwurf der Adresse das Product der Phrasenmacherei; es handelte sich nicht, sagte er, darum, daß über die Ordnung und Freiheit philosophirt werde, sondern daß man die Rechte schütze, den Bürgerkrieg vernichte, ihm seine Ursachen wegnähme; wie man denn überhaupt den Ministern ansehe, fuhr er fort, daß sie sich vor den Fortschritten der menschlichen Vernunft fürchteten. Er schloß mit den Worten: „Was wir im Lande haben, ist nicht die Gerechtigkeit, nicht die Weisheit, nicht die Redlichkeit, und vor allen Dingen ist es nicht — eine Regierung."

Wenn nun Guizot oder Thiers in der That die großen Redner sind, wofür sie gehalten sein wollen, wenn sie Begeisterung für ihr System oder auch nur den Stolz eines redlichen politischen Herzens besäßen, so hätten sie doch mit dem Donner auf solche Blitze antworten sollen! Was mußte dieser Berryer'schen Rede folgen? Eine Erklärung, daß diese schimmernden Worte aus einem Herzen kämen, das feindselig sei nicht blos dem König und den Ministern, denn das wäre vielleicht gleichgültig, sondern feindselig der Kammer und Frankreichs jüngster glorreichen Geschichte. Mit den schreiendsten Farben mußte die Unredlichkeit des Carlismus, wie man damals die Anhängerschaft des vertriebenen Karl X. nannte, geschildert werden, die Lüge, die von allen Enden und Orten

her Lappen suchte, um ihre moralische Blöße zu verdecken. Der Angriff mußte populär aus der Seele der Nation heraus und mit Beschwörung aller der Opfer, die dem verbrecherischen System der Restauration schon gefallen, von einem beredten Mund erfolgen. Statt dessen erhebt sich Guizot, hält eine Declamation und spricht lediglich von den Ministern und wieder von den Ministern, als wenn Berryer nicht etwas ganz Anderes angegriffen hätte, die Thatsachen der Julirevolution selbst. Es kommt mehrere Male in dieser Guizot'schen Rede, um sie vollkommen als Professorweisheit zu charakterisiren, das Wort Metaphysik vor.

Endlich wurde die Adresse angenommen und dem König übergeben. Die Kammer ging zu ihren ferneren Arbeiten über. Soult legte einen Gesetzentwurf über die Reserve der Landarmee vor und konnte sich auf einige entschiedene Rügen seines Systems gefaßt machen. Die Pairs begannen zu gleicher Zeit ihre Arbeiten, nachdem gleichfalls ihre unbedeutende von Molé verfaße Adresse dem König vorgelegt worden. Allmälig sah man die polizeiliche Tendenz der Kammern, die besonders auf Veranlassung der Herren Barthe und d'Argout schärfer hervortrat; ja es wandte sich die Verfolgung sogar auf einen Schriftsteller, der in der Kammer selbst als Deputirter zugegen war, den phantastischen Socialisten Cabet. Einstweilen wurden diese Debatten noch verschoben, weil sie von einer dringenden Petition gestört wurden. Das preußische Schiff Elisabeth hatte mehr als hundert begnadigte Polen von Elbing nach Nordamerika führen sollen. Die Jahreszeit zwang das Fahrzeug in Havre zu landen, und die Polen weigerten sich Frankreich zu verlassen. Dazu kam ein anderes Fahrzeug, das in Marseille landete, und ein drittes, das sich zuerst an England wandte, dann aber wünschte nach Frankreich versetzt zu werden. Alle baten um den Schutz und die Unterstützung der Kammern. Die deshalb ernannte Commission machte Vorschläge und d'Argout trat auf, um bei dieser Gelegenheit die Kammern über die in Frankreich bereits wohnende polnische Emigration aufzuklären. Es kam heraus, daß im Jahre 1832 die verschiedenen Flüchtlinge aus anderen Ländern mehr als vier Millionen Franken gekostet

hätten, und daß im Jahre 1834 nicht nur dieselbe Summe nöthig sein würde, sondern auch durch die Aufnahme der in Havre und Marseille gelandeten Polen um eine halbe Million würde erhöht werden müssen. Die geizige Kammer erschrak, verwarf die Petition und überließ es dem Ministerium, für die Aufdringlinge aus eigenen Mitteln zu thun, was es thun konnte.

Ein trauriger Zwischenfall schrieb sich von der Sitzung am 25. Januar her, wo bei einer Verhandlung über die des Republikanismus verdächtigen Artillerieoffiziere von Straßburg der durch die Verhaftung der Herzogin von Berry bekannte General Bugeaud den Redner Barabit mit den Worten unterbrochen hatte: „Vor Allem muß ein Militair gehorchen!" und ein junger Deputirter der Opposition, Dulong, mit Hinweisung auf die Herzogin von Berry erwiderte: „Ja, er muß bis zur Schmach gehorchen!" Weniger vernehmlich hatte Dulong zu seinem Nachbar noch gesagt: „Er muß sich sogar zum Kerkermeister eines Staatsgefängnisses machen lassen!" Kein einziges Journal hatte diesen Ausdruck gehört, nur das Journal des Débats. Es kam zu heftigen Erklärungen, darauf zu einer verwickelten Intrigue, die durch den Adjutanten des Königs, Rumigny, selbst dem Hofe nicht fremd blieb, endlich zu einem Duell, in welchem Dulong so verwundet wurde, daß er starb. Er war der Schützling, vielleicht der natürliche Sohn eines der ersten Oppositionsmitglieder, Dupont's de l'Eure. Der Partheigeist ergriff dieses Ereigniß und stellte es bald so hin, als wäre der junge Deputirte durch die Trabanten des Königs ermordet worden. Die Bevölkerung von Paris drückte beim Leichenbegängniß ihre Theilnahme aus; Dupont schied ganz aus der Deputirtenkammer, und Lafayette holte sich, indem er dem Zuge folgte, durch eine Erkältung seinen baldigen Tod. Alles so tragische Dinge, wie sie in Frankreich mit so viel Wirkung in Scene zu gehen pflegen!

Wir führen diese Ereignisse an, weil sie im Zusammenhange stehen mit dem sich immer mehr offenbarenden Geiste des Mißtrauens und jener Unbehaglichkeit, die im Stillen die furchtbare Explosion von Lyon schon im Voraus ahnen ließ.

Die Polizeimänner des Ministeriums gingen darauf aus, die Straßen von den fortwährenden Aufreizungen zur Revolution zu reinigen. So hatten namentlich die Colporteurs der Journale, indem sie sich auf Tribünen stellten und in auffallende Trachten gekleidet Devisen an ihren Wachshüten aushingen, einen entschiedenen Einfluß auf die Spaziergänger und die Kannengießerei der Bürgerclasse. Man discutirte die Handlungen der Regierung öffentlich, und die Aufregung der Gemüther wurde gewöhnlich so stark, daß zuletzt die Polizei einschreiten mußte. Der deshalb an die Kammer gestellte Antrag, das Institut der Colporteurs zu unterdrücken, ging durch, und es fehlte nur noch der Sieg über eine andere freilich stärkere Macht, die Associationen. Auch Cabet wurde aus dem Schooße der Kammer heraus in die Hände der Gerichtshöfe votirt und von diesen zu einer dreijährigen Gefängnißstrafe mit Verlust seiner bürgerlichen Rechte auf drei fernere Jahre verurtheilt. Doch fand Cabet Gelegenheit, sich nach Belgien und von da nach England zu flüchten.

Soult's Vorschläge an die Kammer waren vielfacher Beschneidung ausgesetzt. Man verminderte die Zahl der Marschälle, setzte die Cadres der Regimenter herab, worüber Soult in solche Mißstimmung gerieth, daß ihm die Unruhen, die sich schon in Lyon und Etienne anzukündigen begannen, gerade recht kamen, um auf den Grund derselben Zuschuß-Credite zu verlangen. Jetzt konnte er auf eine Erhöhung der Effectivbestände der Armee dringen und nebenbei versichert sein, daß der Wille der furchtsamen Kammer unter solchen Gesichtspunkten schwächer war als seine Forderung.

Inzwischen hatten die Minister Mancherlei durch die Uebertreibungen ihrer untergeordneten Faiseurs zu erleiden. Am 23. Februar hatte auf dem Börsenplatze die Verfolgung der Colporteurs eine tumultuarische Scene veranlaßt, bei welcher die Organe Gisquet's, des Polizeipräfecten, mit Säbeln und Stöcken unter Schuldigen und Unschuldigen eine grobe Scene aufführten. Salverte interpellirte deshalb in der Kammer das Ministerium und mußte mit seiner Entrüstung über die stattgehabten Vorfälle um so wirksamer auftreten, als er in

dem Rufe eines zwar systematischen, aber durchaus nicht leidenschaftlichen oder übertreibenden Opponenten stand. Ehe das Ministerium antwortete, erhob es erst eine Frage, die wieder für seinen Pedantismus zeugt. Es wollte das Interpellationsrecht bestreiten, ein Recht, das der parlamentarische Gebrauch in England nie in Abrede gestellt hat. Es ging ein Tag über Erörterung dieser Formalität hin. Am folgenden Tage (den 6. März) begann Salverte die eigenthümliche Verfahrungsart der Pariser Polizei zum allgemeinen Entsetzen genauer zu schildern. Zu einem desfallsigen Antrage kam es jedoch nicht; es war eine Frage im Anzuge von wichtigerem Interesse, bei welcher sich dann alle Partheien aussprechen konnten: das Gesetz über die Associationen.

Die geheimen Gesellschaften schreiben sich in Frankreich aus den Zeiten des Kaiserreiches her. Die Republik duldete nichts Heimliches; sie hatte sogar die Freimaurerei abgeschafft. Die Philadelphen unter der Kaiserherrschaft sind bekannt. Dies war ein Keim, der während der Herrschaft der Bourbonen noch festere Wurzeln gefaßt hatte. Es entstanden Geheimbünde, die auf zwei Tendenzen hinauskamen: einmal die carbonaro-propagandistische, welche die Republik im Auge behielt und ihre Höhe in der „Gesellschaft der Menschenrechte" erreichte; die zweite, die orleanistisch-constitutionelle, die zunächst die Wahlen im Auge hatte und in dem sogenannten Verein Hilf Dir gipfelte. Diese letztere Gesellschaft war kurz nach der Julirevolution scheinbar aufgelöst worden. Sie war die weniger gefährliche, konnte aber gefährlich werden, seitdem mit Louis Philippe's Erhebung ihr ostensibler Hauptzweck erreicht war, die Minister selbst austraten, aber ein Organismus zurückblieb, der für andere Zwecke ausgebeutet werden konnte. Die Gesellschaft der Menschenrechte, der Volksfreunde, die Union, waren eingetheilt in einzelne Logen und Ausschüsse, die besondere Namen von einigen gräßlichen Erinnerungen der Revolution trugen. Es gab eine Section der Tyrannenmörder, eine Section Marat, eine Section Robespierre — alles Bezeichnungen, die, selbst wenn das Schauderhafte nur im Namen lag, doch auf die Phantasie der erhitzten Jugend gefährlich wirken

mußten. Zu diesen Vereinen gesellte sich noch neuerdings eine andere Gattung, deren sich die Gesellschaft der Menschenrechte als eines Hülfsmittels bediente: in den Fabrikstädten die Associationen der Arbeiter. Diese gingen zunächst nur darauf aus, den Arbeitslohn gegen die Meister in einer von den Arbeitern willkürlich dictirten Höhe zu erhalten und sich auf den Fall des Widerstandes bei den Fabrikanten und der daraus entspringenden Arbeitslosigkeit nothdürftig gegenseitig unterstützen zu können. Es lag in der Natur dieser Vereine, daß sie eine demokratische Färbung bewahrten, und diese wurde von der republikanischen Parthei greller und greller aufgetragen. Wir werden noch im Laufe dieses Jahres die blutigen Früchte dieser Coalition zwischen den Arbeitern und den Halb- und Ganz-Republikanern kennen lernen. Einstweilen war der von der Regierung entworfene Antrag auf Unterdrückung der Associationen durch die Commission der Kammer gegangen und hatte von ihr eher noch Verschärfung als Milderungen erfahren. Am 11. März begann die Discussion dieser das Publikum lebhaftest beschäftigenden Frage. Sprecher für das Recht der Association fanden sich selbst bei den Gemäßigten. Portalis nannte das Recht der Association so heilig, wie das des Denkens; man könnte den Bürgern die Befugnisse, sich in bestimmter Anzahl zu versammeln, versagen, und das Strafgesetzbuch Napoleon's versage es auch; aber wie könnte man das Recht der Association überhaupt damit verwechseln! Er wolle zugeben, daß man die Association mißbrauchen könnte, so gut wie die Presse; wolle man aber darum beide vernichten? Die englische Regierung sei eine Regierung, die es mit dem Volke halte, die selbst Theil nehme an den Associationen, weil die Associationen aus den Bedürfnissen und Interessen des Volkes entsprängen. Wäre dies in Frankreich ebenso der Fall, dann erst könnte man wahre monarchische Grundsätze in allen Classen der Gesellschaft aussäen und der Thron der Dynastie würde tausendmal mehr gesichert sein, als mit jener Menge von kostspieligen Bayonnetten! Portalis sagte ferner, daß der Entwurf im Widerspruch mit der Verfassung stünde. Die Constitution lasse dem Bürger als erstes Recht die individuelle Freiheit,

und diese bestünde in der Befugniß, mit seinen Mitbürgern zu sprechen, zu schreiben, zu correspondiren, sich zu associiren und sich untereinander unter der Herrschaft repressiver Gesetze zu versammeln. Ein dem Hofe blind ergebener Oberst der Nationalgarde, der vielgenannte Herr Jacqueminot, machte sich dagegen anheischig, die Meinung der ganzen Nationalgarde zu vertreten und die Zustimmung derselben zu dem Vorschlage der Regierung zu versichern. Der Erfinder des Gesetzes, er, der früher selbst Carbonaro gewesen und einen Katechismus verfaßt hatte, wie man bei Preßprocessen auf eine jesuitische Weise seine Antworten auf die Fragen der Richter stellen sollte, Minister Barthe, verwies sogleich auf den Statusquo, den Herd des Jacobinismus, der von Paris aus nach allen Theilen des Landes seine „mörderischen Minen" legte. Barthe bemühte sich besonders, der Kammer dasjenige anzudeuten, was Frankreich von der Coalition der Arbeiter mit den Jacobinern zu erwarten haben würde. Der Widerspruch wurde kleinlauter. Guizot faßte sich Muth und gestand, daß er früher selbst ein Mitglied des Vereins „Hilf Dir" gewesen sei, daß er ihn verlassen hätte, nachdem er seinen Zweck — den Thron der Bourbonen zu stürzen, sagte Guizot nicht, — sondern frei auf die Wahlen zu wirken — verfehlt hätte und in Principientendenz ausgeartet wäre. Er entwarf ein Bild vom Zustande des Landes, den feindlichen Partheien, Carlisten und Republikanern. Ohne eine Art Vorlesung ging es dabei nicht ab. Er griff einige neuere Associationstheorieen des St. Simon und Fourier an, widerlegte die agrarischen Phantasieen derselben und schloß mit einer Aufforderung an die Kammer, ihn in seinem ferneren Systeme zu unterstützen. So wurde dann das ganze Gesetz in seiner ministeriellen Fassung mit 246 weißen gegen 154 schwarze Kugeln angenommen. Wie aus Beschämung über dies Resultat ließ die Kammer unmittelbar darauf das Ministerium in der schon erwähnten Nordamerikanischen Forderungsfrage fallen. Die Gesetzgebenden Körper sind fast alle so. Es bleibt ein peinliches Gefühl, Ausnahmen zur Regel zu machen. Die Wirkung des Associationsgesetzes auf die Nation ließ sich nicht be-

rechnen; denn die Nation ist oft undankbar; sie läßt sich zwar gern bedienen, empfindet es aber doch, daß sie den Dienst annehmen mußte. Da giebt es denn statt der Dankbarkeit Repressalien, z. B. bei Wiederwahlen. Aus diesem Gefühl mochte sich vielleicht das auffallende Resultat herschreiben, das sich über den ministeriellen Antrag über die nordamerikanische Schuld ergab.

Wir nähern uns einer furchtbaren Katastrophe, dem Aufstande von Lyon. Doch zuvor ein Wort über die Partheistellungen außerhalb der Kammern.

* * *

Die legitimistische Parthei schien so gut wie todt. Die westliche Chouanerie war niedergeschmettert. Die Herzogin von Berry hatte ihre Frauenehre, die Legitimirung eines unehelichen Kindes, durch eine Vermählung, die sie mit Frankreich außer aller Verbindung brachte, retten müssen. Der Hof von Prag, wo Karl X. wohnte, versuchte keine gewaltsamen Wiederherstellungen mehr. Das Programm der Legitimisten löste sich, wie wir bei Berryer gesehen haben, in fast mephistophelische Betrachtung der Dinge auf, oder, wie bei Lamartine, in eine Philosophie, die, den Menschen an ihr Herz drückend, diesen über die Erbärmlichkeit des Daseins, natürlich auch der herrschendeu Politik hinweg, höher hinauf zu ätherisiren sucht. Der Legitimismus wird in Frankreich eine Gemüthsstimmung werden und muß, wenn er in diesem Lande noch Stoff haben will, ihn von einer Allianz mit den Ideen der Republik entnehmen.

Was die republikanische Parthei anbelangt, so besteht sie aus einigen alten Theoretikern, wie Cormenin, und aus jugendlichen Phantasten mit mehr oder minder Rücksichtslosigkeit. Was diese Parthei so stark macht, ist namentlich das abgerundete und durch Thatsachen bewiesene Vorbild, das sich für alle ihre Gesinnungen und Handlungen in der vergangenen Geschichte Frankreichs vorfindet. Weil hier für die Erfindung kein Genie verlangt wird, sondern nur das Talent der Nachahmung, so können die Republikaner sich

schnell verständigen. Wäre die Republik etwas Neues in Frankreich, so würden sich ihre Ideen erst Bahn brechen müssen; so aber sind sie die Tradition der Schulen. Man lernt dort das Große an der Republik, lernt, was bei ihrer Wiedereinführung zu vermeiden sei. Bei alledem ist in Frankreich beim gemeinen Mann die Republik doch verhaßt. Und es sind nicht einmal die Boutiquiers, die sich vor der Emeute fürchten, — gewisse Bürger lieben sogar die Emeute, wenn sie nur im Stande wäre, ihnen bessere Ministerien und neue Zollgesetze zu verschaffen. Aber was sie am meisten hassen, das ist die unbestimmte Tafel der Zukunft, sind die Phantome der republikanischen Bankette und Toaste, die rothmützigen Neckereien auf den Boulevards, der Terrorismus, der den Philister in Verlegenheit setzt, sind sogar die Stutzbärte, hinter welchen so oft noch etwas stecken kann, nicht etwa St. Just und Danton, sondern — nun wird der Philister pfiffig — die verkappte Emigration. Als die Lyoner Bewegung in Paris nachgeahmt wurde, war der Dienst der Nationalgarde ein leidenschaftliches Anklammern an die sogenannte patriotisch-nationale Revolution, an die Julitage, die drei Farben in ihrer ungestörten Aufeinanderfolge, an alle einzelnen Embleme und Namen der Bewegung von 1830. Die Republik scheint im großen Publikum so gehaßt wie östlicher Despotismus, gleichsam als wäre sie die rechte „absolute Monarchie", mit welcher man in Frankreich den Kindern Furcht einjagt, wenn sie nicht schlafen wollen. Man kämpft in Frankreich gegen alles „Rothe" in der festen Ueberzeugung, daß es der Rettung seines eigenen Lebens, seiner Renten, seines Testamentes und seiner Kinder gilt. Man muß nicht glauben, daß die Republik in Frankreich populär sei. Womit will die Republik das Gedächtniß der grausamsten Jahre in der Geschichte auslöschen? Womit will sie beweisen, daß die Umstände, unter denen sie gegenwärtig in's Leben treten will, nicht dieselbe Nothwendigkeit in sich schlössen, die vor vierzig Jahren die eisernsten Gesetze eines Despotismus der Meinung, einen absolutistischen Zwang zur Freiheit schuf! Und wenn Frankreich vielleicht nicht gegen die Republik wäre, so würde es doch sagen, es hätte keine Kraft, sie noch ein-

mal zu ertragen. Hat es sich doch kaum erholt von seinen langjährigen Erschütterungen; es ist zufrieden mit seinem Ruhm, der einem ruhigen bürgerlichen Leben des Erwerbes und der Erholung gerade soviel Poesie giebt, als hinreichend ist, um ein patriotisches Lied zu empfinden und die Kinder, wenn sie die Thaten des Epaminondas lesen, nicht erröthen zu machen. Es will keine Republik, keinen neuen Impuls der Geschichte, der dem Lande vielleicht Ruhm, aber auch unendlich viel Unglück bringen könnte. Nur das allein ist schwer in Frankreich: die Idee der Republik zu besiegen! Man wird es mit Einkerkerungen und Kanonen nicht können, man muß ihr andere Ideen gegenüberstellen. Die Idee der Republik ist voller Hoffnungen; man nehme ihr diesen Zauber, und man wird sie besiegt haben; man kann sie nur durch Thatsachen besiegen, Wegräumung jener Anstöße, auf welche sich die Republik zu berufen pflegt. Bis jetzt kann es noch scheinen, als wenn die französische Republik nur ein Collectivname für die Unzufriedenheit im Lande ist. Wenn man die Quellen dieser Unzufriedenheit verstopft, so würde diese ihre Symbole, ihren republikanischen Traum willig jener kleinen Schaar überlassen, die in ihrem Jugendwahn in Formen noch etwas Wesentliches sieht. Republik ist in der That keine neue Staatsform mehr, sondern nur die Veränderung des Statusquo*), von welchem Jedermann, der Carlist wie der einfache politische Intriguant, Vortheile zu ziehen sucht. Die Minister sollten Frankreich nicht schützen wollen gegen die Partheien und es sichern wollen durch Kanonen auf der Straße und durch Phrasen auf der Tribüne; sondern sie sollten sich anheischig machen, Frankreich auf eine unbefangene Weise glücklich zu machen, so würde die Republik nicht mehr kommen und von ihrer Seite erklären können, daß sie es wäre, die dies Geschäft übernimmt.

Der Brand in Lyon war vorauszusehen. Die Arbeitervereine hatten längst eine drohende Stellung genommen und wurden dabei von den republikanischen Clubs unterstützt,

*) Wie sie 1874 nichts als die Neutralisirung der dynastischen Aufdringlichkeiten ist. Man spricht von einer „Vernunftehe“ mit der Republik.

die dem Gesetz der Associationen sich nicht fügen wollten. Es gab unter den Arbeitern zwei Verbindungen: die Ferrandiniers und die Mutuellisten. Die letzteren protestirten geradezu gegen das Gesetz und erklärten ihre Gesellschaft für unauflöslich. Es folgten einige Reibungen mit dem königlichen Procurator; die Sache der Mutuellisten sollte im Gerichtshofe zur Sprache kommen. Alle Nachrichten kamen darin überein, daß das gerichtliche Verfahren gegen die „Gegenseitigen" zum blutigen Zusammenstoß führen mußte. Das Haus der Gerechtigkeit, der Justizpalast, zufällig von Truppen entblößt, wurde von den Arbeitern belagert, durch einen Zufall erobert und in seinem Innern verwüstet. Am 9. April gegen Mittag hatte der Kampf begonnen. Die Mitglieder der Vereine hatten sich bewaffnet, sich auf die Place des Pontoirs begeben, zuerst, ohne anzugreifen, doch bereit, Gewalt zu gebrauchen, wenn man Gewalt sähe. Sie wurden aufgefordert, auseinander zu gehen, worauf sich ein schrecklicher Kampf entspann. Die Truppen schossen mit Kartätschen; die Aufrührer bemächtigten sich der Häuser, von wo aus sie auf ihre Opfer zielten. Die Insurgenten wurden größtentheils aus der Stadt hinaus in ihre Vorstädte Guillotière, Brotteaux, Croix rousse und Cordeliers getrieben. Nur noch in den Kirchen von Bonaventura und Nizier waren in der Stadt selbst die drohenden Massen zusammengedrängt. Diese Punkte vorzüglich mußte der Befehlshaber der Truppen, General Aymar, nehmen lassen; es gelang. Doch am Brückenkopfe der Guillotière wurde erbittert gekämpft; die Häuser gerathen in Flammen, die Schiffe auf dem Rhone fangen Feuer, die Insurgenten bemächtigen sich dreier Kanonen und beschießen das Hauptquartier der Truppen, die nur mit zwei Kanonen antworten konnten; mehrere Häuser werden verwüstet, eins niedergebrannt. Das waren die Ereignisse des zweiten Tages. Am dritten versuchten schon um zwei Uhr Morgens die Insurgenten sich in dem Quartier des Cordeliers auf mehreren Punkten Luft zu machen. Kanonen und Flintenschüsse treiben sie zurück. Mit Anbruch des Tages beginnt der Kampf auf allen Punkten; auch die Soldaten errichten Barrikaden. In allen Quartieren Lyons wird gekämpft, aber nicht mehr so

heftig wie zuvor; schon herrscht in der Stadt allgemeiner Mangel. Gegen Abend bieten die von den Truppen besetzten Posten das Bild eines Lagers auf offenem Felde. Und am vierten sind die Stellungen noch dieselben wie zuvor; das Gewehrfeuer hatte die Nacht hindurch gedauert, am Morgen gewann es neue Kraft; die Soldaten wollen eine Barrikade nehmen, es mißlingt; doch erringen sie an einigen anderen Orten Vortheile. Inzwischen bricht an einem andern Theile der Stadt ein neuer Kampf aus. Es hilft indessen nichts mehr. Die Insurrection fängt an sich zu verbluten; der Widerstand wird schwächer. Am fünften und sechsten Tage verwischt sich allmälig das ganze düstre Gemälde, der in Massen geführte Kampf hat sich zerstreut und nur noch auf Einzelne wird Jagd gemacht. Die Zahl der Todten und Verwundeten wurde verschieden angegeben. Zuerst sprach man von Tausenden, späterhin entschied man sich dafür, daß von den Soldaten 55 Mann todt, 258 verwundet und unter diesen später noch 36 gestorben sind; von den Insurgenten war die Zahl der Gefallenen beträchtlicher. Im Ganzen mochte sich die Zahl der Todten und Verwundeten auf 6—700 Menschen belaufen.

Die Katastrophe entzündete den Brennstoff noch an manchen andern Orten. Die um Lyon gelegenen Städte, ja selbst Marseille, folgten dem blutigen Beispiele, aber mit nicht minder unglücklichem Erfolg. Auch in Paris entspann sich seit dem 12. April eine Unruhe, die zuletzt in eine vollständige Emeute überging. Man wählte dasselbe Schlachtfeld, wie vor zwei Jahren die Republikaner vom 5. und 6. Juni; Barrikaden wurden errichtet und Flintenschüsse gewechselt; nicht Wenige wurden auf beiden Seiten verwundet und Einige getödtet. Die von der Regierung entwickelten Streitkräfte waren unverhältnißmäßig stark gegen den Widerstand der Insurgenten; man wollte die Sache mit einem Schlage beilegen und verfuhr vielleicht ungestümer, als es die Umstände verlangten. Eine Familie in der Straße Transnonain wurde von den Soldaten niedergemetzelt; ein junger verwundeter Mensch sprang in die Seine und wurde noch von der Brücke aus durch die Flintenschüsse der Soldaten verfolgt,

bis er im Wasser verschwand. Es sollte wieder das 35. Regiment gewesen sein, das sich schon früher in Grenoble den Ruf der Grausamkeit erworben hatte. Die Emeute war gedämpft, aber allgemein war das Entsetzen über die Verwilderung, deren sich die Regierung zur Bemeisterung ihrer Gegner zu bedienen anfing.

Nach diesen Scenen, wo sich Söhne des eigenen Landes im blutigen Bürgerkriege zerfleischten, mußte eine schmerzliche Stille eintreten, und, Wunder genug! diejenigen, die zuerst das Haupt erhoben, waren die Republikaner selbst. Man hatte sich über ihren Sturz beglückwünscht, und jetzt sagten sie: „Wir sind ja gar nicht die, die sich geschlagen haben; es waren nur einige Verblendete, die nicht hören wollten; die Sectionen haben sich nicht in Activität gesetzt!" Ueberhaupt giebt es Republikaner in Frankreich, welche die Entscheidung durch die Gewalt der Waffen entschieden verschmähen. Der „National" hatte immer die Emeute gemißbilligt, und in der That, die Mäßigung dieses Journals machte dasselbe dem Ministerium furchtbar. Weil man den National nicht auf der Straße hatte besiegen können, so suchte man ihn vor den Assisen und am Schlusse des Jahres sogar vor der Pairskammer zu vernichten. Sogar ein Freund Armand Carrel's, Namens Conseil, der bei einer Hinfahrt zu den Assisen in der Seine ertrank, wurde „in Abwesenheit" zu einer einjährigen Strafe verurtheilt. Carrel hatte die Pairs die Mörder Ney's genannt. Er war in Person vor die Kammer getreten und sagte ihr in Beziehung auf das Todesurtheil Ney's: „Es ist nicht meine Aufgabe, zu untersuchen, ob es leichter wäre, jenes Todesurtheil zu einem gesetzlichen zu machen, als eine Revision eines ungerechten Processes anzustellen. Die Zeit hat ihr Urtheil gesprochen; heute bedürfen eher die Richter einer Reinigung als der Geopferte." Hier unterbrach der Präsident den Redner, doch Carrel erwiderte: „Wenn von den Mitgliedern, die für den Tod des Marschalls Ney gestimmt haben und in diesem Umkreise sitzen, einer ist, der sich verletzt fühlt, so klage er mich an dieser Stelle an, ich werde erscheinen. Ich würde stolz sein, der erste Mann der Generation von 1830 zu sein, der aufträte, um hier im Na-

men des empörten Frankreich zu protestiren gegen jenen verabscheuungswürdigen Mord!“ Hier erscholl Beifall, dort der Ausbruch der Entrüstung. Unter den Pairs selbst aber erhob sich General Excelmans und rief unter allgemeinem Bravo der Galerie: „Die Verurtheilung des General Ney war ein gesetzloser Mord, ich sage es!“ Carrel erhielt noch einmal das Wort, aber so wie er an Ney erinnerte, mußte er sich zurückziehen. Er hatte die Vertheidigung für den verantwortlichen Geranten des National übernommen, und dieser wurde dann zu zweijährigem Gefängniß und zehntausend Franken verurtheilt. Die Summe war sofort aufgetrieben; alle Partheien subscribirten, um sie für den National zu bezahlen. Die imperialistische Erinnerung arbeitete für eine Zukunft, die Allen dunkel blieb.

Doch kehren wir zu den Begebenheiten des gesetzlichen Werdeprocesses einer politisch geordneten Nation zurück. Erörterungen über das Kriegsbudget beschäftigten die Deputirten und die Annahme des Associationsgesetzes die Pairs so lange, bis der Aufstand von Lyon alle Gemüther dermaßen heftig ergriff, daß die einstweilige Tagesordnung auch in der Kammer gestört war. Lamartine wollte alle Verhandlungen einstweilen verschoben wissen, was jedoch nicht angenommen wurde, weil man täglich die Minister sehen und diese um die neuesten Depeschen des Telegraphen befragen müßte. Als die Ruhe endlich wiederhergestellt war, wandten sich die Minister mit neuen Repressivgesetzen an die Kammer. Dies war vorauszusehen. Jede Ausschweifung schwächt die Kraft eines Landes und nimmt der Freiheit so viel, als das Gouvernement zu verlangen wagt. Die Pairskammer wurde in einen Gerichtshof verwandelt, der statt der rechtmäßigen Jury die Gefangenen des April aburtheilen sollte. Die Deputirtenkammer nahm das Budget des Kriegsministers auf, sprach von der Zahl der Marschälle, den Festungswerken von Hüningen, und beschäftigte sich endlich mit den in Lyon Verwundeten, den Witwen und den Waisen, für welche 400,000 Franken bewilligt wurden. Als noch später darauf die Rede kam, auch für die Verluste an Baulichkeiten und Eigenthum amtlich zu entschädigen, verwarf man die geforderte Summe, worin eine

um so größere Ungerechtigkeit lag, als in Lyon schon seit längerer Zeit keine Nationalgarde existirte, durch welche sich die Bürger in ihrem Eigenthum hätten schützen können. Die noch vorhergegangene Erörterung über die Beibehaltung und die Colonisation von Algier zeigte endlich die Tendenz des Tiersparti, das Ministerium brechen zu wollen, immer deutlicher. Weitere Verhandlungen über das Budget sind ohne Interesse, wenn man davon nicht einige Episoden, die Oper und die historische Literatur betreffend, ausnehmen will. Höchst aufgeregt wurde die öffentliche Stimmung durch den Zollentwurf des jungen Handelsministers Duchatel. Dieser hatte einen großen Theil der Zölle herabgesetzt und damit in der Meinung der Fabrikanten und Privilegirten die Interessen der Nation angegriffen. Duchatel ging von den Theorieen der neuen freisinnigen Nationalökonomie aus; die Handelskammern dagegen, auf welche er Berufung eingelegt hatte, von ihrem isolirten Interesse. Alle Organe der öffentlichen Meinung sprachen sich gegen den egoistischen Partikularismus aus, der sich in den Gutachten der Handelskammern mit Sophismen und Berufungen auf die Nationalwohlfahrt, und besonders mit Erinnerungen an die Unruhen der Fabrikstädte geltend machen wollte. Die extremsten Journale, selbst der „National", unterstützten diesmal die liberalen Ansichten des Handelsministers. Dennoch war die Opposition des Egoismus so stark, daß der Minister seinen Entwurf zurücknahm. War es doch gerade die Kammer, deren Mehrzahl die Interessen des Egoismus vertrat.

An dieser Stelle sei der Tod der berühmtesten Tradition der französischen Revolutionsgeschichte eingeschaltet. General Lafayette war schon eigentlich mit der Julirevolution gestorben, da er, um mit Horaz zu reden, ein schönes Weib in einen Fisch sich endigen sah, ja in dem Augenblick, als er selbst es gewesen, der die Monarchie mit der Republik vermählen wollte. Lafayette hatte sich aus seinen Privilegien der Geburt, aus seiner adligen Erziehung, die ihn an den Hof gebracht hatte, bis zu einer seltenen Gedankenfreiheit erhoben; aber es bleibt charakteristisch, wenn auch der menschlichen Natur angemessen, daß Männer, die den Muth haben, ihre eigene Sphäre zu

überschreiten, doch vor irgend einer Barrière stutzig werden, die dann auch eine unverrückbare bleibt. Ich spreche hier nicht von der Consequenz, sondern davon, daß man in einen Strom, der doch entweder nur enden kann an seiner Quelle oder an seiner Mündung, mit Gewalt feste, eiserne, unaufhaltsame Einschnitte machen will, daß man im Negativen plötzlich Positives verlangt. Wie aber soll das Positive gerade hieher kommen? Welche innere Nothwendigkeit, daß es gerade da stehen muß und nicht anderswo? Lafayette ergab sich diesen Reflexionen und hielt mitten im Strome der Revolution inne. Er glaubte, daß man aus einem gewissen Quantum von Negationen schon ein Positives schaffen könnte, und war somit durch sich selbst dafür bestimmt, daß er zwar immer ein Mann des schwungvollen Anfangs war, aber immer auch dem Ende unterliegen mußte. Lafayette hatte die Revolution ergriffen und unterlag ihr; er ergriff die Bewegung nach dem Sturze Napoleon's und verschwand; er erregte die Julirevolution und wurde von ihr zurückgesetzt. Dies lag nicht in Verhältnissen, nicht einmal in dem halben Willen Lafayette's, sondern in jener wunderlichen Unzulänglichkeit, die manchen sonst trefflichen Charakteren eigen ist, Charakteren, die über eine gewisse Grenze, die Grenze ihrer Person und ihres Blicks, nicht hinaus können. Lafayette war ein milder Charakter, der sich in die Revolution geschleudert hatte; er, der vorzugsweise die Männer exaltirte, hatte ein weibliches Gemüth, und nicht blos die Schwäche einer jungen, sondern die Schwäche einer alten Frau. Lafayette war in den letzten Tagen seines Lebens veranlaßt zum Aerger und Ueberdruß an den Dingen. Seinen Unmuth dämpfte er durch jeweilige Schwatzhaftigkeit; man könnte sie eine in der feinsten, edelsten Form vorgetragene Klatscherei nennen. Da wurden Revolutionen ausgesonnen, kleine Gepolter als große Ungewitter betrachtet; da sammelten sich die Polen, die Deutschen, die Italiener, Spanier um ihn und dupirten sich und ihn durch ihre Nachrichten aus der Heimath, ihre Hunderttausende, die sie in ihrer Phantasie marschiren ließen, Massen, die sich der Zeughäuser bemächtigten, Lärm schlugen und Republiken ausriefen mit allen Farben des Regenbogens. Lafayette, der

diesen kosmopolitischen Hof um sich her hatte, besaß nie einen gründlichen, persönlichen Haß der Tyrannei; er mußte sich durch Principien und eine gewisse Entfernung von der Thatsache halb widerstrebend dazu bringen, daß er mit diesen seinen Allarmisten die Monarchie verwarf. Er war, ich will nicht sagen eitel, sondern gutmüthig genug, bei alledem gern und oft zu Hofe zu gehen und sich da von den Königen selbst Auskunft zu erbitten, ob sie nicht bald selbst den Antrag an die Kammer bringen würden, in Kürze ihren Rücktritt und die Verwandlung der Monarchie in Republik, wenn auch nicht dem Namen, doch dem Wesen nach, zu beschließen. Louis Philipp kannte diese Schwäche und benahm sich milde und herzlich gegen den, der ihm in einer Aufwallung von Zärtlichkeit gesagt hatte: „Sire, Sie sind die beste Republik!"

Lafayette starb hochbetagt und wurde unter allgemeinem Zustrom des Volks begraben. Die Stadt war ruhig; die Republikaner haßten schon lange den alten Freiheitshelden. Gefangene, die in Vincennes saßen, hatten sogar bei seinem Tode illuminirt. Die Kammer drückte dem Sohne Lafayette's durch ihren Präsidenten ihre Theilnahme aus. Am 24. Mai wurde die Deputirtenkammer geschlossen und ganz aufgelöst; die Wahlcollegien wurden auf den Junius zusammenberufen; am 20. August sollten sich die neuen Deputirten in Paris wieder einfinden. Es war vorauszusehen, daß die Wahlumtriebe ein großes Feld haben würden. Die Regierung schärfte den Behörden die strengste Wachsamkeit ein; d. h. sie sollten Sorge tragen, daß nur die Candidaten der ministeriellen Parthei gewählt wurden. Es war vorauszusehen, daß die Zahl der Opponenten der neuen Kammer viel schwächer werden würde; doch schienen den Legitimisten Mittel zu Gebote zu stehen, ihre alten Führer wieder durchzusetzen. Da den Republikanern einleuchtend sein mußte, daß ihnen dies weniger gelang, so entschlossen sich beide Partheien, sich wechselseitig zu unterstützen und nicht nur gegenseitig für sich zu stimmen, sondern auch ihre Stimmenzahl dadurch zu verstärken, daß sie diese, unbeschadet des politischen Glaubensbekenntnisses, auf einen ihrer Candidaten, gleichviel ob Carlist oder Republikaner, vereinigten. Dieser Compromiß zwi-

schen Lilie und rother Mütze wurde von den ministeriellen Blättern heftig angegriffen, vom „National" nur belächelt, von der „Gazette de France" auf's dringendste empfohlen. In Paris selbst fielen die Wahlen für die Regierung aus. Thiers besiegte Salverte, Lafitte verlor zwar sein altes Pariser Mandat, wurde aber dafür in der Provinz viermal gewählt. Das Resultat war entschieden zu Gunsten der Regierung. Keine ihrer Hauptstützen fehlte, eine Menge von Neulingen, die in die Kammer gekommen waren, konnte sie vielleicht erobern, wie man auch den ausgezeichneten Redner Sauzet von Lyon noch vor Beginn der Verhandlungen dadurch fesseln wollte, daß man ihm das Ministerium des Unterrichts anbot. Die Opposition bestand, wie immer, aus den Fractionen Odillon Barrot und Mauguin, aus einigen Republikanern und einer ziemlich starken Colonne von Legitimisten, die zu den Ihrigen große Talente zählte und von Berryer und Lamartine angeführt wurde.

Die Art der Zusammenberufung fand lebhaften Widerspruch. Man bestritt, daß man die Kammer so früh hätte einberufen und dann doch erst so spät zur Erörterung kommen lassen dürfen. Thiers hätte gern die Kammer sofort prorogirt; man sagte, er dürfe dies nicht, weil noch keine Kammer existirte. Fast alle Journale der Opposition und des Tiersparti griffen die Prorogation als eine Verletzung der Charte an; man sagte, daß es eine der härtesten Anklagen gegen die Minister Karl's des Zehnten gewesen sei, die Deputirtenkammer aufgelöst zu haben, bevor sie noch durch regelmäßige Constituirung da war. „Der König kann die Deputirtenkammer auflösen; dazu muß sie aber constituirt sein; vor der Versammlung und Constituirung giebt es nur gemachte Wahlen. Die Charte sagt nicht, daß der König gemachte Wahlen cassiren könnte." Diese Angriffe waren zu entschieden; man mußte sich entschließen, die Kammer im Sommer zu berufen, sich völlig constituiren zu lassen und sie dann bis auf den Winter zu vertagen. Sie trat am 1. December zusammen unter stürmischen Umständen und in dem Augenblick, wo die Schwankungen des Ministeriums eingetreten waren und die Doctrinairs sich durch das Löschpapier des Bassano'schen Mi=

nisteriums wieder hatten hindurchfiltriren lassen. Die lebhaftesten Erörterungen ergaben sich, als die Minister eine „Billigung ihres Systems" verlangten, eine Art Vertrauensvotum, wie Mendizabal es später von den Procuradoren in Madrid verlangte. Sogleich kam es zu den lebhaftesten Kämpfen, selbst der Tiersparti erklärte sich gegen das Ministerium, man hätte ja vor vier Monaten in der Adresse deutlich seinen Willen zu erkennen gegeben. Wenn sich Guizot immer auf seine Majorität beriefe, so müßte man erklären, daß systematische Majoritäten entweder künstliche oder bestochene seien. Endlich am 6. November kam es zu einer Schlacht, in welcher Sauzet, noch nicht ganz gewonnen, eine Rede voll schlagender Momente hielt. Sauzet sagte: „Ihr wollt die Zustimmung zu einem Systeme; was hat denn Frankreich von einem System? Befolgt die Charte, dann werdet Ihr immer unsere Zustimmung haben!" Dupin sprach sich nicht weniger energisch aus, und es kamen Geständnisse und Angriffe zum Vorschein, die nahe an Persönlichkeiten streiften. Am schlagendsten wirkte aber doch Thiers. Dieser, noch nicht auf Alleinherrschaft, sei's in der Kammer als Partheiführer, sei es im Ministerium, bedacht, wandte sich links und rechts, theilte hierhin und dorthin seine Schläge aus, wo dann freilich zuweilen Behauptungen unterliefen, die ihm zu seinem Nachtheile entfielen, unter anderen die Erklärung, daß das jetzige Ministerium ein „Ministerium des Widerstandes" wäre. Himmel! Diese Behauptung wurde sofort von den Journalen aufgegriffen, es war ein Stichwort da, ebenso wie eine andere Stelle seiner Rede urgirt wurde, wo dem Vorschnellen über die Zunge gelaufen, daß nur „die Wähler des Landes die wahren Bürger wären".

Die Pairskammer hatte sich, wie wir schon wissen, in einen Gerichtshof umgewandelt. Sie hatte mehrere Tage hindurch der Vorlesung eines voluminösen Manuscriptes über die Lyoner und Pariser Unruhen beigewohnt, sie zog sich oft in ihre Bureaux zurück zu Geheimsitzungen und compromittirte sich am Schlusse des Jahres, indem sie den „National" wegen einer unüberlegten Aeußerung vor ihre Schranken rief, sich dann unter Zustimmung einiger ihrer freisinnigen Mit-

glieder Dinge sagen lassen mußte, die ungefähr auf das Wort eines Journalisten hinauskamen: „Ihr seid alle alte Plaudertaschen, Podagristen, bedeckt mit Mitleid, Lüge und Mord!"

* * *

Noch ein Wort über Frankreichs Annex, das verhängnißvolle, so schwer zu behauptende Algier.

In der über Algier ernannten Commission der Kammer stritten sich drei Meinungen. Die eine wollte Afrika räumen. Die zweite wollte nur die festen Plätze behaupten, ohne die Herrschaft über die Ebene weit auszudehnen. Die dritte wollte das Land um jeden Preis unterwerfen, so weit es nur zu erreichen war.

Alle drei Ansichten hatten wol ihr Mißliches. Giebt man Algier ganz auf, so überläßt man die inzwischen befreundet gewordene Bevölkerung einer ungewissen Zukunft, opfert auch die Handelsinteressen Südfrankreichs. Die Beibehaltung der festen Plätze ist nur eine halbe Maßregel; denn sie entmuthigt den Handel und die Industrie, die von da ab nichts mehr wagen würden. Die Beibehaltung Algiers überhaupt verschlingt die materiellen Kräfte und die Soldaten Frankreichs, ohne einen Vortheil zuwege zu bringen, wenn die Sache nicht gänzlich anders mit dem Lande angefangen wird. Schon die Unentschlossenheit der französischen Regierung hinsichtlich der Behauptung Algiers erschwert die Lage der Bewohner. Der Bey von Constantine hatte sich mit Abd-el-Kader verbunden und gab entweder aus Politik oder Ueberzeugung den Oberhäuptern der Stämme zu verstehen, daß die Franzosen die Regentschaft nächstens räumen würden. Der entschiedenste Gegner der Franzosen war Hadschi Achmed, der sich durch ein Schreckenssystem leicht in den Besitz einer imposanten Heeresmacht hatte versetzen können. Abd-el-Kader suchte sich den Franzosen zu nähern; er hatte von seinen unruhigen Chefs, die ihm die Unfälle seiner Waffen zuschrieben, viele Bedrängnisse zu erfahren, und versuchte es deshalb, um sich vorerst von dieser Seite zu sichern, in Friedensunterhandlungen zu treten. Der Friede kam zu Stande und die Ara-

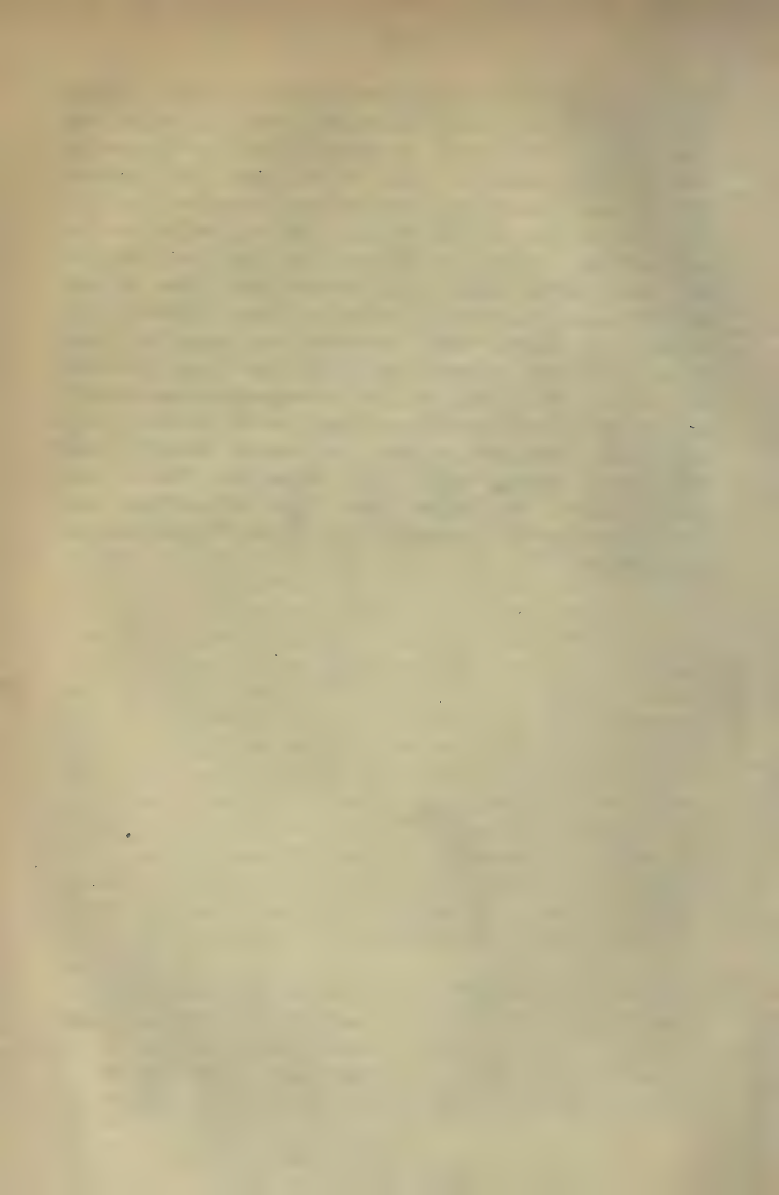
der sollten ungehindert nicht nur die französischen Märkte besuchen, sondern sich auch dabei, was ihnen sonst nicht erlaubt war, des französischen Geldes bedienen dürfen. Gefangene wurden ausgewechselt und man hoffte durch dieses Beispiel noch mehrere rebellische Stämme, vorzüglich den Bey von Constantine, zur Unterwerfung zu bringen.

Vom 9. April an kam die Algier'sche Frage in der Kammer zur Sprache. Die Commission trug auf gänzliche Räumung Algiers an. Die Verschiedenheit der Sitten, der Sprache und der Religion, hieß es, verhinderten die Colonisation und der ursprüngliche Zweck der Expedition wäre ja erreicht, insofern sie der Schifffahrt im mittelländischen Meere hinreichende Sicherheit verschafft hätte. Der Tiersparti erhob sich schon bei der „vorläufigen Frage" und sagte, daß Algier seit drei Jahren dem französischen Volke bereits 52 Millionen kostete. Am entschiedensten sprach sich gegen die Colonisation der Deputirte Sade aus. Dieser setzte die Summe künftig auf 40 Millionen für jedes Jahr an und bewies, daß sich der Ertrag der Colonie auf kaum 1½ Millionen jährlich belief. Das Land wäre zu unfruchtbar, europäische Erzeugnisse kämen daselbst nicht an den Mann, die eingewanderten Arbeiter erlägen dem Klima und auf die Eingeborenen sei am allerwenigsten zu rechnen. Wäre das eine Colonie, wo man sich täglich zu schlagen hätte? Man wollte Civilisation nach Algier bringen und brächte nur von dort die Lehren der Barbarei zurück! Aegypten sei im vorigen Jahrhundert eine Extravaganz der Republik gewesen, Algier wäre es nicht minder. Diese und ähnliche Behauptungen suchten Andere zu widerlegen; aber Larochefoucauld unterstützte die Meinung Sade's: Algier wäre ein Land, wo die Soldaten Barbarei lernten; wollte man Algier regieren, so dürfte man weder die Sitten noch die Gewohnheiten der Einwohner verletzen, man müßte vor Allem das Eigenthum achten. Delaborde behauptete, daß man siegen müßte, wenn man die Pläne des Marschalls Clauzel befolgte. Bei der Colonisation müßten die Franzosen nur das Ding richtig anfangen; Aegypten hätte unter ihnen 3 Millionen eingetragen, unter Mehemed Ali trüge es 80 ein. Darauf Dupin: „Was war der Zweck der Expe-

dition? Die Seeräuberei zu vertilgen! Dieser Zweck wurde erreicht!" Was wolle man noch weiter? Der Franzose fände dort überall Abneigung, und sein Betragen müßte dies nur noch verstärken; durch Blut könnte man nicht colonisiren, und jede Scholle Landes hätte man nicht ein-, sondern mehrere Male zu erkaufen! Das Budget würde durch die Colonisation eine förmliche Privatspeculation; nicht einmal für den Krieg wäre Algier nützlich; man könnte von diesem Punkte aus keine Diversion, nicht einmal nach Italien machen. Was Dupin verlangte, war die Einsetzung einer einheimischen Regierung. Nach mehrfachem Meinungswechsel erklärte Marschall Clauzel, der zu einem Urtheil berufen war, daß man sich in den Vorwürfen mäßigen müßte; er erklärte, je mehr Colonisten, desto weniger Truppen; die Anzahl der Feinde sei schwächer, als sie Sade geschildert hätte; man würde siegen, wenn man sich nur ein wenig entschiedener benähme. Am folgenden Tage versuchten einige Redner die Frage nach englischem Standpunkte, andere nach dem mercantilischen zu stellen; es behauptete sogar ein ehemaliger Polizeipräfect aus Paris, daß man nach Algier die Emeute von Paris versetzen könnte, wo diese gegen die Araber bessere Dienste leisten würde als gegen Louis Philippe. Da war denn der Uebergang zu dem, was die Minister wollten, gegeben. Soult nahm alle Handlungen der Regierung in Schutz und erklärte, daß diese nie daran denken würde, Algier aufzugeben; nur die Art und Weise der Verwaltung sei zweifelhaft. Die allgemeine Stimme Frankreichs verlangte die Beibehaltung Algiers, sie wollte nur, daß man sich anders benähme und weder den Glauben noch das Eigenthum der Bewohner antastete. Die Minister sagten, die Idee, daß nach dem Ausspruch Napoleon's das mittelländische Meer nur ein französischer See sei, hätte sich zu tief in dem Urtheil der Nation eingenistet.

In Afrika selbst mußte natürlich Abd-el-Kader in Folge seines Tractates mit General Desmichels dem größten Theil der ihm gehorchenden Stämme verdächtig werden. Er wurde überfallen, verlor Alles und floh in die Stadt Mascara, wo er sich einschloß. Von Oran aus erwartete er entsetzt

zu werden; aber die Besatzung von Oran war selbst zu schwach und Frankreich somit der Demüthigung ausgesetzt, einen Verbündeten nicht unterstützen zu können! Darüber konnte eine böse Wendung eintreten. Denn Abd-el-Kader schlug plötzlich seine Gegner, worauf eine große Anzahl von Greisen, Weibern und Kindern nach Oran floh. Jetzt verlangte der Sieger, auf den Tractat sich stützend, daß ihm die Franzosen diese Unglücklichen auslieferten. Er verlangte allen Abbruch von Berührung mit seinen Feinden und hatte das Recht, das Verlangen zu stellen. Aber die Franzosen gingen auf seine Forderungen nicht ein und setzten sich einer Rache von Seiten Abd-el-Kader's aus, die um so wahrscheinlicher wurde, als sich gegen den Sultan von Marocco eine französisch-neapolitanische Expedition rüstete, an welcher möglicherweise Abd-el-Kader Anstoß nahm. Doch beherrschte sich der verschlagene Emir. In diesem Jahre blieb Abd-el-Kader noch seinem Vertrage mit Frankreich treu. Seine Maske sollte erst später fallen.



Briefe aus Paris.

(1842.)



Erster Brief.

Hannover, den 4. März 1842.

Noch steht mir Hamburgs schönes buntes Bild vor Augen! Die bewimpelten Schiffe, die kühnen Himmels-Fragezeichen der Thürme*), hoch in die Wolken ragend, die bunte Beleuchtung des Ufers voll rother Dächer, weißer Giebel, schwarzberauchter Schornsteine; die blaue Woge, eben erst aus dem geschmolzenen Eise neu geboren; rings auf dem Dampfschiffe die Passagiere, dumpf und freudig, stumpf und leidig, der drüben ein neues Glück hoffend, der eilend, ein altes sich zu sichern; stampfende Rosse aus Holstein für die Ställe des Königs von Sardinien, die Reisewagen blonder, hektischer Skandinavier, die in den Bädern von Nizza sanftere Auflösung ihrer Lungen erhoffen und sanftern Tod finden werden, wenn es sanft heißen darf einsam sterben, verlassen, entfernt von den Seinigen!

Ja, majestätisch ist der Anblick dieser vereinigten Städte: Hamburg und Altona! Was mich schmerzt: von diesem saugt Dänemark die Kraft, von jenem England und die neue Welt! Diese ungeheure Masse von Fleiß und Thätigkeit, diese Häuserreihen, diese Docks, diese riesigen Winden, mit denen sie die Waaren in die Magazine hebeln, diese Wachtschiffe mit der

*) Zwei Monate später sollten sie in Feuer aufgehen!

ewig brennenden Lunte, diese kleinen rothen Segler, die durch die großen Dreidecker behend hindurchschlüpfen und das regste Küstenleben vermitteln: es ist, als bildete das eine Welt für sich, eine Welt, deren tiefer eingreifende Vortheile ganz zu genießen dem deutschen Vaterlande noch vorbehalten bleiben soll. Sonderbar, hinter den schlanken Thürmen der stolzen Hammonia war es mir, als säh' ich im Geiste schon herüberschimmern ein mächtiges Gebäude, die künftige Kathedrale des Grasbrooks, mit der für das jetzige Hamburg infernalisch klingenden Inschrift: „Haupt-Zoll-Amt."

Ich will keine Professur am Hamburger Johanneum haben und brauche deshalb nicht gegen den Zollverein zu schreiben. Ich liebe diesen Stolz Hamburgs, dem die Ehre der Freiheit und Selbstständigkeit über Alles geht, ich schätze die Gründe, die man gegen die Ersprießlichkeit des Anschlusses vom lokalen Standpunkte aus anführt. Ob aber der Stolz und der lokale Standpunkt nicht zu weit gehen? Ob nicht eines Morgens im Hamburger Correspondenten in riesenhafter Keilschrift zu lesen sein wird das eiserne Wort: „Ἀνάγκη", „Nothwendigkeit!" Das Terrain, auf welchem der Handel der Hansestädte wirken kann, wird immer enger. Immer näher rückt die Zollvereins-Barrière, die man längst keine preußische mehr, sondern die deutsche nennen sollte. Lübecker Handel ist Menschentransport nach Rußland, Bremer Handel Menschentransport nach Amerika; auch Hamburg wird bald mit Menschen nach Australien handeln.*) In die Mitte genommen, zwischen den deutschen Zollverein und die mögliche Erfüllung des zu Lord Aberdeen von Friedrich Wilhelm IV. beim Abschied von England gesprochenen Worts: je vous recommande l'Allemagne, werden diese Uferstaaten, von denen Hannoverland und Mecklenburg bald ausscheiden dürften, zuletzt nicht anders können, als sich gewöhnen an das Unvermeidliche.

Da ich von Talleyrand's Maximen nur die über den Kaffee angenommen habe und diesen gern schwarz wie die Hölle, heiß wie den Teufel und süß wie die Liebe trinke, so werde

---

*) Herrn Syndikus Sievekings Uebersiedelungsplan nach Warrekauri, auf welchen hier angespielt wurde, hat sich später zerschlagen.

ich vom Zollverein des Kaffee's wegen persönliche Nachtheile haben. Dann aber hätte ich die Freude, zu sagen: Dies bunte Gewühl von Leben, Schaffen und Genuß, diese majestätische Hansakönigin legt ihre Krone zu den Stufen des Altars der deutschen Freiheit nieder! Sie hat einen ihrer kostbaren, Millionen werthen Ringe in die Fluthen geworfen und sich mit dem deutschen Vaterlande vermählt! Jetzt — wie locker ist noch das Band! Wie fern, wie fern liegt Hamburg, diese wahrhafte Hauptstadt des rein deutschen, nicht wendisch deutschen Nordens, wie fern vom Kerne und Centralpunkt des Vaterlandes! Jetzt, welcher Egoismus in den Auffassungen! Welche an sich ehrbare, tüchtige und doch wieder so schroffe Lebenssitte, die in Hamburg herrscht! Welche Reichthümer ohne die Kunst, sie ergiebiger für Alle zu machen! Der Vortheil des Anschlusses wird ein doppelter sein: Bringen uns Eisenbahnen schneller nach Hamburg, hört die Lüneburger Haide auf, eine so abschreckende Wahrheit zu sein, wird auch die Entfernung Berlins, Leipzigs und Frankfurts von Hamburg zur Illusion, so gewinnen beide Theile. Hamburg muß opfern von seinem „vaterstädtischen" Egoismus, von seinen tausendfach verzweigten geselligen, literarischen und artistischen Isolirungen, und Deutschland gewinnt einen Zuwachs an Kraft, Reichthum, Thätigkeit, häuslichen Tugenden, Biederkeit des Charakters, kostbaren Gütern für Körper und Seele, die in diesem stolzen Hamburg, ohne eigentlich rechte Wirkung nach Außenhin, aufgespeichert liegen.

Gleich das jenseitige Harburg! Ein schlagender Beweis für meine Behauptung, daß Hamburg bis jetzt noch seine moralische Kraft hermetisch verschließt. Alle andern großen Städte haben die belebendsten Ausströmungen auf Meilen, ja Tagereisen in der Runde. Und hier sogleich dieses traurige Harburg! Ein Bettler neben einem Fürsten! Ebenso armselig, wie die Zwischenstationen zwischen Hamburg und Berlin. Mit einem enttäuschenden Zauberschlage fühlt man sich plötzlich in die Provinz versetzt. Wirthshäuser, Betten, Speisen, Landescultur — es ist als läge Hamburg am Nordpol und Harburg am Südpol. Ich glaube, Hamburg muß Einiges verlieren, damit die Lüneburger Haide Einiges gewinnt.

Traurige, öde Postreise von Hamburg nach Hannover! Der Sturmwind pfeift aus Westen herüber. Wehe den Schiffen, die heute dem Canal zusteuern! Das Blau des Himmels ist matt und wässerig, wie manche jener Augen, die in der Poesie die blauen Augen in Mißcredit gebracht haben. Die braune Erde fröstelt und will die dünnen Hälmchen zurückhalten, die sich schon in ihrem Schooße von der Wintersaat regen. Die weißen Birken harren fröstelnd der Ankunft ihres zitternden Laubes. Bald wird sich der Vogel der Haide einstellen, die Krähe mit ihrem hungernden Liede. Der Winterschnee und der Februarregen ließen in der Haide große Teiche zurück, in denen noch die Frösche schlafen. Aber, gütige Natur, auch hier wirst Du erstehen, auch hier Deinen Sonntagsschmuck anlegen, freilich keine malerische Südlandstracht, aber einen Sonntagsstaat von frischen Linnen, einfachem Putz, in weißer Schürze, arm, doch mit gesundem Auge Deinen Schöpfer preisend! Und die armen schwarzen und weißen Thierchen, „le peuple sauvage qu'on appelle Haidschnucken" nicht zu vergessen! Schon in die kalte Märzluft führen sie die zarten Dinger, damit die Hirten und Bauern im Winter wollene Strümpfe haben. Zitternd steht das kleine Haidenvolk, dicht geschaart, Eines legt dem Andern den Kopf auf den noch dünnwolligen Rücken, um sich selbst zu erwärmen. Der Hirt sieht sich ängstlich nach den Regenhosen am Himmel um; denn ein einziger starker Regenguß macht die armen Thiere zu Hunderten sterben. Man kann die Haidschnucken die Paria's der Schafwelt nennen.

Von Meile zu Meile in der Lüneburger Haide ein kleines Gehöft, umgeben an einer Seite von schützenden Morästen, an der andern von einem kleinen Hain aus einigen wenigen zählbaren Birken. In der Mitte einige große Rüster oder Linden. So in Welle, in Bergen. Von Celle nach Schillerslage. Ein wunderlicher Stationsname! Schillerslage, die Lage Schillers, die Lage eines Dichters, recht mitten in der Haide, mitten im Sturm; große Steine auf der Landstraße, die den Wagen zertrümmern können, Sturmwind, düsterer Regen: wohl die Lage eines Dichters! Die Frankfurter Hauderer nennen diese Dichterstation durch Mißverstand:

Silberschlag und dachten dabei wohl mehr an des glücklichen Goethe, als an Schiller's Lage.

Es giebt Städte (Hannover gehört zu ihnen), mit denen man als Reisender nie über seinen Gasthof hinaus vertraut wird. Diese Plätze, diese Straßen, diese Häuser sprechen so wenig an. Nur wenn man müßte, würde man sich entschließen können, sie zu bewohnen. Und doch sind die Frauen anmuthig und zart, die Männer höflich und gebildet. Das Theater soll verfallen sein*), erfreut sich aber großer Theilnahme. Das Militair fällt gut in's Auge, wenn es auch zu stutzer- und junkerhaft auftritt und Manieren nachahmt, die man in Potsdam und Berlin nicht mehr kennt. Dem schweigenden Ernst der Wachtposten sieht man an, daß ihre Parole gemessen und verwickelt sein muß. Die armen, langen Marschbauernbursche sehen in ihren rothen Röcken wie Denker aus: so viel haben sie über die ihnen gegebenen Instructionen zu grübeln. Nichts von jenem heitern Lungern des Wachtdienstes, den man in glücklicheren Ländern antrifft.

Als Vorbereitung auf Paris studire ich französische Geschichte. Aus meiner Reisekasse. Mein kleiner metallener Calvarienberg (die Ehrensolde der Schriftsteller sollte man Schmerzensgelder nennen) ersetzt mir eine Bibliothek. Diese Zwanzigfrankenstücke sind Geschichtsmedaillen. Erst erblicke ich auf ihnen Napoleon vom Jahre 1801, vom Jahre 12 der Republik. Kaiser der Republik ist doch in der That ein lächerlicher Widerspruch. Das Antlitz Napoleon's ist auf diesem Goldstück auffallend unschön, ähnlich den Zügen des Hieronymus, dem Herr von Scheele gedient hat. Ein krampfhafter Zug von Herrschbegierde liegt um die zusammengekniffenen Lippen. Ein Goldstück von 1810. Der häßliche Zug ist fort. Das Antlitz blickt marmorn ernst, die Ehrsucht ist befriedigter und nur die unbefriedigte Ehrsucht macht häßlich. Kein von unten auf gestiegener Mensch, der allmälig etwas Großes geworden ist, kann schön sein. Doch oft haben Frauen das Talent, die Schönheit des Ehrgeizes, die Schönheit der Nachtwachen, die Schönheit großer Seelen-

---

*) Seitdem hat es einen Prachttempel erhalten.

leiden heraus zu erkennen. Freilich nur ungewöhnliche Frauen! Die meisten jagen der geistlosen Schönheit des Modekupfers nach. 1810. Noch einmal Napoleon. Ein Lorbeerkranz schlingt sich um die antike Schläfe des Empereur des Empire français. Ruhige, klare Kälte des Antlitzes. Befriedigung. 1812. Der Lorbeer voller, fester gedrückt über die Stirne, aber das Auge kleiner, lauernder, Mißtrauen in dem geschärfteren Blick. 1813. Das Antlitz vorgestreckter, der Hals um die Ahnung einer Linie zurückgebogen, wie im Zustand eines großen Erstaunens, einer Erwartung. 1814. Wohlgenährtes, wohlwollendes Bildniß Ludwig des Achtzehnten. Die Bourbonen sind zurückgekehrt. Haarbeutel und Jabot; nichts gelernt und nichts vergessen. 1818. (Meine Goldstücke springen, traurige Ahnung für Paris.) Der Haarbeutel bleibt; aber der seidene Rock und das Jabot sind fort. Entweder die Mode oder Beranger haben sie vertrieben. Domine salvum fac regem. Früher hieß es am Rande: Dieu portége la France. 1825. Karl X. Ein unerfreuliches Profil. Der Mund weit geöffnet, gerade so, wie man's Kindern verbietet. 1830. Der Mund Karl's X. noch mehr geöffnet. Man sieht, er will etwas aussprechen, was ungefähr wie die Ordonnanzen klingen kann. 1831. Sie sind ausgesprochen. Louis Philippe, roi des Français. Wieder Dieu protége la France. Schade, daß der so gescheute Kopf so mürrisch aussieht. Man hat mich gezwungen, die Krone anzunehmen, soll diese Miene sagen, und der Kopf gefällt uns so wenig, daß wir der Miene gar nicht trauen. Die Karlisten sagen: der Kopf gliche einem italienischen Tabuletkrämer. Die Republikaner: er gliche einem reichgewordenen Börsenmakler. Er ähnelt meinem alten Berliner Professor der Mathematik. Er ist todt und hieß Benkendorf. Benkendorf war freundlicher. Er rechnete immer nur mit der Kreide an der Schultafel, nicht in seinem Ausgabe- und Einnahmebuch und starb aus Gram über zerrüttete Finanzen. Einst war Louis Philippe ebenfalls Lehrer der Mathematik in der Schweiz; doch ich glaube, er wird aus Frankreich die Cubikwurzel eines hübschen Privatvermögens ziehen. 1841. Er hat sie schon gezogen, die Rechnung ist gelungen. Ein dicker

Bart auf den welken Wangen, Kummer und Freude im Gesicht mit sonderbarer Mischung, ein Eichenlaubkranz um die Haare, die keine echten sind. Das Eichenlaub ist echt. Es ist der Friede „um jeden Preis!"

Zweiter Brief.

Köln, den 7. März.

Gleich hinter Hannover schlägt die Natur ihre ersten Bergeswellen, der Boden kräuselt sich, allmälig begrenzen den Horizont kleine violette Streifen, das Auge findet einen Ruhepunkt, und das schweifende Herz blickt gläubig, vertrauend zu den immer höher steigenden umwölkten Himmelsleitern auf.

Berge! Berge! In lyrischer Stimmung schreibe ich:

Ist an Raum und Ort gebunden
Lebenslust und Lebensqual,
Dank' ich meine schönsten Stunden
Dir allein, Gebirg' und Thal!

Wie den alten nord'schen Hünen
Nur nach Süden stand der Sinn,
Zieht's aus Flächen mich und Dünen
Immer nach den Bergen hin.

Seid gegrüßt, im Glanz der Sonnen,
Thäler ihr und Bergesreih'n!
Himmlischer schließt ihr die Wonnen,
Tröstender die Schmerzen ein!

Wir sind bald auf hannöverschem, bald kurhessischem, bald bückeburg-lippeschem und endlich preußischem Gebiet. Diese armen kleinen Dörfer und Städte wissen kaum, nach welcher Richtung hin sie frei athmen können. Sie sind überwiegend hannöverisch gesinnt. Sonderbare Landessitten! Im größten

Schmutz und Regen müssen diese Landleute weiße Kittel tragen. Die Frauen sind in Roth und Weiß verliebt. Ueber ein grellrothes Mieder und Unterkleid werfen sie weiße Mäntel, wie in Gestalt der afrikanischen Burnus. Wenn mehrere in dieser kleidsamen und malerischen Tracht zusammenstehen, glaubt man eine Gruppe Beduinen zu sehen. Mit diesen weißen Ueberwürfen wird, wie man versichert, auf dem Lande Luxus getrieben, so ernst und so komisch, wie in unseren Residenzen mit den Shawls.

Das kleine Schwefelbad Nenndorf ist kurhessisch. Man bohrt seit Jahren hier einen neuen Brunnen, um Eisen zu finden, das wahrscheinlich zeitgemäßer ist, als Schwefel, aber man findet nichts. Nenndorf war einst besucht und Eilsen war es und das weltberühmte Pyrmont! Unter Friedrich Wilhelm II., der vorzugsweise Pyrmont in Aufnahme gebracht hatte, war es vor Zusammenfluß der Großen nicht möglich, hier Platz zu finden. Jetzt strömt die Bädersucht nach anderen Quellen, bis auch diese wieder aus der Mode sein werden. Wer weiß, welches kleine fränkische oder schwäbische Wildbad sich schon im Stillen rüstet, nach zwanzig Jahren die grünen Spieltische aufzunehmen! Nenndorf zeigt alle herkömmlichen Apparate auf, die unsere Bäder zu Tempeln der Langenweile machen. Etwas schöne Natur, wenig Schatten, Pappelalleen, Promenaden. Badeleben heißt die gewöhnliche bürgerliche Langeweile von alle Tage erhoben in den Adelstand von sechs Wochen. Wir Menschen sind sonderbar. Ein Exil, das uns, wenn wir es gezwungen ertragen müßten, wahnsinnig machen würde, ertragen wir mit Humor, wenn wir es uns freiwillig auferlegen und obenein noch Geld dafür ausgeben.

Diese kleinen Bäder, die den Harpyen in Nassau, Böhmen, Franken und im Schwarzwald weichen mußten, haben noch eine stille Poesie für sich. Sie sind das Rendezvous der Umgegend, die Gelegenheit der Liebenden. Amor schlägt hier Wunden, Hymen verbindet sie. Diese blonden, etwas sonnenverbrannten Töchter der Provinz, diese schwärmerischen, etwas verblühten Töchter der Landpfarrer, diese derberen Wirthschaftsgrazien der Amtleute, Wegemeisters Hannchen,

Amthauptmanns Lottchen — hier finden sie noch Tänzer, Schwärmer, Ehemänner: junge Assessoren, Referendare, Candidaten, beurlaubte Offiziere, welchen letzteren nur gestattet ist, bei 10,000 Thalern ausweisbarem Vermögen zu heirathen. Aber auch diese letzte Bedeutung der kleinen Bäder wird Nenndorf verloren gehen. Die rauhe Hand der Politik legt sich zwischen diese kleinen Umtriebe der Liebesgötter. Zollverein heißt auch hier der finstere Dämon des Verderbens. Die Familien sind gewohnt, sich ihren Kaffee, Thee, Zucker selbst mitzubringen. Man denke, eine Großtante, zwei entfernte ältere Cousinen, die Mutter mit vier, ihre Schwägerin mit sechs hoffnungsvollen jungen Töchtern; wie viel Kaffee, Thee, Zucker braucht nicht eine solche Familie, um all' ihren Vorrath — von Medisance zu erschöpfen? Und jetzt hat sie das Alles grausamlich zu versteuern; keine Zollfreiheit, keine Schmuggelei mehr! Der Zollverein, dem Kurhessen angehört, schlägt alle diese Artikel nach den Angaben des Luxustarifes an, Nenndorf wird noch mehr veröden, und viele Ehen, die vielleicht im Himmel beschlossen sind, werden hienieden keinen Priester finden, der sie segnet.

Von vernagelten Priestern wird man gehört haben: ich erstaunte, in Nenndorf eine vernagelte Kirche zu sehen. Ein Geistlicher hatte darin kürzlich mit einem solchen Eifer gepredigt, daß seine drohende Rechte, die heftig das Kanzelpult erschütterte, einen ihm zunächst stehenden morschen Pfeiler wankend machte und die Gemeinde mit panischem Schrecken erfüllte. „Die Kirche bricht!“ riefen die Männer und Weiber und sprangen zu den Fenstern hinaus, wo und wie sich Jeder zu retten hoffte. Seitdem wagt Niemand mehr, das wankende Gebäude zu betreten. Es giebt noch einige Kirchen, die recht baufällig sind, und ich glaube, wir werden wieder damit anfangen müssen, das Christenthum unter dem Blätterdach der Wälder zu predigen.

Bückeburg hat eine stattliche Kirche im Jesuitergeschmack. Jesuitergeist wird nicht darin wohnen, denn Herder war es, der einst in ihr lehrte, ehe er nach Weimar ging. Bückeburg ist die kleine Residenz eines kleinen Fürsten. Wenn all' diese Tetrarchen ihre Herrschaft an größere Kronen abgä-

ben (z. B. an Preußen) und sich mit einer Apanage begnügten, es würde ihnen und ihren Unterthanen besser sein. Wie sticht gegen all' dies knappe, schildbürgerliche Wesen die imponirende Kraft der Preußen gleich in Minden ab! Minden ist der Schlüssel zu Westphalen. Hier rauscht und fluthet die Weser nach Bremen hinunter. Man sieht den Wellen an, daß sie frisch aus dem Schnee der Gebirge gekommen. Ein trotziger, sicherer Wanderer, dieser strudelreiche Strom!

In raschem Fluge entführt uns die Post in das fleißige, gesegnete, stellenweis schöne Westphalen. In Minden bedauerte ich, einen Bekannten nicht besuchen zu können, einen Baumeister, der mit Mühl- und Grabsteinen handelt. Steine, auf denen man uns das Brot des Lebens mahlt, Steine, auf die man uns das Salz des Todes, unsern Leumund, streut! Es giebt arme Erdenringer, arbeitende, mühevolle Seelen, denen man nur jenen Mühlstein auf das Grab legen sollte, mit dem sie sich das Brot ihres Lebens mahlten. Und wer den größten Mühlstein in seinem Leben zu tragen hatte, bekommt meist den kleinsten Grabstein! Und wem sein Mühl- und Sorgenstein so klein wie ein Brillant am Fingerringe war, dem setzen sie die größten Grabessteine. Das ist so unsere Welt!

Herford, Bielefeld, Soest sind Blüthen des deutschen Gewerbfleißes. Hier erzeugen sie Salz, hier weben und bleichen sie die saubersten Linnen, hier ist das Product des Gewerbfleißes noch dem nächsten Bedürfniß gewidmet. Hier hat auch der dumpfe Fabrikengeist des Wupperthals noch nicht sein pietistisches Gas ausgeströmt. Auf den Landstraßen Regen und Weben. Die unzähligen Karren und Wagen bringen Korn und nehmen die Steinkohle mit. Die Steinkohle ist jetzt wie das tägliche Brot geworden. Es glitzert und blinkt hier von Steinkohlen über die grünen Wiesen hin. Man fährt unbewußt über ausgehöhlte Schachten und wünscht tausend Mal dem hinuntersteigenden Grubenmann Gottes Schutz vor „bösen Wettern".

Sonntag — meine liebste Reisezeit am Tage, wie Vollmond bei Nacht. Wenn die Glocken läuten und die Sterne schimmern, ist der Mensch anders, die Natur eine andere.

Sauber sind Sonntags die Straßen, gereinigt die Dielen; zur Kirche schlendern die geschmückten Landleute, von weit über Land kommen sie in die von Orgelklang belebten Gotteshäuser. Herumziehende Gaukler ergötzen den Sonntag-Nachmittag die gaffende Menge, ein Jongleur, der Messer verschluckt und Teller auf der Nasenspitze balancirt, ein Bänkelsänger, der auf der grünen Leinwand Kühnapfel's Mordthat und Hinrichtung im warnenden Singsang erzählt. Des Abends belagert die Dorfjugend die Straßen und jauchzt dem Postwagen nach. Musik erschallt in den Wirthshäusern und noch in später Nacht klingt das Horn des Wächters anders als an Wochentagen. An der Gartenpforte steht ein liebendes Paar, Umarmung, Kuß, und noch fernher über die Hecken hört man eine gute Nacht! ein Auf Wiedersehen!

In Soest habe ich mich nach der richtigen Aussprache dieses Städtchens erkundigt. Der Name wird ausgesprochen, wie Itzehoe, ohne alle Rücksicht auf das umlautende e. In der Volkssprache aber heißt Soest: Saust. In diesem Sinne laß ich mir's gefallen, daß Freiligrath in der Nähe geboren, hier zum Kaufmann gebildet und zum Dichter umgewandelt wurde. Dies wilde Saust muß ihn früh in die Wüste versetzt haben. An die benachbarten Orte Suhl und Solingen erinnern seine Damascenerklingen; ja, als er noch am Soester Comptoirtisch den ledernen Bock, nicht Kameele ritt, wie oft muß sich ihm bei einer Versendung von Kaffee, Indigo, Cayennepfeffer und Muskatenblüthe jene südliche Tropenwelt aufgedrängt haben, die später von ihm in so schöne Verse gekleidet wurde! In Hagen, Schwelm, Lennep, überall Wohlstand und Wohlbehagen. Nur der kleine Abzweig des Sauerlandes bis Mühlheim ist steinicht und dürftig. Bei Mühlheim lacht uns ein blitzender Wasserspiegel an. Es ist der Rhein.

Sei mir gegrüßt, heiliger, deutscher Strom! Nicht aus eines Königs silbernem Pokale, aus einem grünen Römerglase trinke ich auf Deine Freiheit! Berge trennen, Ströme binden. Du bist der jungfräuliche Gürtel Deutschlands, den sie nicht lösen sollen mit frevelnder Hand! Nicht die Leier des Dichters allein, auch das Schwert des Helden wird Dich

vertheidigen! Wir werden Dich verlieren können an der Maas und der Mosel, aber wiedergewinnen werden wir Dich an der Weser und Elbe, an der Donau und der Weichsel. Folge nicht der Lurlei-Nixe, Victor Hugo!*) Sie führt Dich in Frankreich vielleicht in die Pairskammer, vielleicht auf die Ministerbank, sie führt aber Dein Volk nur in Strudel und Brandungen, in die sie alle hinabzieht, die unsre Nixe des Rheins gewinnen wollen!

Dem stolzen Gefühl folgt aber ein wehmüthiges. Da ragt der unvollendete Dom in die Sternennacht. Mit geisterhaftem Dunkel heben sich die abgestumpften Spitzen vom bläulichen Flimmer des Hintergrundes ab, zwei Arme, die unschön wären, wenn nicht auch das großartig Gewollte, auch ohne vollendet zu sein, schön sein könnte. Bei einem Riesen hören die Maßstäbe der Zwerge auf. Bewundernd steht der Kenner vor der Rückenwölbung, vor dem Oberarm, dem Torso eines capitolinischen Jupiters. Wird die neue, moderne Zuthat die Erhabenheit der Antike vermehren?

Es war mir im Geist, als säße oben auf den Thurmstumpfen des Kölner Doms die gespenstische, schlotternde Gestalt des Virtuosen Liszt und hämmerte und tastete, um den Bau zu vollenden. Es war mir, als wenn eine Spinne ein Netz weben wollte, in dem man Löwen fängt! Welches Gewühl auf den Zinnen der Ruine! Worthelden, Menschen, angesteckt von einem modernen Laster, das noch seines Aristophanes harrt, von der Comitésucht, Hähne, die den Stolz ihres Lebens darin finden, bei jeder Gelegenheit einen Toast zu krähen, windige Vögel, flatternd, zwitschernd, Popularitätsvogelscheuchen, die bei jedem Anlaß, und wär' es der gedankenloseste, in den Zeitungen als Anreger, Beförderer, Planmacher sich gedruckt sehen müssen! Wie sie auf Leitern an den Pfeilern hinaufklettern, wie sie sich leere Eimer reichen, Phrasen, Redensarten, Stichwörter des Tages, mit dem vorgeschobenen Zweck in lächerlichem Widerspruche stehend. Die Alten schufen aus Bedürfniß; es ist nur zu wahr, wir Neuern schaffen aus Ostentation.

---

*) Der seine Briefe über den Rhein eben herausgegeben hatte.

Baut ihn denn aus, den Dom, immerhin! Aber wie ich den ehrwürdigen Bau wiedersah, kam er mir vor wie ein müder Greis, der der Welt sagen will: Seht, was ich werden konnte, habe ich ja versäumt, und nun laßt mich mein Haupt zur Ruhe legen! Wir haben Burgruinen, warum sollten wir nicht Kirchenruinen haben? Schützt den Dom von Köln vor gänzlichem Verfall, reißt das kleinliche Gemäuer rings herum fort und gebt dem Vermächtniß der alten Zeit mit heiliger Scheu und Zurückhaltung eine Dauer in dem Sinne, wie die Zeit es uns überliefert hat! Nur der praktische Fabrikensinn unserer Zeit konnte auf die Idee kommen, dies Gebäude ganz haben zu wollen, auszubauen — ohne Glauben! Faust als Fragment ist uns Allen ja viel werther, als der vollendete.

Da indessen Alles geschieht, um die Ruine (denn das ist sie auf den ersten Blick) zu vollenden zu einem Ganzen, das halb dem Glauben des Mittelalters, halb der Monumentensucht des neunzehnten Jahrhunderts angehört, so erfreue uns denn wenigstens das gemeinsame Wirken, die Anregung einer einigen, für das gesammte Deutschland wichtig seinsollenden Unternehmung, erfreue uns wenigstens diese neue Offenbarung jener geistigen Einheit, die uns für die mangelnde politische trösten muß! Ich will mit einigem Stolz nach Frankreich gehen und Victor Hugo sagen: Wir Deutsche können wollen und wir thun, was wir wollen. Wir sind mehr, als ein Land, wir sind ein Volk!

Glückliche Heimath, wirst Du auch einst sagen: Wir sind ein Staat?

Dritter Brief.

Aachen, den 9. März.

Der Kölner Carneval, die „Floressei", war vorüber. Die Fasten beginnen und nur am letzten Sonntage ist noch das

Lätare-Essen erlaubt gewesen, wo der maskirte Kölnische „Drikkes" ohne Kappe noch einmal die letzten Kräfte seines Magens und Witzes zusammen nimmt, um das diesjährige Fastnachtsspiel würdig zu beschließen. Der Kölner Carneval ist in zwei Partheien zerfallen, die nun jede für sich ausgelassen sein will. Wird dieser Zwiespalt nicht ausgeglichen, so ist es möglich, daß der „Gürzenich" in künftigen Jahren öde steht und auch diese gesellige Freiheit, dieser gaukelnde Rest des Mittelalters in sich selbst zerfällt.

Das exclusive Wesen greift in unserer Gesellschaft immer mehr um sich. Nehmen wir mit der englischen Sprache auch die englischen Unsitten an oder kommen sie wieder diese schon durch die Bühne auf immer verbannt geschienenen Standesvorurtheile? Es tritt wieder ein Wählen ein, ein Sichten, Ballotiren, das uns mit Besorgnissen für die Zukunft erfüllen muß. Am kühnsten aber sind die Wagnisse der westphälisch-rheinischen Ritterschaft, die man hier die Autonomen nennt. Bekanntlich sind dreißig dieser Standesherrn ihren König angegangen, daß er ihnen gestatten solle, einen Bund zu schließen, in welchen jeder Ritter von 16 Ahnen und jährlichen 5000 Thalern Einkünften aufgenommen werden könne. Das Privilegium dieser Herrn sollte die Autonomie der Erbfolge sein, d. h. die Freiheit, nach Belieben, abweichend von den gesetzlichen Bestimmungen, über ihre Erblassenschaft zu verfügen, Söhne zu enterben, Töchter auf Pflichttheile zu setzen, Majorate zu stiften u. s. w. Der König hat diese Autonomie in der That bewilligt, ohne jedoch den Bund der Autonomen als einen Bund anerkennen zu wollen. Aber die Autonomen constituirten sich de facto. Sie üben eine förmliche, für sich abgeschlossene Gerichtsbarkeit aus, haben eine Art Vehme, eine Art Bann, den sie über die Mitglieder ihrer stillschweigend geschlossenen Corporation aussprechen, haben Strafen, Läuterungen, Verzeihungen und Wiederaufnahmen gebesserter Mitglieder. Die Fehler, für die sich diese Herren strafen, sind nicht etwa Thier- und Menschenquälerei, nicht etwa Spiel und andere „noble Passionen", sondern die abweichenden Ansichten über die schwebenden Kirchenfragen, die allzugroßen Annäherungen an das

herrschende Regierungssystem, an akatholische Principien u. s. w. Der Chef dieses Bundes ist ein Herr von Mirbach, dessen Visitenkarte, die ich irgendwo gesehen, also lautet: „Freiherr von Mirbach, Standeshauptmann der rheinischen ritterbürtigen Ritterschaft.“

Mit der Eisenbahn fährt man in drei Stunden nach Aachen, der alten Kaiserstadt. Victor Hugo hat durch seine Briefe am Rhein Alles aufgeregt. Die Städte, die Kathedralen fühlen sich verletzt. Er hat die Sehenswürdigkeiten nicht gläubig anerkennen wollen, hat die Küster und die Fremdenführer für ihre Trinkgelder zittern lassen. Victor Hugo klagt auch über die Theorieen unserer Politik und über die Saucen unserer Küche. Dort suchen ihn die Publicisten, hier die Gastwirthe zu widerlegen. Man schlägt in den Fremdenbüchern nach. „War je ein Victor Hugo hier logirt?“ „Vor sechs Jahren ein Vicomte Hugo!“ „Hat er Hammelfleisch gegessen, wie er behauptet?“ „Nein, es war Boeuf à la mode.“ Ich lernte deutsche Wirthe kennen, die vor Zorn schäumten und ihm diese Ungenauigkeiten im Journal des Debats vorhalten wollen.

Der Aachener Dom ist ein erhabener Bau, dessen tausendjähriger Ursprung aus allen Zuthaten der Zeit und selbst den geschmacklosesten, den Rococo-Stuccaturen der innern Kuppel, unverkennbar hervorleuchtet! Von Karl dem Großen begründet, zweimal durch Feuersbrunst beinahe völlig zerstört, ausgebaut, überbaut, hier schöpferisch ergänzt, dort handlangermäßig geflickt, hat das erhabene Gebäude seinen ursprünglichen byzantinischen Charakter nicht ganz verloren, sondern macht einen großen Eindruck und einen mehr maurischen als gothischen. Wären die Springquellen und die Oleander da, man würde sich an die Alhambra erinnert fühlen. Mondschein dazu und Nachtigallen hätten wir ja auch in Deutschland.

Sonderbar, daß der Teufel mit allen deutschen Domen sein Spiel getrieben hat. Alle unsere großen Münster, vom Magdeburger bis zum Aachener, sind, der Legende zufolge, der Hölle zum Trotz erbaut. An alle diese ehrwürdigen Gebäude knüpft sich die Sage von den Drohungen des Teufels, von

Wetten, die der Höllengeist mit den Baumeistern eingegangen wäre, von seinen Anerbietungen, an den großen Werken mitzuarbeiten. Sonderbar aber auch, daß man jedes Mal, wenn man einen deutschen Dom sieht, mit dem Teufel Mitleiden hat. Die Priester und Bauleute haben ihn überall mitarbeiten lassen, haben ihm die erste in den Dom gehende Seele versprochen und ihn dann, wenn das Werk fertig war, regelmäßig betrogen. Steine half Satan tragen, Berge half er versetzen, er fügte Quadern auf Quadern, und wenn dem „armen Teufel" beim Bau unserer Gotteshäuser heißer geworden war, als in der Hölle, so schenkte man ihm für seine treuen Dienste statt der ersten Menschenseele die Seele eines Hundes, die Unsterblichkeit eines Wolfes, den man zuerst in die Kirche schickte. Wer wollte dem Teufel verdenken, daß er sich seitdem an den frommen Betrügern zu rächen sucht, daß er Steine vom Brocken auf den Magdeburger Dom wirft, daß er sich an die Eisenringe der Thür am Aachener Dom klammert und diese ausreißen will; wer wollte ihm verdenken, daß er noch heute um die Dome schleicht, nirgends es heftiger stürmen und windiger pfeifen läßt, als um die Kirchen, und daß er sich freut, wenn die Philosophen beweisen, wie die Idee des Christenthums, so rein, so göttlichen Ursprungs sie war, doch nicht ohne Lug und Trug in's Leben treten konnte.

Uebrigens hätten die Aachener Baumeister dem Teufel auch immerhin die erste, in die Kirche gehende Menschenseele schenken können, wenn nämlich der links an der Pforte befindliche Tannenzapfen die geschenkte Seele gewesen ist. Der Tannenzapfen, von Eisen geformt, soll die Seele des rechts stehenden, kläglich blickenden Wolfes gewesen sein. Giebt es doch Menschen genug, deren Seele eher einem hölzernen, ungenießbaren Tannenapfel als dem Odem Gottes ähnelt. Einer der Herren Vorsteher des Kaatzer'schen Leseinstituts, dem ich für seine freundliche und zuvorkommende Begleitung dankbar verpflichtet bin, äußerte mit vielem Grund, daß Tannenzapfen und Wölfin wahrscheinlich zu römischen Wasserkünsten gedient hätten. Die Wölfin ist die Amme des Romulus und der Pinienapfel ein Attribut des Bacchusdienstes,

dem die Römer am rebenreichen Rheine überall die Symbole ihrer Götterlehre widmeten.

Im Dome selbst, der durch seine unregelmäßige Bauart, seine spanischen, ungrischen, wallonischen Nebenkapellen zwar ein winkliges Ansehen bekommt, sich aber dadurch in einen Complex von Begebenheiten, ein Stück Geschichte verwandelt, sah ich den berühmten Evangelienstuhl in seiner unförmlichen überladenen Kostbarkeit, und dachte beim Grabmale Otto's III. an J. Mosen's Trauerspiel. Wenn die Facta, auf welche der Dichter sein Werk begründete, wahr sind, welch ein erschütternder Abstand zwischen jenen Scenen südlicher Leidenschaft und diesem stillen nordischen, kalten Marmorgrabe, das des vergifteten Kaisers Reste birgt! Der Schweizer des Doms ist nur Suisse par profession, wie V. Hugo von ihm sagte, aber ich sehe es, er könnte es auch par naissance sein. „Ich schicke mich in Alles," war sein kosmopolitisches Geständniß. Am wenigsten aber scheint er, wie V. Hugo behauptet, den Franzosen geneigt. Denn indem wir jenen bronzenen Adler betrachteten, das Geschenk eines alten deutschen Kaisers, das den Chorknaben zum Notenpult beim Messesingen dient, und wir den französischen Donnerkeil in seinen Klauen etwas wacklig fanden, hörte ich von ihm die Aeußerung: „Die Franzosen haben aus diesem Adler ihren gewöhnlichen Kuckuk gemacht. Ueberall Kuckuks, sehen Sie da, meine Herren, auch da oben am Chor drei französische Kuckuks!" Es waren drei vergoldete Napoleonsadler am Chor der Kapelle.

Wie kann man hier auch französisch gesinnt sein, in Aachen, wo Alles an deutsche Größe erinnert, im Aachener Dom, wo man überall die Spuren jenes Vandalismus erblickt, der die Siege der Franzosen begleitete! Frankreichs Avantgarde sollen Ideen sein, die eines jeden freien Mannes Seele erheben; das gros d'armée aber sind soldatischer Uebermuth, die Nachzügler vollends sind Beutesucht und Vandalismus. Im Conventgange liegen zerstückt die Granitsäulen, welche die Franzosen im Revolutionskriege aus dem Dome fortnahmen und mit hölzernen ersetzten. 1815 wurde der Raub wieder zurückgebracht. Der marmorne römische Sar=

kophag, der dem Kaiser Augustus gehört haben **soll**, kehrte mit Verstümmelungen gemeinster Art wieder. An dem Hautrelief, das den Raub der Proserpina darstellt, waren dem Pluto und der schönen Tochter Demeter's, allen Dienern der Unterwelt und der Erde, die Nasen abgeschlagen, nur ein einziger kleiner Amor hatte seine Nase — vor den Franzosen gerettet. Daß sie Kaiser Karl's marmornen Königsstuhl nicht zertrümmerten, geschah wohl nur, weil sie gewohnt sind, Charlemagne ausschließlich ihrer Nationalität zu vindiciren und aus der Geschichte der Franken nur die Geschichte der Franzosen zu machen.

Zweifelnd und andächtig steht man vor diesem einfachen Sessel, auf welchem Karl der Große im Grabe geruht haben soll und der der Sorgenstuhl aller deutschen Kaiser wurde, die nicht später in Frankfurt am Main gekrönt wurden. Seit man anfing, unsere wichtigsten politischen Festhandlungen mehr in das Innere Deutschlands zu verlegen, von Aachen nach Frankfurt, von Frankfurt nach Regensburg, von Regensburg gar nach Wien, ist auch Deutschland äußerlich immer kleiner, innerlich schwächer geworden. Um den Franzosen ihre Rheinträume zu benehmen, **sollten die Könige von Preußen ihre Residenz zuweilen gerade von Berlin nach Köln verlegen.** Der Stuhl Karl's des Großen! Wie oft habe ich ihn nennen hören. Da ist er nun! Die größten deutschen Kaiser, Otto, Friedrich, Heinrich, haben auf ihm gesessen, gewählt von den Fürsten des Reichs, zum ersten Mal betraut mit dem Apfel und dem Schwerte des Reiches! Diese Stufen, wie glatt, dieser Stuhl, wie marmorn, diese Lehne, wie kalt! Napoleon wagte es nicht, sich auf den Stuhl Karl's niederzulassen und schalt Josephinen, die so eitel war, es doch zu thun. Man hatte der Creolin zuvor ein rothsammtnes Kissen untergelegt. Man blickt hinüber nach Süden, nach Italien, nach Rom. O wäre der erste Gedanke dieser neugekrönten Herrscher, wenn sie auf diesem Stuhle saßen, nicht immer das unglückselige Rom gewesen! Hatten sie doch das Schwert, den Apfel, den Adler; mußten sie alle dem Duft des römischen Salböls erliegen und hin, hin nach Rom ziehen, wo die deutsche Kraft und

nicht selten das eigene Leben ihr Grab fanden? Otto III. saß auch auf diesem Stuhl, blickte nach Rom und so, wie er drüben liegt in der Kapelle, vergiftet, kehrte er zurück. Der bronzene Adler drüben, von welchem die Schüler jetzt die Messe singen, hat seine Füße kümmerlich zusammengeklemmt. Er steht so unsicher, daß sie wol auf den Gedanken kommen konnten, ihm zwischen die Krallen den französischen Donnerkeil zu stecken. Aber groß und gewaltig hat er seine Flügel ausgebreitet. Fliegen, fliegen, hin nach Rom, der äußeren, leeren, phantastischen Würde wegen! Das Reich verfällt daheim, der Kern des besten Volkes, das den Kaiser begleitet, entnervt, der Römerzug wird die einzige Kaiserthat. Ironischer Künstler, der Du auf den Rücken des Adlers eine Fledermaus befestigtest! Es war vielleicht nichts, als der Künstlerhumor des Mittelalters, der auf die weitgebreiteten Adlerfittige eine teuflisch grinsende Fledermaus von gleichem Metall ausspannte; aber deuten dürfen wir das Symbol. Die Hierarchie ist es, die spöttisch grinsend auf dem deutschen Adler liegt, der dunkle häßliche Vogel der Nacht auf dem Rücken des sonnenanstrebenden Königs! Armes Vaterland, Deine Adler flogen und nicht Du, nur die Fledermäuse stiegen auf ihnen empor!

Was sollte ich nun noch mit den „kleinen" und den „großen" Reliquien, die man im Dome zeigt? Den Betenden dort am Fußboden lasse ich das Haar Mariens, die Gebeine der Apostel, die Nägel vom Kreuze Christi. Eine zweifelnde Seele sieht diese Knochen nur mit Wehmuth, mit Wehmuth, daß der Himmel ihr den Gedanken gegeben, und daß es keine anderen Reliquien der Ideenwelt, keine Heiligthümer der Gedanken giebt, als die Schicksale der Gedanken selbst! Ihr küßt diese Knochen, Ihr frommen Kranken, und Ihr seid genesen, Ihr weint in diese heiligen Tücher, Ihr Leidtragenden, und Ihr seid getröstet; wir, die wir nichts glauben als den Zweifel, wir, die wir unsichtbar den Gott suchen, den Ihr sichtbar an Eure Lippen drückt, wir Schmerzzerrissenen und Ungetrösteten haben keine Linnen, Gebeine und Kreuze; unsere Reliquie ist Gott selbst, unsere Religion ist der Schmerz, unser Gottesdienst ist zuweilen die Thräne.

Auch den Schädel Karl's des Großen lasse ich dem Sakristan. Ich mag es nicht sehen, daß ein Lohnbedienter mit dem Finger auf den Schädel Karl's des Großen klopft, um zu zeigen, daß er so hohl und leer klingt, wie der Schädel jedes gewöhnlichen Fürsten unserer Tage. Ich besteige den Lousberg. Ueberall Teufelssagen, überall der Teufel drohend, überall geprellt von den Priestern. Aachen steckt voller Teufel, wie es 1817 voller Diplomaten steckte. Diese brauten und kochten laulichte Protokolle, jene brauen und sieden die heißen Quellen, durch deren Fassung Aachen Spaa verdrängt hat. Das ganze Land, das sich vom Lousberg in die Ebene vor uns ausbreitet, ist vulkanisch. Nachts muß es leuchten von blauen Flämmchen. Im alten Thurm am Fuße hausen die Wichtelmännchen, das kleine Volk der Zwerge, das auf seinen ledernen Höschen überall den Minen und Metalladern nachrutscht. Dort Holland, drüben Belgien —! Riesenschornsteine dampfen über die schon grünende Ebene. Tief im Thale das sonnenbeschienene Aachen, etwas zerflossen in seiner Lage, nicht begrenzt genug für uns und eingefriedigt, um sich ganz darin heimisch zu fühlen. Eine Stadt, gleichsam ohne Mauern und Thore, geschaffen nur als Uebergang in neue Regionen, in Länder fremder Zunge, die ich morgen begrüßen soll.

Vierter Brief.

Brüssel, den 12. März.

Ein furchtbares Unwetter tobte uns aus dem Lande der Wallonen entgegen. Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt, wie man aus Brügge schreibt, Schiffe entmastet; ein Orkan wüthete mit Regen und Schloßen. Die Bergströme rasten in wilden Sprüngen über das Gestein, Brücken wurden fortgerissen, die Wege waren in Gefahr, von mächtig

anschwellenden Bächen überschwemmt zu werden. Die Gewalt des Windes drückte die Scheiben des Coupés ein, so daß ich bis auf die Haut durchnäßt in Lüttich ankam.

Was ist aber all' dies Körperliche, wenn die Neuheit der Eindrücke den Geist beschäftigt! Ich verließ Deutschland, hörte den letzten Mann, der noch in deutscher Zunge redete, und sah, daß dieser plötzliche Uebergang in ein fremdes Idiom keine Erfindung war. Kein Uebergang, keine Vermittelung, plötzlich ein anderes Volk in diesen Bergen, eine andere Sprache in diesen Thälern. Die Landessprache ist wallonisch, ein entartetes oder noch eher ein anomal entwickeltes Französisch. Die Sprache der Douanen, der Gasthöfe, der Postbureaux ist französisch. Alles bekommt einen andern Anstrich. Die Menschen blicken nicht mehr wie bei uns nach Osten, Alles neigt sich nach Westen. Paris ist die Sonne, die das geistige Wachsthum dieser Gegenden zeitigt. In den Wirthsstuben nichts als Erinnerungen an Napoleon, französische Landkarten, Pläne von Brüssel und Paris. Keine Beschwerdenbücher mehr in den Passagierzimmern, keine Kalender mehr mit den Bildnissen der königlichen Familie aus Berlin, keine Lithographieen mehr, die des preußischen Staates Magna Charta „Meine Zeit in Unruhe" und „Auf Dich, meinen lieben Fritz" in Schönschrift verewigen. Ich muß alle Schleusen meiner Sprachkenntnisse öffnen, um mich oben zu erhalten, und doch werd' ich die Besinnung verlieren. Meidinger, Mozin, Thibaut, ihr Geister des Dictionnairs und der Grammatik, verlaßt mich nicht! Mir ist zu Muthe, wie damals, als ich schwimmen lernen sollte. Der „Hallore" warf mich ohne Weiteres in die Spree. Aide toi, le ciel t'aidera!

Und der Himmel hilft, aber Geld ist Gottes Sache nicht. Diese Franken, diese Sous, diese Centimen! Noch eben hatte ich meine schönen Preußenthaler, meine lieben vaterländischen Silbergroschen, und nun eine ganze Faust voll Kupfer! Dreißig, fünfzig, fünfundsiebzig Centimen — die kleinste Zahlung zwingt mich zum Rechnen. Ich werde all' meinen Hegel, Goethe und Schiller vergessen und mich nur mit Meyer Hirsch beschäftigen müssen. Nur um das Kupfer los zu werden, zahle ich Trinkgelder wie ein grand Seigneur. Ein Frank

hat zwanzig Sous, ein Sou hat fünf Centimes, hundert Centimes sind ein Frank. Ich werde sehen, ob ich das behalte.

Von Verviers bis Lüttich ist der Weg von malerischer Schönheit. Zu beiden Seiten Felsen, Steinbrüche, abwechselnd mit anmuthigen Wiesen und auf den Abhängen und Bergvorsprüngen dichtgeschaart Fruchtbäume. Allerdings hüllte das furchtbare Unwetter Alles in Grau, verwusch alle Farben des Bodens und der Ströme in Gelb. Bald wird einer der kühnsten Schienenwege durch diese Straßen, diese Berge sich schlängeln. Keine Schwierigkeit wird da umgangen sein, jede durchbrochen. Wo man hinblickt, ein kühn in die längsten Berge gehauener Weg, eine dunkle Pforte, durch welche bald die glühende Locomotive donnern wird. Lüttich, das malerisch zu beiden Seiten der Meuse gelegene Liège, versetzt uns zu gleicher Zeit in die Poesie des Mittelalters und in die Industrie der Gegenwart. Hier werden die berühmten Lütticher Waffen geschmiedet. Die ganze Stadt hat etwas Massives, Stählernes. Von der Brücke aus in der Abenddämmerung sieht man die Oefen dampfen, die Essen glühen; Feuersäulen steigen über die Dächer auf, die Straßen sind erhellt vom rothen Flammenschein. Alles hämmert, Alles schmiedet. Ein tapferer Anblick, diese Waffenschmiede und Schwertfeger, klopfend, das Feuer schürend, am Amboß den Hammer schwingend, dort Messer, hier Degenklingen, Schuß-, Stoß- und Hiebwaffen, Pistolen, Bayonette, Gewehrläufe, ein werdendes Arsenal, die Initiative eines Schlachtfeldes. Sprecht einen guten Zaubersegen in Eure Metalle, Ihr wackern Wielande! Wenn Ihr die heiligen Bannformeln über das gehämmerte Erz murmelt, weiht Eure Schwerter einer guten Sache! Betet, daß Eure Klingen nie gezogen werden für Tyrannei und Völkerdruck, daß sie zerspringen in der Hand der Meineidigen, siegen in der Hand der Gerechten!

Ein reiches, üppiges Land dieses Belgien! Die Ebenen fruchtbar, die Ströme durchfurcht von belasteten Nachen, die Städte blühend vom Verkehr, da und dort die stolzesten Erinnerungen des Mittelalters. Noch immer ist Belgien berühmt durch den Flor des Handels, den Fleiß des Gewerbes.

Die Kirchen bieten überall Gewähr behaglichen Bürgersinnes, der seine Städte mit seinem Reichthum schmücken wollte, die Rathhäuser stolz wie Asyle der Bürgerfreiheit errichtete. Belgien ist auf der Stufe, die Frankreich nie, Deutschland sehr spät erreichen wird. Belgien hat die abstracte Freiheit und die Freiheit der deutschen mittelalterlichen Städtebildung. Es ist frei im Allgemeinen und frei im Besondern.

An Tirlemont, Löwen, Mecheln führt uns die Eisenbahn vorüber nach Brüssel. Es ist Nacht. Der Sturm hat sich gelegt. Brausend jagt das wilde Heer eines uns begegnenden Convois vorüber. In den Bahnhöfen dampfen und schnauben die geheizten Eisenmaschinen. Funken knistern hoch in die Luft. Bei der Ankunft in Brüssel fühlt man sich betäubt in diesem Gewühl von glühenden Maschinen, von Fackeln, die unserm tastenden Fuß über hundert sich durchkreuzende Schienenwege fortleuchten. Das dampft, schnaubt, zischt, hustet aus den Locomotiven um uns her; wir wissen kaum, wie wir uns in einen Omnibus, der uns in die Stadt führt, hineinfinden. Endlich Ruhe im Hôtel de Flandres.

Ich kann Brüssel nicht in allen seinen Merkwürdigkeiten studiren. Für Brüssels größte Merkwürdigkeit gilt Antwerpen. In meinen Wanderungen durch die hügelige Hauptstadt des jungen Königreichs suchte ich mir das alte Brüssel aus dem neuen heraus. Man muß sich nicht blenden lassen von den Pariser Affectationen Brüssels, den glitzernden Schaufenstern, den Manieren und Redeweisen; der Kern dieser polirten Schale ist germanisch, flamändisch, in Antwerpen und Gent noch unverkennbar deutsch. Unter Karl V. war Gent größer als Paris. Je mettrai Paris dans mon gant, war der Calembourg des großen Kaisers, der hier auf diesem majestätischen Stadthause seiner unermeßlichen Herrschaft entsagte, um in Spanien zu beten und Uhren zu bauen. Auf diesem Marktplatz vor dem Stadthause sind Egmont und Horn enthauptet worden. Drüben in dem Brothause, wo jetzt die hellen Fenster eines Casinos leuchten, stand Alba und blickte dem blutigen Schauspiel zu. Man kann auf diesem Platz nur an Egmont und Goethe denken. In jenem Estaminet, wo man das etwas herbe Pharo-Bier trinkt, mitten

unter jenen Blousen könnten Soest, Jetter und Buyk sitzen, könnten Gevatter Schneider und Handschuhmacher streiten über ihre Privilegien, streiten, bis sich Vansen in den Hader mischt, das Prototyp der de Potters, der Kats, der Bartels. Ein junger Literat aus Antwerpen hatte den Faust in's Flamändische übersetzt. Ich rieth ihm, es auch einmal mit Egmont zu versuchen.

In Brüssel hat das wallonisch-französische Element äußerlich das deutsch-flamändische besiegt. Aber mehr als zwei Drittel des Volks sind Flamänder. Ihre Umgangssprache ist holländisch; doch gestehen sie es nicht gern ein. Die Pariser Cultur, die Abhängigkeit von der französischen Politik und den französischen leidenden Ideen hat über Belgien eine Haut gezogen, die keine natürliche ist. Es ist eine Kruste. Sie hat keine organischen Functionen, sie ist nur der Nachdruck der Pariser Erfindungen, das Echo der französischen Tonangabe. Man beobachte diese armseligen Zeitungen Belgiens! So groß ihre Zahl, so gering ihr Inhalt. Hätte nicht jedes Journal eine gewisse Anknüpfung an irgend eine Partheimeinung des Landes, die katholische und orangistische oder freimaurerische Parthei, die Parthei der Bank oder die Parthei der Industriellen Gesellschaft, man würde nicht wissen, wozu diese Unmasse Papiers bedruckt wird. Alle geben sie nur Frankreich wieder: Frankreichs Wahrheiten, Halbwahrheiten und Lügen, die Premiers Paris, die Entremets, die Faits und Accidences sinistres und die Feuilletons. Ganz Belgien ist in seiner Außenseite ein französischer Nachdruck.

Gegen diese Richtung ist eine Reaction eingetreten. Vorläufig muß man freilich noch die flamändischen Bestrebungen eine Literatur nennen, die gleichsam erst einen Verleger sucht. Aber von allen Seiten regt sich doch der Drang, frei und selbstständig zu werden. Man wird mit der Zeit die Literatur dieses Landes von der place de la bourse in den Platz des Hôtel de ville versetzen, aus den Cafés in die Estaminets, aus dem Frack in die Blouse. Man wird das Siegel wieder von diesen hohen Domen lösen, die Sprache dieser wunderbaren Bauten volksthümlich enträthseln. Man wird die classischen Gemälde der flamändischen Schule nicht

vom Pinsel allein in Antwerpen fortsetzen lassen, sondern auch die Feder wieder in die alte germanische Erinnerung tauchen. Erwägt man, welche Blüthen die dänische Literatur auf einem Stamm von so wenigen Millionen, die diese Sprache reden, treibt, erwägt man Schweden, Ungarn, Böhmen, warum sollten die Flamänder sich nicht zu einer eigenen Literatur emancipiren können, ein Volk von mehr als drei Millionen in Belgien selbst, ohne das wenn auch feindselige, doch stammverwandte Holland? Die holländische Literatur, ohnedem veraltet, zurückgeblieben, in Vorurtheilen verrostet, kann von diesem regen Treiben in Belgien nur erfrischt und Holland zuletzt sogar noch eine geistige Eroberung des feindlichen Schwesterstaates werden. Jede Literatur, die sich nicht in einem mythischen Zeitalter durch sich selbst begründet hat oder durch eine bedeutende naive Kraft, ein Talent erster Größe, ein Genie, getragen wird, muß sich an die Entwicklungen verwandter Völker anschließen. Die flamändische junge Bewegung wird, von Frankreich zurückgewiesen, nur wählen können zwischen England und Deutschland. Coremans, Kuranda, Wolf haben einem Anschluß an Deutschland vorgearbeitet, die Gunst, die plötzlich Conscience bei uns gefunden hat, wird die Bande hoffentlich noch enger ziehen.

Endlich klärt sich auch draußen der Himmel wieder auf. Ein schöner Tag. Im Park sehnen sich die gegen den Winterfrost eingehüllten Statüen aus ihren Strohmänteln heraus. Auch die Bäume, stolze hohe Rüster und Platanen, möchten die häßlichen Hüllen, in die man sie kleidete, abwerfen, jene blechernen Schilde, mit denen man ihre Wunden verbunden hat, die Wunden der Septembertage. In diesem Park wurde Belgiens Unabhängigkeit erkämpft. Hier in diesem tiefen Grunde unter den Büschen modern die Gebeine von Hunderten der gefallenen treuen Holländer. Die Bäume sind zerfetzt von Kugeln, und wo die Rinde von ihnen zu sehr gelitten hat, das Wachsthum von den grausamen Wunden zu sehr bedroht schien, hat man die Narben verdeckt, damit sie langsam heilen. Ein furchtbarer Anblick muß dieser Kampf gewesen sein. Die Holländer hier in diesem Park zusammengeschaart, von allen Seiten den Kugeln des Volks preisgegeben. Drüben und

draußen von Dächern, aus Fenstern herab das Feuer der Insurgenten. Waffen, schnell zusammengerafft, alte Helme, alte Panzer aus spanischen Zeiten, hoch zu Roß die Führer des Aufstandes, Knaben die Trommel rührend, die Frauen dazwischen, anfeuernd, Kugeln bringend, die Verwundeten verbindend, die Sterbenden beweinend. Im Eingang der Deputirtenkammer zeigt ein großes Gemälde von Wappens, wie diese Freiheit, eine Treppe höher in diesem Hause frei zu reden und frei abzustimmen für die Interessen des Volkes, draußen unter den Herbstbäumen, drüben im Park, erkauft wurde. Das Gemälde ist etwas verworren gruppirt und die Einheit zu sehr in eine Sterbescene concentrirt, die uns die *siegende* Revolution nicht vergegenwärtigen kann. Das Riesengemälde *de Kayser's*, das links die Schlacht bei Worringen darstellt, steht künstlerisch auf einem höheren Standpunkt.

Sainte Gudule ist wie die Peterskirche Roms von innen erhabener als von außen. Die Kanzel dieses Münsters aus Holz geschnitzt, ist ein Meisterstück der Erfindung und Ausführung, ein Gedicht. Das herrliche Werk stellt die Geschichte des Sündenfalls und der Erlösung vor. Unter Adam und Eva, vom Engel aus dem Paradiese vertrieben, die Schlange riesenhaft sich um den Baum der Erkenntniß ringelnd, oben das Evangelium in katholischer Auffassung durch die Sternenkönigin Maria dargestellt. Das Paradies ausgeschmückt mit allen seinen Bewohnern, selbst die Affen sind nicht vergessen. Wenn der Geistliche die Kanzel besteigt, droht ihm ein täpischer Maki gerade auf die Schulter zu springen. Jetzt sollte ein Künstler Kanzeln bauen, an denen er Affen anbrächte! Man würde es für geschmacklos, irrelegiös halten, und doch haben wir das humoristische Mittelalter weder in seiner Schnitzkunst, noch in seiner Andacht erreicht. Am Arme Eva's hing an einem dünnen Zwirnsfaden ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Mecheln, ein Ablaßbrief für alle liebenden Töchter Eva's, die unten vor der Welt das Paradies verlieren und oben bei Gott oder dem Pfaffen für so und soviel an den Küster zu bezahlen die Gnade finden.

An der Place de la bourse arbeitete ein Privattelegraph.

Daß sich hier Privatleute Telegraphen halten können, ist ein Horreur für die deutsche Politik. Doch war dies wahrscheinlich jener lügenhafte Berichterstatter, der die Antwerpener Börsengerüchte so unsicher macht und dem man in Hamburg so viel verkehrte Nachrichten über Spanien und Frankreich verdankt.

Nichts von einer kläglichen Theatervorstellung im Park, nichts von den trois Suisses und den mille Colonnes, nichts von dem neuen Journal „die Nasenstüber" und dem alten Journal „Mephistopheles", in dem ich mehr Rohheit als Witz gefunden habe, nichts von der Gewissenlosigkeit des schändlichsten Nachdrucksystems gegen ein Land, dem Belgien seine Freiheit verdankt, nichts von Herrn Haumann, der sich durch seinen Nachdruck Häuser baut; ich rüste mich auf Frankreich, wohin ich morgen abreise. Schon führt eine Eisenbahn nach Mons in's Hennegau oder in den Ainaut, wie es hier heißt, in Gegenden, die historisch berühmt sind aus den Zeiten der Grafen von der Mark, der wilden Ardenneneber. Bald wird diese Eisenbahn Brüssel unmittelbar mit Paris verbinden. So hat Belgien zwei ausgestreckte Eisenbahnarme, einen nach Frankreich, einen nach Deutschland. Belgien wählt, welche Hand es mit diesen Armen drücken soll. Eine wird es wählen, doch nur die Hand eines Mannes.

Fünfter Brief.

Paris, 17. März.

Das Meiste, was wir schön, erhaben, groß finden, haben wir in der Regel in unserer Vorstellung uns doch noch schöner, erhabener und größer gedacht. Die ersten Berge, die wir sahen, schienen uns kleiner, als sie uns hätten erscheinen müssen, um uns vollkommen zu befriedigen. Die gerühmtesten Wunder der Welt, wenn wir sie sahen, blieben hinter

Kupferstichen zurück. Auch die Liebe! Nahm sie nicht anders sich aus, als wir noch kein Herz gefunden hatten, das wir unser nennen durften? Wem gab sie, als wir wirklich liebten, nicht Größeres, als wir hofften, und wem — wie oft! — nicht viel Kleineres?

Je älter man wird, desto bescheidener, desto anspruchloser sollte man werden. Man sollte sich die Grenze ziehen können für Alles, was diese Welt gewähren kann. Sie hat Alles und giebt so wenig. Wie viel Glück, wie viel Freude — nur Dir ist nichts davon beschieden! So hast Du entbehren gelernt, bist einfacher in Deinen Wünschen, reiner in Deinen Genüssen, glücklicher geworden in Deinen kleinen Befriedigungen! Nur ein abstracter Mensch, ein Mensch, der in Büchern heimischer ist, als unter Seinesgleichen, konnte nach Italien reisen und sich stören lassen durch Alles, was die Natur diesem wunderbaren Lande als Zugabe seiner Wunder gegeben hat. Da die Wunder der Erde natürliche sein müssen, so wirft auch Alles, was himmlischer Abglanz scheint, seinen irdischen Schatten. Wie klein jene Fremden, die unser Vaterland besuchten und alles Das zum Maßstab ihres Urtheils über das Ganze nahmen, was sie im Einzelnen befremdete, was von ihren Gewohnheiten abwich oder auch wirklichen Tadel verdiente!

Auch ich kam nach Frankreich voll Indignation über hundert widerliche Eindrücke. Ein jämmerlicher Postwagen, erbärmliche Plätze, ein grober Conducteur, nicht die Spur von Aufmerksamkeit auf das Befinden der Reisenden. Schlechte Kost, Prellerei, für den kleinsten Dienst geöffnete Hände, die gemeinste Plusmacherei in Allem, was uns begegnet. In jeder Festung, die wir passirten, wurden die Pässe abgefordert, nur damit die Unterbedienten Geld fordern konnten. Und doch! Ich will nicht klagen. Ich will Frankreich nicht, wie es Manche gethan haben, nach seinem Milchkaffee und seinen Trinkgeldern beurtheilen. Jeder Sou, auf dem ich lese: République française, jedes Bildniß des unglücklichen Ludwig auf der groben Kupfermünze ergreift mich hinlänglich, um nur noch den welthistorischen Boden unter mir zu fühlen. Getrost fahre ich durch die Barrière St. Denis bei schönstem

Frühlingswetter in das große Babel ein. Ich bin in Frankreich, in Paris. Ich muß mich besinnen, um zu wissen, was mir einst dieser Gedanke gewesen. Als Knabe habe ich Frankreich gehaßt und Paris geliebt. Meine Gedanken klammerten sich an Deutschlands Fall und Deutschlands Größe; aber meine Gefühle, meine Phantasieen schweiften durch Paris, das ich früh kennen lernte aus den Erzählungen meines Vaters, der zweimal als preußischer Krieger und Sieger in Paris gewesen. Nach der Julirevolution hat sich auch in der Auffassung Frankreichs bei uns Alles geändert. Man empfand nicht gerade für, sondern mit Frankreich. Dieselbe Lage, die Frankreich bei sich verändert hatte, fand sich bei den meisten Völkern Europas vor. Selbst England, so fest gewurzelt in seinen historischen Bedingungen, machte die Reformbill und die Entwicklung des Chartismus zum Nachhall der Pariser Bewegung. Deutschland vollends, in seiner politischen Lage sogar noch hinter den geringen Versprechungen der Wiener Congreß-Acte zurückgeblieben, mußte freudig den Sieg des Constitutionalismus begrüßen, einer politischen Form, die, nur halb bei uns eingeführt, auch in sich selbst schon zusammenfiel. Die Hingebung an Frankreich lag vorausgesetzt in einer beschämenden Selbsterkenntniß. Frankreich wurde der Mittelpunkt und der Leitfaden unserer Reformen.

Das sind Gedankenreihen, die uns viel beschäftigen werden. Vorläufig habe ich Mühe, meine Gesichtspunkte nicht zu verlieren. Ich muß mich zuweilen besinnen auf das Frankreich, das ich mitgebracht habe, weil das Frankreich, das ich finde, mich zu irren anfängt. Louis Philippe, Guizot, Thiers, der, „bewaffnete Friede", der „Friede um jeden Preis," die Pairskammer, die Königsmörder, die Deputirten, die Epiciers, die großen Männer und die kleinen Intriguen, die Kunst und Wissenschaft, Véry, Vefour, Musard — ich habe Mühe, von Alledem, was ich früher wußte, nichts zu vergessen. Ein Fiacrepferd, das auf dem Boulevard für todt liegt, beschäftigt mich mehr, als drüben das Hôtel des Capucines, wo Guizot seine Diners giebt. Eine Holzpflasterung am Ende der Rue Richelieu weckt mehr Betrachtungen in mir, als das heutige Bulletin der Débats. Sie pflastern

Paris mit Holz, um der Revolution den Baustoff zu entziehen. Aus Holzblöcken lassen sich keine Barrikaden mehr erbauen. Lieber mögen Die, die nicht hören können, überfahren werden, wenn sie auf dem Holzpflaster das Rollen der Wagen nicht vernehmen, als daß Die, die nicht sehen wollen, ewig in Gefahr sind, ihre Würden zu verlieren. Das Zufällige, das Nächste stört den Gedanken an das Allgemeine in Paris.

Schade, daß die diesjährige Frauenfrühlingsmode schwarze Trauerkleider sind, es fehlt sonst nichts, um Alles frühlingsschön zu haben. Blauer Himmel, Sonnenschein, die Bäume schon grünend, die Fontainen am Obelisken diamantenglänzend — und zum Ueberfluß ist der Salon der neuen Gemälde eröffnet. Wo soll ich hingehen? Draußen Veilchenduft und drinnen die Blüthen der ewig jungen Kunst? In Paris kommt die Kunstausstellung mit den Veilchen, in Berlin mit den Astern. Ich ziehe den gemalten Berliner Nachsommer dem gemalten Pariser Vorfrühling vor. Auch innerlich, was die Kunst betrifft! sagte ich nach einem flüchtigen Besuch des „Salons". Unsere deutschen Ausstellungen bringen mehr Poesie. Bei uns ist die Malerei lyrisch, hier will Alles dramatisch sein. Jedes Bild drängt sich hervor, jedes schreit um Beifall. Ich sehe ungeheure Effecte, aber wenig Gefühle. Die Religion ist in einigen riesenhohen Altarblättern bedacht. Es sind Votivtafeln einer Andacht, die nur deshalb für die Heiligen sorgte, weil einige neue Kirchen neue Gemälde haben müssen. Bei neuen Kirchen kommen in Anschlag: Steine, Holz, Gold, Silbergeräth, eine Orgel, ein Gemälde für den Altar. Diese Heiligenbilder gehören zum Baudepartement; man sieht ihnen an, daß sie auf Bestellung gearbeitet sind. Sonst wimmelt es in dem Salon von orientalischen Scenen, von Familiengemälden und Portraits. Die ersten sollen für Algier begeistern, die anderen das Glück der Ehe veranschaulichen, die letzten sind gemalte Heirathsgesuche. Auf den Familiengemälden sind Kinder und kleine Hunde die Hauptsache, auf den männlichen Portraits die Bärte. Ich mag hier keinen Mann mehr ansehen, weil ich nichts als Haare sehe. Alles trägt mittelalterliche Bärte, die Flaneurs, die Kutscher,

die Marquis, die Ouvriers. Man ist von allen Seiten umgeben von Van-Dyks-, Rubensköpfen, poetischen Bärten, zu denen prosaische Augen, von Haaren, zu denen fahle Lippen und die geschmacklosesten Trachten des Jahrhunderts gehören. Diese Männer lassen sich ihre Bärte wachsen, ohne daß sie selbst ihren Bärten gewachsen sind.

Die Gemälde des Salons sind im Grunde nichts mehr als gemalte Kupferstiche, colorirte Lithographieen. Sie gehen mit wenig Ausnahmen über den Geist des Kupferstiches und der Lithographie nicht hinaus. Die Mode, die gesellschaftliche Bestimmung scheint die Muse zu sein, die diese Künstler begeistert, und der sie ihre oft schönen und kühnen Talente opfern. An großen Kunstschöpfungen muß eine Periode immer ärmer werden, wo man die Bedeutung der Epoche angefangen hat so zu verstehen, daß die Menschen dieser Epoche bedeutend wären. Seither wollen sich denn auch all' die Philister, die sich einbilden, die Hauptthebel der Epoche zu sein, in der Kunst abgespiegelt wieder finden. Auf den Gemälden, wie in der Poesie, und nirgends mit größerer Tyrannei für die Dichter, als im Drama.

Der Weihrauch der Feuilletons, die den Salon umdampfen, muß erst den frischen Oelgeruch der Kunstausstellung vertreiben. Hinaus in die sonnigen Champs élysées! Hunderte von eleganten Equipagen, mit vorreitenden Jokeys, begleitenden Cavalieren, untermischt mit reitenden Amazonen, machen Queue zu beiden Seiten der Promenade, um bis zum Arc de l'Étoile die Renten zu zeigen, welche die weißen Handschuhe und die Stulpstiefeln der Jokeys, diese englischen Wagen, diese Spiegelfenster, diese gestutzten Rosse und die Augen der schönen Damen im Wagen bezahlen. O, diese schönen, diese stolzen Frauen-Augen! Diese Fülle von Glanz, dieser Hintergrund von Glück und Unglück, Liebe, Leidenschaft und den dunkelsten Schlaglichtern der Poesie! Hingelehnt auf sammtne Polster, den Arm auf einen Vorsprung der seidenen Kissen gestützt, blicken diese Pariser Schönen mit ihren heißen und doch so blasirt ruhigen und herzlosen Augen hinaus durch die niedergelassenen Jalousieen des Schlages in die noch kahlen Bäume, die für sie kein Frühling zu belauben

braucht. Oder bedürft auch Ihr, Ihr so leidenschaftlos Scheinenden, des grünen Schleiers der Natur, um ihn auf Euer brennendes Auge zu legen? Brennen auch Eure Blicke von Schmerzen, können diese Augen fiebern, diese Finger unter den glacirten Hüllen zittern? Habt auch Ihr in Euren Freuden Eure Schmerzen, in Eurem Reichthum Eure Armuth, in Eurem Uebermaß Eure ungestillte Sehnsucht? Seht, dort bringt der aufgerührte Staub ein Beispiel unseres Erdenglücks! Louis Philippe, König der Franzosen, umringt von einer halben Schwadron seiner Leibgarde, ein kaum sichtbares, kleines Fenster in dem tiefen sechsspännigen Wagen, ein König, vorüberfliegend, nicht rastend, nicht zum Schlage hinausblickend, sich verbergend in der Rücklehne, bei gegenwärtiger schon drückender Hitze schwer athmend unter dem stählernen Ringelpanzer, den er nach dem Glauben des Volks unter seinen Kleidern trägt! Er ist vorüber. Niemand hat heute auf ihn geschossen.

Wie ich gestern durch Zufall am Palais royal vorüberstreifte, finde ich le Cid angekündigt. Dem. Rachel spielt die Chimène. Und um nun gleich mitten in die Pariser Eindrücke hineinzugreifen, so bekenne ich mit Leidwesen, daß diese berühmte Schauspielerin mich nicht befriedigt hat. Das Leidwesen geht nicht auf Rachel Félix, sondern auf die Möglichkeit, wie man in unserm Zeitalter berühmt sein kann, ohne es zu verdienen. Ungleich sind die Gaben des Geschicks ausgetheilt, vollends ungleich die Belohnungen des Genies. Dem Einen wächst der Lorbeer so hoch, daß seine Stirne ihn nie erreichen wird, dem Andern wuchert er unter den Füßen, wie Brennnesseln. Dieser niedrig wachsende Lorbeer erstickt aber auch oft in den Brennnesseln. Der Ruhm der Rachel ist nicht so hoch, daß er über Jüles Janin's Kritik erhaben wäre.

Man rühmt am Corneille'schen Cid, daß er natürlicher sei, als die französische Tragödie natürlich zu sein erlaube. Man versteht vielleicht einige Verwandlungen darunter, die gegen die Einheit des Ortes verstoßen. Ich finde das Natürliche des Cid in seinen Fehlern, und seine Fehler in seinen Vorzügen. Das Stück ist planlos, und, obschon es von einem starken Geiste ausging, naiv. Das Naive des Cid ist sein schönster Vorzug, und wer diese Tragödie ganz ehren

will, muß in ihr mehr Empfindung entwickeln, als sonst auf dem französischen Kothurn üblich ist. Und diese Ehre hat Dem. Rachel dem Cid des Corneille nicht angethan. Sie war eine eben so frostige, mürrische, gelangweilte Chimène, als die echte Chimène ein warmes, liebendes, lebensfrohes, gutes Mädchen sein soll. Der Kampf zwischen Liebe und Pflicht würde nicht von Corneille auf die Schultern Chimènens gelegt worden sein, nicht in ihre Wangen, in ihre Augen, in die Biegungen ihrer Stimme hineingedichtet, wenn er sich in Chimènen ein Wesen gedacht hätte, wie es Dem. Rachel wiedergiebt. Diese Schauspielerin scheint von ihrer Pflicht, den Mörder des Vaters zu hassen, so erfüllt, daß man nicht weiß, wieso die Pflicht mit ihrer Liebe in Kampf geräth. Sie hat gar keine Liebe; sie hat sie in ihren Worten, aber nicht in ihren Mienen. Corneille wußte, was Chimène will: Dem. Rachel wußte nicht, was Corneille will.

Die Rachel ist eine lange hagre Gestalt, mit Zügen, die gerade nicht unschön sind, mit Augen, die nicht immer blitzen, doch schimmern, wohlbegabt, angewiesen vielleicht auf den Beruf, den sie wählte. Doch zuvörderst gebricht es ihr an Organ. Diese noch so junge Schauspielerin hat in ihrer Stimme nur noch Kraft, wenn sie sich anstrengt. Für den gewöhnlichen Lauf des Dialogs fehlt ihrem Organ Lieblichkeit, Fülle, Metall. Sollte man glauben, daß Dem. Rachel eine Schauspielerin ist, die Anstrengung verlangt, um in Stellen, die nicht leidenschaftlich sind, vernommen zu werden?

Chimène, von einer deutschen jungen Tragödin gespielt, würde zunächst die liebende Geliebte des Mannes sein, den sie die Umstände zu hassen zwingen. Dem. Rachel liebt nicht. Sie hat wol die Scala der Liebestöne, sie weiß, wo mit der Stimme zu zittern ist, wo die Augen niedergeschlagen werden müssen, sie weiß, welche Sätze man fallen lassen, welche Worte hervorheben, welche Abhänge man in einander schleifen und zusammengurgeln muß, um das Publikum klatschen zu machen — das ist Alles. Ein Gemüth zu verschenken, ein Herz uns zu weihen, das scheint sie mir nicht zu haben. Sie declamirt vortrefflich. Sie hat alle Regeln des dramatischen Vortrags inne, sie weiß, wo die Gleichgültigkeit, wo die Ironie, wo

langsames, wo schnelles Sprechen wirkt, ihr Spiel ist aus Druckern zusammengesetzt, aber sie producirt, was sie spricht, aus sich selbst nicht wieder. Nichts erschöpft sie, nichts bewegt sie. Sie liebt nicht, nicht einmal lächeln kann sie. Chimêne, und nicht ein einziges Lächeln! Nicht einmal ein Anlauf, das Lächeln hätte werden und sich meinetwegen nur in einen Schmerzenszug verwandeln können!

Ihre einzige, sich dem Gefühl nähernde Stelle war, wo sie Act 5, Scene 1 zu schließen hat, indem sie Rodrigue anredet:

Sors vainqueur d'un combat dont Chimêne est le prix.
Adieu: ce mot lâché me fait rougir de honte.

Das Gefühl, das sie hier zeigte, bestand in Folgendem: Sie zerlegte das Wort Chimêne in seine drei Sylbentheile und setzte auf jede ein musikalisches Trillerzeichen. Sie trillerte erst Chi-, dann meckerte sie mê- und ließ rallentando die ganze musikalische Figur auslaufen in die letzte Sylbe -ne, die sie wiederum nur trillernd aussprach. Dann bückte sie sich, als suchte sie etwas auf dem Boden, sprach leise ihr rougir de honte aus und lief zuletzt in die Coulisse fort, wie eine über eine Schmeichelei rothwerdende hübsche junge Magd rasch die Schürze zwischen die Beine klemmt und, um ihre Verlegenheit zu verbergen, auf und davon läuft. Und dies kleinliche und gemeine Spiel fand man bewunderungswürdig.

Gerechtfertigt werden kann die Kälte der Rachel durch den Charakter der Französinnen überhaupt. Ich werde mich durch Proben nicht überzeugen können, aber ich glaube die französischen Frauen zu verstehen, wenn ich ahne, daß sie sich in der Liebe eine größere Selbstständigkeit zu erhalten wissen, als die Deutschen. Ich glaube, daß die Hingebung einer Französin die einer Deutschen nicht erreicht. Es ist mir immer vorgekommen, als wenn in Frankreich die Liebe ein Vertrag ist, dem ein gewisses Bewußtsein von gegenseitigen Rechten und Pflichten zum Grunde liegt. Ohne Zweifel ist in der französischen Liebe noch bei Weitem mehr der Charakter der Chevalerie vorherrschend, als bei uns, die wir uns durch

Höflichkeit nie ausgezeichnet haben. Die Französinnen lieben, ohne auf die égards zu verzichten, die man ihnen schenken mußte, ehe sie erhörten. Die deutsche Liebe wird ihren sinnlichen Fond schneller erschöpfen, als die französische, die ein Talent besitzt, auch hier zu geizen. Eine französische Liebe wird den Mann mehr beschäftigen, als eine deutsche; sie wird ihm minder schnell geschenkt werden, als bei uns, aber auch länger dafür ausdauern. So kommt in den Charakter der französischen Sexualverhältnisse etwas Bewußtes, Gedankenmäßiges, das wir in dieser Sphäre nicht kennen. Die sinnliche Flamme lodert bei den Franzosen in einem Behälter, aus welchem sie, auch in der Kunst, nur spielend hervorzüngeln darf, nicht aufsteigen in voller heiliger Lohe.

Auch die Liebeskälte der Männer hat mich im Cid angeröstelt. So abgeschmackt und kindisch sich die Helden des Vaudevilles stellen, wenn sie verliebt sind, so kalt war die tragische Liebe Rodrigue's. Oder lag die Schuld dieses völlig ungenügenden Eindrucks an Ligier? Dieser Schauspieler hat eine gewisse ungeschlachte Rohheit, die für seine Rolle vollkommen passen möchte, aber sie schien ihm angeboren zu sein, noch mehr, sie schien dem Publikum männliche Größe zu bedeuten. Ligier ist nicht mit einem unserer berühmten deutschen „ersten Liebhaber", unsern Tasso- und Posaspielern zu vergleichen. Was Ligier an Kraft und Natürlichkeit vor ihnen voraushaben mag, das fehlt ihm an Grazie, Anmuth und Würde. Ein unschöner Kopf, eine plumpe Gestalt. Allerdings ein großes Redetalent und die feinste Nüancirung aller nur möglichen declamatorischen Effecte. Der Vortrag der Scene, wo Rodrigue die Schlacht am Meere schildert, war ein Meisterstück.*)

Ein durchaus tüchtiger und mir sofort werth gewordener Schauspieler ist Guyon, der den Don Diego spielt. Hier wehte mich etwas von unserer guten deutschen „alten Schule"

*) Ligier ist mir 1846 noch unbedeutender erschienen. Er hatte gealtert. Oder kam seine Bequemlichkeit daher, daß er eben ein Hofschauspieler war? Seine lebenslängliche Anstellung am Théâtre français war Gegenstand vieler Debatten.

an, nicht von der alten Schule, die ihren Stolz nur darin findet, daß sie schlecht auswendig lernt, sondern nur jener, die durch biedere Treuherzigkeit des Tons, Natürlichkeit des Benehmens und einen Humor sich auszeichnet, den die echte Mimenkunst auch beim Erhabensten, ja selbst noch beim Schmerze zu entfalten weiß.

Das Ensemble war gut, das Arrangement ohne alle Bedeutung. Die Weise des Spiels der untergeordneten Rollen entsprach wol nicht der Vorstellung, die man von der Tradition des Theatre français hat. Wenn Ligier den Unterleib vorstreckt, die Rachel gegen alle Gesetze der dramatischen Action ganze Tiraden mit vorgestrecktem Zeigefinger declamirt, dann kann es nicht Wunder nehmen, daß eine Confidente beim Reden die Hände so familiär zusammenlegt, wie eine Ladendame, die ihren handelnden Käufern erklärt: Es thut mir leid, prix fixes, wir schlagen nichts vor! Die Bärte waren auch hier, wie jetzt fast überall, auch in Deutschland, die Hauptsache. Schöne Bärte, schlechte Schauspieler.

Die Stimmung des Publikums schien merkwürdig. Jede politische Anspielung, jede schöne Stelle wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Gewisse Force-Phrasen erregten allgemeine Theilnahme. Vieles, Vieles davon hat mich verwundet. Ich liebe dieses französische Pathos nicht, ich liebe Lakonismen nicht, die meist erhaben klingen sollen und im Grunde nur gemein sind. Als Rodrigue den Grafen auffordert, sich mit ihm zu schlagen, und dieser ausweicht, sagt Ligier: As-tu peur de mourir? Er sprach diese Worte mit einer Kälte, mit einem Hohn, als wenn man Fouquier Tinville sähe, der einem Girondisten die Süßigkeit der Guillotine vormalen will. Die Franzosen waren außer sich über dieses as-tu peur de mourir? Vielleicht in *ihrem* Sinn mit Recht, mit Recht in der Erinnerung an ihre Geschichte, die Erinnerung der blutigen, furchtbaren Dinge, die sie nicht würden ertragen haben ohne einen finstern, ruhigen Todesmuth.

Bei drei Stellen war der Applaus von specieller Bedeutung. Man klatschte in hergebrachter Weise bei der schönen Phrase:

Je suis jeune, il est vrai, mais aux âmes bien nées
La valeur n'attend pas le nombre des années.

Noch größer war die Aufregung bei den Versen, wo sich der König weigert, Krieg zu führen mit den Worten: Sortir d'une bataille et combattre à l'instant, und Diego mit Beziehung auf die obenerwähnte Schilderung der Schlacht mit ruhiger Ironie sagt:

Rodrigue a pris haleine en vous la racontant.

„Der Friede um jeden Preis" hätte hier bei dem donnernden Jubel der Menge beschämt zu Boden blicken müssen. Endlich wurde der Versuch einer kleinen Parthei, bei den Worten:

Et quand un roi commande, on lui doit obéir.

zu klatschen, mit lautem Lachen und zischend zurückgewiesen. Als der Vorhang fiel, rief man die Rachel, Ligier und Guyon hervor. Sie kamen und verbeugten sich. Ich fixirte die Rachel. Wieder kein Lächeln! Stummer, starrer Ernst in ihren Mienen. Die gemalte Kälte oder — Blasirtheit!*)

Sechster Brief.

Paris, den 19. März 1842.

Guizot hat wegen eines häuslichen Krankheitsfalles mehrere Tage nicht empfangen. Gestern war im Hotel des Capucines zum ersten Mal wieder jener Salon geöffnet, den hier jede politische Renommée unterhält, um an dessen Besuch den Grad zu zeigen, auf welchem ihr politischer Ther=

*) Das Urtheil über Dem. Rachel hat sich mir nach vier Jahren und durch andere Rollen wesentlich geändert. Ich traf es nicht gut, sie als Chimêne in ihrer schwächsten Parthie zu sehen.

mometer steht. Guizot's Salon war — nicht gefüllt; theils Militairs, theils Gesandte, einige Deputirte und Gelehrte hatten sich eingefunden. Aber die Charwoche hat begonnen. Da machen sich die in der Nähe von Paris auf dem Lande wohnenden Staatsmänner Ferien.

Für einen Ketzer eigenthümlich genug, wurde ich Guizot nach dem Gesandten des Papstes vorgestellt. Guizot ist klein, von Figur gedrungen, ein angehender Sechsziger. Auge und Haltung sind lebhaft, der Vortrag ist sehr bestimmt; die Lebhaftigkeit schien sich fast der Reizbarkeit zu nähern; es lag eine gewisse Spannung, eine gezwungene Elasticität in seinem Wesen. Wenn ich seine gegenwärtige Stellung bedenke, nichts vergleiche, als nur die polemischen Artikel der Oppositionsblätter von heute früh, die Drohung, daß sich in allen Seehäfen der Kaufmannsstand eines nicht gegebenen Gesetzes wegen gegen ihn erheben würde, die triumphirende Hinweisung auf das Resultat der bevorstehenden Wahlen, so ist es nicht zu verwundern, daß Guizot's Innerstes über sein Aeußeres hinauszulangen scheint. Sein ganzes Wesen schien mir wie galvanisirt.

Frankreichs Allianz, sei's nun unter Guizot mit England oder unter Molé mit Rußland, wird schwerlich etwas Aufrichtiges und Dauerndes sein. So hat Frankreich denn allerdings das größte Interesse, sich mit Deutschland zu verständigen. Unglücklicherweise ist Deutschland ein Land, das einer bestimmten politischen Sympathie nicht fähig ist. Man kann von den Sympathieen des Rheins sprechen und hat nicht die Sympathieen der Donau. Die Stimmung des Volks bei uns ist nicht die der Gelehrten. Die Regierungen haben wieder ihr System für sich und hängen von Preußen und Oesterreich ab, zwei Staaten, deren Politik sich noch immer nicht hat entschließen können, ausschließlich deutsch zu sein. So ist es schwer, irgendwie für eine Stimmung Deutschlands gut zu sagen. Noch vor zehn Jahren, unter Casimir Perier, der zuerst die Julimonarchie ihres revolutionairen Ursprungs zu entkleiden versucht hatte, war die französische Politik darauf bedacht, in den westlichen und südlichen kleineren Staaten Deutschlands die alten Rheinbunds=

ideen zu nähren. Die Stimmung des deutschen Volkes war in der That geneigt, sich von einem Regierungssystem loszusagen, das die Protokolle von 1832 gegeben und in jenen unglücklichen Verhaftnahmen und Verfolgungen das einzige Mittel erblickt hatte, Deutschland zu beruhigen. Später haben sich diese Dinge geändert; Vieles, was Andere ihrer Weisheit zuschreiben werden, muß man der Erschöpfung zuschreiben. In Frankreich geschieht Alles durch die Personen, in Deutschland durch die Umstände. Frankreich hätte, wenn es sein Interesse ist, (von Richelieu bis Thiers bewiesen es allerdings alle seine Staatsmänner), Deutschland uneinig zu wissen, den Moment der kölnischen Wirren benutzen können, um die drohende und damals wirklich eingetretene Spaltung weiter aufzureißen. Das heutige Frankreich ist jedoch solchen tiefgreifenden Unternehmungen nicht mehr gewachsen. Den inneren Parteiungen, die das Land zerfleischen, preisgegeben, geleitet von einer Politik, die nur die Befestigung der Dynastie Orleans im Auge hat, konnte es am wenigsten die moralische und religiöse Weihe besitzen, um sich der katholischen Sache in dem Sinne anzunehmen, wie Montalembert und die ihm ähnlich gesinnte Parthei vielleicht die Grundzüge dieses Schutzes würde entworfen haben. Frankreich wird nur noch von administrativen Ideen regiert. Es ist die Regierung der absoluten Polizei. Frankreich hätte den legitimistischen Principien des Romanismus gegenüber eine andere Weltanschauung, die rein liberale, durch die Julirevolution fest begründen können. Seitdem es sich aber vor dieser Weltanschauung fürchtet, sind ihm die Zügel der Weltregierung entfallen. Frankreichs Regierung ist kein Organismus mehr, sondern nur noch Administration. Von Ministerium zu Ministerium, Kammersitzung zu Kammersitzung befestigt man nichts, als die Centralisation. Hatte es doch auch selbst eine Fehde mit dem Erzbischof von Paris, wie konnte es den Erzbischof von Köln in Schutz nehmen!

Daß die deutsche Politik mehr administrativ und polizeilich ist, als organisirend, wissen wir nur zu gut. Es liegt dies in der Furcht vor der Revolution. Als man sah, daß sich die liberale Parthei mit ihren constitutionellen Wünschen in

die kirchliche Fehde mischte und der Zwiespalt zwischen deutschem Norden und deutschem Süden immer bedenklicher wurde, beeilte man sich, das kirchliche Gebiet zu verlassen, die schwebende religiöse Frage wie nur irgend möglich zuzudecken und das locker werdende Band des Zusammenhanges am Bundestage enger anzuziehen. Die Festungen sind ihrem Ausbau näher gebracht, die eben ausbrechende Krisis der orientalischen Frage erlaubte, unter einem guten Vorwande, den Kriegszustand aller deutschen Territorien zu prüfen, die Rheinfrage mit ihren poetischen und musikalischen Accidenzien kam hinzu, und so hat sich Deutschland im Augenblick eines Zusammenhanges, einer Einigkeit zu erfreuen, die ihm eine seit lange nicht behauptete Stellung gegeben hat. Die französische Politik ist in diesem Augenblick Deutschland nicht gewachsen.

Die Thatsache dieses unseres Aufschwunges kann für jeden Deutschen nur erhebend sein. Wenn die Regierungen so verständig sind und dadurch dem revolutionairen Princip zuvorkommen, daß sie die Versprechungen desselben zu ihren eigenen Leistungen machen, so wird Deutschland zunehmen an Kraft des Widerstandes, an Kraft, dulden zu können, an Kraft der Neutralität. Eine handelnde Kraft kann aus Deutschland nicht werden, so lange sein Zusammenhang ein Mechanismus ist. Mechanisch lassen sich sechszig Hände zu zwei Händen vereinigen, aber nicht dreißig Willensmeinungen zu einem Willen. Doch hindert das nichts. Schon als europäischer Schwerpunkt ist Deutschland groß, und wenn sich unsere Regierungen nicht zu schroff dem Volksleben entziehen, wenn nicht so unzeitige Erbitterungen, wie die von Seiten der ministeriellen Parthei in Baden und der dynastischen in Hannover, das zunehmende Vertrauen stören, so könnte wohl eine Zeit kommen, wo die Frage: Monsieur est Allemand? in einem politischen Pariser Salon an uns gerichtet, uns nicht in Verlegenheit setzt, sondern mit stolzer Bejahung beantwortet werden kann.

Es ist eine Lieblingswendung der Franzosen, Deutschland müßte mit Frankreich Hand in Hand gehen. Früher klang diese Phrase etwas nach der Klugheit des Löwen, der den Esel einladet, an der gemeinschaftlichen Beute Theil zu neh-

men; jetzt liegt etwas Aufrichtiges darin. Die Franzosen räumen uns so Vieles ein, daß man mehr als mißtrauisch wäre, ihren Versicherungen keinen Glauben zu schenken. Ich hörte Viele bedauern, daß die Rheinfrage von einigen Hitzköpfen aufgeworfen wurde. Die Franzosen sagen: Nehmt uns nicht übel, daß wir zuweilen an unsere Eroberungen denken; seid ihr doch zweimal in unserm Lande gewesen, im Revolutionskriege und am Ende der großen Tragödie Napoleon! Man sagte mir: „Nur die sinkenden Größen in Frankreich, Größen, die keine populaire Idee mehr zu verarbeiten haben, greifen nach dem letzten Rettungsbrett, nach der Rheinfrage.“ Es wären dies die Geister, die Frankreich selbst schon aufgegeben hätte. Man verstand darunter Thiers.

Ich rathe allen Deutschen, die nach Frankreich reisen, dort im Vollgefühl ihrer Nationalität aufzutreten. Die Franzosen kennen an sich selbst keine andere Methode sich einzuführen und achten nur diese. Freilich muß sich da ein unabhängiges, tief verstimmtes Gefühl über Manches erst hinwegsetzen. Aber wer wird mit dem Vaterlande grollen in einem Augenblick, wo man in Frankreich anfängt, bei der Frage: Monsieur est Allemand? den Hut abzuziehen. Aber dem deutschen Namen giebt in Paris dies Feierliche und Bedeutsame nicht der Bundestag, nicht Fürst Metternich, sondern der Geist unseres Volks; unsere einst große Geschichte, unser Tiefsinn, unsere Poesie! Guizot stellte mir frei, deutsch zu reden; er behielt sich nur die französische Antwort vor. Ich wollte ihn nicht auf die Probe stellen, aber daß er es wagt, deutsch verstehen zu wollen, ist schon ehrenvoll für uns. Man schätzt in Frankreich mehr an uns, als nur den deutschen Sammlerfleiß. Man kauft mehr von unserer Literatur, als nur unsere medicinischen, historischen, philologischen Werke. Man ist von unserm Fleiß auf unser Genie übergegangen. Man wird uns in Allem die Form absprechen und mit großem Rechte, wird uns aber in dem Meisten, vielleicht mit Ausnahme der socialen Philosophie, nur das Tiefste und Gründlichste zuerkennen. Es gilt in Frankreich für ein Mittel, sich einen Weg zu bahnen, wenn man specialité alle-

mande ist. Unsere Musik ist uns zugestanden. Die Musik ist unsere Domaine. Auch die Malerei wird es werden, wenn sich der hiesige „Salon" von Jahr zu Jahr, wie es den Anschein hat, verschlechtert und aus der deutschen Kunst die unglückselige Heiligenjagd und Mysticisterei verbannt wird. Am weitesten zurück sind die Franzosen allerdings in der Anerkennung unserer neuen Poesie. Und mit Recht. Denn unsere neuere deutsche Poesie ist zu sehr die Frucht der französischen gewesen. Es lag darin ein nothwendiges Gesetz, das wir befolgen mußten wider Willen. Die Zeit wird kommen, wo wir auch hier die Franzosen, die in der schönen Literatur weiter als wir waren, aber es jetzt nicht mehr sind, wieder einholen, vielleicht übertreffen.

Ich komme auf Guizot noch einmal zurück. Je vous reserve encore une heure du matin, ou nous causerons à notre aise. Wir werden wahrscheinlich über deutsche Philosophie sprechen. Es ist die gewöhnliche Kost, die von den Franzosen den deutschen Besuchern vorgesetzt wird. Guizot ist Philosoph. Das hindert aber nicht, daß ihn heute die Kammer über den Runkelrübenzucker interpellirt und er wahrscheinlich wie ein gelernter Oekonom darauf antwortet.

Siebenter Brief.

Paris, den 22. März.

Das Frühlingswetter will doch noch nicht Bestand haben. Ein regnerischer Tag, grau der Himmel, trüber die Seine; alle Steine auf den Straßen zum Ausgleiten schmutzig. Man flüchtet sich in die Passagen, in's Palais-Royal. Die Passagen, die Lesecabinette sind Orte, wo man sich Rendezvous giebt. Man ißt im Boeuf à la Mode, im grand Vatel, im Restaurant anglais. Very, Vefour, den Rocher de Cancale spart man sich noch auf, wenn ein schöner Tag, eine heitere Stimmung kommt.

Meine ersten Studien sind der Oertlichkeit gewidmet. Ich habe mir den Plan von Paris gekauft, abgedruckt auf einem Taschentuch. So unregelmäßig Paris gebaut ist, so hat es doch gewisse topographische Punkte, von denen aus man sich wenigstens über die Arrondissements, über die Brücken, die bedeutenden Gebäude und Hauptplätze zurecht findet. Großartig ist der Anblick der Stadt vom Pont-Neuf. An beiden Seiten der Seine dehnt sich die ungeheure Stadt mit ihren Quais aus, ihren Palästen, ihren Kirchen. Im Gewühl der engen Straßen wird man fortgedrängt. Die Lastträger, die Ausrufer, Alles umschwirrt uns. Mit Mühe erreichen wir die Punkte, die wir suchen. Neugierig bleiben wir an den Läden stehen, an den Straßenecken, an die sie die ungeheuern bunten Plakate heften, an hundert Erscheinungen, die von unseren deutschen Gewohnheiten abweichen.

Auf den Boulevards streifen die Flaneurs. Tausende von Fremden zeigen sich zum ersten Mal, wie sie sich in einem neuen Costume ausnehmen. Frauen, die uns verwirren würden, wenn sie so hübsch wie elegant wären, treten auf uns zu: „Pardon, vous êtes Monsieur Albert?“ Der künstliche Irrthum zerrinnt in eine ironische Verlegenheit, die nur uns, nicht die sich doppelt irrende Dame irre macht. Dort rechts von Notre-Dame de Lorette, links hier von den Bains chinois erzählt man uns mehr, als sich beim Nachforschen bestätigen möchte. Die Phantasie erfindet über Paris Dinge, welche die Stadt in Wirklichkeit nicht bietet. Ermüdet von den Wanderungen, ermüdet von diesem Prüfen, Aufnehmen, Beobachten, fühlt man, wie überspät doch in Paris gegessen wird, und tritt drüben in's Café Foy ein, um den Charivari zu lesen und eine Tasse Chocolade à la crême zu nehmen. Die Dame du comptoir zeichnet mit wichtiger Miene den gezahlten Frank in ihr Hauptbuch ein.

Ich sah an meinem zweiten Theaterabend die Dejazet. Sie spielte in einem Schubladenstück, la fille de Dominique. Sie ist hier die Tochter eines verstorbenen königlichen Schauspielers zur Zeit Molière's. Sie kommt nach Paris, um sich unter die Truppe aufnehmen zu lassen, der ihr Vater angehörte. Sie soll Proben ihres Talentes ablegen, und hat es

schon gethan, ehe man es vermuthete. Sie war beim Schauspieler Baron gewesen und hatte sich als Bäuerin, als phantastische Dame, als junger Tambour von der königlichen Garde präsentirt. In allen diesen Rollen sehen wir sie. Das erste Wort, das sie spricht, ihr erster Schritt ließ mich die große Wahrheit ihres Spieles erkennen. Es ist keine Königin, keine Fee, keine Dame eines Scribe'schen Lustspiels, es ist die junge Bäuerin, die angehende Grisette, die Heldin des Vaudevilles. Alles an ihr ist neckisch, lieblich, wahr. Dabei die sichersten Bewegungen, und trotz ihres Organs, in welchem viel wilde Nächte, viel Champagnerräusche zu schlummern scheinen, doch ein Vortrag der Couplets, der rein in der Intonation, geschmackvoll in der Behandlung des Gesanges und nicht selten erschütternd in seiner Wirkung ist. Ich kann die Entfaltung dieses eigenthümlichen Spiels hier nicht entwickeln. Alles, was sie gab, war Variation des lieblichsten: Je danse, je chante, je danse!

Und diese Erscheinung nahmen, fand ich, die Franzosen schon ziemlich leicht hin. Sie stießen sich, man sah es wohl, schon an den 45 Jahren dieser Schauspielerin. Arme Dejazet! 45 Jahre! Ein Glück, daß sie wenigstens noch lieben kann. Noch hat sie Leidenschaft, und die Leidenschaft wird sie jung erhalten. Die Dejazet ist nicht schön und war es nie. Sie würde vielleicht weniger genial sein, wenn sie schöner wäre. Auch weil sie geistreich ist, kann sie nicht schön sein. Man behauptet, sie wäre reich an guten Einfällen. Man hat eine Sammlung ihrer Calembourgs unter dem Titel: Perroquet de Mademoiselle Dejazet. Wenn man sie in dem Dessert des gestrigen Theaterabends sah, möchte man glauben, daß diese Autorschaft keine erfundene ist. Das Stück: un scandale wurde fast ganz aus dem Stegreif gespielt. Die Dejazet erschien darin auf der Galerie des ersten Logenranges, als Madame Fromageac, plauderte vertraut mit ihrem Begleiter, machte sich über das Publikum lustig, sprach in's Parterre hinein und erzählte ihre Lebensgeschichte als Madame Fromageac. Es fehlte hier natürlich nicht an den ärgsten Zweideutigkeiten, die sie indessen mit einem sich immer gleichbleibenden Anstand vortrug. Mes

pères et mères étaient, fing sie an, unterbrach sich aber und fragte einen der Schauspieler auf der Bühne, ob es französisch wäre zu sagen: mes pères? Sie bekam die Antwort, daß „mes pères“ leider nur zu französisch wäre. Mitten im lustigsten Zuge ihrer Lebensgeschichte erscheint im dritten Range ihr Mann und stellt sie von dort aus zur Rede, wie sie mit einem Liebhaber in's Theater gehen könnte. Das drolligste Intermezzo beginnt. Mann und Frau zanken sich und werfen sich einander die Nichterfüllung ihrer ehelichen Verbindlichkeiten vor. Um dem Publikum einen Beweis von der Dummheit ihres Mannes zu geben, erzählte sie, sie esse gerne junge Hühner und wäre mit dem Herrn Fromageac, ihrem Gatten, gegangen, um sich welche zu kaufen. Der Geflügelhändler hätte für das Stück 1½ Frcs. gefordert: für alle sechs aber, die er hatte, 6 Franken. Was thut mein Geizhals von Gatte? Er handelt und handelt, nimmt erst eins und dann noch eins und schließt endlich den Kauf so ab, daß er vier nimmt, das Stück zu 1½ Frcs., macht 6 Franken, statt daß er dafür gleich Aufangs hätte alle sechs haben können!

Von den übrigen Mitspielenden läßt sich nicht viel Bedeutendes sagen. Ravel hat eine gute, passive Komik. Im Allgemeinen mache ich vielerlei Entdeckungen über die Bildung der französischen Schauspieler. Zum Besten der deutschen theile ich sie später mit. Wenn man in den Lesecabinetten die Unzahl von Zeitungen sieht, die man in Deutschland kaum dem Namen nach kennt, Zeitungen, die nicht aus der Nothwendigkeit eines politischen Dranges, sondern nur aus Geldspeculation entstehen, wenn man diese Gleichgültigkeit der Masse, die Interesselosigkeit der Verhandlungen in den gesetzgebenden Körpern zusammennimmt, so möchte man die gesammte politische Debatte Frankreichs, die sociale Polemik, die uns im Auslande so beschäftigt, für eine Erfindung der Journale halten. Und doch, unter dem Einerlei der Alltäglichkeit sind all' diese Partheien, all' diese Gährungen und Leidenschaften wirklich vorhanden. Viertausend Arbeiter, die mitten in diesem so geregelt scheinenden Leben und Treiben täglich frühe auf dem Grève-Platze stehen und noch nicht

wissen wovon sie den Tag leben sollen, wenn sie keine Beschäftigung finden, zehntausend, die unsicher über den morgenden Tag, zwanzigtausend, die unsicher sind über die nächste Woche — das ist der Krankheitsstoff, der sich täglich von der äußersten Haut dieser Stadt, den Barrièren und den Faubourgs, auf die inneren Theile des gesellschaftlichen Körpers werfen kann, auf den Bund der Macht mit dem Reichthum, die Würden und das Besitzthum. Es ist wahr, immer schwächer wird jene politische Opposition, die nur aus Leidenschaft, wie bei den Legitimisten, nur aus Princip und Ehrgeiz, wie bei dem größten Theil der parlamentarischen Opposition, gegen die nun seit zwölf Jahren bestehende Ordnung der Dinge geführt wird: immer stärker aber auch wird dafür die Opposition des Bedürfnisses und der Widerspruch der arbeitenden Klassen gegen die genießenden. Hier in Frankreich, wo noch kein Steffens gewagt hat zu sagen, daß den Armen ihre Arbeit Genuß und den Reichen ihr Genuß Arbeit wäre, hier fängt durch die grellste Hervorstellung dieses Gesichtspunktes die politische Polemik an, sich immer mehr zu vereinfachen. Der Communismus wurde nicht blos das Glaubensbekenntniß einiger verworrenen Handwerker, sondern die wissenschaftliche Theorie einiger Denker, die in der Mitte zwischen den Debats und dem National einen neuen methodischen Widerspruch gegen die Gesellschaft begründen, welcher erstaunlichen Zulauf findet. Es ist die Parthei, der zu Liebe George Sand ihren Frack mit der Blouse, die revue des deux mondes mit der revue indépendante vertauscht hat, dieselbe Parthei, die schon die Gedichte gewisser Handwerker über die Gedichte Lamartine's und Victor Hugo's setzt und kürzlich erklärt hat, ein Gassenkehrer in Paris, der seine Gedichte soeben herausgegeben, wäre der größte jetzt lebende Poet in Frankreich.

Die Noth der Zeiten drängt allerdings. Die Bedürfnisse des Volkes müssen uns heilig sein. Ehre den Geistern, die ihre Gedanken einer so edlen Sache, der Wohlfahrt des Volkes, widmen und für ihre Betrachtungen, Vertheidigungen, Vorschläge den üblichen Undank der Masse dem Golde, den Belohnungen und Bestechungen der Reichen vorziehen! Aber der Weg, den die neue communistische Philosophie Frankreichs,

einschlägt, ist nicht der richtige. Er führt vom Ziele ab, er verdirbt die Wissenschaft und bessert die Glückseligkeit nicht. Er schleudert uns in den Materialismus des vorigen Jahrhunderts zurück und überliefert uns entweder der Revolution oder dem Aberglauben. Denn von diesem Materialismus zum Aberglauben ist nur ein Schritt. Wie Lamennais vom Katholicismus ausging und zum Communismus kam, so wird Pierre Leroux vom Communismus ausgehen und zum Katholicismus zurückkehren.

Frankreich hat jetzt die Sucht, neue Philosophieen und neue Gesellschaften auszuhecken. Die ersten sind geistlos, wie können die zweiten richtig sein? Geistlos — was soll dies Schematisiren der Stände, der Beschäftigungen, der Arbeiten und des Lohnes? Die Communisten haben diese Eintheilungen von St. Simon und Fourier geerbt. Man soll die Gesellschaft nicht deshalb so hinnehmen, wie sie ist, weil die Geschichte sie so gebildet hat, sondern weil man nicht die Fähigkeit hat, auf dem Papier abstracte Gesellschaftsbildungen aus dem Nichts hervorzurufen. Alle unsere factischen Verhältnisse, unsere Wünsche und Bedürfnisse drängen über Eure Paragraphen hinaus, Ihr zeichnet die Arbeit hin, wo die Menge schon Genuß will, Ihr macht Unterscheidungen, die sich von selbst aufheben, Ihr theilt und ordnet und wißt nicht, daß die Masse immer nach Einheit, alle Unterschiede nach Aufhebung streben! Ihr reißt die ganze gegenwärtige Gesellschaft ein, um diese zertrümmerte Gesellschaft glücklich zu machen! Ihr wollt der Geschichte eine schöne Zukunft geben, ohne daß Ihr doch in irgend etwas die nachwirkende Kraft der Vergangenheit ersticken könnt!

Ich ziehe die Opposition im alten Sinne vor. Ich ziehe es vor, den Staat, wie er jetzt ist, nicht für einen Rechnungsfehler zu halten, den man nicht tilgen kann, wenn man nicht ganz auf den ersten Ansatz, auf das Einmaleins und die vier Species der Gesellschaft zurückgeht, sondern ich halte ihn für einen erkrankten Organismus, der sich heilen läßt, ohne ihn darum zu zerstören. Die moderne Gesellschaft in ihrer ungleichen Vertheilung der Güter, in ihren auf die Arbeitenden drückenden Lasten, in allen den Ungerechtigkeiten,

die eine oft künstliche Zusammensetzung unserer Verhältnisse mit sich bringt, ist bei Alledem ein vegetativer Organismus, dessen Wurzeln zwar hie und da von der schützenden Erde entblößt sind, die aber noch tief genug in den Schooß der Geschichte greifen, um ihm noch auf lange Zeit Wachsthum und kräftige Entfaltung zu sichern. Die wahre Philosophie und die politische Opposition, die soeben bei uns in Deutschland einen Bund mit der Philosophie geschlossen hat, beide sind berufen, diesen Organismus zu überwachen. Wuchernde Auswüchse — fort mit ihnen! Erstorbene Aeste — weggesägt! Grünes junges Laub, das an den Zweigen ansetzt — geschont, gepflegt! Aber die sociale Philosophie unserer Tage darf nicht den historischen Boden verlieren, nie unsere objectiven Bedürfnisse, unsere factischen Nothwendigkeiten absichtlich vergessen wollen. Man überwache die Entwicklung des modernen Staates, sorge aus reinem, edlem, rechtem Herzen für das Reine, Edle und Rechte, man verbessere die Gesellschaft, indem man sie ermuthigt, an ihren göttlichen, den ihr innewohnenden Geist zu glauben, nicht aber indem man sie lehrt, sich für verworfen zu halten und sich neu zu begründen — aus dem Nichts!

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich habe diese moderne, socialistische Philosophie Frankreichs einen veredelten Materialismus genannt. Ich nenne sie einen Materialismus, der sich auf Genußsucht begründet, und leite diese aus dem französischen Charakter her. Alles jammert jetzt in Frankreich über die Last der Arbeit. Niemand will arbeiten, weil es Menschen giebt, die genießen. Ja, sie wollen arbeiten, aber nur zehn Jahre, sie wollen in zehn Jahren so viel erwerben, daß sie dreißig Jahre lang von ihren Renten leben können. Arbeit, Renten! Um diese Begriffe dreht sich in Frankreich Alles. Man ist so erfaßt von der Genußsucht, so ergriffen vom Verlangen nach sinnlichen Anregungen, daß man das Proletariat in Renten umzaubern und die Mittelstraße, die einzig das Proletariat zu Renten bringen kann, die Arbeit, überspringen möchte. Alles träumt hier von plötzlichem Glück, Alles will mit einem Zauberschlage haben, woran man in friedlichen und fleißigen Zeiten die ganze

Kraft seines Lebens setzte. Die Erfindungen der Dichter sind voll von plötzlicher Umgestaltung häuslicher Existenzen, Alles schwärmt von Marquisinnen, Prinzessinnen, von den Wundern der Tausend und einen Nacht. Es ist ein Opiumrausch, der das Volk ergriffen hat. Die Industrie hat hierin noch mehr verdorben, als die Poesie. Die Industrie hat den Actienschwindel erzeugt, die Ausbeutung aller möglichen Dinge, die man zu künstlichen Bedürfnissen machen wollte, und die Manie für Dividenden. Alle diese Neuerungen entsprechen dem Charakter der Franzosen. Wer weiß nicht, daß ein Franzose glücklich ist, es dahin zu bringen, endlich mit einer wenn auch nur kleinen Rente sich zur Ruhe zu setzen? Und wären es nur jährlich 1000 Franks: er hungert, darbt sich die Bedürfnisse vom Munde, er ist mit 1000 Franks vorm Hungertode gesichert, braucht nicht zu arbeiten, zieht auf's Land — und flanirt.

Als Europa noch nicht gesittet war, machten es, um zu Renten zu kommen, die Franzosen anders. Sie gingen in den Krieg. Sie plünderten und beraubten als Normannen die Küsten bis nach Sicilien, sie schlossen sich allen kriegerischen Expeditionen an. Die Kreuzzüge führten sie zu Hunderttausenden aus dem Lande; als Armagnacs dienten sie, wo sie Geld fanden. Napoleon verstand es vortrefflich, diesem alten französischen Räuber- und Erpressungssinn seine Befriedigung zu verschaffen. Millionen schleppten die Friedensschlüsse und Brandschatzungen nach Frankreich für das Ganze, Millionen schleppten mit ihnen die Einzelnen zurück. Die nobelsten Charaktere des Schlachtfeldes wurden Wucherer in der Einquartierung. Die größte Last der gegenwärtigen französischen Politik, die Eroberung Algiers, würde längst nicht mehr so drückend auf den Schultern des Landes liegen, wenn nicht die Offiziere und Beamte ihre Mission nach Afrika nur als eine Gelegenheit ansähen, sich dort in der Weise römischer Proconsuln ein Vermögen zu machen. Vor einigen Jahren wurde ein schwieriger Proceß verhandelt, bei welchem offen zum Vorschein kam, daß Louis Philippe selbst, der große Handelsmann, der sich auf Renten versteht, einem General

in Algier ein Commando mit der Weisung gegeben hatte, dort seine zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen.

Ehrsucht beseelt in Frankreich die Gebildeten, Geldsucht die Massen. Darum bei so Vielen der Wunsch nach Krieg; nur Krieg, es sei für welche Sache es sei! Da man England und Spanien nicht erobern kann, Italien zu arm, Rußland zu kalt ist, so kann nur Deutschland die Beute werden, das passive, sparsame, dumme Deutschland. Doch ich will noch nicht urtheilen, ich will beobachten. Die Außenseite kann täuschen und in das Innere habe ich erst noch einzudringen.

Achter Brief.

Paris, 22. März 1842.

Ehe meine Empfehlungen wirken, muß ich mich in den Theatern zerstreuen. Ich werde sie künftig vergessen und beeile mich, die Aufgabe, sie zu studiren, je früher je lieber abzuthun. Ich fange sie übrigens von rückwärts an. Das Bedeutendste, wenigstens Das, was Fremde zuerst aufsuchen, behalte ich mir für zuletzt vor. So war ich noch nicht bei den Italienern, noch nicht in der großen Oper, ging aber gestern in die komische. Die komische Oper in Paris, aufgenommen in das geschmackvolle, etwas zu hell erleuchtete ehemalige italienische Theater, ist ein Absenker der großen Oper, ein Absenker, der jetzt seine eigenen Wurzeln schlägt. Die glücklichen Würfe Auber's und Adam's haben diesem Theater eine Selbstständigkeit erhalten, die wol nicht ganz natürlich ist. Früher kannte man die absolute Trennung des Tragischen und Komischen in der Oper nicht. Man führte sie später ein, zum großen Nachtheil für das Opernwesen selbst. Bedenkt man, daß Paris den Ton für alle Theater Europas, mit Ausnahme der italienischen, angiebt, so wird man diese dauernde Trennung beider Operngattungen um so gefährlicher finden, als wir gerade ihr den Verfall der reinen musikalischen Rhetorik vorzuwerfen haben. Die tragische Oper, um immer

tragisch zu sein, hat das Repertoir der classischen und romantischen Tragödie geplündert. Die komische Oper, um immer komisch zu sein, ist zum größten Theil dem Vaudeville verschuldet. Drüben in der Rue Lepelletier hat die musikalische Malerei der Leidenschaften, die Ausmalung der decorativen Staffagen, das Aufgebot großer Effecte und massenhafter Anhäufungen so überhand genommen, wie in der komischen Oper die Musik zum Spiel, der kräftige Ton zur schaumgebackenen Spielerei herabgesunken ist. So geht die eigentliche Bedeutung der Musik verloren. Der tragische oder komische Zweck des Librettos überwiegt den Werth der Töne, die hier nur noch zur grelleren Belebung des Sujets verwendet werden.

Aber nicht blos, daß durch diese Trennung der komischen und heroischen Opernmusik der Zweck der dramatischen Tonmalerei leidet, auch die Kunst des Gesanges geht verloren. Drüben in der Rue Lepelletier singen die Sänger fast nur noch Dialog und Recitative, hier in der komischen Oper sprechen sie mehr, als sie singen. Wenn auch bei einer Einigung beider Operngattungen die Hauptstimmen verwendet werden müßten je nach ihrem Talent, für das Ernste oder Komische, so giebt es doch eine Menge untergeordneter Parthieen, deren Besetzung keine Specialitäten verlangt. Ein großer Theil des Personals der komischen Oper, fand ich, singt und spielt sehr tragisch.

Um mich von dem Verhältniß der deutschen Bühne zur französischen genau zu unterrichten, wollte ich mir bekannte Sachen sehen. Man gab an einem Abend zusammen: Johann von Paris und Richard Löwenherz! Der Darsteller des Johann von Paris heißt Puig, ein Tenor, lang und hager, d. h. nicht gebaut, wie Tenore gebaut sein sollen. Unschön die Stimme. Einige kräftige Brusttöne, das Uebrige ist Fistel. Mit widerlicher Geschmacklosigkeit schweifte sie zuweilen bis in die höchsten Regionen. Der Gesang wurde so brodirt und colorirt, daß man die ursprüngliche Grundlage des Tons kaum wieder erkannte. Puig kann sich weder im Gesang, noch im naiven Spiel mit Mantius vergleichen. Doch, was sage ich, naiv? Puig spielte seinen Johann von Paris mit einem dicken modernen Backenbart, ohne die Spur chevaleresken Humors, ganz in der Tournüre

des modernen Dandysmus, d. h. schön frisirt, im Uebrigen phlegmatisch, eitel und geistlos.

Die Prinzessin von Navarra war Mad. Rossi, eine große Schönheit, auch eine Stimme vom reinsten Metall. Sie wußte ihre Stimme auf eine schwindelnde Höhe zu bringen, trillerte rein und machte ihren Gesang zu den feinsten Brüsseler Spitzen. Bei aller frischen Schönheit war sie todtenkalt, eckig und steif in jeder ihrer Bewegungen. Sie schien aus dem Chor genommen und zum ersten Mal auf eine Stelle befördert zu sein, in der sie, was Spiel betrifft, von der gewöhnlichsten deutschen Provinzsängerin, wie vielmehr von Sophie Löwe würde übertroffen worden sein.

Der Seneschall war mittelmäßig, Pedrillo schlecht, Olivier, der Page, wurde durch eine hübsche Dem. Revilly erträglich wiedergegeben. Das Chorpersonal müßte für die Pariser komische Oper anmuthigere Gestalten aufweisen. Im Arrangement bemerkte ich einige Abweichungen von unserer Art, diese einfache Oper darzustellen.

Richard Löwenherz, die zweite Oper, die ich hörte, verfolgt mich schon von Lüttich aus, wo Grétry, der Erfinder dieser rührenden Töne, mitten unter den Fabriken und Schmiedehämmern geboren wurde. In Brüssel wie in Lüttich sang den Blondel Chollet, einst gefeierter Spieltenor der Pariser komischen Oper, jetzt ausgeschieden. Hier sang ihn Masset, der frühere Dirigent des Orchesters dieser Bühne und vom Kapellmeisterstuhl auf die Bretter gestiegen. Stimme und Spiel erschienen mir frisch, ohne gerade bedeutend zu sein. Anziehend war, daß er seine Geige selbst spielen konnte. Richard war wieder der lange Puig, dem ich auch jetzt, ohnehin war er schon heiser geworden, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Anna Thillon, eine geborne Engländerin, die „Freundin" Auber's, eine Lionne der Gesangswelt, sang Laurette mit zarter Stimme, spielte graziös und wirkte durch ihre zarte Figur und ihr sprechendes Auge. Daß sie das Französisch englisch aussprach, schien sie dem Publikum pikanter zu machen. In der Anordnung gefiel mir das Schlußtableau. In Deutschland wird Richard meist mit einigem Blechgerassel, einigen pappenen Harnischen, einigem Kolophonium und mehren Todten und Verwundeten befreit.

Hier sieht man nur den eroberten Dürrenstein, malerisch staffirt mit Flaggen und Sturmleitern, Alles unbeweglich, ein lebendes Bild. Dagegen schien mir das Wiederfinden Blondel's und Richard's nicht so gut arrangirt, wie in Hamburg, wo ich die liebliche Oper zuletzt sah. Wurda, obschon nicht mehr im Besitz einer Stimme, wie Masset, riß doch mehr hin. Masset steigt auf einen Baumstamm, um seinen König zu sehen. Der Baumstamm ist zu schwächlich für die ergreifende Situation. Auch interessirt man sich mehr für die Gefühle des Freundes, der den König entdeckt, als für die Gefühle des Königs, der den Freund findet. Deshalb muß Blondel, mit dem wir mehr empfinden, auch mehr in der Mitte des Bildes stehen und die Scene beherrschen.

Diese Oper hat Manchem in der Revolution das Leben gekostet. Die Worte: Richard, ô mon Roi, l'univers t'abandonne, harmlos hingesungen, konnten auf die Guillotine bringen. Es ist noch jetzt die Oper der Henriquinquisten. In dem bekannten Lied von Sultan Soliman vermißte ich den Refrain: „Was gehen uns die Türken an!" eine Anspielung, die in Berlin so vielen Anklang gefunden hat, als es sich darum handelte, Deutschland um die Interessen Rußlands, Frankreichs und Englands in einen Krieg zu verwickeln. „Was gehen uns die Türken an!" Die Franzosen würden diesen Refrain nicht so aufgenommen haben, wie die Berliner; denn sie halten sich, trotz Victor Hugo, für die einzig legitimen E r b e n d e r T ü r k e i!

Die Beziehungen Frankreichs zu Rußland werden hier noch lebhafter besprochen, als die mit Deutschland. So auffallend es klingt, so sind die Franzosen doch mit Rußland vertrauter, als mit Deutschland. Der Grund ist der, weil die Bildung, die Rußland an den europäischen Angelegenheiten Theil nehmen läßt, nur eine französische ist. Ein russischer Gesandter wurde einst französischer Minister, Herzog von Richelieu, und ein französischer Minister wurde russischer Gesandter, Graf Pozzo di Borgo.

Die deutsche Sprache macht sich in Petersburg nur durch die deutschen Ansiedler und Einwohner geltend. Die französische ist die, durch welche sich der Russe zur Bildung eman=

cipirt. Seit Katharina der Großen, die Voltaire's Bibliothek an sich kaufte und in derselben wahrscheinlich die Entwürfe jener Dramen fand, für deren Verfasserin sie gilt, ist Rußland in geistiger Hinsicht eine Commandite Frankreichs. Rußland ist für Frankreich, was für England seine Colonieen sind. Mit keiner europäischen Nation kann sich der Franzose leichter verständigen, als mit der russischen, denn diese legt von allen Nationen am meisten von ihrer Ursprünglichkeit ab, um den Franzosen zu ähneln. Der Kaiser Nicolaus bekämpft zwar dieses System, aber da er sein Land bilden will, so kann er das einzige geeignete Mittel, die leichten, mundgerechten französischen Elemente, nicht unterdrücken. In Petersburg ist ein französisches Theater, das in unmittelbarem Verkehr mit Paris steht. Petersburg ist noch immer die Zuflucht der Tanzmeister, Friseurs, Hauslehrer, Gouvernanten, Fechtlehrer und Schauspieler von Paris. Der jüngste Ukas des Kaisers hebt die Pensionirung nach zehn Jahren für alle fremden Künstler auf. Die hiesigen Journale machen darüber großen Lärm. Und bei Alledem muß man sagen: Wer den Franzosen seine Bildung verdankt, den behandeln sie am wenigsten wie einen der Ihrigen. Niemand wird hier mehr verspottet, als Katharina und Friedrich der Große. Wenn den kleinen Blättern der Witz ausgeht, so polemisiren sie gegen Preußen und Rußland. Sie drohen jetzt Petersburg, daß sich Paris entschlossen hätte, es zur Strafe für jenen Ukas verwildern zu lassen. Und doch warten Schaaren auf das nächste Dampfboot, das von Havre nach Petersburg geht: Tanzmeister mit steifen Füßen, Maler, die hier von den Daguerreotypisten verdrängt werden, Gelehrte, die bei aller ihrer Unwissenheit immer den Vortheil voraushaben, daß sie Französisch können, Schauspieler, die kaum noch bei den Folies dramatiques unterkommen könnten, ein jeune premier, der einen Bauch ansetzt, eine première amoureuse, die über das „Alter Balzac's" hinaus ist. Die Taglioni haben die Russen schon. Bald werden sie auch die Rachel haben können. Zwar ist sie mündig geworden und Societaire der „Schauspieler des Königs", dennoch sehnt sie sich von Paris fort. Seit einigen Wochen schließt sie sich von aller Welt ab und erscheint nur noch, wenn sie auf der

Bühne zu knirschen oder die Augen zu rollen und ihre Alexandriner zu singen hat. Die Arme! Sie ist das Opfer der Männer, das Opfer unserer Bosheit geworden! Die Rachel würde jetzt nach London gehen können und gewiß sein dürfen, daß sie Königin Victoria nicht mehr in ihre Cirkel zöge; D'Arlincourt kann sie nicht mehr als die neue Jungfrau von Orleans besingen. Man hielt früher so viel auf ihre Tugend, sie machte Aufsehen damit, daß sie sich im Leben für eben so kalt gab, wie sie in ihren Rollen spielt. Nun ist sie überführt, daß sie auch lieben kann. Lieben? Paris ist nicht so kalt, um einem jungen Mädchen die Gluth ihres Herzens zum Vorwurf zu machen. Paris würde immer noch die Rachel ehren, auch wenn sie ihrer Leidenschaft erlegen wäre. Aber sie hat — Véron erhört, sie hat jenen bekannten Véron, der, ohne Schriftsteller zu sein, die Revue de Paris begründete, der, ohne von Musik etwas zu verstehen, die Pariser große Oper zur Direction, d. h. wie man es hier nennt, zum Exploitiren erhielt, sie hat den Allerweltsschwindler, den Erfinder der Pâte pectorale, den Doctor Véron erhört. Véron soll um den Besitz der Rachel an der Table d'hôte des Hotel des Princes gewettet haben, wie Richelieu in dem bekannten Lustspiele von Dumas über den Besitz der Demoiselle de Belle-Isle wettet und wie vor einigen Jahren ein Cavalier in Berlin um die Tänzerin Wandt wettete. Man würde die Rachel bemitleiden, wenn Véron jung wäre. Véron ist jedoch alt, sehr dick und sehr häßlich. Diese Liebe ist nichts als eine Maklergeschichte des Papa Felix; denn Véron hat Geld, enorm viel Geld. Man darf in Paris lieben, lieben bis zum Skandal, aber man muß kein Geld annehmen, wenn man den poetischen Reiz behalten will.*)

Das ewige Schaukelsystem der hiesigen Politik ist Anschluß entweder an England oder an Rußland. Man begreift aber nicht, was eine Allianz mit Rußland sagen soll, während die Antipathie des russischen Kaisers gegen den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Frankreich eher zu- als abnimmt.

---

*) Diese Anschauungsweise existirte nicht mehr unter dem Kaiserreich.

Vielleicht will Louis Philippe nur vermeiden, daß sich das kaiserliche Haus nicht zu sehr mit den Prätendenten seines Thrones verschwägert und nach einem Leuchtenberg noch am Ende auch einen Bourbon in seinen Familienkreis aufnimmt. Die Politik Louis Philippe's ist mehr dynastisch, als national, mehr seiner eigenen Befestigung, als den Interessen Frankreichs gewidmet.

In der orientalischen Frage, da diese nun doch einmal durch Richard Löwenherz angeregt ist, wird sich Rußland immer nur durch Isolirung behaupten. Rußland legt die eiserne Faust auf die Erbschaft des Türkenreiches, es hat den Vorsprung der Oertlichkeit, es braucht seine beiden Arme nur vom schwarzen Meer und von Persien her zusammenzudrücken, um zu haben, was es wahrscheinlich will. Es liegt etwas Stolzes, Großes in dieser ruhigen Kälte, die Rußland Frankreich gegenüber stellt, es liegt etwas Kleines in diesem Buhlen Louis Philippe's um Eintracht mit dem Cabinet von St. Petersburg. In der orientalischen Frage wird sich Frankreich eben so wenig geltend machen können, wie in der Rheinfrage, obgleich es den Rhein einen französischen Fluß und das mittelländische Meer einen französischen See nennt. Es fehlen dem Frankreich von heute Muth und Entschlossenheit. Louis Philippe, sich selbst für den unveränderlichen Gedanken Frankreichs haltend, überläßt es vielleicht seinen Söhnen, einst die Demüthigungen ihres Vaters zu rächen. Er selbst ist Bürger, seine Söhne erzieht er in der That zu Kriegern.

Die Anrede des diplomatischen Corps an den König, die hier immer noch zu Neujahr üblich ist und die der König nicht missen will, weil sie ihn in jener Eintracht mit den Fürsten sehen läßt, die er so sehr wünscht, würde in diesem Jahre bekanntlich auf den russischen Gesandten gefallen sein und dieser — hat sich entfernt. Dafür ist der französische Ambassadeur am Petersburger Hofe gleichfalls nicht auf seiner Mission. Ich hatte das Vergnügen, diesen Herrn kennen zu lernen. Herr von Barante ist ein feiner, zuvorkommender Staatsmann, der sich auch in der gelehrten Welt als Historiker eines bedeutenden Rufs erfreut. Seine Geschichte der Herzoge von Burgund in sechs Bänden ist eins der gedie-

gensten Werke, das die neue historische Literatur aufzuweisen hat. Herr von Barante sagte, er wäre der einzige französische Schriftsteller, der sich über die belgischen Nachdrucker nicht zu beklagen hätte. Sie hätten ihm zwar das Eigenthum seines Buchs geraubt, dafür aber aus belgischen Hülfsquellen, den Archiven der ehemaligen Theile Burgunds, die an Belgien gekommen sind, sein Werk so vermehrt, vervollständigt und berichtigt, daß es ein neues und viel besseres geworden wäre.*) Wenn Herr von Barante unter Anderm bemerkte: „Sie werden Frankreich still finden!" so durfte ich erwidern: Dann läßt es sich desto besser studiren! Doch im Gegentheil, hier ist nichts still. Der Lärm ist nur zuweilen entfernter, zuweilen näher. Die Leidenschaften schlummern nur und träumen. Aus diesen Träumen muß man wahrsagen und die Geheimnisse deuten. Frankreich ist jenem geblendeten Simson zu vergleichen, der nur im Stillen abwartet, bis ihm wieder die Locken wachsen. Er wird sie noch einmal schütteln, entweder siegen oder sich dann vielleicht auf immer unter Trümmern begraben müssen.

Neunter Brief.

Paris, 24. März 1842.

Man klagt hier über Mangel an Nachrichten. Die Franzosen langweilen sich, die deutschen Berichterstatter sind in Verlegenheit, Neues nach Augsburg und Berlin zu melden, und doch geschieht so Vieles, drängt sich so Vieles, Leben und Tod, Sieg und Niederlage. Hier wird etwas geboren, dort etwas begraben. Leichen und Wiegen, wo man hinblickt, und die Morgue wird von den Opfern der Seine nicht leer. Es ist ein eigenes Leben in Paris. In jeder Stunde geschieht

---

*) Herr von Barante gilt für einen Uebersetzer Schiller's; doch kann er kein Wort Deutsch und hat daher nur für die Arbeit eines Andern seinen berühmten Namen hergeliehen.

etwas im Stillen, das uns auswärts, wenn wir davon hören, tagelang beschäftigt. Hier kündigt sich Unzähliges pomphaft an und endet unbedeutend und Manches scheint Anfangs geringfügig und wird bedeutend.

Das unglückselige Wetter! Der Schmutz von Paris! Ich hätte nicht ausbleiben sollen, den Obsequien Cherubini's in der Kirche St. Roch beizuwohnen. Mit Cherubini ist die letzte Stütze des classischen Contrapunkts in Frankreich gestorben. Wenn man Auber zum Nachfolger in seinem Directorat des Conservatoires erwählen würde*), so bewiese dies, wie verlegen man ist, einen würdigeren zu finden. Halévy, den man als gründlichen Theoretiker schätzt, würde, wenn er nicht zu jung wäre, Cherubini gefolgt sein, denn was zum Akademiker gehört, besitzt er, Kenntnisse und wenig Genie. So wird man nun, glaube ich, Auber wählen, der nicht kenntnißreich ist, aber ein großes Talent. Wird er jetzt die große Trommel auch in die Kirchenmusik einführen?

An demselben Tage, wo man den Componisten des Wasserträger zur Ruhe bestattete, wurde auch Balzac begraben. Er lebt aber noch, nur seine Dramen sind todt! Dem Vautrin sind die „Hülfsquellen Quinola's" auf dem Fuß gefolgt. Seit acht Tagen redete man von dem bevorstehenden Quinola. Man lockte das Publikum mit falschen Affichen in's zweite französische Theater, das Theater de l'Odéon, jenseits der Seine, man wies es ab, lockte wieder und machte Die, die Lust hatten, das Stück ohne Proceß zu verurtheilen, irre. Und doch ist es durchgefallen. Ich erstaunte, das Pariser Publikum gegen Balzac so gereizt zu finden. Alles haßt ihn, Alles verfolgt ihn. Kein Bedauern über seinen Fall, allgemeine Schadenfreude. Es ist, als wenn die geistvollen Erfindungen dieses Erzählers nicht vorhanden wären, als wenn Frankreich nicht Ursache hätte, auf dies seltene Talent stolz zu sein!

Balzac scheint durch seine Persönlichkeit viel von dem Vorsprunge seines Talents zu verlieren. Man wirft ihm Arroganz und Geldgier vor. Beides sind Fehler, die den Ruhm eines Dichters untergraben können. Daß Balzac anmaßend

*) Er wurde gewählt.

ist, bestätigt die Manier seiner Erzählungen, seine Art, sie einzuleiten, seine Selbstbespiegelung, Selbstkritik. Er geht von dem Grundsatz aus, daß ein Schriftsteller, der etwas gelten wolle, zuvörderst selbst etwas auf sich halten müsse. Daher kommt er jedes Mal, wenn ihm der Stoff ausgeht, auf sich selbst zu sprechen. Man hält dies, was vielleicht nur Verlegenheit und Nothhülfe ist, für Eitelkeit. Balzac's Geldgier findet man in vielen flüchtigen, seinem Namen keine Ehre machenden Productionen bestätigt. Man vergiebt einem guten Autor nichts schwerer, als ein schlechtes Buch. Balzac hat unter viel vorzüglichen mehre Werke geschrieben, die seiner unwürdig sind. Man nennt dies nicht Erschöpfung, man bemitleidet es nicht als die nothwendige Folge dieser ewigen Anstrengung, dieses ewigen Schaffenmüssens, nein, man haßt es, als Geiz.

Vollends war Balzac verloren, als man erfuhr, er hätte sich die drei ersten Vorstellungen des Quinola als Entschädigung für die Tantième einer gewissen Anzahl folgender Vorstellungen bedungen. Es ist hier Sitte, daß die Autoren, um sich schnell in Besitz einer großen Summe zu setzen und den Weitläufigkeiten der Verrechnungen auszuweichen, mit der Gesammteinnahme der ersten Vorstellungen dem Impressario das Recht verkaufen, folgende Einnahmen ungeschmälert für sich zu behalten. So Scribe im Theater français. Wenn nun der Autor die Plätze so verkauft, wie sie kassenüblich sind, so ist diese Finanzoperation in der Ordnung; wenn aber, wie von Balzac geschehen, eine Agiotage eröffnet wird, wenn man für die Stalles statt 5 Franken 15 fordert, für Logen 100 Franken, so kann sich der Verfasser des Quinola nicht wundern, wenn man Eugenie Grandet und den Père Goriot vergißt und seine Werke zu Fall bringt. Heute sind wohl nahe an hundert Kritiken über Quinola erschienen. Ich glaube, Balzac liest nicht eine einzige und zählt seine Fünffrankenthaler.

Um auf den rechten Weg zu kommen, der uns zur Liebenswürdigkeit der Franzosen führt, muß man öfters Bouffé sehen. Ich sah ihn im Gymnase und Oncle Baptiste. Es ist dies wieder eins jener Stücke, in denen Souvestre die Poesie

des Handwerkerstandes schildert. G. Sand emanicipirt die Handwerker als Dichter, Souvestre als Gedichte. Wer in Frankreich Glück machen will, muß sich zu einer Specialität bekennen. Wie es hier wissenschaftliche Specialitäten giebt, die sich, wie z. B. Michel Chevalier ausschließlich die Eisenbahnen vorbehalten, so giebt es dichterische, die Alles, was sie schreiben, in einem bestimmten Genre halten. Das Genre Souvestre's ist eine solche Sphäre, die Sphäre der Handwerker. Er hat poetisches Leben entdeckt in Gegenden, über welche früher nur die Pflugschar der Prosa ging. Sein Streben, neue Poesie zu schaffen, ist lobenswerth, insofern er die alte nicht zerstört. Es ist schade, daß Souvestre nicht gerecht gegen die Einen sein kann, ohne zuweilen ungerecht gegen die Andern zu werden. Schon im Hamelin (bei uns „der Fabrikant") begann er, das Comptoir der Kaufleute, der Strumpfwirkereien, der Webstühle, die Rechnungsabschlüsse, die Wochenlöhne an die Arbeiter zu poetischen Staffagen zu machen: er entdeckte hier eine neue Poesie, aber er wurde ungerecht gegen die alte. Sein Cantal spricht gegen die ewig dauernde und von Gott eingesetzte Aristokratie des Geistes mehr Dinge, als ein Strumpfwirker verantworten kann. Im Oncle Baptiste, der keinen eigentlichen Erfindungswerth hat und nur von Bouffé getragen wird, ist die Polemik gegen Das, was bisher für poetisch gegolten hat, weniger beleidigend. Das kleine Stück würde auch in Deutschland Glück machen (und hat es als: „Viehhändler aus Oberösterreich"), wenn es sich nicht zu sehr um die in Deutschland theatralisch abgenutzten Fallissements drehte und mit einer eigenthümlichen musikalischen Begleitung vorgetragen würde, endlich wenn man bei uns Bouffé hätte, d. h. dreißig Bouffés; denn das ist das Unglück in Deutschland, daß bei uns ein Stück nur dann seine Probe bestanden hat, wenn es an dreißig Theatern g u t gegeben ist!

Bouffé ist einer der wahrsten, liebenswürdigsten Schauspieler, die man nur sehen kann. Er überraschte mich um so mehr, als ich mir von ihm eine andere Vorstellung gemacht hatte. Bouffé hat nichts von einem Buffon. Er ist eine hagere, kleine, schmächtige Figur, mit scharf ausgeprägten

Zügen, etwa wie Döring in Deutschland. Bouffé hat die Physiognomie eines Mephistopheles und das Auge eines Engels. So glänzend sein Blick, so feurig die Blitze, die sein Auge entsendet, so seelenvoll ist es doch wieder umblaut, so gemüthlich umflort. Wenn er lacht, so legen sich die Falten satyrisch, wie bei allen bedeutenden Menschen, die, wenn sie lachen, bitter aussehen. Man sieht erst die Schlangen um den Mund, dann glänzen die schönen weißen Zähne, und es wird das ein seelenvolles, liebes Lächeln, was Anfangs beinahe ein dämonisches zu werden schien. Es ist leicht sagen, daß Bouffé, der gute, lustige Onkel Baptiste, etwas Deutsches habe. Onkel Baptiste ist ein echter Franzose, der nur seinem Beruf und seinem Vergnügen lebt, keine andere Leidenschaft kennt, als die für seine Frau und seine Ehre. Onkel Baptiste ist galant, witzig, gemüthlich: er ist die Freude seiner Nichten und Neffen; vergißt keinen Geburtstag: hat immer die Taschen voll kleiner Geschenke; Alles drängt sich um ihn und will ihn herzen, liebkosen. Er hat nur eine Freude, Andere glücklich zu machen, und nur einen Schmerz, ohne Kinder zu sein.

Neunter Brief.

Paris, 26. März 1842.

Eine der schwierigsten Finanzfragen Frankreichs ist die Ausgleichung der einheimischen Rübenfabrikation mit dem Interesse der Colonieen. Frankreich kann seine Colonieen nicht aufgeben. Es ist in einer argen Klemme, ob es die Fabrikanten des Landes oder die Schwarzen opfern soll. Opfert es die Schwarzen in den Colonieen, so opfert es die Plantagenbesitzer und entzieht den Colonieen ihren Kern, ihre Bedeutung, die auf Frankreich rückströmende Wohlhabenheit der dortigen Einwohner, die Garantieen und Anknüpfungen seiner Flotte. Opfert es die Fabrikanten, so nimmt der Hader, die Anfeindung im Lande, der Haß der Partheien kein Ende. Das jetzige Frankreich ist in seiner Politik auf die materiellen

Interessen begründet, wie kann es wagen, eins dieser materiellen Interessen zu verletzen! Das Ministerium hatte sich früher anheischig gemacht, in den ersten drei Monaten der diesjährigen Kammersitzung über diese schwierige Frage ein Gesetz einzubringen. Man vermuthet, daß es die Colonieen begünstigen und den einheimischen Zuckerfabrikanten ihre Vorräthe abkaufen würde. Jetzt bittet das Ministerium um Aufschub. Die Frage wäre zu schwierig, die Arbeit der Untersuchung des Thatbestandes noch nicht vollendet. Guizot wünscht Vertagung der Frage bis auf die nächste, neu zu wählende Kammer. Da witterte die Opposition sogleich eine Falle. Sie griff am Mittwoch die Minister mit materiellen und theoretischen Gegengründen an, unverschleiert aussprechend, daß das Ministerium mit dieser Vertagung nur beabsichtige, die neuen Wahlen wieder unter den Gesichtspunkt der materiellen Interessen zu stellen und von der Kammer wieder die unabhängige, freie Intelligenz auszuschließen.

Jedenfalls ist diese Voraussetzung eine Gewissensfrage, über die sich nichts entscheiden läßt. In der Verhandlung schienen mir zwei Dinge besonders bemerkenswerth. Die Opposition verbrüderte sich mit den sogenannten Generalconseils der Hafenstädte, Corporationen von einer entschieden illiberalen Tendenz, wie die vor mehren Jahren an sie gerichteten und von ihnen so auffallend egoistisch beantworteten commerziellen Fragen beweisen. Damals empörte sich die liberale Presse, der National an der Spitze, gegen die Generalconseils. Jetzt fraternisiren sie miteinander. Es ist in Frankreich, wie bei allen haltlosen, nicht ganz despotischen und nicht ganz freisinnigen Zwischenzuständen immer so, daß Partheien und Interessen zusammenkommen, sie wissen nicht wie. Das Zweite ist noch auffallender. In Baden sagt das Ministerium zur Kammer, die materiellen Fragen litten unter theoretischen Doctrinen und Formstreitigkeiten. Hier in Paris wirft die Opposition dasselbe den Ministern vor. Hier sind die Minister die Unpraktischen, die Unzeitgemäßen, die Männer der Phrase. Keine Eisenbahnen, keine Canäle, keine Zuckergesetze! ruft hier die Opposition, die sich mit dem materiellen Eigennutz der Masse zu vereinigen sucht. Guizot sollte diese

Umkehr der Debatte nicht aufkommen lassen. In unserer Zeit ist nichts siegreicher als der Widerspruch der Materie. Die Herrschaft des Geistes scheint anderen Jahrhunderten aufbehalten zu sein.

Die stille Woche ist kalt. Ein frostiges Longchamps mit rothen Nasen, eine Corsofahrt im Muff und Pelzmantel. Die Feiertage kommen diesmal zu früh. Die Erde hat sich noch nicht schmücken können, sie würdig zu empfangen. Der Schmuck der Menschen sah eben so kahl aus, wie die elyseischen Felder. Man weiß, daß Longchamps die Mode erfindet. Ich habe keine neue gesehen, aber morgen werden alle Follets, alle petits couriers des dames, alle Psyches in ihren Bulletins von neuen Trachten erzählen, die schon fertig und erfunden waren, ehe Longchamps kam. Manche der Carossen habe ich in Verdacht, daß ihr Besitzer statt einer Dame, die darin zu sitzen schien, nur eine Modefigur schickte, die tragen mußte, was seinem Interesse an Shawls, seidenen und sammetnen Stoffen entsprechend ist. Vier junge Elegants trugen Hüte von geripptem Zeuge, die häßlich aussehen, nun aber sicher Mode werden. Man kann hier bei einem Modehändler Kleider wohlfeiler erstehen, wenn man sich erbietet, sie auf Longchamps in die Mode zu bringen. Gäbe man nur diese häßliche, schwarze Trauertracht auf! Alle Frauen auf den Boulevards trauern und viele doch nur um den Verlust ihrer Schönheit. Man muß schon sehr schön sein, um sich über die schmeichelnden Farben des Regenbogens hinwegsetzen zu dürfen.

In den elyseischen Feldern drängten und wogten Tausende. Rechts und links bilden die Zuschauer Spalier. In der Mitte befinden sich zwei Wagenreihen, eine gehende, eine kommende. In der Mitte passiren die entschieden Vornehmen. Ich bemerke, daß der Franzose im Grunde servil ist. Titel und Rang machen bei ihm Alles. Wen all' der Ruhm von „Freiheit und Gleichheit“ nur Einbildung wäre! Die Demokratie kann zwar die Vornehmheit nicht aufheben, aber sie sollte machen, daß der Vornehme sich fürchtet, vornehm zu erscheinen. Wo man hier hinblickt, sieht man gesellschaftliche Anomalieen, die für ein Land, das zwei Revolutionen erlebt

hat, nicht passen. Es ist beklemmend, wenn man denkt, daß hier noch einmal eine dritte Ausgleichung kommen könnte.

Unter den zahllosen Wagen des Longchamps sind die meisten gemiethet. Vielen Kleidern sieht man an, daß sie morgen auf den mont de piété wandern werden. Die reichsten und schwersten Stoffe tragen meist ältere Damen, die wenigstens heute träumen können, den nächsten Sommer wieder in die Mode zu kommen. Sonderbar, daß jede dieser nachlässig hingelehnten Personen sich einbildet, das Longchamps drehe sich um sie. Armer Tropfen im Meere! Hinter den glänzenden Carossen, wenn diese nicht das Privilegium haben, in der Mitte zu fahren, sieht man ambulante Annoncen, Wagen mit gemalten Anpreisungen neuer Erfindungen: ein Reiter mit bunter Fahne und dem Volk das Wunder predigend: „In der Straße Poissonnière Stiefel für zehn Franken!" Dahinter Wagen, die englische Wichse empfehlen, ein ambulanter großer Ofen, Alles schreit und bittet um Zuspruch, auch einige schmachtende Augen, die in ihrem Wagen nicht wissen, daß hinter ihrer poetischen Erscheinung sich sogleich die größte Prosa, Stiefelwichse, ankündigt. So wallen und wogen die Massen hinauf bis zum Triumphbogen de l'étoile.

Rechts und links zur Seite das gaffende Volk. Keins ist so neugierig als das Pariser. Es fehlt Musik, es fehlt Freude und Lust; freilich, es fehlt auch noch der Frühling. Nur die Kinder sind glücklich. Sie fahren in langen Omnibus, von drei stattlich gehörnten Ziegenböcken gezogen, mit Schellen und bunten Bändern. Policinell treibt seine Späße. Eigen, daß auch hier die Spitze des Volkshumors immer Prügel sind. Napoleon winkt in allen möglichen Stellungen zum Besuch kleiner naturhistorischer Museen, optischer Cabinette, zum Besuch von Flohkünsteleien, Caroussels u. s. w. Auch wiegen kann man sich lassen, was ich thun würde, wenn ich die Kilogramme in meine deutschen Pfunde zu übersetzen wüßte. Drüben sind Krokodile, Athleten, Mißgeburten zu sehen. Eine Taschenspielergilde lockt durch eine klägliche Musik die kleinen französischen Voltigeurs, junge Rekruten, meist unansehnliches Volk zu seinen Künsten. Die Kinder des Taschenspielers sind geschminkt, stehen mit bloßem

Halse in der Kälte, frösteln und blasen hier auf Waldhörnern lustige Lieder, deren Töne ihnen wie Lügen in der kalten Luft erfrieren. All' das bunte Elend zieht sich hinauf bis an den Arc de l'étoile, der den Siegen Napoleon's gewidmet ist. Es ist ein schönes Felsengebäude, aber kalt, wie der Wind, der hier um die Höhe pfeift. In Hautreliefs wird Napoleon gekrönt für Siege über ächzende, verwundete und sterbende Barbaren, in denen wir zum Theil unsere deutschen Brüder erkennen. Im Innern nennt eine Reihenfolge von Namen die Orte, wo Napoleon siegte. Erst folgen sie sich geschwätzig aufeinander, dann rücken Jahre und Meilen dazwischen, Moskau, „Wurschen" sind die letzten — von den übrigen Schlachten schweigt die Geschichte, die französische.

Am Charfreitage hoffte ich in Notre-Dame zu jeder Stunde Gesänge, Orgelklänge, singende Priester und betende Gläubige zu finden. Ich täuschte mich. Nur ein kleiner Troß von Bettlern und Armen kniete in einem dunkeln Winkel, in welchem einige Lichter brannten. Es sollte dies das Grab des Heilands sein. „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt." Nur eine einzige vornehme Dame befand sich vor dem Grabe, mitten unter den Bettlern und Armen. Draußen vor der hohen Eingangspforte des uralten Doms zeigte ihr haltender Wagen ein gräfliches Wappen. An einem Pfeiler saß ein Chorknabe mit einem bronzenen Christus, dessen Wunden und Nägelmale die Herantretenden küßten. Wer es that, zahlte einen Sou. Wer diesen nicht zahlte, da wischte der Chorknabe den Kuß ab. In einer kleinen Kapelle stand auf der einen Seite ein Altarbild des Erlösers, auf der andern war die Wand übertüncht, weil sie zu viel der weltlichen Inschriften trug. Und doch las ich neuerdings: „Ich liebe Dich: wann werd' ich Dich wiedersehen?" — Mit Bleistift stand darunter: „Demain."

Das Innere der Notre-Dame hat nicht ganz das Ergreifende, das man in anderen alten Kathedralen findet. Das innere Schiff ist zu klein gegen die nebenher laufenden Gänge. Die Kapellen folgen zu regelmäßig aufeinander. Der Eindruck hat etwas vom Weltlichen, beinahe Theatralischen des Berliner Doms. Nach außen ist die Front minder erhaben,

als der Seitenanblick, doch macht sich das Ganze im Verlauf der Betrachtung ergreifender, als bei erster Begrüßung. Neben dem Trost der Armen ist drüben das Hôtel de Dieu, der Trost der Kranken. Und wem kein Arzt mehr helfen konnte, wem nicht die Arznei der Religion und der Balsam der Kunst den Schmerz des Lebens linderte, der findet dort unten Trost in den Armen der Verzweiflung. Auf hundert Schritt liegt unter Fischen und Gemüsekräutern, die dort verkauft werden, neben Notre-Dame und dem Hôtel de Dieu die Morgue.

Elfter Brief.

Paris, den 27. März 1842.

Dichter in Paris zu sein und zu bleiben, ist schwerer als in der Provinz dasselbe zu sein und zu bleiben. Dichter in Frankreich zu sein, ist schwerer als in Deutschland. Mitten unter diesen politischen Debatten, dieser Witzjagd der Journale, dieser haarscharfen Verstandesbildung, mitten unter diesen Leidenschaften, dieser Sucht nach Effect, mitten in diesem unruhigen Paris, diesen kalten, poesie- und glaubenlosen Kirchen, mitten in dem Krämergeist mit seinen Boutiken, seinen Schaustellungen, seinen gesellschaftlichen Ansprüchen — die elysäischen Felder und der Bois de Boulogne reichen nicht aus, um da der Ermüdung Schatten, der Melancholie Trost zu gewähren.

Es gehört in Paris zum wahren, anspruchslosen Dichter Genie und große Entsagung. Sich all' diesen Schimmer und all' diesen Schmutz vom Auge bannen und es nur heften auf die Springbrunnen, die Blumen und die Sterne, die auch hier am dunkeln Nachthimmel stehen, das vermag man nur durch eine große Einbildungskraft oder ein moralisches Selbstbewußtsein, welches starken Geistern große Ueberwindung kostet, genügsamen freilich von der Natur gegeben ist. Ich sehe zuweilen im Gewühl der Massen, die sich durch die Straßen drängen, Jünglinge abbiegen in die engeren, ein-

samneren Gassen. Ich sehe schweigsam ernste Lustwandler am Quai des Augustins, Quai du Louvre, Quai Voltaire. Sie blicken in die immer bewegte, dunkle Seine, verfolgen die gelben Lichter, womit die scheidende Sonne die letzten Spitzen der Thürme vergoldet; sie stellen sich an einen der unzähligen Büchertrödel hin, die zu beiden Seiten der Seine aufgeschichtet sind. Sie handeln um ein altes vergessenes Buch. Es ist ihnen zu theuer. Sie schreiten weiter, blasse Mienen, ein tiefliegendes Auge, das Haar lang und schwarz, eine trübe, finstere Erscheinung, die mich fesselt, seitdem die Passagen und die Boulevards mit ihrem Einerlei mir schon langweilig sind. Diese einsamen Träumer sind vielleicht die Dichter, die Denker Frankreichs, die eine Zukunft haben werden, weil sie sich vorbereiten durch Entsagung. Es giebt in Frankreich Talente, die es verschmähen, der Mode des Tages zu huldigen, und sich für eine neue Epoche aufsparen. Ja, nicht einmal alle die Namen, die wir am Fuß der Feuilletons treffen, schwelgen in jener behaglichen Existenz, die wir uns in Frankreich mit der Führung der Feder verbunden denken. Die bedeutenderen Kräfte der französischen Literatur, die Träumer, die Dichter sind arm, wie in Deutschland.

— — Gérard, der Uebersetzer des Faust, der Verfasser jenes wunderlichen Studentendramas Leo Burckart, das vor zwei Jahren an der Porte St. Martin so viel Glück machte, Gérard wurde von der Direction des zweiten Theatre Français, dem Odéon, aufgefordert, in der deutschen Literatur Stoff für die französische Bühne zu suchen. Es ist eine unglückliche Sache mit diesem Odéontheater! Es liegt drüben jenseits der Seine, nahe dem Quartier Latin, und ist deshalb der Tummelplatz der muthwilligen Studenten. Fast alle seine Stücke fallen durch. Nun will man, um nicht immer die französischen Autoren zum Fall zu bringen, die deutschen vorschieben. Man will Schiller, Goethe, Lessing, besonders aber die neuesten Dichter des deutschen Theaters, Raupach, Blum, Devrient, Frau Birch-Pfeiffer, vor den französischen Studenten durchfallen lassen. Da die Mission des Odéon das Fiasco ist, so ist es Nationalsache Frankreichs geworden, das Odéon der Literatur des Auslandes zu widmen.

Gérard fragte mich nach deutschen Schlachtopfern. Ich hielt mit meinen eigenen Stücken zurück. „Zuvörderst Emilia Galotti von Lessing.“ — „Ist schon gegeben.“ — „Goethe.“ — „Ist schon übersetzt.“ — „Schiller.“ — „Ist schon gedruckt. Maria Stuart ist auf dem Theater Français. Kabale und Liebe ist bekannt als la fille du musicien. Auch die brigands sind schon gegeben.“ — „Kotzebue.“ — „Hat das Meiste aus dem Französischen genommen, und Das, was ihm eigen ist, wurde schon übersetzt. Manches, was ursprünglich französisch, wurde deutsch und kam deutsch-französisch wieder nach Frankreich zurück.“ — „Iffland.“ — „Seine Welt wird in Frankreich nicht verstanden.“ — „Raupach.“ — Isidor und Olga wurde im Süjet erzählt. Gérard kannte es schon als les deux frères polonais. — „Die Geschwister.“ — Ist dem Französischen entlehnt: l'incendiaire. — „Vormund und Mündel.“ — „Der englische Roman, aus dem Raupach schöpfte, ist auch im Französischen benutzt. Die Lustspiele Raupach's sind zu deutsch.“ — „Die Verirrungen, von Devrient.“ Ich erzählte den Inhalt. — „Müßten auf drei Acte gekürzt werden.“

Vieles wurde noch aufgezählt, aber das Meiste war in dieser oder jener Form schon einmal dagewesen. Auch Friedrich den Großen, in allen möglichen Lagen, hat man schon nachgehustet, nachgehinkt, nachgeschnupft, ganz so, wie ihn Töpfer und Seydelmann bei uns spielten. Ich empfahl Daniel, den Wändekratzer, im „Erbvertrag“. Das Wort, „nach Hoffmann“ elektrisirt jeden Franzosen. Aber auch hier wollte man schon Aehnliches besitzen. Alle unsere Hofräthe, Husarenrittmeister, unsere treuen und treulosen Gatten und Gattinnen, alle unsere Thränen und Rührungen sind in Frankreich schon einmal ausgelacht worden. Um mich von den unglücklichen Folgen der Germanisirung des Odéons nicht ganz auszuschließen, entwickelte ich Gérard den Inhalt meines „Werner“. Dieser und Robert's „Macht der Verhältnisse“ schienen anzusprechen. Aber eine neue Schwierigkeit! Beide Stücke sind auf den Unterschied der Stände begründet. Werner tritt aus dem Adel in den Bürgerstand zurück, Eduard Weiß erschießt einen Adeligen, weil dieser ihm

Satisfaction verweigert. „In Frankreich," sagte Gérard, „hat man keinen Adel." „In Frankreich," fügte er hinzu, „verweigert kein adeliger Offizier einem bürgerlicher Schriftsteller Satisfaction." Das Letzte gebe ich zu, das Erste nicht. Frankreich hat den Unterschied des Adels von der Bürgerklasse bis zur höchsten Spitze der Anomalie, aber das geb' ich zu, man will diesen Unterschied nicht auf der Bühne sehen, man darf ihn dort nicht zur Voraussetzung einer ernsten Intrigue machen, man würde das Factum des Unterschiedes verspotten, noch ehe es sich entwickelt hat. So sind wir in allen Voraussetzungen der geselligen Grundlagen des Dramas gegen die Franzosen zurück und werden wol auf die Ehre, sie mit unserer Bühne bekannt zu machen, verzichten müssen. Bei dem unglücklichen Privilegium des Odéon jedenfalls ein Erfolg, zu dem wir uns Glück wünschen können.*)

Odillon Barrot war im Salon des Arztes La Corbiére, den zuweilen auch Lamennais und Thibeaudeau besuchen. Odillon Barrot ist ein Fünfziger; stark, behaglich in seinem Aeußern, viel älter und minder sanguinisch, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Man kann Odillon Barrot's Augen nicht sehen, da sie hinter einer Brille versteckt liegen. Sein Wesen verräth den pathetischen Advocaten, der hinter seinem Barreau die Angelegenheiten Anderer vertheidigt, ohne sich selbst an ihnen zu betheiligen. Es muß ein wohliges Gefühl sein, einen Verbrecher zu vertheidigen, ohne selbst hingerichtet zu werden. Aber Odillon Barrot hat nichts Intriguantes in seiner Art: man gewöhnt sich in Paris, Das, was uns Vertrauen einflößt und nach Gutmüthigkeit aussieht, deutsch zu nennen. Odillon Barrot's Stellung zur Gegenwart Frankreichs ist nicht mehr so bedeutend, wie vor zehn Jahren. Er hat sich den Ministerien zu oft genähert und zu viel Phrasen gesprochen, um noch in der Kammer von großem Gewicht zu sein. Zuweilen war er daran, Minister zu werden. Wäre er es geworden, er hätte das volle, lange Haar nicht mehr,

---

*) Gérard de Nerval hat sich bekanntlich vor einigen Jahren das Leben genommen.

das noch seine Schläfe beschattet. Es wäre grau wie das Haar Guizot's, oder wol gar weiß wie das Haar des noch so jugendlichen Thiers.

Zwölfter Brief.

Paris, den 29. März.

Auch in St. Eustache fand ich ein trübes, düsteres Heidenthum, und so feierte ich meine Ostern mit Musik und Poesie, einem reineren Cultus, als es diese monotonen, gedankenlosen, von aus- und eingehenden Neugierigen gestörten Offizien thun. Im Conservatoire Beethoven. Der Saal der Société des concerts liegt in der rue Bergère, das Orchester nimmt auf einem Theater Platz. Die Sängerchöre stehen in der ersten Reihe des Parquets und entfernen sich nach jeder Nummer, die sie gesungen haben. Der Dirigent im weißen Haar ist der Kapellmeister der großen Oper, Habeneck, kein Deutscher. Im ganzen Orchester befindet sich nur ein einziger Deutscher.

Dafür ist aber die Musik deutsch. Nicht eine italienische, nicht eine französische Pièce. Das ganze Programm deutsche Musik. Nach der Ouvertüre zur Fingalshöhle von Mendelssohn Bartholdy, die mit der den Franzosen eigenen Frische ausgeführt wurde, folgte Mozart's Ave verum corpus. Die Sänger und (meist recht häßlichen) Sängerinnen sprachen verüm corpüs, doch hinderte das nicht, daß der heilige Morgengruß an den erstandenen Christ in frommer Weihe ertönte. Dann entnahm man aus Beethoven's großem Septuor einzelne Sätze, um ein Experiment zu machen, das zwar nicht die Schönheiten des Componisten, wol aber das Talent dieser Musiker in ein helles Licht stellte. Man hatte die für sieben Instrumente berechnete Composition auf das ganze Orchester vertheilt. Zwanzig Violinen führten die schwierigsten Passagen, die ursprünglich nur einer einzigen übertragen sind, mit einer bewunderungswürdigen Präcision aus. Eine Cadenz,

die einem Einzelnen zu schaffen macht, wurde von sämmtlichen Violinen mit unglaublicher Reinheit und Uebereinstimmung vorgetragen. Nächstdem kamen Chöre aus dem Messias, in denen die Solostimmen Einiges zu wünschen übrig ließen. Den Beschluß machte Beethoven's fünfte Symphonie, dieselbe, die überall mißverstanden, zuerst in Paris dem Genie des Tondichters Bahn brach. Nach dieser Symphonie wurde Beethoven die Losung der hiesigen Musiker. Er ist der Schutzheilige des hiesigen Conservatoriums. Und auch welch' eine Schöpfung! Beethoven's Genius in allen seinen Zaubern, seinen Höhen und Tiefen. Gemüth, Phantasie, Zweifel, Glaube, Himmel und Erde, und zwischen inne, im dritten Satz, der Tartarus mit seinen Klüften, mit der schwindelnden Teufelsbrücke der langen, langen Trommelfermate und endlich Sieg, Triumph, der vierte Satz in den dritten verschlungen, Jubel und Ueberwindung.

Dieser Tag war mir bedeutungsvoll. Ich war nach Paris gekommen, um Frankreichs große Männer zu sehen, dem Brennpunkt dieses ewig grollenden Vulkans mich zu nähern, mich zu ergötzen an der Lust des Volkes, das Zeitalter zu prüfen auch an seinem Schmerz. Ich fuhr durch die Barrière St. Denis, auf die Boulevards, sah diese berühmten Straßen und Plätze, historische Schauer umwehten mich. Anknüpfungen der buntesten Art fesselten mich an Vieles, was Anderen vielleicht leer erscheint. Ich komme, dürstend nach Allem, was nur den Durst des Interesses stillen kann. Bald ist die kalte Prüfung, bald die pochende, bange Erwartung, bald nur die laue Neugier mein Führer. Ich sah schon Manches, werde noch Vieles sehen, aber ich gestehe, daß mich vom ersten Schritt, den ich auf diese Straßen setzte, die Sehnsucht verfolgt, George Sand zu besuchen.

Es ist nicht nöthig, daß man mir einräumt, George Sand sei Frankreichs größter, jetzt lebender Schriftsteller. Es ist nicht nöthig, daß man bewundert, was Allen interessant erscheinen wird. Reizen muß Jeden, auch den Gegner, der Anblick einer Frau, die durch die Tiefe ihrer Ideen, die Poesie ihrer Anschauungen, den Glanz ihrer Darstellung Alles übertrifft, was mit ihr in Frankreich wetteifert. Sie hat Werke

geschrieben, die nur Erholungen von bedeutenderen Werken sind, aber nicht die Vollendung ihrer Schöpfungen ist es allein, die uns an sie fesselt. Es ist die freie Hingebung an den Gedanken, die Aufopferung des Egoismus, ja selbst des Vorurtheils und der Sitte an die edelsten Wallungen des Gefühls.

Die berühmte Frau zieht sich in ihrer Lebensweise sehr zurück. Sie lebt der Pflege des seit Jahren leidenden Musikers Chopin und fürchtet die Zudringlichkeit einer Neugier, die in ihr nicht die Regel der schöneren Natur, sondern nur die Ausnahme beachten will. Und vollends ist sie mißtrauisch gegen Touristen. Man hat sie in grotesken Umrissen an die Wand gemalt. Man hat ihre Geheimnisse, ihr Vertrauen nicht heilig gehalten. Man hat sie um Audienzen gebeten und dann herabgezogen in die Sphären, wo alle Menschen menschlich sind; man hat sie an die Medisance der Reiseliteratur verrathen. Und doch zieht es mich in ihre Nähe. Nur den Kreis möchte ich sehen, wo sie waltet, wissen, wohin ihr Auge fällt, wenn sie, von der Arbeit ihres Geistes erschöpft, das Fenster öffnet, um die Brust an der Luft zu kühlen. Es trieb mich, wenigstens G. Sand's Wohnung zu sehen. Rue Pigalle 16 dicht in meiner Nähe. Nicht weit von Notre-Dame de Lorette. Ich wandre. Paris bekommt in der Nähe der Rue Pigalle ein neues Ansehen. Hier sah ich, daß man Landhäuser mit Gärten in Paris selbst haben kann. An der Rue des Martyrs vorüber, durch die Rue Fontaine, wo ein anmuthiger kleiner Platz im schönsten italienischen Geschmack von Landhäusern gebildet wird und Thiers wohnt, links die Rue Pigalle 20, 18, 16. Mir klopfte das Herz. Ein großes steinernes, neues Haus. Hinten ein Garten, das sah ich wohl. Aber das Haus verschlossen. Ein Riegel vor dem Geheimniß, ein Wall, der mich auch nicht einmal die Jalousieen ihres Zimmers sehen läßt. Da les' ich an der Thür des kalten steinernen Hauses: petit appartement à louer pour un garçon. Ich werde klingeln. Ich werde eine kleine Komödie aufführen. „Hier ist ein Zimmer zu vermiethen?" — „Für 200 Franken," sagte die Concierge. — „Wo liegt es?" — „Im Entresol." — „Nach hinten?" — „Nach vorn, mein Herr." — Das war schon unglücklich getroffen. Ich sah durch den offenen Thor=

weg einen kleinen Garten und im Hintergrunde einen Pavillon, den G. Sand bewohnt. — „Wollen Sie das Zimmer sehen?“ — „Zeigen Sie mir's.“ — So konnt' ich noch länger bleiben und den Ort überblicken, wo Spiridion, die Reise durch Frankreich, wo vielleicht schon Mauprat geschrieben ist. Die Concierge stieg voran. „Dies Zimmer ist es, mein Herr!“ Es war geräumig, neu gebaut, ohne Möbel, niedrig, für zweihundert Franken wohlfeil genug, aber es ging nach vorne: in die sonnige Straße, nicht in die Schatten des Gartens! Wenn gutmüthige Seelen miethen und sie armen Leuten, die harren, bis sie finden, was sie suchen, das kalte Nein in trostreicherer Form aussprechen wollen, so sagen sie: „Ich werde wiederkommen“. — „Ich werde wiederkommen, Madame.“ — Zur Thür mich wendend, fragte ich noch: „Wohnt hier nicht Mad. Georges Sand?“ — „Im Pavillon, mein Herr!“ — „Es ist wol zweihundert Franken werth, in der Nähe G. Sand's zu wohnen. Lassen Sie mich den Garten sehen.“ Ich stieg hinunter und blickte in den kleinen Garten. Einige Rüster, einige Linden, drei oder vier Anlagen zu Blumenbeeten, wenn der Frühling kommt. Der Raum, der sich hier bald schmücken wird, ist klein, aber drüben sind dieser kleinen Räume mehre, sie bilden eine freie, offene Aussicht. Die Vögel von drüben kommen auf die Bäume von hier. Die Hollunderdüfte von hier würzen die Luft dort. Was im dritten Garten Raupe ist, kann sich im zweiten verpuppen und hier im ersten, im Gärtchen G. Sand's, Schmetterling werden. So setzt sich musivisch ein gewisses Naturleben zusammen, eine fourieristische schöne Gegend, ein Natur-Phalanstére. So sehe ich, daß es in Paris noch immer Orte giebt, wo man vielleicht nicht gerade Dichter werden, aber, wenn man es schon ist, bleiben kann.

Die Concierge verstand das Interesse, das ich an diesem Orte nahm, und hinderte mich nicht, länger in dem kleinen Garten zu verweilen. Die Jalousieen waren niedergelassen. Mitten im wirren Paris ein so stiller, kleiner Fleck, wo man lieben, dichten, die Welt verachten kann. Ja es ist etwas Großes um die moralische Kraft des Menschen, wenn sie durch die Gunst der Natur unterstützt wird! Im Angesicht der Berge, des Meeres, ja nur im säuselnden Schatten einiger

alten Lärchenbäume, durch welche der Mond mit tröstendem Glanze schimmert — wird man mehr wagen, größer sein als im Salon, wo die Medisance, die Rücksicht herrscht. Ich rief mir die Nacht mit ihren Sternen, den Frühling mit seinen Blüthen auf diese idyllische Abgeschiedenheit herab und begriff den Geist, der in den Schriften dieser merkwürdigen Frau lebt, den Muth, es mit dem Urtheil der Welt zu wagen. Ich begriff, daß es eine Gottheitsnähe giebt, die uns die Entfernung der Menschen vergessen lehrt.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 30. März 1842.

Das Palais Luxemburg ist den Kindern gewidmet. Vorn in dem schwerfällig verwickelten Gebäude versammeln sich die Pairs; hinten im Garten spielen die Bonnen mit ihren Zöglingen; dicht gegenüber wohnt Jules Janin.

Doch wollte ich zunächst das Pantheon sehen, das die Franzosen der Unsterblichkeit gewidmet haben. Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Man muß bergauf steigen, um in die Nähe der Unsterblichen zu kommen. Und sonderbar, auch hier noch Schuppen um den vor achtzig Jahren begonnenen Bau, auch hier noch nicht Alles fertig! Wie beim Arc de l'étoile, noch Staub von den letzten Steinmetzen, die hier meißelten. Die Franzosen fingen an, ihrer Unsterblichkeit Tempel zu bauen, wo sie noch Gelegenheit hatten, unsterblich zu werden. Jetzt in ihrer Pygmäenepoche werden die Tempel erst fertig, jetzt, wo es leichter ist, berühmt, aber schwer, unsterblich zu werden.

Das Pantheon war ursprünglich die erste Kirche von Paris. Auf der Stelle, wo dasselbe später erbaut wurde, stand eine uralte Kapelle. Das Christenthum ist hier dem Cultus des Genius erlegen. Das große, in der That imposante Gebäude, mit seiner Riesenkuppel, seinen großartigen, freien, inneren Räumen, wurde von Soufflot auf Befehl des

fünfzehnten Ludwig erbaut. Es sollte eine Kirche der Pariser Schutzheiligen, der heiligen Geneviève, werden. Aber die Jacobiner wollten ihre Unsterblichen in diese Räume bringen. Die Altäre wurden weggenommen, die Reliquien der Heiligen wurden mit denen Marat's vertauscht. Als die Bourbonen zurückkamen, gaben sie diese Räume wieder der heiligen Geneviève; als Louis Philipp kam, fielen sie wieder den großen Männern zu. So streitet der Cultus des Glaubens mit dem Cultus des Genius! Wer weiß, ob nicht die Heiligen einst wieder hieher zurückkehren! Wenn in einer Zeit, wo Alles nach Größe strebt, die großen Männer zu sehr überhand nehmen, wird man anfangen, wieder den guten Menschen zu opfern.

Wir stiegen in die Gewölbe hinab. Wie feucht, wie kalt ist es in der Nähe der Unsterblichkeit! Warum liegen sie da unten in den trüben, dunkrln Räumen! Ihr habt Rousseau und Voltaire, wenigstens ihr Andenken, dort hingelegt. Voltaire würde nie diese dunkeln Gewölbe für seine Gebeine als Ruheort gewählt haben. Voltaire wollte Licht im Leben, er würde auch Licht im Tode gewollt haben. Rousseau hätte allerdings das Dunkel gesucht, aber das Dunkel eines verschwiegenen Parks, einen stillen, schattigen Blätterhain. Fröstelnder Gedanke, hier unsterblich zu liegen! Lieber seiner Zeit, der Mitwelt genügen, und dann gebettet, wie Uhland singt, in Gras und Blumen oder vergessen.

Rousseau, der arme, gute, schwache Rousseau, liegt im tiefsten, feuchtesten Dunkel. Aus seinem Sarkophag langt eine Hand heraus, die eine Fackel trägt. Es soll dies bedeuten, daß er im Grabe leuchtet. Man findet diese Idee sinnig. Mir war sie schauerlich. Denn es fiel mir ein: „Wer Vater und Mutter nicht ehrt, dem wächst die Hand aus dem Grabe." Auch an Rousseau hat sich die alte Sage bewährt. Rousseau ehrte wol seine Eltern, aber als Vater ehrte er nicht seine Kinder. Im Pantheon wächst ihm die Hand aus dem Grabe.

Auf der entgegengesetzten Seite liegt Voltaire. Als hätte der eitle Mann es bestellt: sein Sarkophag ist vergoldet und aufgeputzt. Seine Statue blickt sarkastisch auf seine irdischen

Ueberreste herab. Dieser ganze Winkel ist eine Ironie. Voltaire, der war, bezweifelt den Voltaire, der einst sein wird. Dieser Winkel, der Voltaire gewidmet, ist keine Apotheose, sondern ein Epigramm.

Auch das Modell des Pantheon haben die Franzosen in's Pantheon gesetzt. Es mag der Sarkophag seines Erbauers sein. In den übrigen Räumen, dunkeln, unheimlichen Kammern, sind steinerne Särge in beträchtlicher Zahl aufeinander geschichtet. Sie enthalten die Gebeine vieler Unsterblichen, von denen man in den Jahrbüchern der Geschichte und Wissenschaft einst vergebens nach bedeutenderen Spuren suchen würde. In Ermangelung großer Männer, hat Talleyrand gesagt, setzt man Beamte in's Pantheon. Und in der That, diese Bureauchefs, diese Akademiker, diese Divisionsgenerale haben ihre Unsterblichkeit wohlfeil erkauft. Nicht daß Frankreich arm an Ruhm wäre, aber selten, daß die Mitwelt den Ruhm der Zeitgenossen zu schätzen weiß und die Nachwelt Zeit findet, an die Vergangenheit zu denken. Die wahren Größen Frankreichs wird man im Pantheon vergebens suchen.

Ich stieg dann mit einer gemischten Truppe von Studenten, Rekruten, Grisetten in die Kuppel hinauf. Eine Höhe von 500 Fuß über dem Spiegel der Seine. Ich sah das frische und in der That anziehende Kuppelgemälde von Gros, das in bunter Gruppirung alle bedeutenden Personen, die sich an die Idee des Pantheons in kirchlicher Hinsicht knüpfen, darstellt. Die heilige Genoveva gilt für ein Meisterstück und hat dem Maler von Karl X. den Adel eingebracht. Sie ist hübsch hingehaucht, luftig und schwebend, verklärt und heilig. Noch höher hinauf steht man in der Kuppel. Drinnen an den Wänden eine Unmasse von Namen, die, mit Bleistift gezeichnet, so auf ihre Weise auch in's Pantheon zu kommen suchen! Präfecten dort unten, Maires, Bureauchefs — warum hier oben nicht Epiciers und Champagnerreisende? Draußen das ungeheure Paris aus der Vogelperspective, das Paris des vierten Heinrich, des vierzehnten Ludwig, das Paris der Jacobiner, Napoleon's, das Paris der Julirevolution. Notre-Dame, die Nächste dem Thron des Pantheon, der erste Pair

dieses majestätischen Reichs. Welche Fülle berühmter Gebäude, diese Säulen, diese Triumphbogen, und dazwischen die gelbe Seine. Dort der Kirchhof Montmartre, drüben der Père Lachaise, auch ein Pantheon, und romantischer noch, als dieses classische steinerne.

Ich mochte nicht länger oben bleiben. Der wollte wissen, wo Boulogne, der, wo Orleans liegt. Die wollte unten in der Stadt einen Winkel sehen, wo ihr vielleicht in diesem Augenblick ihr Freund untreu ist. Jeder langte sich seine Neigungen, seine heiligen Stätten aus dem Panorama heraus. Ich eilte die Stufen hinunter, wählte auf's Gerathewohl von zwei Treppen, die sich kreuzten, die nächste, springe über Drahtgitter hinweg, die ich für blinde Warnungen halte, hüpfe wohlgemuth auf den Vorsprung der Kirche, der etwa 200 Fuß tiefer ist, als die Kuppel, und will fort. Da fällt die Kuppelthür hinter mir zu. Ich suche eine neue und finde keine. Ich finde die alte wieder; die ist verschlossen. Ich warte auf den Führer. Der verschwindet mit seinem Zuge oben in den Lüften auf der Galerie; ich zähle die Stufen, der Führer kommt nicht. Er ist die andere Treppe gegangen und ich bin allein hier. Vor- und rückwärts kein Weg. Rings nichts als Quadersteine, Galerieen, vor mir das noch immer vogelluftige Panorama, die Entfernung in die Tiefe viel zu weit, um meine Stimme hörbar zu machen. Dreihundert Fuß hoch klettere ich auf dieser Gallerie herum. Ich winke und schwenke mein Taschentuch in die Luft mit großer Selbstüberwindung, denn von der schlechten Pariser Wäsche hatte es ein großes Loch, das ich mich sogar genirte, dreihundert Fuß hoch dem medisanten Paris zu zeigen. Eine halbe Stunde resignirte ich mich, hier oben auf dem Pantheon zu leben, wie einst Quasimodo drüben auf Notre-Dame. Ich sah mich, da es regnen wollte, nach einer Glocke um, um mich unter ihr zu bergen. Endlich aber erblickte ich auf einem andern Flügel des großen Baues eine kleine Figur. Es war dunkel geworden. Ich hielt sie für einen Gnomen, einen Mitesser der Unsterblichkeit, der sich ärgert, daß Jemand, der mit ihm einst in einem Zimmer wohnte, unsterblich geworden und nicht er. Ich winkte dem schwarzen beweglichen

Punkt. Er streckte ein Fragezeichen aus, einen schwarzen rußigen Besen. Es war ein Pantheonfeger, ein Decrotteur des Staubes der Unsterblichkeit. Dieser lachte, wie nur Voltaire unter uns in den Katakomben lacht. Er winkte Freiheit und Erlösung. Nach einer Viertelstunde öffnete sich die Thür. Für einen Franken entging ich der Gefahr, lebendig im Pantheon der Franzosen beigesetzt zu werden. Wenn ich den Eifer bedenke, mit dem ich nach diesem Abenteuer im Hause des Ruhms auf die erste beste Carte du jour eines Restaurant im Palais Royal stürzte, so bin ich vollkommen der Meinung, daß der Hunger und der Ruhm Geschwisterkind sind. Ich dachte nicht mehr darüber nach, wie übel mir diesmal meine alte Neigung, selbstständig handeln zu wollen, hätte bekommen können.

Vierzehnter Brief.

Paris, 31. März 1842.

Nun weiß ich, wie es eigentlich gekommen ist, daß wir die Schlacht bei Leipzig gewonnen haben. Die Franzosen sind an die Preußen verrathen worden und den Verräther habe ich gestern kennen gelernt. Es ist ein Mann, nahe an den Sechzigen, ein Mann, der sich vermittelst seiner Halsbinde noch ein Ansehen von Vierzigen zu schnüren weiß. Er trägt feine Wäsche, einen gefärbten Backenbart und hat die Manieren mehr eines Maklers, als eines Soldaten. Er ist Spanier von Geburt, dann in Frankreich naturalisirt, zu verschiedenen diplomatischen Aufträgen verwendet, sehr reich und bewirbt sich jetzt um den Gesandtschaftsposten an einem der ersten Höfe Europas. Dieser Mann heißt im gewöhnlichen Leben Herr Fontenay; seit einigen Wochen nennt man ihn Marquis de Lormias. Er giebt täglich offene Audienz am Börsenplatz, in dem eleganten Theater Vaudeville.

Indessen ist Herr Fontenay an der Bedeutung, die er für die Geschichte des Jahres 1813 gewonnen hat, doch un-

schuldig. Arago und Vermond, die das kleine Drama „Die Memoiren des Teufels“ geschrieben haben, sind es, die ihn mit einem so bedeutenden Gewicht in Scene setzten. Der Moment, wo die Geschichte herauskommt, wie eigentlich die Schlacht bei Leipzig verloren gegangen, macht täglich im Vaudeville außerordentliches Glück. Die Franzosen nehmen ihn für eine authentische historische Aufklärung und schmettern diesen Verräther, Marquis von Lormias, mit einem Beifallssturm nieder, für den sich der Teufel, der ihn entlarvt, zu bedanken hat.

Man kann in Paris nicht von Antecedentien sprechen, ohne an die Politik zu denken. Antecedentien war hier noch vor einigen Jahren ein furchtbares Wort. Jetzt hat man sich daran gewöhnt, weil Jeder seine aparten hat. Antecedentien! Man las sie aus dem „Dictionnaire der Windfahnen“ heraus, in welchem die Staatsmänner Frankreichs aufgezählt sind und geschildert nach ihren Eiden. Talleyrand ist der Oberceremonienmeister der Antecedentien. Er hatte mehr als dreizehn Eide geschworen und alle gebrochen. Die Anderen folgten der Reihe nach. Es war eine schreckliche Polemik, damals, als man sich die oft drückenden Nothwendigkeiten der Vergangenheit zu Vorwürfen für die Gegenwart machte. Die, die nichts erlebt hatten, wühlten nach den Inconsequenzen der Greise. Man vergaß den gewaltigen Umschwung der Begebenheiten und die menschliche Schwäche.

Und doch waren wohl auch Viele zu, zu schwach! Es ist ein fröstelnder Gedanke, zurückzublicken auf die Vergangenheit, ihren Gauben, und auf Die, die den Glanz anbeteten und ihn doch verriethen. Zu schnell flohen sie von dem Besiegten zum Sieger über, zu schnell bückten sie sich unter das Joch der Nothwendigkeit. Wenige sind da, die mit der sterbenden Sache gestorben wären, Wenige, die sich in die Fahne hüllten, die sie einst trugen, einst vertheidigten und sie nur etwa dadurch besudelten, daß sie sich darin verbluteten! Wie lockten die neuen Sterne und Ehrenbänder, wie lockten die goldenen Schlüssel und Grafenkronen! Es ist traurig, daß in Frankreich die Greise nicht das Ehrwürdigste sind. Im Palais Luxemburg sitzen sie. Es sind die Pairs. Das Local ist neu, noch

neuer als die Erfindung dieser Würde. Eine Rotunde. An den Seiten die Tribünen der Zuhörer, die sich nicht zahlreich einfinden. Gegenüber in einem Einbau der Präsidentenstuhl, die Sitze der Secretaire. Unten die Lehnstühle der Pairs, rothe und grüne Polster, davor Tische, auf ihnen Schreibmaterialien. Die Einrichtung ist bequem. Die Lehnsessel gestatten die gefälligste Erholung, für die allzubetagten Gesetzgeber sogar den stärkenden süßen Schlaf. Der ganze Raum ist mit Malereien, Draperieen, Vergoldungen überladen. Die Sonne scheint freundlich auf die überwiegend grünen Farben. Es liegt Behaglichkeit, Vornehmheit in dem Gesammteindruck, und so gedenkt man unwillkürlich der unglücklichen Verirrten, die vor diesen Richtern schon so oft gestanden haben, um heute gerichtet, morgen guillotinirt zu werden. Es ist so grausam, die Königsmörder von kostbaren Teppichen auf die Bretter des Blutgerüsts zu schicken.

Der Herzog von Broglie präsidirte. Der eigentliche Kanzler, Herr Pasquier, studirte wahrscheinlich an einer akademischen Antrittsrede. Eine nüchterne Sitzung. Ein Gesetzentwurf, der verlesen wurde und schon angenommen war, ehe man noch über ihn abstimmte. Man brachte die Kugeln, man zählte sie, schüttete sie aus einem Korbe in den andern, es hatte etwas von Taschenspielerei, Escamotage. Dabei statteten sich die alten Herren Visiten ab und unterhielten sich von Dingen, die ihnen lieber waren, als die langweilige Tagesordnung. Die Pairs tragen eine gestickte Uniform, die mit ihren meist greisen Häuptern nicht harmonirt. Viel bedeutende Namen auf den grünen Sesseln. Viel Ruhm unter diesen Perrücken, manche Unsterblichkeit! Gelehrte, Staatsmänner, Krieger von großer Auszeichnung. Die, die nichts waren, als treu ergebene Beamte, schienen mir die vorlautesten zu sein.

Die französische Pairskammer ist ein durchaus verfehltes Institut. Als man die Pairswürde für n i c h t e r b l i c h erklärte, hob man auch den Begriff der Pairie in sich selbst auf. Noch entsinne ich mich jener Kämpfe um die Erblichkeit der Pairie. Es war ein Streit, wo sich, wie oft, Liberalismus und Despotismus in ihrer äußersten Einseitigkeit begegneten. Die

Liberalen wollten die Pairie nicht erblich, weil ihnen die Privilegien und zumal solche, die sich vererben, ein Greuel sind. Die Regierung wollte die Pairie nicht erblich, weil sie vorzog, sich die Macht, die sie controliren sollte, alle zehn Jahre selbst zu schaffen. So ist die französische Pairie als Körper dem Ganzen eine Last und für die Einzelnen, die ihm angehören, ein Privilegium der Unpopularität, eine Sinecure des Volkshasses.

Wenn es doch einmal zwei Kammern geben soll, so muß die eine das Princip der Bewegung, die andere das Gesetz der Trägheit vorstellen. Aber es heißt das Gesetz der Trägheit mißverstehen, will man es durch Greise wiedergeben. Es muß zwei Principien im Staate geben, das Interesse des Neuen und das des Alten, die Veränderung und die Beharrlichkeit, Fluß und Stillstand. Aber das Alte muß nicht greis, das Beharrliche nicht eigensinnig, der Stillstand nicht sogleich der Tod sein. Die Pairie, erblich oder nicht erblich, scheint uns, da die Regierung schon selbst genug das Princip des Widerstandes und der Trägheit ist, ein Uebel. Soll man aber von zwei Uebeln wählen, so nimmt man das geringere. Eine erbliche Pairie kann allenfalls Das vorstellen, was sie bedeuten soll. Eine erbliche Pairie stellt der Regierung gesunde, kräftige Elemente gegenüber. Sie wird nie zäh werden, ja sie kann zu Zeiten freisinniger sein, als die Kammer der Gemeinen. Was sind diese Schatten der französischen Pairie! Abhängige Würdenträger der Krone, die nichts repräsentiren, als die Zahl ihrer Dienstjahre. Kein Besitz, worauf sie fußen, keine Erinnerung an alte Größe, die sie aufrecht erhielten. Die französischen Pairs sind eine der hohlsten Institutionen, die unsere in Staatsformen so erfinderische Zeit nur hat ersinnen können. Inzwischen sind sie dem allgemeinen Spott geweiht. Ein Pair machte neulich in einem Anfall von Freimüthigkeit, den diese alten Herren zuweilen, wenn das Podagra zu arg ist, bekommen, den Antrag, ob die Regierung bei ihnen nicht die Opiumfrage vorbringen würde? Sie hätte ihm antworten können, daß die schläfrigen Verhandlungen der Pairskammer genug bewiesen, wie diese Frage schon lange von ihr verhandelt wird.

Der Ausspruch Schiller's vom Werth des Einzelnen beim Unwerth des Ganzen bewährte sich mir wohl, als ich in Baron De Gerando einen Pair kennen lernte, der an sich der größten Achtung würdig ist. Herr De Gerando ist ein Greis, der sich mitten in den flüchtigen und oft frivolen Bestrebungen der Pariser Tagesordnung einen edlen, menschenfreundlichen, rein humanen Zweck erhalten hat. Ehemals Militair, dann den Degen mit der Feder vertauschend, lebt er der Idee des Friedens, dem Wohl der Gesellschaft, der Erleichterung von ihren drückendsten Uebeln. Ich begrüßte ihn als „eine lebendige Anwendung der Ideen unseres Herder" und er gestand mir sogleich, daß er den Schriften Herder's seine besten Anregungen verdankt hätte. Er war es, der Edgar Quinet veranlaßte, Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit in's Französische zu übersetzen. De Gerando verhält sich zur Philosophie, wie der Mönch zum Theologen. Er bewegt sich nur im praktischen Gebiete der Wissenschaft, in ihren Anwendungen auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft. Die Flüge der deutschen Philosophie sind ihm zu überschwenglich, er verlangt von der Metaphysik einen schnelleren Uebergang zur Moral, von der Moral einen schnelleren Uebergang auf die Sittenpolizei, auf die Straf- und Besserungsanstalten, die Volkswirthschaftslehre, die Anlegung von Gesundheits- und Krankheitshäusern, die Warte- und Kleinkinderbewahranstalten. Einer großen Zahl kleiner Gesellschaften, die diesen Zwecken gewidmet sind, präsidirt Herr De Gerando mit demselben Eifer, den er den Verhandlungen der moralischen Section des Instituts de France widmet.*)

Fünfzehnter Brief.

Paris, den 1. April 1842.

Wieder um einen Glauben ärmer, um eine Täuschung reicher. Die Italiener schließen heute den Saal Ventadour, um nach

*) Der alte Herr starb bald nachher.

London zu gehen. Gestern war ihre letzte Vorstellung. Ich eilte die vorletzte zu sehen. Aber ich hörte — alten Ruhm, gestützt auf das Herkommen. Verblichene Größe, verjährte Classicität! Die Italiener verdienen ihren Ruf nicht. Sie werden noch einmal nach London gehen, noch einmal dort mit der deutschen Oper wetteifern und nach Paris ohne Erfolg zurückkehren, wenn sie nicht frische, neue Elemente in ihr verstocktes Blut aufnehmen. Was die Italiener noch in Paris ehrt, ist, daß sie sich selbst ehren. Man zahlt nicht gern zehn Franken Eintrittsgeld zu einem Genuß, den man sich hernach zergliedert.

Alle Welt tröstete mich: Sie müssen den Barbier von Sevilla sehen. Seit zwanzig Jahren kommen die Fremden nach Paris, um bei den Italienern den Barbier von Sevilla zu sehen. Es erben sich Gesetze und Rechte, aber nicht Jugend und Schönheit fort. Ich sah eine heroische Oper, eine Oper, die ich oft von Italienern selbst schon gehört habe, Lucrezia Borgia. Es ist wahr, es waltet ein Unstern über dieser Vorstellung. Die Grisi ist seit einigen Monaten im Begriff, Mutter zu werden. Man muß einräumen, daß ein solcher Zustand keine Entfaltung großer Künstlerschaft gestattet; aber eine so oft gesungene Oper, eine so oft gespielte Rolle — sollten da nicht mehr Spuren von der üblichen Leistung übrig bleiben, wenigstens so viel mechanische Kunstgriffe, daß man aus diesen den gewöhnlichen Grad ihrer Kunst hätte entnehmen können? Zuvörderst kann die Stimme zwar etwas von ihrem Timbre, aber nichts von ihrem Adel verlieren und die Grisi hat eine unedle Stimme. Schlacke, kein Erz: ausgesungene, stumpfe, zuweilen gemeine Töne, nicht zu vergleichen dem Metall einer Hasselt-Barth. Eben so geringfügig schien mir die Kunst des Gesanges. Ich hörte von einer Signora — Oni — Ini — oder Etti, einer allerdings häßlichen und darum nicht in vogue gekommenen Italienerin in Berlin, die Lucrezia singen, mit einer Virtuosität der Kehle, mit einem Feuerwerk von Kunstfiguren, daß mir die Grisi wie eine Schülerin dagegen erschien. Die Passagen der letztern waren ausgetreten, ohne Fluß. Die ganze Erscheinung dieser Sängerin hatte etwas Bedeutungsloses.

Am wenigsten macht sich ihr Spiel geltend. Es war schlaff, ohne Reiz, ohne Anregung. Man sah die hundertmal abgeleierte Anekdote des Stückes, erzählt wie im Schlaf. Die Leidenschaften lagen in den Worten, nicht in den Blicken; ich mußte lachen, wenn ich diese Komödie mit dem Spiel einer Fischer-Achten verglich. Wie doch diese Deutschen ihre Seele preisgeben, wie sie mit Feuer und Poesie den Geist ihrer Rolle erschöpfen, ohne anders geschätzt, besungen zu werden, als in unseren Localblättchen, während eine Grisi in Ueppigkeit und Ruhm schwelgt! Sie wird niederkommen, in London Tausende verdienen, in Paris wieder auftreten und bewundert werden, bis auch einmal ihre Stunde schlägt.

Mario hat Rubini verjagt. Mario ist ein hübscher Mann, der den Primadonnen besser gefiel, als der häßliche Rubini. Mario hat einen heisern Tenor, dessen Beherrschung ihm um so mehr Ehre macht, als man jeden Augenblick fürchtet, er würde überschlagen. Diese Angst der Zuhörer muß man bei Schätzung seines Werthes mit anschlagen. Italien hat vielleicht keine Schenkel, die sich ausgestopft so schön ausnehmen, wie die Mario's, aber bessere Kehlen hat es gewiß. Tamburini sang den Herzog. Das ist ein Name, der seine Geltung verdient. Unsere Zeit ist reich an herrlichen Baritonen, und Tamburini ist einer der vorzüglicheren. Gewundert hat mich, daß Tamburini Das Figurenmachen nennt, was wir im gewöhnlichen Leben *husten* nennen. Er hustet seine Coloraturen, wie es Sängerinnen giebt, die sich einbilden, trillern zu können, wenn sie mit dem Kehlkopf *lachen*. Eine häßliche Signora Detti sang den Orsino. Jede Soubrette an einem deutschen Mitteltheater ist besser. Lablache, eine Falstaff-Figur, wirkte im Chor der Nobili mit. Füge ich nun noch hinzu, daß die Chöre vollendet schlecht, die Arrangements der Tafelscene im dritten Act italienisch hungrig waren, so wird man nicht begreifen können, wie sich diese Bühne in ihrer Geltung behaupten kann. Sie steht nicht nur hinter den ersten Bühnen Italiens zurück, sondern kann sich mit Ausnahme der Persiani, die gut sein soll, Tamburini's und Lablache's kaum höher anschlagen, als jene italienischen wandernden Truppen, von denen einige neuerdings auch nach Deutschland gekommen.

Zur Erklärung dieses falschen Ruhms tragen besonders drei Dinge bei. Zuvörderst der Reiz alles Fremden, dann der Mangel einer guten Kritik. In Paris wird viel getadelt, aber, man sieht es, nur zu oft aus Partheilichkeit. Die großen politischen Blätter kümmern sich nicht im Zusammenhang um die fortlaufende Chronik der Bühnen, und die kleinen belletristischen sind nicht im Stande, ihre Mitarbeiter gegen die Folgen ihrer Wahrheitsliebe sicher zu stellen. Meistentheils kritisiren Dilettanten, die sich durch ihre Feder den Eingang in die Boudoirs der hübschen Schauspielerinnen zu verschaffen suchen. Die Theaterkritik ist ein petit maître, die Analysen des Spiels sind Liebeserklärungen. Der dritte Grund ist der Mangel eines stationären Publikums. Das Publikum in Paris ist immer nur ein zufälliges. Die zwanzig Bühnen, die täglich spielen, rekrutiren ihr Auditorium aus einer Masse, die jeden Morgen den Theaterzettel des Corsaire wie eine Speisekarte durchläuft, um zu wählen, was essen wir heute? Daher ist das Pariser Publikum, wenn nicht gerade erste Vorstellungen die Elite der Tonangeber oder die Kabalenmacher in Bewegung setzen, im Allgemeinen harmloser und empfänglicher, als die Herren Abonnenten, die in den deutschen Theatern das Urtheil sprechen. Man kennt hier trotz der ewigen Komödie inner- und außerhalb der Theater jene Uebersättigung, jene Erschlaffung nicht, die den Deutschen in seinem Beifall oft so spröde, in seiner Hingebung so kühl macht. Das Publikum der Italiener sind zum größten Theil Fremde, die kein Urtheil wagen, Damen, die hieher gehen, um ihre Toiletten zu zeigen und lernen wollen, wie man statt pourquoi sagen kann perche, elegante Herren, die mit ihrer Lorgnette mehr in die Logen, als auf die Bühne blicken, Leute endlich aus der Masse, die alle Jahre nur zweimal zu den Italienern gehen können, weil es ihnen öfter zu theuer käme. Und an solche Festtage kann man dann nicht den Maßstab der Kritik legen.

Der Regen treibt des Abends in die Theater. Ich behalte mir Politik und Wissenschaft vor und verfolge Eindrücke, die so viel zur Kenntniß Frankreichs und des Pariser Lebens beitragen. Gestern habe ich mir das Grab des deutschen

Repertoirs angesehen. Ich war im Odéon. Diese Bühne kann sich nicht aufschwingen, weil sie zu entlegen ist. Es ist eine Anmaßung, wenn sie sich zweites Théatre Français nennt. Die Studenten geben hier den Ton an. Das Odéon liegt dicht am Quartier latin. Man pfeift und tobt während und zwischen den Acten. Dabei keine Ordnung in der Zeit, keine fleißige Musik, Gasgestank von zerspringenden Beleuchtungsgläsern, arme Toilette der Schauspielerinnen und wenig Talent. Das sind die Elemente, von denen hier Raupach, Blum, Eduard Devrient und Bauernfeld erwartet werden. Ein Abend im Odéon ist meist immer ein rasender See: der See will seine Opfer haben.

Ich sah nun „Quinola's Hülfsquellen" von Balzac. Seit vierzehn Tagen ist Balzac das tägliche Brot der Journale. Wo man hinblickt, eine Demüthigung; was man liest, ein Witz auf Balzac. Balzac's Idee war, berühmt zu werden in Frankreich, malgré la presse. Dazu gehört mehr als Philosophie. Dazu gehört die Unempfindlichkeit jenes Bambusrohrs, der canne de Mr. de Balzac, die man hier zuweilen mit ihm selbst verwechselt. Balzac sollte vom Staat eine Pension beziehen, denn er giebt den hiesigen Ministern das erhabenste Beispiel, wie man Impopularität mit Gleichmuth ertragen kann. Balzac's Haut — ob sie auch eine peau de chagrin ist?

Gestern wurde Quinola vielleicht zum siebenten Male ausgepfiffen. Immer Unterbrechungen, dauernde Tumulte, Zwischenreden des Parterre, kurz alle Manöver einer ersten Vorstellung. Ich bewunderte die Geduld dieser Schauspieler. Vielleicht hätte ich die Klugheit des Directors bewundern sollen. Die Schauspieler des Odéon sind arme Teufel, die in Paris leben wollen, ohne auf den Boulevards ein Engagement finden zu können. Sie haben etwas von dem Wesen der reisenden Gesellschaften in Deutschland. Man sieht ihnen an, daß sie heute spielen, um morgen leben zu können. Sie spielen nicht, wie unsere Hoftheaterkünstler, auf Lebenszeit, sondern auf Wochengage, wie damals in Deutschland, als wir noch weniger „Künstler" und bessere Schauspieler hatten. Diese armen Teufel des Odéon müssen aushalten, wenn man

auch mit Aepfeln nach ihnen wirft. Sie sind engagirt, nicht für die französische Bühne der Gegenwart, sondern für die französische Bühne der Zukunft. Unsere deutschen Hofschauspieler bekommen manchmal Rollen auf den Leib zugeschnitten; diese Schauspieler des Odéon müssen sich zuschneiden lassen auf den Leib der Rollen. Sie sind nicht engagirt für das Drama schlechthin, sondern für Experimentaldrama.

Ich hatte Mitleid mit diesen armen Mittelmäßigkeiten. Sie sind gewohnt, Rollen zu spielen, die ihnen, wie ihre wurmstichige Garderobe, vom Leibe fallen. Sie denken, sie haben eine Tirade, die rauschend applaudirt wird, sie sprechen sie mit Pathos, mit Würde und — werden ausgelacht. Sie treten wie Löwen aus den Coulissen und schleichen wie Katzen davon. Dabei dürfen sie nie Partei für's Publikum nehmen. Sie müssen ihren Autor vertheidigen bis auf's Blut. Sie müssen ihre Rollen wissen, sie müssen ihren Dichter durch alle Schrecknisse des empörten Parterre tragen. Ein deutscher Schauspieler, beim ersten Murren des Parterre, verräth er den Dichter! Ein deutscher Schauspieler, ich kenne Ausnahmen, zieht es vor, lieber mit seinem Parterre befreundet zu bleiben, als mit dem Autor. Er giebt das neue Repertoir im Nu auf, da ihm ja noch das alte bleibt! Zertrümmert man ihm heute eine Rolle von Raupach, er wird morgen noch Ferdinand in Kabale und Liebe spielen können, er hat noch Posa, Hamlet. Ein deutscher Schauspieler liebäugelt mit dem Publikum, tritt an die Lampen, zuckt mit den Achseln und bettelt um Nachsicht für die Künstler, „die an dem mißfallenden Gedichte keine Schuld trügen!“ In Paris dagegen weicht der Darsteller nicht, der Dichter nicht. Es war nicht französisch, daß Georges Sand ihre unglückliche Cosima aus dem Pfeifen und Zischen der Darstellung fortnahm. Es war menschlich, es war deutsch. Aber Balzac läßt seinen Quinola dem Odéon unverkürzt. Keine Scene, kein Act ist verändert. Die siebente Vorstellung wie die erste. All' die Phrasen, die Jüles Janin als lächerlich hervorgehoben hat, sind geblieben, obgleich jedesmal, wenn sie gesprochen werden, das Haus in Gelächter ausbricht. Nach einer langen Pause sagt Fontanarès mit feierlicher Stimme: cette femme est perfide,

comme le soleil en hiver. Dies deutsche, Jeanpaul'sche Bild wird regelmäßig mit einem Sturm von Hohn und Spott aufgenommen. Bliebe es fort, ich glaube, die Direction müßte etwas vom Eintrittsgeld herausgeben.

Soll ich nun sagen, ob Quinola ein gutes Stück ist, so muß ich sagen: Nein. Wenn ein Mann von Geist geistreich ist, so ist das seine Schuldigkeit, man verehrt ihn als geistreich. Ein Mann von Geist darf aber nicht albern sein. Es giebt bei geistreichen Männern Albernheiten, die aus verirrter Phantasie, einem trüben Tage, einem erbitterten Herzen entstehen. Aber Quinola ist keine Schwärmerei Balzac's, sondern eine nüchterne Erfindung, eine Berechnung, die sich weder durch eine Verirrung der Phantasie, noch durch eine Verirrung des Herzens entschuldigen läßt. Die gesunde Vernunft, der gewöhnliche Menschenverstand hat nicht nöthig, geistreich zu sein. Aber der Geist hat nöthig, daß er vernünftig ist.

Balzac hat ein Stück geschrieben, das weder ein Drama, noch ein dialogisirter Roman ist. Es ist ein Drama, ein Roman, aber der Fehler liegt darin, daß es in seiner ganzen Ausdehnung Episode ist. Das Stück ist Arabeske. Es ist einer Oper zu vergleichen, die nur aus Septuors, aus Finalen und Ensemblen besteht. Balzac belebt die Scene durch Menschen, die nichts thun, als momentan die Scene beleben. Man kann in dieser Art Romane, aber keine Dramen schreiben. Quinola ist ein Drama ohne Stoff, ohne Handlung. Ein Spanier hat die Dampfschiffe erfunden. Schon unter Philipp II. Natürlich nur eine Erfindung Balzac's. Arago wird darüber gelächelt haben, wir auch; wir glauben nicht an die Realität des Süjets. Fontanarès hat die Macht des Dampfes entdeckt, hat sie, ein anticipirter Fulton, sogleich auf Schiffe angewendet, er wird ein zweiter Columbus werden und die Welt behandelt ihn nun wie Columbus. Man verfolgt ihn, man verleumdet ihn, giebt die Ehre seiner Erfindung einem Andern. Es ist die alte Geschichte von der Stellung des Genies zur kalten Verstandesauffassung, der Stellung der Poesie zum Materialismus. Die Geschichte ist für Den, den sie trifft, oft schmerzlich, aber um sie zündend zu machen für Alle, muß man tiefer in das Menschengemüth greifen, als

es mit den Balzac'schen Phrasen möglich ist, muß man starken Schatten zeichnen, um stärkeres Licht zu gewinnen. Bei Balzac verdirbt der komische Theil den tragischen. Das Ganze sinkt zur Pasquinade herab. Die Idee des Stücks ist tragisch, die Ausführung komisch. Shakespeare verstand diesen Widerspruch zu lösen, aber Shakespeare, im Vergleich mit den Feuilleton-romantikern unserer Zeit, wenn er auch dichtete, um zu leben, lebte, um zu dichten, und verglich sein Dichten mit Dem, was im Leben möglich ist.

Quinola ist der Bediente des Erfinders. Diese Figur ist im Geschmack des Gil Blas. Das ganze Stück ist in seinen Hauptfiguren aus dem Bettler-, Abenteuer- und Spitzbubenkreise dieses überschätzten spanischen Vagabunden-romans entnommen. Quinola macht einige gute Späße. Seine à parts, die den Lauf der Handlung wie eine ironische Selbstkritik des Autors begleiten, sind oft witzig und wurden belacht. Der jüngere Monrose, der einzige wahre Künstler unter dieser zusammengelaufenen Truppe, spielt den mehr als zweideutigen Charakter mit Humor. Er faßt die Rolle leicht, macht nichts mit Prätension geltend, und schlüpft unter Gutem und Schlechtem gleich heiter hinweg. Das ist ein Fehler deutscher Schauspieler, sie können ihre Rollen nie genug erschöpfen, fassen sie meist mit grotesker Wichtigkeit auf und werfen uns die Effecte, die wir eben deshalb nicht mögen, förmlich in's Gesicht. Hier in Paris zieht man erst allmälig den Zuhörer an, läßt ihn selbst kommen und reizt ihn durch ein ruhiges und einfaches Spiel dazu, selbst am Ganzen Theil zu nehmen. Quinola, in deutscher Art gespielt, würde nicht zu Hülfsquellen, sondern zu Saug- und Pump-werken der Verschlagenheit werden. Das Publikum würde durch die Prätensionen der Schauspieler schon im zweiten Act mit dem Stücke zerfallen sein. Hier dauert es doch wenigstens bis zum vierten Act. Quinola hat aber deren sieben. Nichts-destoweniger imponirt den Franzosen Balzac's Gleichgültigkeit. Sein Genre, so decousu es ist, wie sie es nennen, ist immerhin neu, und wir können erleben, daß der geistvolle Novellist mit seinem dritten Stücke doch vielleicht noch Glück macht.

Sechszehnter Brief.

Paris, den 2. April 1842.

Dicht an das Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten stößt ein altes Gebäude, das Archiv. In den Höfen dieses Institutes, mitten unter den kostbaren hier aufgeschichteten alten Denkwürdigkeiten, unter zahllosen ungedruckten, ja manchwohl noch ungelesenen archivalischen Schätzen wohnt Mignet.

Mignet gehört zu den wenigen jüngern Gelehrten Frankreichs, die nicht die Wissenschaft benutzt haben, um durch sie zur Politik zu gelangen. Mignet war zuweilen im Begriff, auf die politische Arena zu treten. Doch obschon ein Freund und Genosse Thiers', hat er den Freund und Genossen steigen, fliegen lassen von Bahn zu Bahn: Mignet ist nicht geflogen, Mignet ist aber auch nicht gestürzt. Mitten in den Wechselfällen der Politik hat sich der berühmte Historiker auf seinem Posten behauptet. Er ist Vorsteher sämmtlicher königlicher Archive. Er bewacht sie nicht nur, er benutzt sie auch. Er erschließt sie auch Andern. Man behauptet, Fremde bekämen die Materialien noch leichter, als die Einheimischen. Alle deutschen Historiker, die in Paris Studien machten, sind Mignet für seine Zuvorkommenheit verpflichtet.

Ich traf einen noch jungen Gelehrten mit einnehmenden Gesichtszügen und gefälligstem Benehmen. Mignet hat auch im Aeußern die saubere Grazie seines Styles. Wer hat nicht diesen Mignet'schen Styl bewundert? Ich sagte dem Verfasser der Revolutionsgeschichte mit voller Ueberzeugung: „Ihr Buch ist in einem Styl geschrieben, der nur mit dem des Tacitus vergleichbar ist. Was Johannes von Müller bei uns erstrebte, haben Sie erreicht. Müller ahmte Tacitus nach und sah in Tacitus nur das Rauhe, Spröde und Abstruse. Sie haben gezeigt, daß Tacitus auch Wohllaut besitzt. Ihr Werk ist bei uns sehr verbreitet und hat in dem verstorbenen Johannes Weitzel einen Uebersetzer gefunden, der des Originalautors würdig ist!“ Mit Bescheidenheit lehnte Mignet das Lob seines Buches ab, fand dann aber die

Theilnahme, die ihm geworden, in seiner Denkungsweise begründet.

Mignet arbeitet gegenwärtig an einem Werk über Frankreich im Zeitalter der Reformation. Es ist derselbe Gegenstand, den Ranke bei uns in Beziehung auf Deutschland behandelt hat. Mignet bedauerte, daß Ranke nicht Zeit genug fand, sämmtliche Pariser Materialien zu studiren. „Bei Ihnen ist die Hauptbewegung der Geister jetzt eine historische," sagte er und wunderte sich, als ich dies verneinte. „Vor fünf Jahren," antwortete ich, „hatten Sie Recht. Seitdem hat die Philosophie wieder den Vorsprung vor der Geschichte. Unsere Historiker in allen Zweigen, in den Begebenheiten, in der Natur, im Rechtsfache, in der Theologie, sind in den Hintergrund getreten. Alles spricht wieder von Philosophie und will auf die Principien zurückgehen." Staunend über diesen schnellen Umschwung des öffentlichen Geistes, fand er ihn durch das große Aufsehen, das Schelling neuerdings noch hätte machen können, bewiesen. Er stimmte bei, daß es traurig wäre, wenn sich die historische Wissenschaft in die Polemik des Tages mischt. Leo's historische Schriften, in denen die Vergangenheit zur Kritik der Gegenwart gemacht wird, verfehlen nicht nur ihren polemischen Zweck, sondern müssen auch ihren wissenschaftlichen verfehlen. Dann sprach Mignet über Savigny's Ernennung zum Minister und fand die Bevorzugung des Gelehrtenstandes vor bloßer Beamtenroutine ehrenvoll für Preußen. Es war ihm nicht unbekannt, daß Savigny in dem Widerspruch war, unserer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen zu haben und nun in der Nothwendigkeit zu sein, selbst Gesetze zu machen. „Es ist traurig," sagte er, „daß man so viel Furcht vor den Consequenzen der französischen Revolution hat. Sie ist nun einmal da gewesen, wie die Reformation da war. Ihre Nachwirkung aufhalten heißt auch das Gute, das sie gewirkt hat, aufhalten. Keine Zeit ist so berufen zur Gesetzgebung, wie die unsrige, denn keine Zeit wußte die Geschichte so richtig zu würdigen, wie unsere Zeit."

Ich dringe in die innern Beziehungen der hiesigen Verhältnisse tiefer ein. Der Zugang zu den bedeutenderen Fac-

toren der Ereignisse erleichtert sich. Nicht eine Begegnung, die nicht zu den mannigfachsten Betrachtungen anregte. In Paris sind selbst geringere Talente von Einfluß, falls sie der Zufall auf einen guten Platz gestellt hat. Was sich hier das Genie nicht zutrauen darf, setzt der Faiseur durch. Die Journale werden wie Eroberungen betrachtet. Wer sie inne hat, behauptet sie mit einer Hartnäckigkeit, die sich oft auf nichts gründet, als die Gunst des Zufalls. Als ich neulich in einem Salon Dem. Maxime, eine Nebenbuhlerin der Rachel, declamiren hörte, dachte ich, daß es dem anwesenden einflußreichen Odillon Barrot unmöglich sein würde, über sie einen Artikel in die Journale zu bringen. Ueberall würde man ihm gesagt haben: Wenden Sie sie sich an den Redacteur des artistischen Theiles, und der Redacteur des artistischen Theiles würde hartnäckig über die Unabhängigkeit seiner Domaine wachen! Er kennt Niemand für einflußreicher an, als sich, höchstens daß man sich mit ihm verständigt, d. h. man muß ihm einen Artikel geben und, wenn er bezahlt wird, ihm das Honorar überlassen. Victor Hugo kann hier nichts beschützen, nichts empfehlen, durchsetzen, er müßte sich denn an die Journale wenden, die ihn zu Beiträgen aufgefordert haben; und auch diese werden nur solche Sachen von ihm nehmen, die sie von dem Dichter der Orientalen voraussetzen können. Um Einfluß auf die Kritik zu haben, müßte er ein eigenes Journal stiften. Daher kommt es, daß hier unliterarische Köpfe, solche z. B., welche die beiden Revüen de Paris und des deux Mondes herausgeben, einen so seltsamen Einfluß haben. Um diesen Potenzen die Spitze zu bieten, muß sich jede Kraft, die sich in Paris unabhängig von einer Partei geltend machen will, ihr eigenes Organ schaffen. Die bedeutenderen Deputirten haben ihre Journale. Auch Pagés de l'Arriége hat sich jetzt eine Zeitung gemacht: la Patrie. Odillon Barrot hat den Siècle und den Courrier Français. Doch sagte mir Leon Faucher, Redacteur des Courrier Français: „Odillon Barrot braucht uns, wir nicht ihn. Wir werden nicht von ihm inspirirt, wir inspiriren ihn."

Außerordentlich schwer ist der Zugang in das innere Familienleben. Manche Reisende, die nie darin eindrangen,

behaupten deshalb auch, daß die Franzosen kein Familienleben besäßen. Welche Thorheit! Es ist nur Schein, wenn Alles über die häuslichen vier Pfähle hinausdrängt. Aber das ist wahr, man geizt mit dem Einblickenlassen in den inneren Frieden des Hauses. Man giebt dann und wann eine Gesellschaft, aber der Blick in's Innere der Familien, vollends die Aufnahme in den häuslichen Cirkel, ist meist eine Sache der Discretion, wo man sich durch allerlei Verhinderungen zu entschuldigen weiß. Der Fremde beklagt nichts so sehr, als daß seine Empfehlungsbriefe wenig über das Empfangszimmer hinausdringen. Er vermißt nichts so sehr, als eine Gelegenheit, seine Abende im traulichen Kreise bei einer Familie zubringen zu können, die ihm Vertrauen schenkt. Wer sich nicht selbst eine Häuslichkeit begründet, wird in Paris nicht dazu kommen, eine zu haben. Das ist denn auch das Geheimniß der Grisetten, der sogenannten petites femmes.

Man würde in Paris des Abends verzweifeln, wenn man nicht die Theater hätte. Ich komme nun schon in meiner dramaturgischen Rundreise immer den Boulevards näher und war zuletzt in den Variétés. Diese Bühne dient nur der komischen Muse. Sie hat gute oder, was oft nur dasselbe ist, beliebte Komiker, sie hatte früher Odry und jetzt Levassor. Ich traf es mit Odry glücklich. Obgleich zurückgezogen, altersschwach, der Bühne entfremdet, kommt er doch noch zuweilen vom Lande herein, um einen alten Freund bei seinem Benefiz zu unterstützen. Odry spielte den Bilboquet in einer Farce, les Saltimbanques, die Seiltänzer. Es ist dies eins jener Sonntagsstücke, das vielleicht vor zehn Jahren belacht wurde, aber in seiner Wirkung für heute sich überlebt hat. Auch Odry hat sich überlebt. Ein alter Mann mit erloschenem Glanz der Augen, ein geschminkter Greis, dem seine Lust nicht mehr natürlich entquillt. Es ist mehr Mitleid als Theilnahme, was man für die Wiederbelebung einer Leiche empfindet. Man sieht, was Odry in seiner guten Zeit war: einer jener passiven Komiker, die über die Sphäre der Parodie nicht hinauskommen. In Deutschland nennt man diese Art Schauspieler Possenreißer, und die Franzosen werden wol auch keinen besseren Namen dafür haben. Odry's Komik be=

steht besonders in Wortwitzen, carikirten Verkleidungen, Selbstpersiflagen und allen jenen Hülfsmitteln, wodurch man auch in Deutschland Localkomiker werden kann. Da fehlen hundert Einlagen nicht, selbst nicht die Cachucha, selbst nicht die buntesten Harlekinaden, die diesen Lieblingen der Volksgunst gestattet werden. Auch die Pauke schlägt Odry in den Seiltänzern ganz à la père de la debutante.

Befriedigter dagegen war ich von Levassor. Man spielt hier eine kleine Pièce, die unsere Uebersetzer wahrscheinlich bei Seite liegen lassen werden*), die Ohrfeigennacht. Wenn die Franzosen recht lachen wollen, so müssen ihnen die Theaterdichter die Albernheiten kleiner, beschränkter Großherzöge schildern. Die Grand Ducs haben in Paris das Privilegium, nur lächerlich zu sein. Diesmal ist es ein Großherzog in Italien, der Ludwig XIV. nachzuahmen sucht und in der That nicht mehr Verstand als ein Affe hat. Levassor spielt diesen langen Großherzog Herkules mit köstlichem Humor. Im rothen silbergestickten Kleide, mit blonder Perrücke, lang und hager, schleicht die Durchlaucht im Schatten des Parks, über die Blumen-Teppiche ihres Schlosses und sehnt sich nach Liebesabenteuern. Der Zufall will, daß er beim Mondenschein am Fußgestell der keuschen Diana in seinem Garten von derber Faust eine Ohrfeige bekommt. Wir wissen schon, daß er eine bekommen wird. Er schleicht auf den Zehen heran, girrt mit süßer Stimme: il m'arrivera quelque chose, ah, il m'arrivera quelque chose, und mitten in seiner Sehnsucht nach einem zarten Begegniß der Liebe trifft ihn ein solches in Gestalt einer allerunterthänigsten Ohrfeige, die sich, das ist die Pointe des Süjets, bald von dieser, bald von jener Hand wiederholt.

Siebenzehnter Brief.

Paris, den 5. April 1842.

Endlich war ich in der Deputirtenkammer. Das ist denn doch ein anderer Eindruck, als der bei den Pairs. Der Saal

*) Doch nicht! Auch übersetzt.

ist nicht so reich an Vergoldungen, Stuckaturarbeiten, an Sammet und Seide, als der im Luxemburg, aber freier, geräumiger und günstiger für die Zuhörer. Durch ein Defilé von Nationalgarden gelangt man auf die Tribünen.

Man war auf eine stürmische Sitzung gefaßt und es war auch eine. Ich sah die Nullität und die Größe dieses Staatskörpers, ich sah etwas Erhabenes und etwas Gemeines, die Vorhalle des Pantheon und eine Bedientenstube.

Von Jahr zu Jahr entfernt sich die Deputirtenkammer vom Herzen des Volks. Es ist der Magen Frankreichs, auch Frankreichs Gehirn, was auf diesen grünen Bänken repräsentirt wird, nicht aber Frankreichs Herz und Seele. Auch vom Gehirn vielleicht nur eine Kammer. Immer tiefer wurzelt in diesem Staatskörper das Verderben einer allzu langen Verjährung. Die Kammer wird zu Zeiten erneuert, wird in Kurzem wieder neu gewählt werden, aber mit wenigen Ausnahmen kehren die alten Elemente zurück. Die Fruchtlosigkeit der Debatten, der immer enger und begrenzter werdende Horizont des politischen Lebens der Franzosen macht, daß selbst die Besseren ermüden und von Bank zu Bank dem Centrum näher rücken, um in der rechten Seite desselben an Agonie zu sterben. Der Wahlcensus muß herabgesetzt, die Unzahl der Regierungs- und Municipalbeamten gesäubert und vereinfacht werden, wenn diese Kammer aufhören will, Das zu sein, was sie jetzt ist, der Tummelplatz ministerieller Intriguen, Salon der Medisance, Arena der Persönlichkeiten.

Der Rednerbühne gegenüber steht die Ministerbank in drei Abtheilungen, jede zu drei Personen. Allmälig steigen hinter diesen Sesseln die Bänke für die Deputirten hinauf. Der Saal ist etwas zu groß, um mittelmäßigen Rednern günstig zu sein. Es ist nicht gut, daß man in dieser Kammer nur oratorisches Talent haben muß, um sie beherrschen zu können. Die wohlmeinende Intelligenz, die zufällig eine nur schwache Stimme hat, geht hier in der Größe des Raums und der beispiellosen Plauderhaftigkeit der Mitglieder unter. Wären nicht die schwarzen und weißen Abstimmungskugeln da, das Rednertalent würde hier die gesunde Vernunft und den redlichen Willen unterdrücken.

Die rechte Seite, auf deren äußerster Ecke Lamartine sitzt, war die am wenigsten zahlreiche. Ich wunderte mich, auch Mauguin auf der rechten Seite sitzen zu sehen. Die Dislocirung der Partheien wird nicht mehr so streng eingehalten wie früher. Das rechte Centrum schien mir phlegmatisch. Wenig Redner erhoben sich aus diesem Kreise. Meist wohlgenährte Gestalten, Provinzrenomméen, die das Interesse ihrer heimischen Districte vertreten, aber eben dadurch die Hauptkraft aller Ministerien sind, der Ballast, den eine Parthei, die geht, der andern, die kommt, zuschiebt. Diese Deputirten lasen Briefe, empfingen Einladungen, schrieben Antworten und begannen erst dann sich vernehmlich zu machen, wenn ein Deputirter der Opposition auf die Tribüne stieg. Dann waren sie am stärksten da mit ihren Ohs und Ahs! mit ihrem Räuspern und Plaudern, mit all' den kleinen Niedrigkeiten, die sich hier in eine so wichtige Handlung, in ein Schauspiel für die Welt mischen. Das linke Centrum ist die eigentliche Kraft der Kammer. Wenn das rechte Centrum die Erhalterin der Ministerien ist, so ist das linke Centrum die Schöpferin derselben. Aus ihrem Schooße erstehen die Combinationen, die geschlossenen Phalangen, die Intriguen. Es ist hier weniger Charakter, aber mehr Talent zu finden. Die Charaktere sitzen von hier ab, nach links zu. Die linke Seite hat durch den Tod, durch den Widerspruch der Wähler, durch die Verhältnisse viel von ihrer früheren Kraft verloren. Es sind hier überlebte und einige noch unentwickelte Elemente. Lafitte, Arago und Odillon Barrot sitzen unten ganz vorn in einer Reihe. Lafitte hat etwas Leidendes in seinem Wesen. Wenn man ihn vier Stunden unverwandt mit demselben Ausdruck in seinem Antlitz betrachtet und keine, auch nicht die leiseste Aenderung der Gesichtszüge bemerkt, möchte man auch ihn zu den überlebten Elementen zählen. Ledru Rollin hat den Sessel Garnier Pagès' eingenommen.

Schon eine Stunde vor Anfang der Sitzung war Sauzet, der Präsident, auf seinem Stuhl und blickte gedankenlos in die noch leeren Räume. Die Journale sagen, Herrn Sauzet's Gedanken wären nur auf sein nächstes großes Kammerdiner gerichtet. Er beschäftige sich damit, es so glänzend

und doch so wohlfeil als möglich zu machen. Es ist noch nicht sechs Jahre her, daß Sauzet zum ersten Mal genannt wurde. Er kam als Advocat aus Lyon, ein großer Ruf als Redner ging ihm voran, er sprach etwas salbungsvoll, aber taktfest, und dies Talent hat ihn vor einigen Jahren sogar zum Minister gemacht. Als er heute Minister war und morgen Gefahr lief, es nicht mehr zu sein, soll er geweint haben. Er beweinte seine verlorne Advocatenpraxis in Lyon. Die Kammer entschädigte ihn, daß sie ihn zu ihrem Präsidenten machte, ein Amt, womit eine bedeutende Einnahme verbunden ist. Ich sah mir auf diese Thränen Herrn Sauzet an. Ich liebe starke Männer, die weinen können. Aber Herr Sauzet schien mir nicht zu den starken zu gehören, und die Thränen schwacher Männer sind lächerlich.

An der Tagesordnung waren Supplementarcredite. Die Regierung verlangte Zuschüsse zum bewilligten Budget für außerordentliche Ausgaben. Allmälig füllte sich der Saal und der Präsident bemühte sich, die Deputirten aus den Couloirs auf ihre Sitze zu treiben. Für unser deutsches Gefühl ging das viel zu langsam. Ich fühlte, daß ein Gegner der Repräsentativverfassung sagen konnte: „Benehmen sich die Leute nicht wie Schulknaben, müßte nicht Herr Sauzet sagen: „Wer noch länger plaudert, bleibt eine Stunde nach?“ Genug, es währte bis zwei Uhr, ehe die auf ein Uhr angesetzte Sitzung zu Stande kam.

Etienne bestritt die Forderung der Regierung ihrem Principe nach. Etienne gehört zum Tiers-parti, den man jetzt auch Thiers-parti nennen könnte, er ist Mitredacteur des Constitutionnel. Früher, als noch Dupin Kammerpräsident war, entwarf er die Antwortsadressen auf die Thronreden. Besserer Stylist, als Redner, sagte er gute Dinge, aber Niemand verstand sie. Er sprach leise, aber wie es schien, Niemand wollte ihn hören, wenn man ihn auch hätte hören können. Er sagte, die Ministerien würden nicht so viel Geld brauchen, wenn sie sich durch ihre Handlungen uneigennützige Freunde erwerben könnten. Da die Ministerien keine andere Hingebung fänden, als die erkaufte, so hätte das Land davon die Ausgaben. Seine Bemerkungen fielen aber wie ein

Tropfen auf einen heißen Stein. Still stieg er von der Tribüne herab. Die Kammer ging zur Discussion der einzelnen Ansätze selbst über. Der Zuschuß-Credit für das verflossene Jahr 1841 betrug 26,514,263 Franken.

Ein Mitglied der Linken erhob sich, Portalis. Man sah die Sicherheit des Advocaten. Er verließ sich nicht auf das Entgegenkommen der Kammer; er erzwang sich Aufmerksamkeit durch eine Stentorstimme. Lungen muß man haben, ungeheure, um in Frankreich über das Beste des Landes zu wachen. Portalis brachte ein Thema zur Sprache, das plötzlich alle Privatgespräche unterbrach: er sprach vom Pairshofe. Alles lauschte, Alles blickte sich schadenfroh oder bedenklich an. Man war gespannt auf irgend ein pikantes Stichwort, das dem dreisten Redner entfallen würde, ein Stichwort, das die Opposition bewillkommnen würde, das der ministeriellen Parthei das Signal zum Tumult gäbe. Portalis sagte: „Man will für die Pairskammer einen Zuschuß von 916,000 Franken. Es ist dies nicht für die Pairskammer, sondern für den Pairshof. Was ist das überhaupt mit dem Pairshof? Er richtet die Attentate, macht aber dem Staat von Jahr zu Jahr mehr Kosten. Wir müssen ein Gesetz über diesen Pairshof haben. Das Land muß wissen, wie es mit diesem souverainen ersten Gerichtshof des Landes daran ist. Ohne ein solches Gesetz könnte man dies ganze Institut des Pairshofes zweideutig, sehr äquivoque finden, sehr —" Hier konnte der Redner nicht mehr weiter, das erwartete Stichwort war gefallen. Er hatte die Pairskammer äquivoque genannt. Die Minister fuhren auf ihren Bänken hin und her. Guizot soll, den Journalen zufolge, dagegen protestirt haben. Ich hörte nichts von den Worten, die ihm heute in allen ministeriellen Blättern zugeschrieben werden, und bemerkte daran eine Eigenschaft der berichterstattenden Journale. Sie bringen von ihrer Parthei nicht selten Worte, Unterbrechungen, Reden, die nicht stattgefunden haben. Das Land malt sich darnach die Sitzungen nach Gefallen aus.

Der Präsident hatte Herrn Portalis erinnert, mit Respect von einem Staatskörper zu reden, den die Charte garantirt. Herr Portalis fuhr mit großer Ruhe und maliciöser

Ironie fort: „Die Pairskammer ist nicht der Pairshof. Allen Respect vor der Pairskammer: sie steht nicht über, nicht unter uns. Der Pairshof aber, wenn es eine noch so hohe richterliche Behörde ist, steht unter uns. Wie kommt die Jurisdiction an die Pairs? Aus bloßer Ueberlieferung. Wo steht diese Jurisdiction geschrieben? Es muß ein Gesetz darüber geben. Um so mehr, als sie viel Geld kostet. Alles, was äquivoque ist, kostet viel Geld." Das boshafte Wort war zum zweiten Male ausgesprochen. Der Sturm brach noch heftiger los. Odillon Barrot rief: „C'est évident," und Guizot ließ sich jetzt deutlich genug vernehmen: „Il n'y a pas d'équivoque dans cette jurisdiction." Der Präsident klingelte und erklärte: „Der Redner ist in seinem Recht —" Furchtbare Unterbrechung. „So lassen sie mich doch ausreden," sagte Sauzet. „Der Redner ist in seinem Recht, wenn er den Wunsch nach einem Gesetz über den Pairshof ausspricht, aber er würde ganz außer seinem Rechte sein, wenn er annähme, die Pairskammer wollte sich in ihren richterlichen, ihr von der Charte garantirten Functionen über die Kritik und Controle des Staates hinwegsetzen." Im Schutz einer so milden Rüge fuhr Herr Portalis mit gemüthlicher Ruhe fort: „Ich wollte nur die Kammer ermuntern, über diese Jurisdiction der Herren Pairs ein Gesetz zu machen." Odillon Barrot mit Pathos: „Vous avez usé de votre droit." General Jamin: „Deswegen war es aber nicht nöthig, den Pairshof äquivoque zu nennen." Portalis schloß mit Ironie: „Genug, ich wollte die Herren Pairs nicht kritisiren; im Grunde sind sie vielleicht immer noch besser, als die von Polizeiwegen ernannten Geschwornen: (que les jurés probes et libres de M. le ministre de l'intérieur.)"

Diese Anspielung auf die jetzige Ministerialität der Geschwornengerichte erregte allgemeines Gelächter. Die ministeriellen Journale sagen: Rires et murmures. Von den murmures habe ich nichts gehört. Der Franzose murrt über keinen Witz, selbst wenn dieser gegen ihn gerichtet ist. Uebrigens wurde die geforderte Summe bewilligt.

Das Kapitel kam jetzt auf das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Es wollte für außerordentliche Sen-

dungen einen Zuschuß von 250,000 Franken haben. Glais-Bizoin, ein Mitglied der Linken, erhob sich und sprach von seinem Sessel aus. Glais-Bizoin ist der specielle Antagonist Guizot's. Glais-Bizoin, eine lange, hektische Gestalt mit schwacher Stimme, sagte: „Daß Frankreichs Diplomatie überall unterliegt, hat das Ministerium selbst zugestanden. Wozu noch Geld hergeben, um dies Resultat immer noch mehr herauszustellen?" Guizot antwortete von seinem Sitze aus: „Ich wünschte, daß man mir bestimmte Fälle nennt, um bestimmt darauf zu antworten. Nie habe ich zugestanden, daß Frankreichs Diplomatie unterliegt. Nur eingestanden habe ich, daß unsre Consuln zu schlecht besoldet sind und uns die Mittel fehlen, auf außerordentlichem Wege von fremden Völkern Kenntniß zu haben. Eine benachbarte Nation (die englische) ist glücklicher daran. Sie hat überall Reisende, Agenten, welche die Regierung über fremde Völker, oft ohne Entgelt, au fait setzen. In Frankreich müssen wir außerordentliche Missionen schicken. Will die Kammer Auskunft haben, was wir mit ihnen ausgerichtet, so bin ich bereit, eine solche zu geben." Der Verlauf der Sitzung wird zeigen, daß Guizot für diese Auskunft vorbereitet war. Es konnte ihm nichts erwünschter, fast möchte man sagen verabredeter kommen, als daß Glais-Bizoin fragte: „Wie ist es mit Buenos-Ayres? Wie ist es mit der außerordentlichen Sendung nach Griechenland, wo wir doch einen bevollmächtigten Minister haben?" Guizot hatte, was er wollte. Er bestieg nun die Tribüne.

Guizot ist keiner von den Rednern, die Pausen machen und Zuckerwasser trinken. Er redet nicht, um zu reden, er redet, um etwas zu sagen. Er hat die natürliche Beredtsamkeit eines Mannes, der seine Ueberzeugung ausspricht und zugleich Kenntnisse genug besitzt, vollends als Minister, Thatsachen genug, um seine Ueberzeugung zu erhärten. Da der Boden, auf dem er sich bewegt, ein factischer ist, so hat er vor der Opposition den Vortheil voraus, daß er über Das, was er will, nie in Verlegenheit kommen kann. Er wird sich entweder über einen Vorwurf vertheidigen oder er entwickelt Verhältnisse, bei denen er aus dem vollsten Material schöpfen kann, oder er trägt auf Dinge, Gesetze, Entschließungen an,

die er schon dadurch empfiehlt und einschmeichelnd macht, daß er sie als nothwendig darstellt. Ein Redner der Opposition zu sein, ist dankbarer, aber auch schwerer. Schwerer, weil man sich nur auf dem luftigen Gebiet des Möglichen bewegt, dankbarer, weil das Mögliche sich in reizenderen Farben schildern läßt, als das Wirkliche oder das Nothwendige. „Ich beneide die Opposition," sagte mir später Guizot nach einem schönen Vortrage eines Mitglieds der Opposition, „ich beneide sie zuweilen und ihre Redner. Sie können sicher auf die Tribüne kommen und frei alle ihre Empfindungen, ihre Verstimmungen aussprechen. Wer dagegen das Land regiert, ist übler daran. Wir dürfen es nicht aufregen, dürfen nichts von Empfindungen aussprechen, die unsre Aufgabe compromittiren würden. Wir müssen unser Gemüth beherrschen, während Andere es können frei ausströmen lassen."

In der That würde Guizot nicht ganz das Harte und Strenge haben, das man ihm in Frankreich vorwirft, wenn er nicht immer in der Lage wäre, vertheidigen, beschränken, strafen zu müssen. Möglich, daß ihm etwas Gouvernementales angeboren ist, aber das Schicksal hat dieser Bestimmung nachgegeben und ihn zu wiederholten Malen an die Spitze eines Landes gestellt, dessen Krisen er zu beobachten, dessen Stürme er zu beschwichtigen hatte. Guizot's Talent, in eine andere Stellung gebracht, könnte in seinen Wirkungen vielleicht gefälliger sein. Es fehlt seinem Gemüth nicht an höherer Weihe, sein Herz ist des Enthusiasmus fähig, auch seine Rede könnte hinreißen, wenn sie nicht in der Lage wäre, immer widerlegen und zanken zu müssen.

Guizot's Organ ist nicht stark. Er würde die Akustik dieser Kammer nicht beherrschen, wenn ihm nicht die Würde des Ministers zu Hülfe käme. Der Huissier, der ihm Ruhe gebietet, ist sein Portefeuille. Wenn bei Anderen die Klingel des Präsidenten lärmt, um Ruhe zu schaffen, so öffnet Guizot die Mappe, nimmt eine Depesche heraus und es wird still. Guizot's Action ist einfach, ohne Leidenschaft, von einer tiefen, wie es scheint, immer in ihm lodernden Gluth geschürt. In dieser Ruhe, in dieser Sicherheit liegt eine entwaffnende Kraft. Man haßt diese sicheren, taktfesten Zurückweisungen

Guizot's, und es reizt ihn selbst, der diesen Haß wohl empfindet, bitterer zu sein, als es das Interesse seiner Stellung erfordert. Guizot's Bitterkeit ist ohne Leidenschaft. Darin liegt ein gefährlicher Stoff zur Steigerung der Erbitterung. Die Gegner haben die Empfindung, daß sie von Guizot nicht blos besiegt, sondern verachtet werden. Ja zuweilen hat es den Anschein, als ignorirte er sie ganz. Er spricht von den Anwesenden, als wären sie nicht zugegen. Er spielt mit kaltem Sarkasmus nicht selten die Debatten ganz aus dem Halbrund der Kammer heraus und verweist sie in die Journale, in die Coterieen, in die Clubs. Er sagt nicht, daß sie dorthin gehörten, aber seiner Art, die Verhandlung zu objectiviren, sieht man diese Andeutung an. Es ist nicht zu leugnen, daß bei allem Adel seines Willens, aller Kraft seines Gedankens, aller Tiefe seines Talentes Guizot auf die Tribüne zu viel vom Katheder mit hinübergenommen hat.

Ich kann hier den Erörterungen Guizot's über Buenos-Ayres und Griechenland nicht folgen, nicht alle Unterbrechungen, die er fand und widerlegte, wiedergeben. Ich bemerke nur, daß es in Frankreich eine Freude ist, zu sehen, wie selbst Köpfe, deren unveränderlicher Gedanke die Stabilität und Ordnung ist, vom liberalen Princip auf's Innigste durchdrungen und beherrscht werden. Guizot nannte ohne Weiteres die bayrisch-griechische Regierung schwach, ja schlecht. Er that es, ich weiß es, aus Rücksicht auf England, das Griechenland völlig dem französischen Einfluß entzogen hat, aber das hinderte den Hörer nicht, in seiner Schilderung unverkennbare Züge von Wahrheit zu finden. Bedenkt man, daß diese Züge bald in Hunderten von Zeitungen wiedergegeben und an allen Enden der Welt verbreitet werden, so vergrößert sich der Maßstab, den man an diesen gesetzgebenden Körper legen muß. Man erschrickt, daß Das, was hier in zehn Minuten nur so hingesprochen wird, zehn Wochen lang die Nationen beschäftigen kann: man erschrickt und bewundert es.

Auf den Einwand, daß ein Gesandter in Griechenland hinreiche, um dies Land zu beobachten, und die Reisekosten für die außerordentliche Mission des Herrn Piscatory unnütz gewesen wären, bemerkte Guizot, daß Griechenland noch nicht

zu jenen civilisirten Ländern gehörte, die man auf diplomatischem Wege kennen lernen könnte. Auch wäre dies Land in einem Zustand von Naturwüchsigkeit, der seine eigentliche Kraft jeder administrativen Controle entzöge. Die Leidenschaften der Häuptlinge regierten das flache Land, die Gebirge, die Thäler. Um den Geist des Volkes zu studiren, hätte man Herrn Piscatory abgesandt. Guizot machte eine Pause und Herr Piscatory selbst erhob sich von seinem Sessel. Es war dies verabredet. Herr Piscatory hatte sein Stichwort gehört und erhob sich. Diese kleine Komödie hinderte nicht, daß dies Nennen und Beweisenkönnen, dies Rufen und schnelle Erscheinen großartig erscheint. Man sieht denn da doch, daß in diesem Saale nicht Menschen, sondern Thatsachen nebeneinander sitzen, daß man hier Worte, aber auch Geschichte macht.

Piscatory, ein noch jugendlicher Deputirter aus dem rechten Centrum, sprach von seinem Sitze aus mit einem sonoren, kräftigen Organ. Es lag seinen Worten eine natürliche Anschauung zu Grunde, und so theilte sich ihnen eine große Frische und Lebendigkeit mit. Er sprach sich nicht über seine Resultate aus, wohl aber über die Methode, wie er zu ihnen gelangte. Er schrieb Alles, was er erwirkte, den Verdiensten des regelmäßigen Botschafters in Athen zu und erntete für diese in ihrem Zweck eben so höfliche, wie in ihrem Vortrag anziehende Erklärung ein allgemeines: Très bien, très bien!

Guizot wollte auf der Tribüne fortfahren. Aber eine kräftige, kecke Stimme erhob sich, um die eingetretene Pause zu benutzen. Es war die Stimme Mauguin's. Von der diplomatischen Tribüne aus, in der ich dies Schauspiel beobachten durfte, war es nicht möglich, Mauguin's Antlitz zu sehen. Ich sah nur die kahle Glatze, die breiten Schultern, hörte nur eine dreiste, breite und auseinandersetzende Rede. Es ist bekannt, daß sich Mauguin auf eigene Hand zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich gemacht hat. Die anderen Ministerien kommen und gehen; Mauguin bleibt. Die anderen Ministerien schwanken, Mauguin ist nicht zu erschüttern. Thiers, Guizot, Molé haben ihre auswärtige Politik, Mauguin hat die seinige. Mauguin weiß, was in allen Ländern vorgeht. Er kennt Polen, er kennt Rußland, Per=

sien. Er weiß, wie viel Kinder jährlich in Polen von den Russen geschlachtet werden; er weiß, wann in Karlsruhe oder Kassel oder Braunschweig die Revolution ausbrechen wird. Er hat seine Gesandten, seine Agenten, seine Emissaire für sich selbst. Sie kosten ihn keine Reisegelder; sie leben alle in Paris. Sie schreiben ihre Depeschen aus ihren Stationen, die er ihnen nicht zu bezahlen braucht, die er im Gegentheil sich bezahlt macht. Er giebt sie dem Journal du Commerce. Die politischen Flüchtlinge aller Nationen geben ihm Materialien zu seinen Interpellationen. Er ist es, der jährlich den Polen in der Dankadresse auf die Thronrede ihre Nationalität sichert. Ohne Zweifel bleibt er dadurch ein gutes Ferment der Kammer, wenn es ihm auch an gewissenhafter Ueberzeugung, Consequenz und in seiner Domaine des Auslandes an gründlichen, auf Facta gestützten Kenntnissen fehlt.

Mauguin fing denn nun auch richtig von Persien an. Statt im Schatten des Bois de Boulogne zu spazieren, lustwandelte er unter den Datteln von Teheran. „Ehe ich auf Persien komme, benutze ich die Gegenwart des Ministers auf der Tribüne (Mauguin sprach von seinem Sitze aus), ihm zu sagen, daß unsere diplomatische Inferiorität nicht aus der geringen Zahl unserer Agenten entsteht, sondern aus unserm diplomatischen Geschäftsgange.“ Allgemeine Spannung. Mauguin ist noch nicht in Teheran, er ist noch nicht einmal bei der Messagerie Lafitte und Caillard, er ist im Hôtel des Capucines. Guizot sieht lächelnd von der Tribüne auf den energischen Redner herab, der jetzt von Courieren, Depeschen und Brieffelleisen reden wird. Mauguin enthüllt nach langer Vorbereitung folgendes Geheimniß: „Die französischen Gesandten haben seit elf Jahren keine Instruction bekommen, seit elf Jahren sind sie um nichts gefragt worden. Als Mehemet Ali durch die Schlacht bei Koniah beinahe dicht vor Konstantinopel stand, wußte unser Gesandter nicht, was er thun sollte. Er hatte keine Instruction. In Portugal haben unsere Agenten nie eine Instruction gehabt. Keiner unserer Agenten hat eine Instruction. Sie reisen ab ohne Instruction, sie bleiben ohne Instruction. Sie lachen, meine Herren? Warum lachen Sie, es ist die reine Wahrheit. Zwei Minister

haben seit 1830 Instructionen gegeben. Alle anderen nicht, und so kommt es, daß wir in Paris nichts erfahren und nichts wissen." Die ministeriellen Deputirten fanden diese genaue Bekanntschaft des Herrn Mauguin mit Dem, was in den Cabinetten vorgeht, komisch und lachten. Soult saß auf seiner Bank, immer dieselbe mürrische, abgespannte, ermüdete, eigensinnige Miene. Guizot, der noch auf der Tribüne stand, nahm das Wort, setzte die neuesten Beziehungen Frankreichs zu Persien auseinander und ging mit trockner Ironie auf den von Mauguin angeregten diplomatischen Geschäftsgang über. „Möglich," sagte Guizot, „daß Herr Mauguin in den fremden Kanzleien heimischer ist, als ich. In Betreff Frankreichs kann ich ihn versichern, daß er sich irrt. Unsere Botschafter wissen sehr wohl, was sie zu beobachten haben. Die Acten des auswärtigen Departements könnten ihn darüber eines Bessern belehren." Der Paragraph wurde angenommen und Guizot verließ die Tribüne. Das Wahre an Mauguin's Einwurf mag sein, daß die häufige Aenderung der auswärtigen Politik Frankreichs, die Aenderung der Ministerien und die Einmischung des Königs viel dazu beitragen, daß die auswärtigen Agenten Frankreichs über die Absichten ihrer Regierung im Unklaren sind. Leicht möglich, daß in den ewigen Verwirrungen der französischen Politik manche Stationen, die außerhalb der bedeutenderen Brennpunkte liegen, lange ohne Instruction bleiben und in Augenblicken, wo auch an sie einmal die Reihe kommt, in die Debatte gezogen zu werden, nicht wissen, woran sie sind. So viel mir bekannt, ist nur die österreichische Diplomatie, selbst in ihren entlegensten Stationen, immer au fait der Thatsachen. Man schickt von Wien in bestimmten Zwischenräumen lithographirte Berichte, die allen Agenten der Regierung den Stand der Dinge, wie derselbe in Metternich's Kanzlei angesehen wird, mittheilen. Eine solche Maßregel ist nur bei einem System möglich, das vom Grundsatz der Stabilität ausgeht. Frankreich, das täglich schaffen muß, täglich sich neuen Boden zu erobern hat, Frankreich, das überall in Frage gestellt ist, kann sich kaum für heute, geschweige für morgen verbürgen. Wenn Mauguin eine diplomatische Frage anregen will, so

könnte man ihm die Regulirung der Gesandtschaftsgehalte anempfehlen. Ich kenne französische Diplomaten, die jährlich von ihrem Staate 50,000 Franken erhalten, um ihn in der Fremde würdig zu vertreten. Während die russischen und englischen Agenten Feste geben und sich zum Mittelpunkt der Gesellschaft machen, sitzt der französische Envoyé daheim und geizt und spart für seine Rückkehr nach Paris und für seine Zukunft. Beim englischen Gesandten sieht man Abends die Kronleuchter schimmern, beim französischen eine einzige ärmliche Sparlampe.

Die Debatte kam auf Algier. Wer kennt nicht die Verhandlungen über diese unglückliche Eroberung? Ihr ewiges Einerlei verändert sich nur durch die dabei genannten Zahlen, die Zahlen der Truppen nehmen zu, wie die Zahlen der Credite. Von Jahr zu Jahr mehr Tausende an Menschen und mehr Millionen an Geld. Als die Bourbonen von Frankreich schieden, ließen sie die eroberten Trophäen Algiers zurück. Die Julidynastie zögerte, ob sie diese annehmen sollte, sie zögerte Jahre lang, goß Tropfen auf Tropfen in das große, durch Afrika aufgeregte Meer von Leidenschaft diesseits und wildem Naturhaß jenseits des Meeres. Es zischte und Alles war wieder vorbei. Mit jedem Frühjahr begann dasselbe Experiment, in jedem Herbste endete es mit denselben Gräbern. Einige kleine Siege gaben Stoff zu großen Gemälden, Franconi's Circus in Paris führte kriegerische Scenen aus der Wüste auf, nichts wollte helfen, diese Eroberung in Frankreich populair zu machen. Die Bourbonen hatten den Krieg mit einem religiösen Nebengedanken begonnen. Es schimmerte ihnen etwas von der Glorie eines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen vor. War der Schimmer echt oder nicht, er blendete. Er blendete das Volk, das mit dem Christenthum noch nicht so gebrochen hat, wie der Constitutionnel. Man hätte in der Vendée, der Bretagne, in der Guienne, im Lyonnais noch Gemüther genug gefunden, die sich für einen christlichen Kampf gegen die Barbaresken begeistern ließen, aber jetzt, wo durch die Julidynastie Alles auf die materiellen Interessen geworfen ist, jetzt, wo man den Grundsatz: „Was hab' ich davon?“ an die Spitze Frankreichs

gestellt hat; jetzt, wo man Alles in Actien, Dividenden und Renten verwandelt, jetzt verlangt man von Algier ergiebigen Nutzen. Es ist kein Stapelplatz für den Handel, kein Ort der Ausfuhr, keiner der Einfuhr geworden: es trägt höchstens einzelnen Entrepreneurs, die für die Bedürfnisse der Armee sorgen, Vortheile. Es ist auch kein Abzugskanal für die revolutionairen Elemente; denn die Offiziere kommen trotziger aus der Wüste zurück, als sie dorthin gegangen. Die Generale erwerben sich Ruhm, verfallen mit der Regierung und werden Nothwendigkeiten, eine Kategorie von Menschen, die Louis Philippe haßt, seitdem er selbst das für Frankreich einzig Nothwendige geworden sein will.

Man hätte längst Algier aufgegeben, wenn nicht drei Dinge für die Beibehaltung sprächen. Erstens fürchtet man, damit den Engländern einen Gefallen zu thun, zweitens will man bei einer Theilung des türkischen Reiches durch den Besitz Algiers auf den Besitz der ganzen nordafrikanischen Küste Anspruch machen, drittens fürchtet man die bekannte Thatsache, daß in Frankreich alles Das unpopulär ist, was die Regierung verfolgt, und alles Das populär wird, was sie aufgiebt.

Es giebt in der Deputirtenkammer einige algierische Catone, die, so oft der Name Algier genannt wird, ihr ceterum censeo aussprechen müssen. Die Einen sind für, die Anderen gegen die Beibehaltung dieser von Allen als lästig eingestandenen Colonie. Herr Desjobert kam mit einem Sack von Broschüren, Flugblättern, Zeitschriften auf die Tribüne, breitete zum Schrecken der Deputirten diesen Apparat behaglich vor sich aus und begann mit Tausenden und Millionen zu rechnen. Er zählte Todte, Verwundete, die Fortschritte auf, die keine wären, die Eroberungen, die nur auf dem Papiere ständen, er rieth, Algier aufzugeben oder ein anderes System zu beginnen. Herr Desjobert verwickelte sich so in seine Citate, daß er aus Adam Smith vorlas, was Parnell gesagt hatte, Say für Sismondi anführte, Broschüren und Zeitschriften ineinander mengte und zum großen Trost für die Kammer endlich mit einem flauen Abgange schloß. Nach ihm kam Herr de Corcelles. Dieser Deputirte mit gescheitel=

tem Haar hatte die Miene eines Leichenbitters. Es durchfuhr die Kammer ein Frösteln, als sie Herrn de Corcelles mit einer großen geschriebenen Rede auftreten sah. Ein Seufzer hallte mit seltener Einstimmigkeit durch das ganze Palais Bourbon. Feierliche Stille war die nächste Wirkung dieses verzweifelten Blickes in die Zukunft einer langen tödtlichen und getödteten Stunde. Herr von Corcelles begriff nicht, wie ihn und seine geschriebene Rede heute eine so großartige Erwartung begrüßen konnte. Was oft den größten Rednern Frankreichs nicht gelingt, sich Ruhe zu erzwingen, das schenkte man ihm freiwillig, ohne Huissier, ohne Klingel. Herr von Corcelles lächelte. Er war angenehm überrascht von dieser Liebenswürdigkeit der Kammer. Er sah nicht, daß diese Stille nur jener feierliche Moment war, der den verzweifelten Entschlüssen voranzugehen pflegt. Er war eine Secunde lang ein großer Redner geworden. Er hatte eine Pause gewonnen, wie sie Guizot, wie sie Thiers, wie sie Berryer oft nicht erzwingen können. Er benutzte auch diese Pause und zog sein Taschentuch, breitete sein Heft vor sich aus und trank ein Glas Zuckerwasser. Man hörte deutlich einen kaum halb unterdrückten Schmerzenslaut, als Herr von Corcelles endlich anfing und mit tragischem Pathos begann: „Le gouvernement, Messieurs —“ Herr von Corcelles las eine Stunde. Aber die Kammer schlief nicht. Sie hatte sich zum Schlafen zurechtgelegt, aber sie bekam zu lebhafte Träume und wachte wieder auf. Sie wachte, als wenn Herr von Corcelles nicht da wäre. Sie erzählte sich hundert kleine Geschichten, lachte, scherzte, debattirte. Herr von Corcelles ist in Algier, die Deputirten sind in Paris. Herr von Corcelles jagt sich mit den Beduinen herum, parlamentirt mit Abdel-Kader, baut Festungen, colonisirt die urbaren Gegenden der Wüste Sahara. Herr von Corcelles schifft über die Tafna, besichtigt Constantine, liefert in den Ebenen von Metidje mehrere glückliche Treffen gegen die vereinigten arabischen Häuptlinge, die Kammer stört ihn in seinen Siegen, in seinen Triumphen nicht. Herr von Corcelles verlangt von der Kammer ein dreifach erhöhtes algierisches Budget, die Kammer votirt ihm in Gedanken Alles, was er will, sie hört ihn nicht.

Sie hat an dem Ball des Präsidenten, am Ministerium, an der nächsten Wahl der Akademie, an den Niederlagen der Engländer in China Stoff genug, sich gemüthlich zu unterhalten, der Präsident berechnet seine Couverts, seine Dienerschaft, seine Weine, die Minister haben endlich einen freien Augenblick, sich zu erholen, sie werden in demselben Moment in Anklagestand versetzt von Herrn von Corcelles, dem Redner vor ihnen, diesem unglückseligen hohlen Grabesredner: und doch sind sie zum ersten Male im sichersten Besitz ihrer Portefeuilles. Herr von Corcelles will es ihnen nehmen! Die Zuschauertribünen entleeren sich, die Stenographen spritzen die Feder aus und begnügen sich, in ihre Zeitungen zu setzen: „Herr von Corcelles nahm das Wort, konnte aber wegen undeutlichen Organs und im Geräusch der Kammer nicht gehört werden.“ Dies Alles hinderte den Redner nicht, fortzufahren. Er las, declamirte, lächelte, nahm Zuckerwasser, wie ein anderer großer Redner. Er beschwor die Kammer, die Minister, den König. Man sah einen gesticulirenden schwarzen Schatten am Gestade des donnernden Meeres. Aus dem Tosen und Brausen sah man einzelne Schiffstrümmer hervorspringen, ein Bret, ein Gefäß, ein Tuch. Man hörte dann und wann Abdel-Kader — Méditerranée — Angleterre vaisseaux — avantages — utilités — présomption — ministère — bis endlich nach mehr als einer Stunde die Kammer von ihren Leiden erlöst war. Herr von Corcelles war mit seinem Manuscript zu Ende und verließ die Tribüne mit einem Lächeln, das für mich rührend war, weil sein Lächeln doch wol schwerlich ernst gewesen sein konnte. Ich sah erst jetzt, daß Herr von Corcelles sich auf die äußerste Linke setzte. Wenn die Opposition keine besseren Talente in's Feld zu schicken hat, ist sie wenigstens in der Kammer verloren.

Wer erinnert sich nicht eines herbstlichen Abends, wo man lustwandelnd durch Weingärten hinunterblickt auf einen nebelnden See? Immer dunkler werden die Schatten, immer grauer die Umrisse des Wasserspiegels, der zuletzt vor unseren Augen verschwindet. Da steigt plötzlich am jenseitigen Ufer aus einem Garten, wo sie das Fest der Weinlese feiern, ein feuriger Streifen in die Luft. Eine Leuchtkugel zerstiebt in

hundert schimmernde Funken, die mit sanftem, aber magisch hellem Leuchten die Gegend erhellen. Man sieht die Bäume, die Berge, man sieht den Spiegel des Sees wieder. Es ist ein zauberhafter Moment, diese Nacht und diese plötzliche Helle! So war die Stimmung der Versammlung, als ein Redner die Tribüne betrat, den ich während der Dauer der Sitzung unverwandt beobachtet hatte. Niemand hatte mir ihn gezeigt, und doch hatte ich ihn aus den Hunderten herausgefunden. Im linken Centrum, drei Bänke hinter den Ministern, dicht neben dem Obersten Pairhans, saß eine kleine Gestalt mit auffallend an Napoleon erinnernden Gesichtszügen. Diese Gesichtszüge schienen jugendlich, aber das Haar war grau. Ewig lächelnd rutschte dieser Deputirte seit drei Stunden auf seinem Sessel hin und her, die kurzen Füße fast in der Luft schlenkernd. Zuweilen fiel ein sarkastischer Blick zum Obersten Pairhans hinüber, ein leises Wort, sonst blieb der kleine Mann gemessen, zurückhaltend, nicht so unselig plauderhaft und würdelos, wie die übrigen Deputirten; zuweilen notirte er sich etwas, schien dann innerlich aufgeregt, formend, bildend, gestaltend, eine kleine Welt für sich. Mancher Deputirte ging vorüber und drückte dem Kleinen die Hand. Dieser erwiderte jede Freundschaft mit Herzlichkeit, rückte an der Brille hin und her, lächelte zu dem Murmeln, dem Zischen, den Bravis, und stellte eine für sich abgeschlossene Neutralität vor, eine Uhr gleichsam, die zu schlagen gewohnt ist, heute aber, da man sie aufzuziehen vergessen hatte, still stand. Plötzlich aber bekam die Uhr Leben. Ein Schnurren, ein Knarren, Herr von Corcelles ist auf der letzten Seite seines Manuscriptes, der kleine Redner erhebt sich, durchschreitet zur Erde blickend das Couloir und steht auf der Tribüne, über deren Brüstung er kaum hinausreicht. Es war Thiers.

Es gehört zu den ersten Gesetzen der parlamentarischen Redekunst, daß man das Messieurs nicht zu früh ausspricht. Messieurs, schon hineingeworfen in die Unruhe einer Versammlung, die voller Erwartung ist auf etwas Bedeutendes, kann eine Rede umwerfen. Messieurs wiederholen, heißt die Erwartung abspannen. So bleibt nichts übrig, als es zu machen, wie Thiers. Thiers ließ der Kammer Zeit, sich auf

ihn vorzubereiten. Er ließ jedem Schwätzer Zeit, seine Vermuthungen über Das, was er reden würde, beim Nachbar anzubringen. Es währte drei volle Minuten, bis Alles still wurde, so still, daß man in Guizot's Brust es hätte können klopfen hören. Messieurs! Große Pause. Wer sprach Messieurs? Thiers. Ist das Thiers? Er beginnt: „Je ne crois pas;“ — Wieder Pause. Ich habe Gelegenheit, mich in Thiers' Organ zu finden. „Je ne crois pas, que le moment soit bien choisi, pour traiter l'ensemble de la question d'Afrique. Dans ce moment on fait la guerre, on la fait avec activité, avec habilité. J'espère qu'elle aura les résultats heureux, que nous devons en attendre.“ Ironisches J'espère! Alles lächelt, Thiers lächelt. „Je viens uniquement signaler à la Chambre un point important, et d'après l'opinion unanime de tous ceux, qui se sont occupés de la question africaine, du point le plus important peut-être, le port d'Alger.“ Großes Aufsehen. Allgemeine Bewegung. Thiers wendet sich zur Seite, läßt der Kammer Zeit, sich zu ärgern oder sich zu freuen, und trinkt ein Glas Zuckerwasser. Thiers wendet sich wieder an die linke Seite, die er anredet, und beginnt: „Toutes les opinions —“ doch ich kann nicht Schritt vor Schritt folgen, sondern muß mich begnügen, über den Gesammteindruck zu berichten. Es versteht sich bei des berühmten Redners Figur von selbst, daß sein Organ hoch liegt. Thiers hat eine auf den ersten Augenblick unangenehm klingende Fistelstimme. Ein Kindersopran ist Alt gegen Thiers' Stimme. Die bedeutendsten Schauspieler und Redner hatten von je mit ihren Naturmitteln zu kämpfen. Thiers hat ein Organ, das nicht nur unangenehm hoch, sondern zugleich unrein und belegt ist. Seine Respiration ist asthmatisch. Seine Stimmwerkzeuge sind eng und geben den Ton nur gewaltsam von sich. Hier sind keine Modulationen von Höhe und Tiefe möglich. Hier fließt kein frischer Bergquell aus dem Felsen der Brust. Hier ist keine Malerei der Leidenschaften, kein Auf- und Niedersteigen möglich, sondern mit Mühe dreht sich ein einziger dürrer und rauher Faden zusammen, ein einziger Ton, der sich zuweilen in völlige Heiserkeit und katarrhalische Affection verliert. Jeden Augen-

blick fürchtet man, daß dies mitgenommene Organ erschöpft sein wird. Das stereotype Lächeln dieser Mienen bekommt einen Anhauch von Schmerz. Der Gedanke, die Leidenschaft, das Talent kann sich nicht jeden Weg durch die Organe bahnen, wie es möchte. Und doch dauert dies schartige Instrument aus. Schon im ersten Worte heiser, kann Thiers stundenlang reden, ohne erst heiser zu werden. Man gewöhnt sich allmälig an diese fistulirende Monotonie, ja noch mehr, man findet sie zuletzt melodisch. Der geistvolle Gedanke giebt diesen heiseren Tönen eine höhere Art von Wohllaut, das bewunderungswürdige Talent des freien Wortes verwandelt zuletzt Gekrächz in Gesang.

Das Geheimniß dieser reizenden Wirkung der Thiers'schen Rede ist die Improvisation. Die Worte strömen bei ihm frei dem Gedanken zu. Nichts ist gesucht. Alles ergiebt sich von selbst. Er wurde oftmals unterbrochen, aber jede Unterbrechung lieh seinem Vortrage eine neue Schönheit; denn er verflocht unerschrocken die Antwort in den Zusammenhang seines Ganzen. Auf Alles schnell gefaßt, wußte er Alles schnell zu lösen. Ohne Pedanterie erklärte er Manches für unerheblich. Auf Zahlen kommt es ihm wenig an. Er läßt sich nichts irren, nichts anfechten, und verräth, was noch wichtiger ist, keine Empfindlichkeit. Es giebt gewisse pomphafte Redner, die durch Widerspruch gereizt werden, die mit glühendem Kopfe die Karten wegwerfen oder sich diese und jene Einreden anders stylisirt erbitten. Thiers behält eine immer gleiche Bonhommie. Er verliert sein Gleichgewicht auch dann nicht, wenn sich Alles gegen ihn erhebt. Mit Ruhe schlägt er die Hände übereinander, geht rechts, geht links, trinkt Wasser, lächelt und wartet, bis man die Gnade hat, ihn wieder hören zu wollen. Selbst besiegt verläßt er nicht die Tribüne ohne schlagenden Eindruck, und sein Eindruck ist um so sicherer, als er sich natürlicher Hülfsmittel bedient. Ist die Idee, die Frage zu Ende, so schließt Thiers. Hat er nichts mehr zu sagen, so schweigt er. Er macht keine Coda, keine Doxologie, kein Amen, sondern setzt sich frisch und kurz auf seinen Sessel, den er dann wieder unverwandten, unveränderten Antlitzes, nur mit etwas gerötheter Wange behauptet.

Thiers sprach über den Hafen von Algier. Es verschlägt nichts, wenn der Fremde diesen Gegenstand an sich uninteressant findet. Thiers bewies die Nothwendigkeit, daß man die Befestigung der afrikanischen Niederlassung mit dem Hafen von Algier beginnen sollte. Man sah, es standen ihm, als ehemaligem Minister, die Acten der Vorbereitungen, die man früher für dies Werk getroffen, noch zu Gebote. Seine Rede, mit allen ihren hydraulischen, militairischen und mechanischen Excursen, ist später von den Organen der Regierung verspottet worden, aber sie machte für den Moment großen Eindruck. Er verließ die Tribüne mit dem Nachhall eines großen moralischen Sieges über seine Gegner. Diese erschienen als die Zögernden, er in voller Glorie als der Mann der That.

Die Anklagen gegen die Trägheit der Minister durften nicht ohne Antwort bleiben. Stillschweigen auf einen solchen Phalanx von Thatsachen, Namen und Zahlen wäre eine Niederlage gewesen. Und es erhob sich in voller Manneslänge der Herzog von Dalmatien! Soult schritt in gemessener Würde auf die Tribüne und begann in schlichten, aber energischen und höchst leidenschaftlichen Worten eine kurze Vertheidigung. Man sah ihm an, dem alten Krieger, wie lästig ihm diese Abhängigkeit von den Zungen der Advocaten war. Gewohnt an militairischen Gehorsam, hätte er lieber die Bänke seiner Gegner mit dem Bajonnet säubern lassen, als hier mit Worten gegen Worte Rede stehen mögen. Die mürrische Stimmung der Altersschwäche gab ihm etwas Menschenfeindliches. Mit ärgerlichem Humor streckte er seit den vier Stunden, daß die stürmische Sitzung dauerte, seine langen Glieder von sich, strich sich zuweilen den weißen Knebelbart, hörte scheinbar kalt und gleichgültig auf das, was ihm Humann, Villemain und Guizot zuflüsterten. Thiers, seine Antipathie, Thiers, mit dem er früher Minister gewesen, erregte ihm die Galle. Er sprach mit Nachdruck, jedes Wort betonend, jeden Accent seiner Gründe grell hervorhebend: „Ich kann Herrn Thiers versichern, daß alle seine Anklagen grundlos sind. Von zwei Projecten hab' ich das frühere beibehalten. Der Hafen wird rüstig vollendet, je nach dem Credit,

den mir die Kammer bewilligt. 900,000 Franken werd' ich auch im nächsten Jahre fordern. Wenn die Kammer mehr geben will, nehm' ich es mit Vergnügen an." Diese Ironie des alten Säbelknopfes, mit trockner Miene vorgetragen, erregte Heiterkeit. „Ich will nur 900,000 Franken haben, will mir die Kammer 20 bis 30 Millionen geben, so bitt' ich um Entschuldigung, daß ich sie noch nicht verlangt habe."

Unter großem Lärm verließ Soult die Tribüne. Thiers erhob sich von seinem Sitze und wies mit Leidenschaft die Berichtigung einiger seiner Behauptungen zurück. „Man hat in Algier," sagte er, „schöne Straßenquais gebaut, aber keinen Hafen. Die Hafenarbeit geht langsam. Sagt das Ministerium, sie ginge rasch, gut, so will ich's glauben." Der Lärm nahm über diese Ironie zu. Thiers fuhr fort: „Die Kammer und das Land sind von mir über den Hafen von Algier in Kenntniß gesetzt. In der nächsten Kammersitzung (nach den neuen Wahlen) wollen wir sehen, ob das Ministerium seinen Versicherungen auf dieser Tribüne nachgekommen sein wird, seinen Worten —" — „Seinen Worten?" rief Soult mit Stentorstimme. Die lange Gestalt schoß wie ein getroffenes Wild empor. „Seinen Worten? Was ich sage, ist so wahr, wie nur irgend etwas, was aus — Ihrem Munde kommt!" Die Debatte wurde persönlich. Es lag der ungezähmteste Haß in dieser Erklärung, die Enthüllung von zahllosen Geheimnissen, die Enträthselung tausendfach verzweigter Intriguen. Thiers replicirte. Soult antwortete noch einmal heftig, persönlich gereizt, mit aller Empfindlichkeit des Alters. Er schloß mit einer Erklärung gegen England; denn gegen England waren ohne Zweifel die mit Enthusiasmus aufgenommenen Worte gerichtet: „Nous sommes maîtres chez nous et n'avons pas besoin du consentement des autres, pour faire ce que nous voulons."

Die Culmination der Sitzung war erreicht. Was noch kam, war Wortgefecht, Berryer verlangte die Vorlegung von Documenten über den Bau des Hafens. Teste, Minister der öffentlichen Arbeiten, kam noch einmal auf die beiden Projecte zurück. Ich kann nicht sagen, daß ich in Herrn Teste's

Redeweise die Würde gefunden hätte, die man von den Erklärungen eines Ministers voraussetzt. In heftiger Declamation, in leidenschaftlichem Erguß verlor er sich bis zu Persönlichkeiten. „Herr Thiers rühmt sich, uns 100 Metren vom Hafen zu Algier hinterlassen zu haben; er hat uns noch mehr hinterlassen, er hat uns die Befestigungen von Paris hinterlassen.“ Hier konnte man kein Wort mehr verstehen. Alles war in Aufruhr. Statt des Très bien, das man als Antwort der Kammer in allen ministeriellen Journalen lesen kann, antwortete ein allgemeiner Unwille. Es war indiscret von Herrn Teste, an dieses unpopulaire Vermächtniß der Thiers'schen Verwaltung zu erinnern. Das Unzarte dieser Worte lag in dem Ton, in der Manier, wie sie Teste sprach. Diese Manier schien mir übertrieben empfindlich, zuweilen völlig würdelos. Es war, als wollte er die Karten hinwerfen und sagen: Mit Euch ist kein Spiel. So sehr auch dies Gefühl die Minister dieses sonderbaren Landes nicht selten überkommen muß, so unpassend ist es doch, es äußerlich zu zeigen. Unter Lärmen und Toben ging Herr Teste von der Tribüne. Es war nicht mehr möglich, ihn zu verstehen. Der Präsident hob die Sitzung auf. Es war nach sechs Uhr.

Man wünschte mir Glück, daß ich unter den vielen flauen Sitzungen der letzten Zeit gerade dieser charakteristischen, inhaltreichen und bewegten beigewohnt hatte. Ich glaube nicht, daß dieser Kammer Frankreich ein großes Glück verdankt, aber ich glaube, daß sie Frankreich vor Unglück bewahrt. Ich glaube, daß Staatsmänner in Frankreich diese Versammlung umgehen können, aber nur für etwas Gutes, das sie thun wollen, nicht für etwas Schlechtes. Die Kammer ist schwach als Initiative, aber stark als Controle. Sie ist nicht Frankreichs größter Reichthum, und doch würde das Land ohne sie arm sein. Es ist gut an dieser großartigen Institution, daß man, will man sie auf fremdem Boden nachbilden, alles Das, was sie klein macht, vermeiden kann. Ihre Vorzüge liegen in ihrem Wesen, ihre Mängel in zufälligen Formen. Das Repräsentativsystem leidet in Paris an der Nationalität der Franzosen und der nachwirkenden Kraft einer Geschichte,

die sich aus der Anarchie der Leidenschaften zum Bewußtsein der Freiheit und des Gesetzes allmälig erst entwickelt hat.

Achtzehnter Brief.

Paris, 6. April 1842.

Das Wetter ist ganz so, wie Balzac neulich gesagt hat, „perfide“. Man hat die Sonne, aber die Sonne ist ohne Wärme. Es sind wahre Mamertustage. Die Bäume und Sträucher in dem schützenden Viereck des Palais Royal grünen schon, aber die Nächte können noch durch Frost dem Frühling sein Spiel verderben. Ich wollte nach Versailles, aber es ist zu kalt. So irrt man in den Straßen von Paris, berechnet die Entfernungen, die Stunden, wo man Jemand hoffen darf, zu Hause zu finden. Es ist dies eine der schwersten Rechnungen, die wir oft zehnmal ansetzen, ehe sie einmal aufgeht. Auf meine Bemerkung: „In Paris muß man Tage säen, um Stunden zu ernten,“ antwortete mir eine Dame: „Und doch können wir Die, die wir gern hätten, niemals haben, haben aber Die immer bei uns, die uns langweilen.“

Es ist nicht Sommer, nicht Winter. Diese unglückliche Zwischenzeit macht, daß sich keine Physiognomie der Tagesordnung dauernd ausprägen kann. Heute stellt man den Schirm vor den Kamin, um ihn auf immer zu schließen. Morgen muß man ihn wieder fortnehmen, weil wir sonst erfrieren würden. Für das Vergnügen der Promenaden ist Paris bei schlechtem Wetter zu groß, bei gutem zu klein. In der That, wenn die Sonne scheint, ist Paris zu klein. Der fashionable Theil der Boulevards, der Rue Vivienne, der Rue Richelieu, das Palais Royal, in diesem Bereich ist man bald so heimisch, daß man jedem Boutiquier bekannt sein wird. Immer dieselben Eindrücke. Am Tage oft nüchtern, erfreulicher am Abend, wenn die Gasflammen glänzen. Die Kunst des blendenden Scheins ist hier zu großer Voll-

kommenheit gediehen. Die gewöhnlichste Schenke ist auf Täuschung des Auges angelegt. Durch Spiegelwände, welche die rechts und links aufgestellten Waaren rückstrahlen, erhalten diese Oertlichkeiten eine künstliche Ausdehnung, bei Lampenschein phantastische Größe. Sähe man sich selbst nicht an den Wänden vervielfältigt, man würde diese Schinken, Würste, Backwaaren angreifen und sich verwundern, daß es nur Reflexe eines kleinen Krames sind. Noch immer wählt man unter den Restaurants, ißt bald hier, bald dort, und lernt die Geheimnisse der Speisekarte ergründen. Alle complicirten Speisen fängt man an preiszugeben. Man hält sich an die Devise au naturel, wobei wir wenigstens sicher sind, kein Katzen- für Kalbfleisch zu bekommen. Im Palais Royal ist Alles, was man kaufen möchte, unerhört theuer, nur die Diners im ersten Stock sind wohlfeil und die Langeweile hat man dabei umsonst. Seitdem durch die Straßen die glänzenden Passagen gebrochen sind, hat das Palais Royal verloren. Manche sagen, seitdem es tugendhaft geworden ist. Die einst so übel berufenen kleinen cabinets particuliers sind jetzt die Rauchzimmer der Kaffeehäuser. Die Galerie Orleans ist noch der besuchteste Theil des Palais Royal. Man zieht hier alle fünf Minuten seine Uhr; man erwartet einen Freund oder zählt die Minuten zum Diner. Unsere Eitelkeit läßt uns dicht an den Läden hinstreifen, um an den verschiedenen Spiegeln, wenn diese gerade gereinigt sind, unsre heutige Toilette, die Verschönerungskunst der Pariser Modisten, zu bewundern.

Des Abends verläßt man kaum die Boulevards. Man geht auf und ab und verwundert sich, daß Landsleute, die nach uns angekommen sind, Paris so großartig finden. Im Gegentheil. Es fehlt hier überall am wahren Reiz des Volkslebens. Keine Heiterkeit, keine Lust am freien, offnen Ergehen. Wie ist dagegen in Italien Alles so froh und erquickend! In Venedig giebt es dieselben Passagen und Quais, dieselben engen Straßen, dieselben tausend Lichter und Glaskronen und Spiegel, alle Zauber der Insel Murano sind an den Wänden ausgebreitet. Eine wogende Volksmenge. Bunte Trachten, Moden und Costumes. Türken, Armenier, Griechen

und moderne Elegants. Die Frauen in Toilette, schöne, häßliche, zahme, wilde, Alles bunt durcheinander. Dazwischen Musik, wandernde Sänger, Sängerinnen, die von Café zu Café mit einer Stimme ziehen, die noch immer an einem deutschen Hoftheater dritten Ranges lebenslänglich angestellt werden würde. Spielbanden, Straußische Walzer geigend; mitten auf dem Markusplatz zwischen den Procuratieen jeden Abend großes Concert des Militairs. So auch in Verona, so in Mailand. Von der bunten und froh hinströmenden Menge wird man fortgerissen und erheitert. Hier dagegen in Paris kehrt man ermüdet, durch das tägliche Einerlei gelangweilt, in sein Hotel zurück.

Meist flieh' ich daher das kleine Paris in diesem großen und suche mir die dunkeln Gegenden auf. Ich irre von Gasse zu Gasse, ohne fesselnden Eindrücken zu begegnen. Je weiter man kommt, desto weiter werden die Zwischenräume der Laternen, desto länger die Schatten.

So durchwanderte ich neulich am Tage die Boulevards von der Madeleine bis zur Julisäule, eine Strecke, wozu man fast zwei Stunden braucht. Wenn die wenigen Bäume, die noch auf diesen Boulevards stehen, grün werden, bekommen sie ein noch freundlicheres Ansehen. In einer Wanderung von der Madeleine bis zur Julisäule liegt die Gegenwart von Paris, die Geschichte der Vergangenheit. Von den Prachtgebäuden oben, den Theatern, den glänzenden Hotels der Börsenregenten bis hinunter zu jenen mit so vielem Blut getränkten Stellen, wo dieser Glanz, dieser Friede erkauft wurde, welch ein Absturz! Von der Porte St. Denis und Porte St. Martin, an den zwei Triumphbogen aus Ludwig's XIV. Zeit und drüber hinaus, verliert sich das Großstädtische der Boulevards. Sie werden gemüthlicher, ländlicher. Die Pracht der Boutiquen und Cafés schwindet. Der Luxus weicht dem Nützlichen, der Comfort dem Nothwendigen. An der Wasserkunst, dem Knie der Boulevards, wo ihre Verlängerung einen rechten Winkel bildet, stehen vier, fünf Theater beisammen; man ist hier mitten in einer neuen Bevölkerung. Hier ist der Weg zum Père Lachaise. Hier fielen die Opfer der Fieschi'schen Höllenmaschine. Aus einem die-

ser kleinen Häuser entlud sich der mörderische Hinterhalt. Aus welchem? Ich will nicht fragen. Es wüßte es vielleicht Keiner. Paris hat seine Revolutionen schnell vergessen.

Weiter hinab leuchtet die Freiheitsgöttin auf der Julisäule. Warum dieser schwebende Tänzerpas? Das in der Luft schwebende Bein der Freiheit scheint mir ein großes Kunststück des Bildners zu sein, aber es ist würdelos und fordert zugleich den Sturmwind heraus, der schon einmal vom Pantheon eine Freiheitsgöttin weggeweht hat. Auf der Säule sind die Namen der Julihelden eingegraben.

Aber was stand einst an dieser Stelle? Ich lese drüben an einer kleinen Baracke: Weinschenke zur Bastille, zur Geburtsstätte der französischen Freiheit, Freiheit der Welt. Auf diesem jetzt kahlen Platze stand die Zwingburg, die durch Jahrhunderte in ihren düsteren Mauern die Verbrechen der Tyrannen, die Gewaltthaten des Despotismus erzählte, ohne daß die Welt mehr davon als dunkle Sagen erfuhr. Am 14. Juli 1789 wurde es lichter Tag. Die Bastille wurde zerstört, kein Stein blieb auf dem andern. Es ist ein schauerlicher Anblick, diesen Platz zu sehen, der jetzt so kahl und einst so dunkel beschattet war, einst so grauenhaft wirklich! Die Julisäule verschwindet in der Vorstellung Dessen, was hier einst gewesen. Noch immer hat der Platz keine Abrundung, noch immer sieht man, daß diese kleinen Hütten und Baracken sich einst unter den schwarzen Wällen, Thürmen und Brücken dieses Staatsverließes ducken mußten. Hier beginnt die Vorstadt der Arbeiter, die Vorstadt St. Antoine, die helfende Hand der Jacobiner. Alles scheint hier barscher, kräftiger aufzutreten. Es ist eine Art Frankfurter Sachsenhausen. Durch die Straße St. Antoine kommt man wieder in das Innere der Stadt zurück, in ihre gewerbsfleißigen, handelsthätigen Theile. Ich liebe diese Wanderungen durch die wochentägige Luft der Städte. Ich ziehe sie den sonntäglichen Spaziergängen, den Promenaden auf den Trottoirs des Luxus vor. Es ist wahr, jede dieser verwickelten schmutzigen Gassen hat einen besondern, oft garstigen Geruch. Da wohnen die Seifensieder, dort ist ein Schlachthaus, hier in der Rue des Lombards duftet es von Gewürzen und Droguerieen.

In den Unterbauten der Häuser stehen mit aufgekrämpten Armen die Stößer vor großen eisernen Mörsern und stampfen Schwefel und Pfeffer und hundert Gewürze, ein Lärm, ein Geruch, wie bei den Theriakstößlern auf dem Rialto in Venedig. Und auch hier mitten in diesen Engpässen und Schluchten treten uns historische Erinnerungen entgegen. Dort die zerschossene Kapelle St. Méry, wo vor acht Jahren vierhundert Republikaner gegen die bewaffnete Macht von Paris kämpften, sich in die Klöster verschanzten und erst durch Geschütz zur Uebergabe gezwungen werden mußten.

Die heutige Opposition in Frankreich macht es sich bequemer. Sie dinirt und opponirt mit Toasten, wie in Deutschland. Das Knallen der Champagnerkorke kostet kein Blut. Geschriebene Reden, ein Journalartikel, sogar ein Toast auf die Ordnung, ein Toast gegen tentatives insensées — es wird lange dauern, bis eine solche Opposition ihren Zweck erreicht. Das soll nicht gerade gegen das große Diner der Fourieristen gesagt sein, das jährlich am 7. April zum Gedächtniß ihres Meisters wiederkehrt. In der Straße St. Honoré, im Saale Valentino, in denselben Räumen, wo sonst nur der Göttin des Tanzes geopfert wird, opfert man heute den Manen eines Weisen, der in einem Zeitalter, wo sich Alles abstößt, die Lehre von der Anziehung (Attraction) verkündigt hat. Man opferte mit einem Diner, Toasten, einer längeren Rede Victor Considerant's, des gegenwärtigen Hauptes dieser Schule.

Ich trat in einen großen Saal, wo ich festliche Ausschmückung, ja, ich bekenne meine Schwäche, wiederum die Musik vermißte. Das Schönste selbst hat seine Pausen und die Musik ist dazu erfunden, diese Pausen auszufüllen. Freilich weiß ich nicht, welche Stelle überhaupt die Musik in Fourier's System hat. Die Blumen haben eine Stellung in ihm. Fourier liebte die Blumen, auf jedem Tische sah man seine Lieblingsblume, die Kaiserkrone. Kaiserkrone zu lieben, ist etwas monarchisch empfunden, und Fourier hatte eine Tendenz zum Monarchischen, wenigstens zum Aristokratischen. Das System Fourier's ist aristokratischer als das des Socialismus. Die Socialisten wollen keine Revolution, sie wollen

die Gesellschaft gleich machen, so aber, daß sie den Besitzenden „ihr Besitzthum abkaufen". Die Fourieristen lehren dieselbe friedliche Ausgleichung mit dem Eigenthum. Fourier's Schwäche ist die, daß er an die Gebrechen der Gesellschaft anknüpft, daß er die Privilegien nicht blos schont, sondern sicher stellt, daß er Jedem Das läßt, was er hat, auch wenn er es gegen das Wohl des Ganzen hätte. Wollen wir denn doch einmal auf dem Papiere neue Gesellschaften erfinden, so ziehe ich den Socialismus vor, der sich in seinen Principien reiner erhält und nicht die faule Rente, das faule Erbe und die Börse, wie Fourier, unter den unmittelbaren Schutz der Philosophie stellt.

Es waren wohl über vierhundert Theilnehmer des Banquets. Die Hälfte kam sicher nur aus Neugier. Viele kamen halb zweifelnd und gingen auch nur halb gewonnen. Ich kam zweifelnd und blieb zweifelnd, aber einige Rührung nahm ich mit heim. Die edelsten Gesinnungen gaben sich in den hier gehaltenen Reden kund; huldigte man allerdings manchen Allgemeinheiten, leeren Worten, Worten, die schon in der Epoche der französischen Revolution ausgesprochen wurden, damals, als sie neu waren und durch Thaten noch unterstützt wurden, so fühlte man hier doch lebhaft, daß für Frankreich Selbstbeherrschung, Zähmung seines Egoismus ein unermeßlicher Fortschritt ist. Hier war in der That jener trostlose Partheienkampf vergessen, vergessen dieses Streiten um Nichts; es war ein allgemeineres Feld gewonnen, ein Feld für die Entwicklung der Humanität. Man ließ die Kinder leben, die durch Fourier leichter buchstabiren lernten, man ließ die Frauen leben, die durch Fourier von der Nothwendigkeit, sich prostituiren zu müssen, befreit werden sollten. Das war vielleicht Alles lächerlich. Aber man rief auch die schönsten Wahrheiten des vorigen Jahrhunderts zu Vorbildern für das unsre auf, das war immerhin erhaben. Fast alle Toaste waren allgemein und nur einer galt einem besondern Verhältnisse, dem Bunde Deutschlands und Frankreichs. Venedey, ein edler, biederer Charakter, hatte den neunzehnten Toast! Er brachte ihn aus im Namen der petite phalange allemande, die sich an dieser Tafel befände. Schon dieser

Eingang wurde mit Jubel begrüßt. „Fourier," fuhr Venedey fort, „ist im Vaterlande Kant's und Hegel's noch nicht gewürdigt. Die Basis seiner Wirksamkeit würde bei uns eine andere sein, als in Frankreich. Wir Deutsche sind nicht gekommen, um uns für Fourier's System verantwortlich zu machen, wohl aber für eine der schönsten Anwendungen desselben. Fourier hat den Egoismus der Massen bekämpft, Fourier hat den Haß der Völker aufgehoben. Wir Deutsche sind zu diesem Fest gekommen, weil Fourier's Schüler die Einzigen sind, die nicht den Ruf um Besitz des linken Rheinufers ausgestoßen, die einzigen, die ihn bekämpft haben. Auf Deutschlands Bruderbund mit Frankreich, auf Frankreichs Bund mit Deutschland!" Kein Toast wurde mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen, Alles verließ die Sessel und drängte zu den Deutschen hinüber, um uns zu umarmen. Der Gang des Festes war unterbrochen. Die Beweise von Freundschaft und Hingebung wurden Scenen, die rings die Augen edler Männer von Thränen glänzen machten. „Das ist das Frankreich," sagte ein geistvoller Landsmann, „das unsre Blätter seit einigen Jahren täglich herabsetzen, dasselbe Frankreich, an dessen Demüthigungen sie sich mit ohnmächtiger Schadenfreude ergötzen!" Wahr! Und doch konnte das Ganze vielleicht nur die Frucht eines elektrischen Momentes sein. Dies Fourieristische Frankreich ist nicht das Frankreich der Journale und der Kammern, es ist eine kleine Zahl von Philosophen, die gelernt haben sich selbst bekämpfen.

Nach dem Toaste Venedey's wollte nichts mehr ziehen, bis endlich angezeigt wurde, Victor Considerant würde sprechen. Dies führte Aller Blicke auf das Festcomité. Ich sah dort hinter den Kaiserkronen eine Reihe von scharf ausgeprägten Physiognomieen. Es war der engere Ausschuß der Apostel, die Mitarbeiterschaft des Blattes La Phalange. Sie hatten den Apostelzug, jene Mischung von Schwärmerei, etwas sinnlicher Phantasie, Herzensgüte und viel Selbstgefühl. Es waren Denkerstirnen darunter und einige Augen, denen man das Weinenkönnen zutrauen durfte. Victor Considerant verlas mit Gefühl, in jenem rührend elegischen Tone, in dem die französische Sprache sich so vortheilhaft ausnimmt, eine geschrie-

bene Rede. Sie verrieth Talent. Mit poetischen Schönheiten ausgestattet, erhob sie sich zuweilen zur Inspiration. Der Vorleser begann mit der Erbsünde und dem Sündenfall, mit der Voraussetzung, daß der Mensch zum Unglück geboren sei, mit den Erzählungen der Bibel und den Lehren des Dogmas. Aus den Schönheiten der Natur und den Reizen der Kunst, aus den Fortschritten der Erfindungen und dem philosophischen Bewußtsein der Denker leitete er die Ueberzeugung her, daß wir nicht zum Unglück geboren sind. „Die Humanität widerspricht," sagte der Redner, „sie widerspricht im Herzen und durch ihre Handlungen. Die Industrie erweitert sich, die Wissenschaft machte Wunder möglich. Die Kunst sang das Leben: der Geist der Dichter und Künstler zauberte die Schöpfungen der Schönheit: es giebt eine Zauberwelt, die im Menschen stets das Bedürfniß des Glückes nährt. Christus kam und lehrte die Erlösung der Welt von dem Uebel, die Erlösung durch die Liebe." Die ascetische, nazarenische Lebensansicht widerlegend, ging der Redner zu den Leiden der Gesellschaft über. Er verglich mit Fourier's Worten den redlichen, aber unglücklichen Fleiß der Arbeitsamkeit mit dem eigenthümlichen Blüthenleben der Kaiserkrone, er ging zu Fourier und seiner dornenvollen Lebensbahn selbst über. Thränen erstickten seine Worte, bis er sich männlich emporraffte und den Sieg seiner Lehre in prophetischer Ahnung aussprach. Die augenblickliche Wirkung war hinreißend. Ich widerstand ihr am wenigsten und mußte mit den Anderen die Hand des begeisterten Redners drücken.

Die meisten Anhänger Fourier's, ihre Zahl ist nicht groß, sind geblendet von den Resultaten seiner Lehre. Kann man eine glänzendere Aussicht in die Zukunft geben, als die, welche verwirklichen zu können dies System sich anheischig macht? Fragt man den Fourierismus, was er geben will, so antwortet er: Friede der Welt, Bruderbund allen Völkern! Liebe und Huld für Alle, vom Armen, der nur arbeiten kann, bis zum Reichen, dessen Schätze die Industrie beleben, bis zum Gelehrten und Künstler, dessen Geist denkt und erfindet! Einträchtige Ernte vom Boden der Erde! Luxus selbst, harmonisches Familienleben, Liebe und Freundschaft! Allen

den Anreiz einer würdigen Ehrbegierde: ein Leben voll Schönheit, ein Leben voll Abwechselung und Begeisterung! Eine freie, eine glückliche Vorbereitung zum höheren Glück des Himmels! — Welche Verheißungen! wird man sagen. Auch die Glücklichen werden davon überrascht werden, und wie viel Unglückliche giebt es nicht! Ueberall bietet das Leben gescheiterte Hoffnungen, überall Trümmer, Schmerzen. Wer zählt die Tausende, die nicht der Mißgunst des Geschickes fluchen, sondern den gehässigen Formen der Erde, dem Egoismus der Gesellschaft! Ein Platz, den ich nehmen wollte, da nimmt ihn sich ein Anderer! Ein Besitz frei, er gehört nicht Dem, der ihn würdig zu genießen versteht, er gehört dem Zufall, einem Erben, Allen, er gehört nicht mir! Bedürfniß der Familie und kein Herd! Bedürfniß des Ehrgeizes und keine Stellung! Wo man hinblickt, verfehlter Beruf; kein Wille frei, kein Entschluß fest; Alles Ketten, Alles Sklaverei, und die größte Sklaverei ist die sogenannte Freiheit unserer Gesellschaft, unserer Civilisation! Gewiß, es zieht sich eine tiefe Verstimmung durch unser Leben, es nagt ein tiefer Schmerz an unserer Gesellschaft. Die wachsende Bildung erhebt unsere Gedanken, und der Gedanke steigert unsere Gefühle. Der Kenntniß des Schönen folgt die Begierde nach dem Schönen. Was die Phantasie sich ausmalt, will die Leidenschaft besitzen. Die arbeitende Hand träumt von der genießenden und die Träume verdüstern die Wirklichkeit. Die kleinen Freuden des Lebens reichen nicht mehr aus, um die großen Entbehrungen zu heilen. Die Last dieses Daseins erdrückt die Freude an ihm. Hat man sich endlich ein Leben geschaffen, so stirbt man. Und der Tod? Und das Jenseits? Trübe Nebel warf auch darauf unser Jahrhundert!

Philosophen sind aufgestanden, um diesen Schmerz zu lindern. Nicht in Deutschland; nicht der egoistische Hegel, nicht der prahlerische Schelling. Diese suchen den Urgrund der Dinge, diese denken — an Gedanken, diese fühlten nichts für die Menschheit als fühlenden Organismus. Owen dagegen lehrte eine gesellschaftliche Philosophie in England; Fourier in Frankreich. Fourier war ein armer Kaufmann, der einem Stand leben mußte, den er haßte; er schrieb

Werke, die man verlachte, oder, was in Frankreich noch gefährlicher ist, ignorirte, umfangreiche, styllose, verworrene Bände; er starb in gedrückter Lage, verzweifelnd, hoffnungslos, umstanden von wenigen Schülern, den 10. October 1837. Ich glaube nicht an Fourier's That, aber ich glaube an seinen edlen Willen. Ich glaube nicht an seine Mittel, aber an seinen Zweck. Ich glaube nicht einmal an die Voraussetzung seines Systems, an die Bestimmung des Menschen glücklich zu sein. Mich erschreckt sein Hedonismus, sein Entgegenkommen an das Bedürfniß der Bequemlichkeit. Unsere irdische Bestimmung ist, gut, nicht glücklich zu sein. Ich würde das Gefühl, das mich in ein Jenseits ruft, nicht verstehen, wenn ich schon hienieden glücklich wäre. Ich bin unglücklich und freue mich, daß ich, dem Geschick zum Trotz, gut sein, gut bleiben kann. Wir sind Geschöpfe der Natur und haben die Bestimmung, vom Geist — der Natur gleichsam abgewonnen zu werden. Wir sind von Natur schlecht, die Erfahrung, die Erziehung, das innerste böse Gelüst beweisen es. Daß wir gut werden, ist das Werk einer zweiten Schöpfung, einer Schöpfung aus dem Geiste, aus der Offenbarung Gottes in die Welt, aus der Geschichte. Fühlen wir diese Bestimmung in unserm Menschen nach, so werden wir vor dem Unglück, dem Wirrsal dieser Welt, werden wir vor der ungleichen Vertheilung der Güter nicht erschrecken. Alles, und nichts mehr als das Unglück, wird uns zum Besten dienen. Diese trübe Ansicht des Lebens ist die der Stoiker und die des Christenthums. Wenn es sich um eine moralische Erziehung des Menschengeschlechts handelt, ich weiß keine bessere.

Fourier baut seine neue Gesellschaft auf die Voraussetzung von zwölf menschlichen Leidenschaften, die er nach drei Seiten hin gruppirt. Er nimmt diese Leidenschaften, wie sie sind. Er sagt Niemand, daß er die gefährlichen vor dem Eintritt in seine neue Gesellschaft ablegen müsse, Niemand, daß eine dieser Leidenschaften unwürdig sei. Nein, er nimmt den Menschen, wie er ist, und ihm ist er gut. Die Schmetterlingsleidenschaft, wie Fourier dies Drängen nach Veränderung im menschlichen Gemüthe sinnig nennt, diesen Trieb des Unbestandes, nimmt er für eben so vollgültig an, wie

den Familismus, den Trieb, Familie zu bilden. Fourier, der nur edle und gute Menschen statuirt, bleibt uns schuldig zu beweisen, wie sich zwischen Liebe und Schmetterlingstrieb die Ehe erhalten kann, das Band der Familie, die häusliche Erziehung, Lebensgüter und Lebensbedürfnisse, die seine Philosophie durchaus nicht leugnen, Ueberlieferungen, die sie nicht zerstören will. Fourier will, daß sich die Menschheit in Familiengruppen je von 1800 Menschen theilen soll. Er nimmt in diese Gruppen, Phalanstère genannt, den Menschen auf, wie er ist, den Bürger, wie er ist, die Menschheit mit allen ihren Vorurtheilen. Er verspricht dem Fürsten seinen Comfort, wie dem Bauer sein Schwarzbrot, er will einer Anomalie des Lebens, die man nur ertragen kann, wenn man sie nicht mit offnen Augen sieht, dicht nebeneinander betten, in der Front des Phalanstère den Reichen, im Hinterhof den Armen. Kann es eine in ihrer Idee naivere und in ihrer Wirkung grausamere Chimäre geben? Demselben Princip untergeordnet sein und doch keine Ausgleichung, einer Secte angehören und doch, nur etwas wohlfeiler, dasselbe bleiben, was man außerhalb der Secte gewesen?

Fourier überblickte die Schöpfung und entdeckte auf ihr nichts als den Menschen. Er schälte sich den nackten Begriff des Individuums aus dem Gegebenen heraus und isolirte diesen Begriff von Allem, womit ihn Natur und Geschichte umhüllt haben. Es giebt eine Bildung, die sich von der Natur, und Charaktere, die sich von der Geschichte emancipiren, aber zahllos sind jene Massen, die, zum Trost ihrer selbst, unbewußt und harmlos in der Schale des Gegebenen liegen. Man kann Volksaufklärung, Freiheitsdrang unter den Massen fördern, kann die Masse zum Bewußtsein ihrer Menschenrechte bringen, und doch ist noch ein ungeheurer Schritt übrig, sie von ihrer Heimath, ihrer Gegend, ihrer Familie, ihrer Ueberlieferung und tausenderlei Trostreichem, was uns der Schöpfer zur Linderung unserer Leiden gegeben hat, abzulösen. Noch ist nicht Alles Fabrikarbeiter, nicht Alles Pariser Proletarier. Noch freut sich der Handwerker, wenn sich sein ihm persönlich zugehöriger Laden öffnet und ihm eine Bestellung kommt, noch freut er sich eines guten Kunden, freut

sich des Zahlungstages, des Werktages, wo ihm die Arbeit gut von Händen geht, des Sonntags, wenn er mit den Seinen über Land zieht und den unschuldigen Freuden der Natur leben kann — warum ihn mit utopistischen Träumen reizen? Warum ihm mit der Vorspiegelung einiger Ersparnisse die Wurzeln seines Lebens und seiner Zufriedenheit untergraben? Ich glaube nicht, daß wir nöthig haben, eine neue künstliche Gesellschaft zu erfinden, wenn wir nur nicht ermüden, für die Befreiung der alten zu streiten. Das bisherige Feld der gesellschaftlichen Debatte, der bisherige kirchliche und politische Gesichtspunkt unserer reformatorischen Bestrebungen reicht vollkommen aus, um die Arbeit von ihrem Druck, den Lohn von seiner Uebervortheilung, das Erträgniß der Natur von ihren künstlichen Lasten zu erleichtern. Ich komme, wenn ich von den Communisten spreche, auf diesen meinen unerschütterlichen Glauben zurück.

Die Fourieristen (auch l'école humanitaire genannt) geben eine gutgeschriebene Zeitschrift, La Phalange, heraus, die jedoch in Paris nicht beachtet wird. Sie hat etwas über tausend Abnehmer. Es sind 400,000 Franken von den verschiedenen Anhängern der Lehre zusammengebracht worden, von denen jährlich 40,000 Franken verausgabt werden. Victor Considerant und seine nächsten Freunde leben von der Phalange und diesem Capital. Man ist in Paris begierig, ob sich die Schule erhalten wird, wenn sie mit ihrem Capital zu Ende ist. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Phalange die einzige Pariser Zeitschrift ist, die den Beurtheilern deutscher Verhältnisse auch das Anlegen des deutschen Maßstabes erlaubt.

Neunzehnter Brief.

Paris, den 8. April 1842.

Frankreich schöpft seine Kraft aus seiner Einheit. Bei allen Schwankungen seiner Dynastieen, aller Kurzlebigkeit seiner Ministerien bleibt eine gewisse Grundlage der Verwal-

tung sich gleich, die noch von Napoleon's administrativem Talente herrührt. Paris ist das Herz eines Körpers, der in allen seinen Functionen gehorsam den Eingebungen des Herzens folgt. Alle Gesetze sind zum Vortheil dieser Einheit gegeben. Der Instinct des Franzosen, Parthei, Masse, ein großes Ganzes zu bilden, ein gewisser Instinct der Ordnung bei aller Beweglichkeit des Charakters kommt jenen Institutionen entgegen, die aus Frankreich ein leicht, schnell und im Allgemeinen gut regiertes Land gemacht haben. Alle Springfedern des öffentlichen Lebens in Frankreich schaffen jene moralische Kraft, welche die Folge der Einheit eines Staates ist. Der Unterricht, die Religion, die Sprache, die Presse, das Heer, die Nationalgarde, der einzige Orden der Ehrenlegion, die Steuern, die Schuld, die gleiche Vertheilung der Repräsentation nach Kopfzahl und Steuerlast, die Eintheilung in Departemente, die Departementalräthe, die Unterpräfecten, die Oberpräfecten, die Telegraphen und jetzt sogar die Eisenbahnen, alle diese Institutionen sind erfunden im Sinne der Einheit, eingeführt im Sinne der Centralisation. In ganz Frankreich herrscht nur Ein Gesetz. Ueberall dieselbe Regierung, dieselbe Controle, dieselbe Freiheit, dieselbe Abhängigkeit. Leben und Tod werden nach den gleichen Gesetzen vor dem Maire geregelt, überall waltet dieselbe Verpflichtung zum Kriegsdienst und dieselbe Art der Aushebung, dieselbe Exemtion, dieselbe Besteuerung, die gleiche Vertheilung der Lasten nach dem Einkommen, dieselbe Wahlmethode bei allen politischen Acten, dieselbe Gerichtsverfassung, dasselbe Gesetzbuch. Man kann in Frankreich viel zerstören, ohne schon auf jene Grundlagen zu kommen, die es den Franzosen so leicht gemacht haben, sich nach den heftigsten Schlägen des Geschicks immer wieder zu erholen.

Könnte man von irgend einem erhabenen Punkte in Paris aus das ganze Leben Frankreichs mit einem Male übersehen, so würde man über die geschäftige, summende Gleichförmigkeit erstaunen, die an die Thätigkeit eines Bienenkorbs erinnert. In 36,000 Gemeinden, heißt es in einem hübschen Gemälde dieser Einheit, 36,000 Glocken, die mit Sonnenaufgang die Landleute zur Arbeit und zum Gebet rufen. Die

einen klingen in den strahlenden Pyrenäenhimmel, die anderen in die Nebel des Oceans! Mit ihren kleinen Taschen sieht man auf Holzschuhen oder barfuß die braunen südlichen Kinder und die blonden des Nordens in die Schule gehen. 432,000 Gemeinderäthe wandern, ihre Einberufungsschreiben in der Hand, durch Wald und Feld, über Berg und Thal nach dem Gemeindehaus, um unter 36,000 Maires das Beste ihrer Gemeinde zu berathen. Dort wandert der Alpenbewohner, die Flinte auf der Schulter, nach Havre zu, um sich einzuschiffen in eine Garnison von Martinique oder Guadeloupe, während der Normann die Seeklippen von Ingouville verläßt und Briançon gegen Savoyen vertheidigt. Dies Geld, das der Einnehmer in dem Haidedistrict der Landes als Steuer vom Betrieb der Harzbäume gewinnt, dies selbe Geld baut eine Militairstraße im Elsaß, trocknet die Sümpfe von Rochefort aus, erweitert die Seinequais in Paris. Die Bankbillets, die der reiche Eigenthümer vom Boulevard des Italiens in Paris dem Steuereinnehmer des zweiten Arrondissements an Zahlungsstatt übergiebt, werden jene Mauthbeamte besolden, die der Schutz der Tuchmacher in Sedan, der Spitzenfabrikanten von Lille und der Branntweinbrenner von Montpellier und Pezenas sind. Da ist ein baskischer Hirt, dessen Hütte hundert Fuß über den Bergwassern der Pyrenäen liegt, und ein Fischer aus Boulogne, dessen Hütte von der Fluth des Meeres bespült wird. Beide haben sich über ihre Dorfschulzen zu beklagen. Ihre Eingaben kommen an demselben Tage in Paris an, man entsiegelt sie zusammen, und zusammen geht an Beide die Antwort ab, an einem Tage nach Norden und Süden Prüfung und Entscheid von Seiten der Oberbehörde.

Von Dem, was Frankreich durch seine mathematische Einheit besitzt, hat Deutschland so gut wie Nichts. Sogar unser einziges Bindemittel, die Sprache, ist bei uns so verschiedenartig, daß den norddeutschen Marsch-Bauer der Anwohner des Bodensees nicht versteht. Frankreich hatte einst seine Picardie, sein Burgund, seine Tourraine, Bretagne, sein Anjou, wie wir unser Schwaben, Franken, Sachsen, unsre Pfalz und unser Sauerland haben. Provinz gegen Provinz, Stamm

gegen Stamm ist bei uns selbst in der Sprache verschieden und verfolgt sich mit Bitterkeit und Spott. Verhöhnend spricht der Süddeutsche von der Sprache des Berliners, der Berliner macht den Sachsen lächerlich, Provinz ist gegen Provinz eifersüchtig. Auch in Frankreich herrschte einst ein solcher Cantongeist. Aber schon Richelieu legte die Grundlage zur jetzigen Einheit. Richelieu hob die Macht der Vasallen, Ludwig XIV. die Macht der Parlamente auf. Durch den Despotismus kam Frankreich zu Einheit und Freiheit, durch die Revolution zu Gleichheit. Die Revolution zerstörte das Mittelalter, hob alle Localrechte, alle Provinzialgesetzgebungen auf, die Revolution schuf jene glatte Tafel, auf welche das jetzige Frankreich die Kraft seines politischen Daseins begründen konnte, die Centralisation.

Man kann Erhebliches gegen diese Centralisation einwenden, aber man wird ihre Vortheile nicht verschweigen dürfen. Sie sichert Frankreich eine übersichtliche und kräftige Regierung, sie sichert dem Lande bei allen Schwankungen der Systeme jenes materielle Gedeihen, das bei dem sparsamen Sinne der Franzosen schon jetzt wieder große Reichthümer in allen Theilen des Landes aufgespeichert hat. Der Centralisation verdankt Frankreich die Möglichkeit, sich in sich selbst zu sammeln. Es bildet sich der Stoff für künftige Erschöpfungen, der Ersatz für die möglichen großen Verluste. Die Centralisation ist das einzige Mittel gegen jenen Localegoismus, an welchem in Deutschland Alles kränkelt, ja, an dem auch in England Alles kränkeln würde, wenn nicht England gegen den Egoismus der Gemeinden den gewaltigen Gegendruck des Egoismus der Nation hätte, das wuchernde Schlinggewächs der Privilegien dort nicht vom Baume der Freiheit überragt würde. Es mag lächerlich erscheinen, über jeden Stein, der aus einer Kirchhofmauer fällt, erst an die Centralstelle des Departements zu berichten, über jeden Brückenbau erst an das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu Paris, aber wer sichert der Ordnung des Ganzen, daß die Gemeinde die Lücke der Kirchhofmauer wieder ausfüllt, daß die Provinz aus eigenem Entschluß dort eine Brücke baut, wo Jahrhunderte lang ein Weg aus Steinen und Brettern oder ein langer Umweg

genügte? Ja, gesetzt man baute in Marseille mit ungeheuern Kosten einen Quai, die Ausgaben brächten das Budget der Stadt in Unordnung, man schlüge die Accise des Brotes, die Taxe des Fleisches auf, man ließe um einen glänzenden Quai die Masse der ärmeren Bevölkerung darben, würde man nicht in diesem Falle die ausgleichende Controle einer Centralbehörde der Autonomie der Gemeinden vorziehen?

Allerdings trifft man in Frankreich nicht jene kräftige Selbstständigkeit oder sagen wir das poetische Colorit des Provinzlebens, das uns an Deutschland so werth, an Belgien so überraschend ist. Paris absorbirt alle höheren Lebensfunctionen Frankreichs. Paris ist die Blume im Reiche der Mitte, der duftende, betäubende Auszug aller Kräfte der Nation. Nichts macht sich ohne Paris, keine Unternehmung, kein Streben, kein Ruhm, keine Belohnung, nicht einmal ein Erfolg. Die Provinz ist der Docht, nur Paris die Flamme. Die Provinz fragt an und Paris giebt die Antwort. Paris macht Könige und setzt sie ab. Die Provinz ist ein Dorf, nur Paris eine Stadt. Von Paris entspringt Alles, und von Paris kehrt es wieder zurück. Es giebt Alles und es nimmt Alles. Die Provinz ist nur Werkzeug, nur Organ, nur Proceß. In der Provinz kann man eine Wahrheit erfinden, sie bleibt ein Traum, bis sie Paris anerkennt. In der Provinz giebt es Künstler, nur in Paris ist die Kunst. Was man in der Provinz schreibt, wird nur in Paris ein Buch. Man darf geboren werden und sterben in der Provinz, leben kann man nur in Paris.

Ja, es ist wahr, Alles, was in Frankreich nicht Paris ist, ist ohne Leben, ohne Farbe, ohne Blüthe. Es giebt reizende Gegenden, aber es fehlt die Gesellschaft, die sie belebt. Kein Thal, keine Gebirgskette, kein Wildbad wird in Frankreich bedeutend werden, da nichts mit Paris wetteifern kann. Glückliche Pyrenäenquelle, glückliches Provencethal, wenn du gewürdigt wirst, gemalt im Pariser Salon zu hängen! Die Berge haben auch hier Burgen, die Städte alte Thürme, um die sich Epheu schlingt, aber man besucht sie nicht, man pflegt sie nicht: kein Schloßtrümmer, keine tausendjährige Eiche, kein altes Verließ ragt in Frankreich so frisch, so jung noch

in die Zeit herein, wie unsre Burgen am Rhein, unsre Warten, Rathhäuser, Münster und Dome. Es giebt herrliche Bauten in Frankreichs Provinz, aber es fehlt ihnen die Pariser Beleuchtung; die Städte haben Alleen, haben blumenbepflanzte Wälle, haben Theater, Plätze, herrliche Statuen, aber Allem fehlt die Seele, das Relief, der überzeugende Glaube, die Anerkennung, die einschmeichelnde Sicherheit und selbstgetragene Würde. Ich war in Lyon. Eine Stadt, die schon an Italien mahnen könnte, und die sich quält, an Paris zu erinnern. Die Damen könnten schon den weißen italienischen Schleier tragen, aber sie tragen die Pariser Moden. Man spricht in Lyon französisch, ohne es gleichsam zu wissen. Das Französisch der Provinz ist nicht mehr die Sprache, in der Racine und Molière geschrieben haben, sondern eine Sprache des Bedürfnisses, eine Sprache, die auch die Pferde verstehen, eine Sprache, die, wie jede andere, nicht der Geist, man möchte sagen, der Magen erfunden hat.

Die Nachtheile der Centralisation sind aber noch größer. Die Zurückführung aller Quellen, die das politische Leben Frankreichs erhalten, auf einen einzigen Pariser Ursprung läßt von der Beschaffenheit dieses Ursprungs das Leben des ganzen Landes abhängig werden. Hier ist in der That möglich, was jener Ungar in Donaueschingen für möglich hielt, durch Zuhalten der Donauquelle den Wienern die Donau abzusperren. Trübt man hier die Quelle, so trübt man alle Ströme. Die Administration wird abhängig von der Tagespolitik. Die Minister benutzen die Centralisation zur Erreichung ihrer Wahlzwecke. Die Ministerien entscheiden über das Wohl des kleinsten Fleckens in der Normandie, und dieser Flecken wählt dann für die Minister. Die Centralisation ist das weite Tummelfeld der Bestechungen. Eine Reise nach Paris, Besuch bei eitlen Beamten, Bestechung der höheren Instanzen, die Franzosen sagen es selbst, daß dies die täglichen Vorkommnisse in der Staatsmaschine sind; warum es ihnen nicht nachsprechen? Man besticht nicht gut den nächsten Beamten, der in unserm Orte wohnt, täglich mit uns verkehrt, leicht aber den, der in weiter Ferne keine Entdeckung zu befürchten hat. Man besticht auch nicht mit Geld, man besticht durch Ein=

ladungen an industriellen Unternehmungen, durch Verwendung für die Interessen Dessen, der sich für uns verwendet, man besticht durch seinen Einfluß in der Provinz, seine Wahlstimme, Huldigungen, ja nicht selten durch ein angenehmes Aeußere, und Odry würde sagen, zuweilen auch durch eine hübsche junge Frau.

Und doch überwiegen die Vortheile der Centralisation unendlich. Was hat Deutschland von seiner bunten Mannigfaltigkeit? Pittoreske Reisen, größere Bildung, aber auch den Fluch der Uneinigkeit. Hätten wir Spaniens Verhältnisse, auch bei uns würde sich Saragossa gegen Bilbao, Bilbao gegen Madrid empören. Wir haben kein gemeinschaftliches Recht, keine gemeinschaftliche Verfassung, keine gleiche Religion, Frankreich ist trotz aller seiner neuesten Demüthigungen doch so wunderbar elastisch nur durch seine Centralisation. Es ist wahr, diese dient zu gleicher Zeit dem Despotismus und der Freiheit, sie macht Alles möglich. Aber in Paris ist nicht Alles möglich, Paris wacht, Paris ist ein Land für sich, seine Faubourgs, seine Arrondissements, seine Gesellschaftsklassen, seine Staatsgewalten kämpfen gegeneinander, halten sich in Schach, und was die Mehrzahl in Paris giebt, kann das Land getrost hinnehmen. Es ist vielleicht ein Unglück, wenn eine Million über dreißig Nationalitäten entscheidet, aber das Unglück wäre noch größer, wenn die Vendée, das südliche Frankreich, irgend ein Flecken Frankreichs sich dem Ganzen widersetzen dürfte.

Die Centralisation mildern, das ist leicht gesagt. Wie soll es damit angefaßt werden? Gegen die Einführung von regierenden Oberpräsidenten der Provinzen sprechen alle Erfahrungen. Selbst Preußen erlebte, daß ein freisinniger Oberpräsident sich gegen Berlin anstemmen konnte. Dem Franzosen muß man so wenig wie möglich Macht in die Hände geben. Er wird diese immer mißbrauchen. Den Städten Frankreichs ist ihre historische Bedeutung entfallen, alles Eigenthümliche ist an ihnen erloschen. Ihre Geltung erhalten sie nur noch durch ihre Besatzung, ihre Regierungscollegien, ihre Gerichtshöfe und durch ihre Industrie. Die Industrie aber wird ihnen durch das Pariser Finanzsystem gesichert.

Den Städten eine Art Selbstregierung lassen, wozu? In Deutschland hat man diesen Weg eingeschlagen, weil diese Autonomie seit Jahrhunderten bestand und viele unsrer Städte reichsunmittelbar waren. Man hat sie sich selbst regieren lassen, weil sie größtentheils so verschuldet sind, daß der Staat wünschen muß, mit ihren inneren Angelegenheiten verschont zu bleiben. Auch vergißt der Deutsche, wenn er eine Art Freiheit für sich hat, für die Freiheit der Anderen zu sorgen. Gesetzgeber für die Straßenlaternen seines kleinen Ortes, kümmert ihn das Licht seines Vaterlandes weniger. Der Deutsche ist concret, der Franzose abstract. Seine Gedanken genügen ihm nicht als Begriffe, sondern er muß sie auf dem Papier in Figuren wiedergeben können. Die Centralisation ist ein großes, kunstvoll gearbeitetes Netz, wo jede Masche, jeder kleine Zirkel in den andern greift.

Im Widerspruch mit der Hochachtung, die ich vor Frankreichs Centralisation deshalb ausspreche, weil wir in Deutschland keine haben, hat mir doch die kleine so eben erschienene Schrift von Cormenin: „De la Centralisation. Par Timon“ nicht gefallen. Man ist bei Timon's, des neuen P. L. Courier, Veröffentlichungen gewohnt, daß sie irgend eine schwebende Tagesfrage beleuchten. Weshalb aber diese enthusiastische Vertheidigung der Centralisation gerade jetzt erscheint, begreift Niemand. Man hat allen Grund zu besorgen, daß Cormenin durch solche luftige, auf Nichts bezügliche Büchelchen seinen immer in der höchsten Reife der politischen Fragen entscheidenden Vortheil verliert. Was an dieser kleinen Broschüre sich als Niederschlag und bleibender Bodensatz des Zweckes ergiebt, kann niemanden anders, als grade der Regierung zu Gute kommen. Die Muse der Volksschriftsteller heißt die Gelegenheit.

Cormenin schreibt über die Centralisation, als wenn diese in Gefahr wäre. Er empfiehlt sie den Franzosen, als sollte sie dem Lande genommen werden. Wer denkt daran? Cormenin hat gehört, daß sich das Ausland in die französische Centralisation nicht finden kann. Er warnt die Franzosen vor den Rathschlägen der Fremden, die Frankreich nur deshalb decentralisiren wollen, um es zu schwächen. Der Ge=

winn des Büchleins ist kein anderer, als eine Anschürung der Nationaleitelkeit. Lange hat man keine so prahlerischen Schmeicheleien gelesen, wie sie hier ein Schriftsteller über seine Landsleute häuft. Nach Cormenin sind die Franzosen durch ihre Centralisation nicht nur das freieste, sondern auch das erste Volk der Erde. Statt ihre Einheit als eine Frucht ihrer Vergangenheit und eine Bedingung ihrer Zukunft darzustellen, macht er aus der französischen Regierungsmethode ein Arcanum, ein Lebenselixir, das er mit den größten Uebertreibungen auf dem Markte ausruft. Zu einer Zeit, wo die Gebildeten in ihren Vorurtheilen leidenschaftlicher sind, als selbst das Volk in den seinen, erschrickt man, wenn man das Volk zu solchen Vorurtheilen aufreizen sieht. Wozu ein solcher Fremdenhaß? Cormenin's Broschüre könnte die Jahreszahl 1815 an der Stirn tragen.

Nachdem Cormenin bewiesen zu haben glaubt, warum und wodurch die Franzosen das erste Volk der Erde seien, fährt er fort: „Kaum haben wir die Grenze überschritten und den ersten Fuß auf den eroberten Boden gesetzt, so verändern wir am nächsten Morgen sogleich seine innere Verfassung, seine Politik, seine Verwaltung, seinen Kriegszustand, sein Gemeindewesen, seine Rechtsverfassung, seine Schulen, seine Feste, seine Theater, seine Moden bis in die kleinsten Züge seiner häuslichen und Privatsitten. Wir mischen uns in Alles, wir übernehmen Alles, wir machen Brüderschaft mit den Fremden, leben von und mit ihnen, wie sie von und mit uns, wir machen sie uns in Allem ähnlich, so gut und vollständig, als gehörten sie mit zum alten Frankreich." Cormenin setzt nicht hinzu, daß gerade diesem abscheulichen Nivellirungssystem Frankreich auch den schnellen Verlust seiner Eroberungen zu verdanken hat. Statt seinem Volke eine Unsitte als Tugend anzurechnen, sollte ihm der wahrhaft aufgeklärte Schriftsteller das Unrecht oder wenigstens die Gefahren derselben vorhalten.

Cormenin und Lamennais, welch ein Widerspruch! In Lamennais ist Alles aufrichtig, wahr und menschlich. In Cormenin Alles versteckt, berechnet, parteiisch. Cormenin wendet die Thatsachen je nach dem Gebrauche, den er von ihnen

machen will. Er stempelt sich offen zum Jesuiten, wenn er sagt (S. 89): „Es ist nicht immer nöthig, das Recht für sich zu haben, wenn man davon nur den Schein hat." Um seinen Zweck zu erreichen, verschmäht er selbst den Unsinn nicht. Er scheint vorauszusetzen, man müßte die Volkslogik nehmen, wie sie ist, als die Vermittelung des Ungereimten, den Aberglauben in seiner weltlichen Gestalt. Hat es Sinn, wenn er sagt: „Als einst der Engländer in Paris thronte, die Normandie beherrschte, die Guienne überschwemmte und Karl VII. von Stadt zu Stadt verjagte, weckte die Centralisation die Jungfrau von Orleans." Warum nicht gar? Wenn der Engländer schon in Paris war, war es mit der Centralisation aus, und die Jungfrau von Orleans konnte wohl durch den eigenen Heldenmuth, die Liebe zum Vaterlande und zu ihrem König geweckt werden, aber nicht durch eine Idee, die nicht Richelieu erfunden hätte, wenn sie Frankreich schon unter Karl VII. gehabt hätte. Ferner: „Als Louis XIV., von der europäischen Coalition bedroht, heroisch erklärte, er würde von Versailles nach Paris zu Pferde kommen und Villars eine Armee von 100,000 Mann bringen, beseelte ihn die Idee der Centralisation." Man sollte meinen, die Idee, sein Land zu behalten, hätte hingereicht, ihn zu jenem Entschlusse zu beseelen. Aber nach Cormenin ist die Centralisation ein Wunderbalsam, der für Alles gut ist.

Ich glaube, daß Cormenin durch das große Glück, welches seine Broschüren machen, verleitet wird, deren mehr zu schreiben, als die Umstände verlangen. Je kleiner und wohlfeiler die Bücher sind, desto schneller werden sie gelesen, desto stärker verkauft. Die kleine Schrift über die Aussteuer hat siebzehn Auflagen erlebt, das Buch über die Redner zwölf. Cormenin wird, wenn ihn dieser Gewinn reizt, sich in seinen Gedanken erschöpfen und in seinem Styl verflachen. Der Popularschriftsteller von Geist soll allgemein verständlich schreiben, darf aber auch dem Gebildeten nicht gewöhnlich erscheinen. Jenes zu erreichen und dies zu vermeiden, ist nur möglich bei angeborner Naivetät des Ausdrucks, einem Bilderreichthum, der selbst bekannten Wahrheiten eine neue Einrahmung giebt, bei natürlichem Witz und großer Kürze des

Ausdrucks. Man muß aber gestehen, daß Cormenin in einem so geschmacklosen Satze, wie dem nachfolgenden, den Volkston nicht getroffen hat. Er sagt S. 102. „Paris ißt und trinkt, spielt Komödie und amüsirt sich für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Amiens, Orleans, Bordeaux, Lyon und Marseille. Paris administrirt, reglementirt und gouvernirt für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Lyon, Marseille und Bordeaux. Paris giebt Gesetze für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Toulouse, Bordeaux, Lyon und Marseille. Paris denkt, schreibt, druckt, singt, malt, verlegt, kannegießert, philosophirt, schwärmt für Marseille, Nantes, Lyon, Bordeaux, Rouen, Lille" u. s. w. Wer so schreibt, klärt seinen Stoff nicht auf, er verwässert ihn. Daß Cormenin um Geld schreibt, sah ich aus der Vorrede, die er zu Börne's gesammelten französischen Artikeln geliefert hat. Er hatte nicht drei dieser Artikel gründlich durchgelesen.

Ich besuchte ihn. Timon-Cormenin wohnt hinter der noch immer nicht vollendeten Madeleine. Ich traf einen Fünfziger mit wohlwollenden Zügen, freundlichem Entgegenkommen, mit einem Kopfe, der etwas Wolfs- oder Hofhundartiges hat. Das Auge ist gut und doch wieder zu schlau. Treu wie ein Hund gegen Freunde, schlau wie ein Fuchs gegen Feinde, so sei es erlaubt! Cormenin saß mitten unter Büchern am Kamine und beschäftigte sich, während er sprach, das Feuer zu schüren, das nach Pariser Art mehr rauchte, als brannte. Er spricht gewählt, bedächtig, in Bildern, die meist von einfachen Begegnissen des Lebens hergenommen sind, zutraulich, mit freundlicher Miene und hell glänzenden Augen. „Ich sehe an Ihrem Wohlwollen," sagte ich, „daß der Menschenhaß des Timon nicht Ihr wahrer Ernst ist." — „Um die Franzosen zu amüsiren," antwortete Cormenin, „muß man nicht immer derselbe sein. Besser Namen wechseln, als Grundsätze. Ich nenne mich heute so, morgen so, weil das Publikum denselben Schriftsteller nicht zu oft haben will. War Börne in Deutschland sehr geschätzt?" — „Von seiner Parthei, so lange er lebte, von seinen Gegnern auch nach seinem Tode. Kannten Sie ihn persönlich?" — „Nein," antwortete Cormenin. „Ich wurde aufgefordert, eine Vorrede zu einigen seiner

französischen Artikel zu schreiben. Die Biographie, die man mir gab, ließ ich unverändert abdrucken. Die Ansichten aber, die mir auch für meine Vorrede zugemuthet wurden, mußte ich zurückweisen. Ich kenne nur, was er französisch geschrieben hat. Börne hat etwas von Voltaire. Nie wird er so nebelhaft und abstract, wie sonst wohl die deutschen Schriftsteller. Ehe man auf die Geister wirkt, muß man auf die Herzen wirken. Börne verstand es, die Phantasie anzuregen. Seine Manier ist eine Mischung von Ode, Elegie und Satyre, wie ich auch gesagt habe. Man vermißt zuweilen den Publicisten und sieht zu sehr den Poeten." — „Auch die beiden ersten Bände seiner Briefe sind in's Französische übersetzt." — „Bei diesen," bemerkte Cormenin, „vermißt man zu sehr den Publicisten. Wenn man von Politik spricht, soll man nicht Dichter sein. Dies Buch konnte in Frankreich kein Glück machen, weil es nicht französisch gedacht ist. Es wimmelt von Anspielungen, die nur ein Deutscher kennen kann. Es ist so desultorisch abgefaßt, daß man des Verfassers eben so wenig wie des Gegenstandes habhaft wird. Durch eine solche Art von Literatur werden die Deutschen in der politischen Aufklärung keine Fortschritte machen. Was erwarten Sie von Deutschland?" — Diese Frage, die ich in Paris hundertmal beantworten mußte, hatte ich mir angewöhnt, mit einer Art von Wichtigkeit zu beantworten. Ich versprach für Deutschland Dinge, an die ich in Deutschland selbst nicht glauben darf. Ich versprach überall, wo ich gefragt wurde où marche l'Allemagne? weit mehr, als Frankreich besitzt. Ich versprach Preußen eine Verfassung, sagte für alle Könige und Großherzoge der lieben Heimath gut, fingirte eine große militairische Kraftentwicklung, garantirte sogar für den guten Willen Oesterreichs und decretirte die Preßfreiheit. Man machte mir regelmäßig dieselben Gegeneinwände, mais les quatre questions, Bruno Bauer, les Hallischen Jahrbouck etc. etc., aber ich meinte, diese Unterdrückungen wären kleine bedenkliche Blasen, die bald wieder zerplatzen würden. Der Erfolg solcher Rodomontaden — des Schmerzes sind lohnend. Nimmt man die Miene an,

als ginge Deutschland einer großen und glänzenden Zukunft entgegen, so wird man besser behandelt.

Cormenin sagte freilich: „Wir glauben nicht daran, wir glauben nicht an die Einheit von dreißig Terrains, wo sich die Sitten des Volks und die Ansprüche der Fürsten fortwährend widersprechen. Indessen wäre uns diese Einheit erwünscht. Sie würde aus Deutschland einen starken Wall gegen Rußland machen: das Unglück ist nur, die Deutschen werden von ihren Schriftstellern nicht gut berathen. Sie haben Dichter und Philosophen, aber keine Publicisten und keine Logiker. Sie lassen sich Balladen vorsingen, statt sich aufklären zu lassen über Das, was dem Ganzen und dem Einzelnen noth ist. Sehen Sie da, wie man in Deutschland und in Frankreich Politik treibt." Cormenin ergriff ein großes Buch und ein ganz kleines. Das erste war von Lamennais, das zweite von ihm selbst. „Sehen Sie," sagte er, „ein solches Buch ist viel zu groß. Das Buch ist gewiß vortrefflich, aber wer liest es? Wer kauft es? Wer hat Zeit und Geld dazu? Man muß auf's Volk wirken. Hier dies kleine schlanke Büchlein! Es ist wohlfeil und liest sich schnell. Viele Tausende von Exemplaren überschwemmen Frankreich. Heute erscheint das kleine Ding in Paris. Morgen ist es in der Provinz. Man muß Broschüren schreiben, die der Akademiker und der Weinbauer versteht, Bücher, die man auf einen Boudoirtisch und auf den Rand eines ärmlichen Kamins legt, Bücher, die man in der Tasche trägt, auf einem Spaziergang im Walde durchlesen kann, Bücher, die uns nicht zu viel zu behalten und darum nicht zu viel zu vergessen geben. Fordern Sie doch alle deutschen Schriftsteller auf, in dieser Art für's Volk zu wirken. C'est la propagande la plus sûre, la plus sincère."

Ich will es hiermit gethan haben!

Eins hatte aber der gute Cormenin vergessen. In Frankreich muß man die Bücher schon deshalb so dünn wie möglich einrichten, weil es den unteren Volksklassen so schwer wird, sie zu lesen. Das kleine Büchlein von der Centralisation zu lesen, kostet dem Weinbauer der Bourgogne einen Monat Zeit. In einem Dorfe können vielleicht drei Leute

lesen, und diese verstehen unter lesen eigentlich nur buchstabiren! Welche Anstrengung, ein solches Riesenwerk, wie eine Broschüre von sechs Bogen, zu dechiffriren! Wie viel Winterabende gehören dazu, wie viel Lampen brennen nieder, bis ein solches Geisteswerk in den Kopf eines vierschrötigen Bretagners eingedrungen ist. Ein communistischer Schneider, der mir keine Beinkleider machen wollte, weil er mich für fähig hielt, über Philosophen und große Gesellschaftsreformer, die nicht lesen und schreiben können, zu lachen, ein Monsieur Blondin, hält sich in seiner Werkstatt eine Nätherin, die ihm und seinen eben so gründlich gebildeten Gesellen jeden Morgen die Zeitung vorlesen muß. In Deutschland, wo jeder Bauer wenigstens schon dreimal die Familienbibel und viermal die alte Sonntagspostille durchgelesen hat, kann man den Broschüren schon ein wenig Bogenzahl mehr geben. Auch nähern wir uns bekanntlich erst mit zwanzig Druckbogen per Band derjenigen Preßfreiheit, bei welcher wir uns wenigstens so lange einbilden können, ohne Censur geschrieben zu haben, bis das Buch confiscirt ist.

Zwanzigster Brief.

Paris, 9. April 1842.

Seitwärts hinter der Deputirten-Kammer liegt das Hotel der Invaliden. Ludwig XIV. hat es begonnen, Ludwig XV. ausgeführt, Napoleon vollendet. Es ist indessen mehr Napoleon als Ludwig XIV. gewidmet. Auf dem grünen Rasen zwischen den schönen Alleen, die zu dem „Asyl des Mars", wie Napoleon die Zuflucht seiner ausgedienten Krieger nannte, führen, stand früher der venetianische San Marco-Löwe, der jetzt wieder auf seine heimische Piazetta zurückgekehrt ist. Hinter dem Invaliden-Dome erstreckt sich das Marsfeld, auf welchem der arme Ludwig XVI. mit den Jacobinern das Fest aller Völker feierte und dieselbe Constitution beschwor, die ihn später hinrichten ließ. Jetzt halten auf dem Champ de

Mars die Mitglieder des Jokeyclubs, narrige Engländer und die jungen Vergeuder väterlicher Reichthümer, ihre albernen Wettrennen.

Ich hatte heute einen unglücklichen Tag, an dem mir nichts behagen wollte. Es kam nicht von den eroberten preußischen Kanonen her, die rechter Hand an dem Eingang des Hotels der Invaliden liegen. Am Zeughause in Berlin liegen ja auch eben solche französische Kanonen. Vielleicht beängstigte mich die Idee dieses Gebäudes. Es ist grauenhaft, so unter Leichen zu sein. All' diese Krüppel sind unbegrabene Todte. Es war ihre Bestimmung, entweder an der Beresina zu bleichen, oder sich unter die lebende Masse, die fortwachsende Nachwelt zu mischen. Diese Krüppel sind sich den Schlachtfeldern Italiens, Deutschlands und Rußlands schuldig geblieben. Sie sind in dieser ihrer massenhaften Vereinigung ein Anachronismus im Vergleich zu den Ideen der Neuzeit, die selbst in Frankreich nicht mehr die Napoleonische Legende feiert. Dazu kommt, daß sie eine so abschreckende Tracht haben, eine Uniform, wie ehemals in Berlin die Bettelvoigte, dunkelblaue, schlotternde Röcke, den trostlosen Dreimaster auf dem eingeschrumpften Antlitz, alle klein, alle unter den Kugeln von Jena und Austerlitz hinweggeschlüpft. Das Schönste an ihnen ist noch ihr Häßlichstes, die Verstümmelung. Vollends betrübend schien mir die mürrische Stimmung aller dieser alten Leute. Ist es die Folge der jahrelangen Unthätigkeit, ist es Mißmuth, an einer glänzenden Laufbahn durch eine Kugel, eine Krankheit, und die ihnen die schmerzlichste war, durch den Magenkrebs Napoleon's verhindert worden zu sein; ist es Geiz, der die alten Leute so leicht beschleicht, oder war es gerade nur die Unzufriedenheit mit dem heutigen Speisezettel, ich sah nichts als grämliche, unfreundliche, zusammengeschrumpfte, häßliche Gesichter, keine einzige Miene jener gutmüthigen Freundlichkeit, die sonst dem Alter so wohl steht. Kein Gruß, kein Scherz, kein gutmüthig blickendes Auge. Quält man vielleicht diese alten Leute noch mit militairischer Subordination, oder woran liegt es, daß uns im Hotel der Invaliden Alles hohl, mißtrauisch,

lebenssatt anblickt, so grau, verwittert, wie die Sandsteine, aus denen diese Gänge, diese Höfe gebaut sind?

Mein Mitleiden mit diesen armen Trümmern einer großen Vergangenheit wuchs, als ich durch das Gebäude selbst schritt. Das ist wahrlich kein Aufenthalt für arme kränkliche Greise. Diese steinernen Corridore stehen nach allen Seiten dem Winde frei. Fröstelnd schleichen die kleinen Männchen an den feuchten Wänden entlang, hüstelnd suchen sie Schutz vor dem aufzehrenden Nordost, der unbarmherzig durch die Gänge pfeift. Kasernen für junge Rekruten habe ich wärmer, geschlossener, behaglicher gesehen, als dieses kalte steinerne Grab des Alters. Wie suchen die Leutchen einen Streifen der Frühlingssonne zu erhaschen, wie schleichen sie, hüpfen sie auf ihren Stelzfüßen auf die Treppe unter Napoleon's großem Standbild und suchen heute den kalten Schatten ihres Idols zu vermeiden! Ob sie Freuden haben, diese alten Veteranen? Man hat eine große Leihbibliothek für sie angelegt, aber sie können nicht lesen. Sie haben Verwandte in allen Gegenden Frankreichs, aber sie können nicht schreiben. Einen Invaliden sah ich an den Wänden des Corridors auf und ab laufen. Er war irrsinnig.

Ohne würdevollen Eingang lehnt sich dicht an das Hotel der Dom der Invaliden. Es ist das militairische Pantheon und seit einem Jahre bekanntlich eine Fortsetzung von St. Helena geworden. Die sterblichen Ueberreste Napoleon's, gewöhnlich hier seine A s c h e genannt, sind in diesem Dome beigesetzt. Als Napoleon in seinem Testament verfügte: „Ich wünsche an den Ufern der Seine beigesetzt zu werden, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so sehr liebte" — hatte er eine Regung, die seinem Gefühl angemessen war. Als man von seinem Testamente gerade diesen Paragraphen durch die Julirevolution vollziehen wollte, hatte man eine Pietät, die vom französischen Standpunkt ohne Zweifel wahr empfunden ist. Und doch hatte der Weltgeist es schöner mit Napoleon im Sinne, als Herr Thiers. Er machte Napoleon zur Mythe, Thiers hat ihn wieder zur Geschichte gemacht. Napoleon ist wieder in Frankreich, er kann nicht mehr, wie das Volk glaubte, in Indien, in Persien sein. Napoleon ist

jetzt Das, was Frankreich besitzt, nicht mehr Das, was Frankreich wünscht. Wenn Thiers in allen Punkten mit der ehemaligen heiligen Allianz zerfallen ist, dieser Gedanke, die „Asche" Napoleon's heimzuführen, sollte ihn mit ihr aussöhnen.

So ruht denn nun das, was einst Napoleon hieß, mitten unter uns! Mitten unter diesen Krüppeln, die für diesen apokalyptischen Mann ihre Arme und Beine verloren, mitten in diesen zugigen Corridoren, diesem Geklapper der Blechlöffel bei den Mittagsmahlzeiten, unter den pikanten Düften dieser militairischen Dejeuners! Man konnte in Paris keinen Platz auffinden, um Napoleon's sterbliche Unsterblichkeit zu bergen, als ein der Vergangenheit gewidmetes Mausoleum! Warum nicht, da Napoleon als geborner Italiener die Triumphbögen und Säulen so liebte, unter seinem arc de l'étoile, warum nicht am Fuße der Vendômesäule, warum nicht in einer Pyramide, die auf dem Platze stehen könnte, wo jetzt der Obelisk von Luxor, rein zum Luxus, steht? Warum nicht in den Tuilerien, im Louvre? Warum zu den Invaliden, an deren kümmerlichem Anblick sich kein Rekrut, kein muthiger Remplaçant mehr begeistern kann.

Noch geschmackloser ist die Ausführung. Stellt ihn wenigstens bei den Invaliden würdig hin. Stellt ihn als etwas Dauerndes hin, gebt ihm Ruhe, ewige, ewigen Frieden! Aber nichts von Ruhe, Dauer, Frieden. Man giebt ihm statt eines Marmorgrabes eine Theaterdecoration, statt eines Begräbnisses eine ewige Ausstellung, man brennt eine ewige Lampe bei ihm, wie bei einem Heiligen der Kirche. Das ganze Schiff der Invalidenkirche besteht aus etwa vier benutzbaren Kapellen. Davon gehören die beiden größten dem einfachen, aber würdigen Andenken Türenne's und Vauban's. Eine Winkelkapelle ist für Napoleon eingerichtet. Für Napoleon weniger als für Türenne und Vauban? Türenne und Vauban haben allerdings nicht mehr, als nur zwei marmorne Sarkophage, Napoleon hat wollene Decken, Sammet, Seide, Broderieen, Gold und Silber, eine Glaskapsel über seinem Hut, Immortellenkränze und eine ewige Gaslampe, er hat eine Schildwache von zwei Invaliden, die dafür sorgen, daß man respectvoll

den Hut abnimmt. Man blickt durch ein vergoldetes Gitter in die Kapelle. Allerdings liegt dort Napoleon. Große Gedanken brechen menschliche Fesseln. Alles ist an diesem Grabe ungereimt und störend; diesen einen Theatereffect konnte man nicht von der großen Oper borgen: Napoleon selbst. So wollen wir denn auch schweigen und über der Wahrheit der Giganten die Possen der Pygmäen vergessen.

Ein Sprung von Napoleon auf Thiers ist nicht so schwer. Schreibt der Präsident des 1. März doch seine Geschichte. Ich habe auch Thiers kennen lernen. Es lagen bitter verhaltene Stimmungen in mir, ehe ich ihn sah. Seit ich einmal in seiner Soirée und gestern an seinem Tische war, sind diese Stimmungen zwar nicht ganz gewichen, nicht überwunden, aber die Achtung vor seiner persönlichen Begabung ist sich gleich geblieben, wenn auch nicht gerade gestiegen. Ich habe in Thiers gefunden, was ich erwartete. Es ist dies ein Resultat, das man nicht aus jeder Bekanntschaft eines großen Mannes zieht.

Thiers ist unstreitig eine der denkwürdigsten Erscheinungen unsrer Zeit. Ein Journalist, der in die Strudel einer Revolution geräth und von ihnen emporgetragen wird, um zweimal Premierminister einer der ersten Nationen der Welt zu werden. Man staunt über die Umstände, die eine solche Ausnahme gestatten konnten, man staunt noch mehr über das Talent des Mannes, der die Umstände so glücklich zu benutzen wußte. Ob Thiers noch eine Zukunft hat? Es ist eine Frage, die hier täglich hundert Federn in Bewegung setzt, täglich den Journalen Stoff zu Angriffen oder Vertheidigungen giebt. Man behauptet, Thiers habe das Wort des Kronprinzen, daß er mit seinem Regierungsantritt wieder an's Ruder käme. Ich glaube nicht, daß ein Prinz, der sich vor Allem die Politik seines Vaters zum Vorbild nehmen sollte, sich durch solche Versprechungen binden wird. Wenn Thiers dem Prinzen beistehen wollte, ruhig in den Besitz seiner Nachfolge zu kommen, so ist dieser Beistand überflüssig, denn der Herzog von Orleans wird, sagte mir Thiers selbst, „so leicht zur Regierung kommen, wie nur irgend jetzt in Frankreich ein Sohn das Erbe seines Vaters antritt". Daß darum Thiers

ohne weitere Zukunft wäre, will ich nicht sagen. Für die auswärtigen Angelegenheiten werden ihn ohne Zweifel die Höfe Europas ablehnen; er kann sie indessen doch führen, wenn er auch scheinbar nur im Besitz eines Portefeuilles für das Innere, für die öffentlichen Arbeiten, die Finanzen wäre. Thiers' Schwerpunkt ist die Kammer, sein Talent die Zunge und seine Parze die Verlegenheit, die Verwickelung, der Hader Frankreichs.

Für unser Gefühl liegt etwas Ueberraschendes in der Wahrnehmung, daß Thiers sein Glück im Grunde nicht einem Glücksstern allein verdankt, nicht einmal einem umfassenden großen Genie, sondern nur einem vereinzelten persönlichen Talente, dem Talent der Rede. Ich gestehe, ich bin über diese Entdeckung frappirt. Ich habe die Kammer gesehen, mich überzeugt, daß sie au fond Ernst und guten Willen hat und ihre Stimmen, ihre weißen und schwarzen Kugeln, nicht leichtsinnig vergiebt, aber ihre äußere Physiognomie ist leichtsinnig. Nicht der Gedanke, nicht die Begeisterung für ihre hohe Aufgabe beherrscht sie, sondern das Talent, und wäre dies das windigste. Thiers sagte mir: „Unsere Kammer will unterhalten sein; es sind nur solche Leute darin, die sich nicht entschließen können, sich zum allgemeinen Besten zu langweilen. Wer ihrer gewiß sein will, muß sie amüsiren." — Und in der That, Thiers beherrscht die Kammer dadurch, daß er sie amüsirt. Die Kammer weiß es und gesteht ihre Schwäche ein. Sie weiß, daß Thiers eine zu lebhafte Einbildungskraft hat, um ein völlig besonnener Staatsmann zu sein. Aber was die Kammer diesem feurigen, scharfsinnigen, witzigen Redner nicht mehr ist, war sie ihm früher, die Staffel seines Ruhms. Es ist nicht das Genie dieses Staatsmannes, das ihn von der Höhe des fünften Stockes in sein glänzendes Hotel am Platze St. Georges brachte, sondern sein Talent. Das Talent ist in Frankreich immer glücklicher, als das Genie; und vielleicht überall.

So lange die Könige in Frankreich von ihren Ministern abhängen, so lange diese Minister von der Kammer abhängen, kann sich die Laufbahn eines Thiers in jeder Jahres-Sitzung wiederholen. Ein junger Deputirter tritt zum ersten

Male auf; er wartet fünf Minuten, bis sich der Lärm der schwatzhaften Volksvertreter verzogen hat, er thut einige Male so, als wollte er aus dem neben ihm stehenden Glase Zuckerwasser trinken, er beginnt: „Meine Herren!" Erst kritisirt man das Organ, dann seinen Dialekt, ob derselbe aus dem Norden oder Süden sei, dann folgt man seiner Action, dann seinen Pausen, seinem Tonfall, endlich ungefähr seinem System, zuletzt der Ansicht, die er über den vorliegenden Fall hat. Ist die letzte, wenn nicht richtig, doch scharfsinnig, hat er witzige Wendungen, merkt man nicht die eingelernten Phrasen des Gerichtshofes, des Katheders, den hohlen Schwulst eines Odillon Barrot, merkt man nicht die trockne Nüchternheit eines Republikaners, gefällt das Organ, die Aussprache, die Manier, replicirt er sogar mit Verstand und Geistesgegenwart auf Zwischeneinwürfe, so ist das Glück eines solchen Anfängers in Paris gemacht. Noch ehe die Rede endet, hat der König schon Bericht von dem neuen Genie. Des Abends sprechen von ihm die Journale. Die Minister wären glücklich, einen solchen Redner zum Vertheidiger ihrer Handlungen zu haben. Bei einer nächsten Ministerialcombination hat man einen Minister, der vor einem Jahre noch von der Gnade eines Buchhändlers lebte.

Thiers wohnt in einem kleinen villaartig gebauten Hotel an jenem lieblichen Platze, der mir schon kürzlich auffiel, als ich die Wohnung G. Sand's suchte. Sind es nun die Ersparnisse des Ministers oder die Früchte jener telegraphischen Depeschen, über welche sich Thiers mit seinem jetzigen Todfeinde Soult erzürnte, sind es die Honorare für die Geschichte der französischen Revolution oder die Anweisungen auf die längst versprochene Geschichte Napoleon's oder die Zuschüsse der reichen Schwiegereltern: Thiers ist nicht wieder in den fünften Stock zurückgezogen, sondern macht nach wie vor ein großes Haus. Fast jeden Abend empfängt er seine Freunde. Mignet ist täglich bei ihm. Madame Dosne und ihre Tochter machen die Honneurs. Wer sich nicht in die oft sehr lebhaften Gespräche mischen will, findet einen Tisch mit englischen Almanachen oder einen andern mit den bedeutendsten Journalen des Tages. Man findet hier alle Journale, die Thiers

vertheidigen, und auch die, die ihn angreifen. Nür an den Debats, die seit einigen Tagen eine unerhört heftige Polemik gegen den Exminister eröffnen, fiel es mir auf, sie so zusammengelegt zu finden, wie sie direct aus der Druckerei gekommen schienen. Thiers wollte damit seinen Freunden zeigen, daß er angefangen hätte, die Debats nicht mehr zu lesen.

Wenn sich Thiers bei seinen Studien über Napoleon allmälig so in seinen Helden verliebte, daß er diesen nachzuahmen begann und fast im Stande gewesen wäre, beim Ausbruch eines Krieges zur Armee zu gehen und selbst den Commandostab zu ergreifen, so hat ihm die Natur auch schon eine gewisse äußerlich Verwandtschaft mit dem Corsen zugedacht. Er sieht Napoleon ähnlich. Die Form des Kopfes und die Rundung des Kinnes gleichen vollkommen dem bronzenen Napoleon. Den scharfen, falkenartigen Blick verbirgt eine Brille. Schon ist das Haar des sonst rüstigen und jugendlichen Vierzigers ergraut. Thiers ist so klein von Figur, daß er, wenn er mit Jemand redet, aufblicken muß. Er setzt sich am liebsten auf die Lehne eines Fauteuils und sammelt Zuhörer, deren Einreden er mit großer Gelassenheit und gutem Humor anhört. Thiers hat nichts vom Ministerton beibehalten. Er hat noch immer die südliche Beweglichkeit seines Wesens, die Bonhommie „eines guten Jungen", die Cordialität eines Roturiers. Man gewinnt ihn lieb, weil er natürlich ist.

„Das Thema Ihrer gestrigen Rede über den Hafen von Algier," sagt' ich, „interessirte mich an sich zwar wenig, aber ich bewunderte Ihre Methode der Behandlung, Ihre Rednergabe. Freilich machen es Ihnen die Collegen leicht. Ich habe nie schlechter sprechen hören, als Ihr Vorgänger sprach, Herr von Corcelles. Ich begreife nicht, wie ein Mann von Ehr- und Zartgefühl die Tribüne besteigen kann, um eine Rede zu halten, die mit allgemeiner Gleichgültigkeit, eine Rede, die ohne eine Spur von Interesse aufgenommen wird." — „Diese Leute halten ihre Reden," antwortete Thiers, „nicht für die Kammer, sondern für die Wähler. Die Wähler lesen sie in den Journalen, denken sich die Action und die gute Stimme hinzu und sind glücklich, nach Paris einen so talentvollen

Deputirten geschickt zu haben." — „Was ist das Geheimniß der Redekunst?" fuhr ich fort. „Ich glaube die Natur. Man soll reden, als wenn man handelte. Man soll einen innerlich klar ausgesprochenen Gedanken haben und nie mehr sagen wollen, als nöthig ist. Wenn man anfängt, gewählt sprechen zu wollen, so hört man auf, sein Talent vollkommen zu beherrschen. Die gestrige Sitzung war sehr stürmisch." — „Stürmisch? — Ich fand sie sehr ruhig, beinahe schläfrig. Nein, nein, wir haben schon stürmischere Sitzungen gehabt." — „Ich bewundere die Ruhe, mit der Sie sich opponiren lassen." — „Man lernt das als Minister," antwortete Thiers. „Man muß sich auch parlamentarisch daran gewöhnen. Dies Toben und Schreien ist nichts als Windbeutelei. Wer ruhig bleibt und lächelt, der imponirt. Die Kammer ist wie jede Masse. Die Kammer ist so kindisch, wie ein Theaterpublikum. Die schönsten Dinge, schlecht gespielt, werden auch bei uns ausgezischt. Die Herren sind alle weise Gesetzgeber, aber sie haben sämmtliche Unarten eines Parterres an sich." — „Das bestätigt mir," fuhr ich fort, „wie viel ein guter Deputirter noch von einem schlechten Komödianten lernen kann. Ich fand in der gestrigen Sitzung, daß diese Herren nicht die einfachsten Elemente der Verhandlung mit der Masse inne haben. Sie wußten sich nicht Ruhe zu erzwingen. Der schlechteste Schauspieler weiß das. Ist er mitten in einer Phrase und man plaudert in den Logen, klappt mit den Thüren, ennüyirt sich zu sehr an seinem schlechten Vortrage, so schweigt er. Dies sieht dann Jeder, hört Jeder. Wie? Der Schauspieler schweigt. Warum schweigt er? Alles blickt hin, es tritt eine feierliche Stille ein und der kluge Komödiant fährt ungehindert fort." — „Sehr wahr," stimmte Thiers bei. „Ich brauche gewöhnlich, um mir Ruhe zu erzwingen, das Mittel, ein krasses Paradoxon auszusprechen. Dann steigt der Lärm auf's Aeußerste. Dann toben sich die Schreier aus, ich erhole mich in aller Ruhe und plötzlich wird es, da Jeder hören will, wie ich meinen Satz beweise, stiller, als je zuvor." — „Die deutsche Sprache," spann ich in einer Ecke des Salons das Gespräch weiter, „ist leider für die Beredtsamkeit wenig geeignet. Die englische ist so natürlich, wie nur je die Leiden=

schaft natürlich sein kann. Die französische Sprache ist die Sprache der Unterhaltung, der Verständigung, der einschmeichelnden Ueberredung. Die deutsche Sprache, so frei und schön sie den Dichtern zuströmt, ist für den gewöhnlichen Gebrauch zu abstract, sie sagt die Sachen nicht gerade heraus, sie umschreibt so Vieles, sie ist viel zu sehr Curialsprache, um ganz die Sprache des Redners zu sein. Es ist wie mit unserm historischen Styl." — „Sie würden," antwortete Thiers, „so gut einen historischen Styl haben, wie eine Sprache der Beredtsamkeit, wenn sich Deutschland vollkommen freier Institutionen zu erfreuen hätte. Gut reden kann man nur da, wo man frei reden kann. Historisch schreiben kann man nur da, wo man Historie machen kann. Der Gelehrte allein kann das historische Material vortrefflich sammeln; es prüfen, sichten, darstellen kann nur der Gelehrte, der zugleich Staatsmann ist. Machiavell, du Thou waren Staatsmänner, deshalb hatten sie einen historischen Styl." — „Zum Beweise Ihrer Behauptung," bemerkt' ich, „führe ich einen deutschen Historiker an, der sich der Idee eines historischen Styls von allen unseren Geschichtschreibern am meisten genähert hat, Justus Möser. Dieser war in der That, so local auch seine Wirksamkeit, doch auf seinem heimischen Gebiete, in dem ehemals reichsfreien Gebiet Osnabrück, ein Staatsmann. Wir werden die freien Staatsformen bekommen, wenn wir erst über die rein-nationale Frage des Augenblicks hinaus sind." Thiers schwieg. Wir kamen an die Wunde, die für ihn empfindlich war, die Achillesferse, an welcher er getroffen wurde, als die Folgen des Julitractates alle Völker unter die Waffen riefen und er, der Wagende, hinter seinen Drohungen, seinen Versprechungen zurückbleiben mußte.

„Sie waren zu kurz in Deutschland," begann ich wieder. — „Ich wollte nur die Schlachtfelder sehen."

Eine Pause von Bedeutung trat ein. Ich stand dem Manne gegenüber, der noch vor zwei Jahren alle Völker in Bewegung gebracht hatte, der es gewagt hatte, zum ersten Mal die in den Franzosen schlummernden Plane, die tiefsten Rückhaltgedanken der Rache auszusprechen, der Rache für 1815, für Moskau, Leipzig und Waterloo. Es ist Napoleon, der

in Thiers' tiefstem Innern schlummert. Ich sah's an seinen Mienen, daß die Asche von St. Helena nicht im Hotel der Invaliden, sondern in seinem Herzen beigesetzt ist, und so sprach ich's ohne Rückhalt aus: „Was wir Deutsche uns selbst nicht geben konnten, was unseren Fürsten, unseren Kammern unmöglich war, eine größere politische Einheit hervorzubringen, das haben Sie uns gegeben. Es war die Folge Ihrer europäischen Politik."

Ich würde mich täuschen, wenn ich den Blick, den Thiers nach dieser Bemerkung auf mich richtete, anders deutete, als zur Ehre seines Herzens. Wie leicht das Blut dieses talentvollen Mannes fließen mag, wie wahr es sein mag, daß er an Ernst des Gedankens hinter Guizot, an Weichheit der Empfindung hinter Lamartine zurücksteht, er sah mich mit einer fast leidenden, schmerzlichen Miene an. Es lag in dieser Miene der Gedanke ausgesprochen: Leider sind so die Schicksale der Welten, die Nothwendigkeiten einer Existenz, die wie die menschliche an Gesetze gebunden ist, von denen unsere bessere Ueberzeugung, unser Herz sich nur zu gern befreien möchte!

Wir wurden gestört. Ich ging in das hintere dunklere Zimmer und blätterte in den englischen Keepsakes. Der Salon füllte sich mehr und mehr. Da bei Thiers Niemand angekündigt wird, so konnte ich in der Nähe berühmter Namen sein, ohne es zu wissen.*) Die angenehme Sitte, sich ohne Abschied zu empfehlen, benutzend, wollt' ich entschlüpfen. Thiers hielt mich fest: „Sie werden bei mir speisen? —" Ich ging, nachdem wir den Tag verabredet hatten.

Bei dieser Gelegenheit habe ich ihn dann wiedergesehen. Die Tagesordnung der Kammer ist für jeden seiner Mittage die nothwendige Anknüpfung. Kommen die Mitglieder der Kammer von einer belebten Sitzung, so wird diese noch lange in ihren Nerven nachwirken, bis sie sich für etwas Anderes

*) Das Nichtankündigen hat auch sein Gutes. Herr von Rumpf, der hanseatische Geschäftsträger, ein Diplomat von wohlwollender Zuvorkommenheit, erzählte mir, er hätte sich oft zu beklagen, daß ihn die Bedienten statt zum Geschäftsträger des villes anséatiques zum Geschäftsträger des îles asiatiques machen.

sammeln können. Noch war Thiers nicht da. Man fragte seine jugendliche, liebenswürdige Frau: „Wie war's in der Kammer?" Sie lachte und sagte: „Wie alle Tage!" Endlich kam der Wirth und warf sich erschöpft auf ein Sopha. Die Stimme heiserer als je, alle Organe schienen erschlafft. Es war ohne Zweifel die Absicht seiner Parthei gewesen, bei Discussion der Supplementarcredite, die zu einer förmlichen Adreßdebatte geworden war, noch dem Ministerium auf dem Terrain administrativer Fragen eine Schlacht zu liefern, die ihr zwar keinen Sieg bringen, aber den Erfolg der bevorstehenden Wahlen für das Ministerium schwächen konnte. Soeben war die Schlußabstimmung über die Supplementarcredite erfolgt. Die Opposition hatte beinahe achtzig Stimmen weniger gehabt als das Ministerium.

Wie ich den geistvollen Mann so die Kugeln berechnen, die Zahlen von früher und jetzt vergleichen sah, empfand ich Mitleid. Es war mir, als hätte ich ihm sagen müssen: Thiers, einst ein Mann des Volkes, werde wieder, was Du warst! Begriffest Du Deine Stellung, so würdest du Mirabeau folgen, den Du genauer kennst als ich, um zu wissen, was Mirabeau that. Mirabeau gab Die auf, die ihn aufgaben, und suchte sich Kraft und Rückhalt bei Denen, die sich glücklich schätzten, einen Mann von seinem Genie an der Spitze zu haben. Ich zweifle, ob Du erreichst, was Du wünschest. Du kannst, da Du leicht wie Kork bist, in einer Verlegenheit beim Portefeuilleverlosen wieder auftauchen und auf kurze Zeit wieder werden, was Du zweimal warst! Die Kammer mißtraut Deinem Talente, das Volk mißtraut Deinem Willen. Welches sind die Geschwader, die Du anführst? Der unvermeidliche Staatsmann wirst Du in Frankreich vielleicht noch lange bleiben, auch wenn Du nicht regierst. Vielleicht? Um gewiß wieder zu regieren, gieb Dir drei Jahre den Schein, als verachtetest Du die gegebenen Verhältnisse, die Menschen, die Debatten, nähre und stärke Dich mit den mannigfachen oppositiven Elementen Frankreichs, die tiefer greifen, als die Intriguen des Constitutionnel und Courrier Français! Reiß Dich von Deinen Schmeichlern los, sammle Volkskraft beim Volke, bereue, was Du als Mann bereuen

darfst, verlaß diesen hohlen parlamentarischen Boden, auf dem Du wirkst und der nachgerade die Franzosen ennüyirt, folge diesem Rath und Du wirst in drei Jahren nicht nur wieder eine Möglichkeit, sondern eine Nothwendigkeit sein!

Freilich würd' ich mich gehütet haben, dem gereizten Mann, den schon die etwas zu heiße Suppe finstre Blicke auf Madame Dosne hinübersenden ließ, heute mit diesem mal apropos zu kommen. Er nannte die Fourieristen Narren, und hätte als Philosoph Recht gehabt; als die politische Zukunft Frankreichs hatte er nicht völlig Recht. „Man spricht nicht von ihnen." Was will das sagen? Sie sind ein Symptom, keine Arzenei. „Glauben Sie nicht," erdreistete ich mich zu fragen, „glauben Sie nicht, daß Frankreich dieser parlamentarischen Debatten um Nichts, dieser Debatten um ein paar Notabilitäten bald überdrüssig sein wird?" Thiers scheint eine Art lauten Nachdenkens zu haben. Dann schweigt er und alle seine Mienen reden doch. Man sieht ihn denken. Das Uhrwerk seines Verstandes ist aufgezogen: die spitzen Ecken seines kaustischen Gesichts kneifen sich zu einem sardonischen Lächeln zusammen; es schwebt ihm etwas auf der Zunge, das er im Begriff ist, zu sagen, und das er noch verschweigt, weil der Gedanke noch nicht fertig ist. Diese schweigenden Momente sind zuweilen beredtsamer als seine lauten. Vielleicht hatte ich mir aus seinem Schweigen zu entnehmen: „Welche Unart!" Doch blieb er freundlich.

Thiers' Art zu erörtern ist naiv, witzig, phantasiereich. Er spricht nicht fertige Gedanken aus, sondern gehört zu jenen Dialektikern, die ihre Gedanken laut bilden. Die blühende, lebhafte Darstellung kommt von seiner Anschauung. Er spricht intuitiv. Er verköpert sich seine Begriffe und ist so stark im Concreten, wie Guizot im Abstracten. Zum Beleg seiner lebhaften Darstellungsweise folgende Aeußerungen von ihm: „Im Hotel der Invaliden will man Napoleon eine Statüe setzen, zu Pferde, eine Reiterstatüe, Napoleon mit dem großen Mantel, dem Bienenmantel, Napoleon, wie er nie war, nie im Volk gelebt hat, nie leben wird. Immer sind mir diese Abbildungen der Könige im großen Ornat lächerlich gewesen. Kartenkönige mit Krone, Scepter und

Mantel. Paßt das für Napoleon? Napoleon braucht keine Idealisirung; Idealisirung ist ein Begriff, den unsere Maler erfunden haben. Jede Zeit hat ihr eigenes Costüm und das ist immer hübsch, weil's wahr ist. Was soll Napoleon mit dem großen Mantel? Ludwig XIV. ist idealisirt worden. Lächerlich. Ich denke immer an diese schäferhaften Könige unsrer Tragödie und drum herum die wilden Weiber Racine's, Corneille's — wie heißen sie? ich habe sie vergessen, die Meropen, die Medeen, und... Bah! Napoleon unter seinen Invaliden muß stehen, wie er sie commandirt hat. Was will man? Ist das Costüm nicht malerisch, nicht plastisch? Der Hut, das Collet, der Ueberrock, die Weste mit Rabatten über den Leib, die hohen Steifstiefel. Macht sich das nicht malerisch, plastisch? He? Was soll der lange Kaisermantel mit der Schleppe, über die man stolpert? Was geht uns die Aesthetik mit ihrer Lehre vom Faltenwurf an? Napoleon war wirklich, und was wirklich war, braucht nicht Ideal zu sein, und Napoleon hat nicht nöthig, erst von den Künstlern idealisirt zu werden."

Nach vielerlei Anregungen dieser und ähnlicher Art kam das Gespräch wieder auf Deutschland. Ich fand, daß Thiers es lediglich nach französischen Voraussetzungen kannte. Er sprach über Deutschland, wie etwa das Journal du Commerce, das Journal des Herrn Mauguin. Auf seiner Reise wollte er über Preußen folgendes Resultat gewonnen haben. „Ich fand in Oesterreich viel gute provinziale Administration. Die Wiener sind froh und heiter, sie reden über Politik, ohne ein Bedürfniß dazu zu haben. In Dresden ist man mit dem Gouvernement sehr zufrieden. In Preußen fand ich Alles anders, als im übrigen Deutschland. In Berlin herrscht eine politische Bildung, die man in Paris nicht antrifft. Mir ist unbegreiflich, wie man so klar denken und so unsicher handeln kann. Welche freie Ansichten sind mir in Berlin mitgetheilt worden! Die Börse, der Adel, die Gelehrten, Alles hat einen bestimmten Zweck im Auge, dessen Verwirklichung in Preußen allerdings außerordentlich schwierig sein mag, die aber da nicht ausbleiben kann, wo man das Bedürfniß so lebhaft fühlt. Der König scheint ein Anhänger

der Lehren Bonald's zu sein. Es ist ein geistreicher, sehr unterrichteter Mann, von dem ich nicht glauben kann, daß es ihm Ernst ist, sich heute zum Hochzeitsgaste der Russen und morgen zum Taufpathen der Engländer zu machen. Preußen ist ein Staat auf höchster Stufe. Eine lebendige Nation, eine gute Verwaltung, die Rechtspflege, wie man sagt, ich weiß es nicht, sehr, sehr gerecht, ich weiß es nicht, das Ganze freilich sehr verschiedenartig zusammengesetzt, aber von Memel bis nach Trier außerordentlich ehrgeizig, sehr, sehr ehrgeizig, ja ehrgeiziger, als je die Franzosen waren. Das ist ein Stoff, der noch sehr bedeutend werden kann, ein Stoff, der gefährlich ist, gefährlich für Alle, ein Stoff, der auch nicht mehr lange wird auf politische Freiheit warten dürfen."

Thiers sprach sich in eine Anerkennung der Deutschen und namentlich Preußens so hinein, die Schilderungen der jetzigen Bestrebungen in Deutschland schienen ihm so viel Achtung abzunöthigen, daß er endlich das Stillschweigen über sein Verhältniß zur neuesten auswärtigen Politik Frankreichs brach und sich nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit in folgender Weise mit den Empfindungen unserer verletzten Nationalehre vermittelte. „Ich bin ein großer Verehrer der politischen Bedeutung Deutschlands, ich ehre, ja ich setze die Selbstständigkeit dieses Staatenbundes voraus. Frankreich hat keine Vergrößerungspläne mehr. Napoleon's Kriege entstanden zum Theil aus inneren und äußeren Nothwendigkeiten. Frankreich denkt nicht daran, sich auf Kosten anderer Staaten zu vergrößern. Der Drang ist weder innerlich, noch die Nothwendigkeit äußerlich da. Allein die Selbstbeherrschung, die Frankreich besitzt, besitzen zwei andere Staaten nicht. Rußland ist eine Nation, die sich entwickeln, England eine Nation, die sich behaupten will. Rußland sucht die Macht, die es im Innern gewinnt, nach Außen hin zu zeigen. England zeigt gern nach Außen eine Macht, die es im Innern nicht mehr besitzt. So lange diese Bestrebungen über diplomatische Reibungen, Notenwechsel, Protokolle nicht hinausgehen, kann sich Frankreich beruhigen. Ein Anderes ist es, wenn eine Frage, wie die orientalische, in Gefahr ist, einseitig, egoistisch,

nur von zwei Betheiligten erledigt zu werden. Das türkische Reich liegt im Sterben. Es ist schon todt, moralisch, es wird erst noch physisch zu sterben haben, übermorgen, morgen, vielleicht stirbt's in dem Augenblick, wo wir mit einander sprechen. Rußland und England wollen dieses Testament des Geschicks für sich allein antreten: wir gönnen ihnen den Besitz, aber wir fürchten die Schwankungen des europäischen Gleichgewichts. Und da wir diese fürchten, so müssen wir sie verhindern. Deutschland ist der Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts: es ist die Zunge an der Wagschale der europäischen Politik. Sei Deutschland nicht für uns, dann sei es auch nicht für Andere. Ist es mit Oesterreich nur für England, mit Preußen nur für Rußland, so ist Frankreich gegen Deutschland. Wir wollen nicht mehr sein als die anderen Nationen, aber auch nicht weniger. Schlägt sich Deutschland zu unseren Feinden, so sind wir Deutschlands Feinde. Beobachtet man das Gleichgewicht Europas, so sind wir ruhig; stört man es, so sagen wir: nous bouleverserons le monde."

Thiers hat diese Auffassungen schon öfter ausgesprochen, Louis Philippe hat sie nicht unterschrieben. Vielleicht unterschreibt sie der Herzog von Orleans, vielleicht der Graf von Paris, der schon hübsch lesen, schreiben und rechnen gelernt haben soll. Besser ist es, wir Deutsche nähmen aus Thiers' offener Erklärung, die im Grunde die Erklärung aller Franzosen ist, für Deutschland die Ueberzeugung, daß wir eine große, eine welthistorische Verpflichtung zu verantworten haben. Wenn das Gleichgewicht Europas darin bestehen soll, wohin sich unser Vaterland wendet, was gerade wir lieben, gerade wir hassen, so wollen wir kein Volk bevorzugen, keines hassen, nicht vor Frankreich warnen, uns vor Rußland nicht fürchten, sondern an unserer eigenen Festigkeit, an der Möglichkeit arbeiten, auch ohne Bundesgenossen im Rath der Völker Sitz und Stimme zu haben. Und in diesem Sinne sprach ich zu dem merkwürdigen Manne: „Deutschlands gegenwärtige Bewegung ist mehr national, als liberal. Lassen Sie diese nationale Bewegung, sie wird dahin führen, daß Ihnen und den Franzosen Deutschland liberal erscheint. Lassen Sie uns an unserer Einheit arbeiten, sie ist nicht gegen Frankreich gerichtet, nicht

gegen England und Rußland, sie soll kein Geschenk für unsere Bundesgenossen werden, sondern nur bewirken, daß wir der Bundesgenossen überhaupt nicht mehr bedürfen. Preußen und Oesterreich müssen wieder gut machen, was der dreißigjährige Krieg, der siebenjährige an dieser großen Nation, der deutschen, verbrochen haben. Preußen und Oesterreich haben sich getrennt in Regensburg und müssen sich in Frankfurt wiederfinden. Stützten sich beide Staaten auf die Idee eines einigen Deutschlands, dann bedürfte es der Anschließungen an England und Rußland nicht, das Gleichgewicht Europas käme nicht in Gefahr und Napoleon könnte getrost in seiner Statüe lieber einen langen Mantel tragen, als den Reitüberrock; denn sein Schatten, seine Erinnerung hätte dann nicht mehr nöthig zu Pferd zu steigen, nicht mehr nöthig den Franzosen zuzurufen, wie Sie sagen: Allons, bouleverserons le monde."

Einundzwanzigster Brief.

Paris, 10. April 1842.

Der Frühling ist nun da. Die Mandelbäume blühen, die Alleen des Tuilerien-Gartens und der elysäischen Felder schließen sich zu grünen Fernsichten, Paris bekommt eine andere Gestalt. Die marmornen Statüen, die schlanken weichen Formen der Götterbilder des Tuilerien-Gartens fangen an, unter dem blauen Himmel sich wieder heimisch zu fühlen. Die Schwäne plätschern in den Bassins, die Springbrunnen kühlen schon den lechzenden Staub auf der Place de la Concorde. Ich begrüße Paris wie zum zweiten Male. Es wird mir heimischer, neu und neuer, es legt sich wie italienischer Duft auf das reizende Gemälde.

Freude den Menschen, Freude den Thieren, auch den wilden im jardin des plantes! In der Mittagsstunde, wenn die Strahlen der Sonne schon am belebendsten wirken, öffnen sich die eisernen Käfige der gefangenen Wüstenkönige, und

die Tiger, die Löwen, die Leoparden blicken befremdet die verjüngten, wieder grün gewordenen Baumgänge an. Die Giraffe sieht steif und stolz, wie ihr Landsmann, der Obelisk von Luxor, auf Frankreich herab, dasselbe Frankreich, das dann doch den Beherrscher ihrer Heimath, Mehemet Ali, hat fallen lassen. Die Giraffe und der Obelisk sind Geschenke des türkischen Vasallen. In den Gehägen der Vögel schwirren die indischen Pfauen mit ihren bunten Federn, im Affenhause schneiden die Makis ihre Capriolen, in der Bärengrube wälzen sich die grausamen Waldestölpel und denken: Was muß in Paris das Brod so theuer sein, denn nirgends bekommen wir so sparsame Brocken zugeworfen, als hier in dem hungrigen Frankreich! Die Bären auf der Pfaueninsel bei Berlin tauschen nicht mit diesen ihren Brüdern im jardin des plantes. Rechts und links schattige Gänge, Alleen, die sich auf grüne Hügel hinaufschlängeln, oben die erhabene patriarchalische Riesenceder vom Libanon mit ihren langen dunkeln Aesten, ihren wagerechten Zweigen, die sich strecken, wie segnende Priesterhände. Oben eine reizende Aussicht, geschaffen für den ruhigen, befriedigten Blick, den man auf die Natur wirft, wenn man seinen Arm um Freundschaft, um Liebe geschlungen hält. Der Pflanzengarten hat in seinen Schattengängen Etwas, das nicht an die Botanik, sondern an das Herz des Menschen erinnert.

Hier sieht man auch Kinder, die in Paris ein seltener Anblick sind. Die Gewohnheit der Franzosen, ihre Kinder auf's Land zu geben, ist nicht erfunden, wie so Manches erfunden ist, was man uns über die Pariser Sitten erzählt hat. Man erblickt, die Gamins ausgenommen, wenig Nachwuchs in den Straßen. Paris gehört den erwachsenen Leuten, nicht wie manche deutsche Städte, durch die man mit dem Postwagen fliegt, ganz allein den Kindern. Ohne Widerrede gewinnt Paris dadurch an Bequemlichkeit.

Man hat übrigens auch in Paris Gelegenheit, Kinder ohne alles Aufsehen erziehen zu lassen. Ich bemerkte an vielen Häusern Gemälde, die uns Scenen der zartesten Aufmerksamkeit auf die unmündige Jugend schildern. Ein schöner bärtiger Mann reicht einem Engelskopfe von Säugling ein

Gefäß mit Milch und sieht in dem Bilde mit liebender Sorgfalt auf das kleine Raphaelische Wesen herab. Wie aber mag die Wirklichkeit zurückbleiben! Indem ich das Bild betrachte, wende ich mich und erblicke einen schmutzigen Arbeiter, der ein kläglich zusammengekauertes kleines Wurm mit halberfrorner Nase in die noch kühle Nachtluft trägt. Der Widerspruch dieser gemalten und der wirklichen Kinderpflege war schmerzlich genug.

Ja, die Abende sind doch noch kühl, die Nächte gehören immer noch dem Winter, wie die Vergnügungen. Die „Chaumière" wird erst geöffnet, wenn man wagen kann, von einem erhitzenden Tanze hinaus in die verschwiegene Nacht zu schlüpfen. Noch tanzen die Studenten und Grisetten im Prado, die Schneider und die Dienstmädchen auf dem Balle Montesquieou, die Elegants und die Loretten auf dem bal paré im Saale St. Georges. Man tanzt in schmutzigen Localen, in wüstem Durcheinander deutsche Walzer, die man nicht zu tanzen versteht, und doch kunstvoll zu wirbeln glaubt, wenn die Tänzer nicht vorwärts, sondern rückwärts gehen und statt regelmäßiger Kreise die wunderlichsten trigonometrischen Figuren beschreiben. Man tanzt die gewöhnliche französische Contredanse, die, trotz des Anschlags, trotz des Verbots und der wachthabenden Municipalgarde, regelmäßig in den Cancan ausartet, den ich denn also gesehen habe. Ich muß zuerst von ihm sagen, daß der Cancan eine freie Variation auf das alte bekannte Thema der Française ist. Cotillon und Ronde sind aus Mangel an Raum abgeschafft. Es ist erstaunlich zu sehen, auf welch' kleinem Terrain die Cancankünstler ihre Talente zeigen. Es ist ein Raum, nur halb so groß, wie ein zweischläfriges Bett. Und zwischendurch muß noch Platz sein für die durchschlüpfende Neugier der Flaneurs und die blinde Controle des Municipalgardisten, blind, weil derselbe nichts sehen will und nur zuweilen einem der allzu orgiastisch werdenden Thyrsusschwinger zuruft: „Mein Herr, bleiben Sie moralisch!"

Um über den Cancan die Wahrheit zu sagen, so ist dieser Tanz weniger freie Erfindung, als traurige Nothwendigkeit. Ich glaube nämlich, daß Derjenige, der ihn zuerst getanzt

hat, am Rückenmark litt. Ich glaube, daß der Cancan aus Uebersättigung und Unvermögen entstanden ist. Es ist schwer, über den Cancan schreiben und in den Grenzen der Moral bleiben. Man wird mir aber das freie Wort um so eher gestatten, als ich von vornherein erkläre, daß mir der Cancan unschön, häßlich, widerlich erschienen ist. Der Cancan ist die Aufforderung zur Liebe durch Tanz, aber nicht, wie die Tarantella, durch wilde, feurige Leidenschaft, nicht, wie die Cachucha, durch neckischen Trotz und herausfordernde Schalkhaftigkeit, sondern die Aufforderung zu Pariser Straßenliebe. Der Cancan ist nicht Bedürfniß der Liebe, sondern Selbstaufstachelung dazu, Uebersättigung, der possenhafte Witz des Unvermögens. Es ist ein Tanz nicht vor der Liebe, sondern nach ihr. Auch nicht eine einzige Figur des Cancans ist die Folge der herausfordernden Kraft; jede ist die Folge der entnervten Abspannung. Der beste Cancantänzer ist satt, satt bis zum Ekel. Er ironisirt die Liebe, er persiflirt sie. Dies Zappeln der Arme, dies Zucken des Oberkörpers, dies Schlenkern der Glieder, diese Nachahmung aller jener Bewegungen, welche die Folge der Rückenmarksdarre sind, hat als Caricatur etwas Lächerliches, aber als Volkstanz, als Ausdruck der Liebe ist ein solcher Tanz gemein und unpoetisch. Je blasirter Jemand ist, desto schöner wird er Cancan tanzen. Sein Tanz verwandelt sich dann in freie Phantasie, er kann durch seine telegraphischen Zuckungen Alles ausdrücken, kann lange Geschichten erzählen von ohnmächtigen Nächten, verzweifelten Wünschen, erstorbenen Hoffnungen, er kann mit seinem Gliederreißen den Rheumatismus seiner Zukunft malen, er kann mit seinen Convulsionen eine Darstellung jener Versuche geben, die man in Paris angestellt hat, um die Preisaufgabe jenes Kalifen zu lösen, der an alle Weise des Morgen- und Abendlandes die Frage ergehen ließ, ob sich nicht noch eine neue Methode der Liebe erfinden ließe? Der Cancan ist häßlich. Er ist der Tanz der Jugend mit weißem Haar.

In meinen Theaterstudien bin ich zu leichtsinnig. Noch war ich nicht in der großen Oper und schon schwärme ich Abends nach dem Chateau d'eau hinauf, mache Queue mit Handwerkern, Grisetten, Kutschern und Gamins, um Hunde-

theater, Affenkomödien, Seiltänzereien zu sehen. Mit dem vornehmsten dieser Theater vom Boulevard du Temple fange ich an, mit der Gaité, wo jedoch regelmäßiges Schauspiel stattfindet.

In Paris kehrt sich Alles um. In der Porte St. Martin, wo früher die großen Leidenschaften wütheten, lacht man jetzt, in der Gaité weint man. Die großen Effectdramen sind beinahe abgekommen. Man will keine Söhne von Henkern mehr, keine Schaffotte mehr, keine Fallthüren, man will nur noch weinen. Weinen um Hunde, weinen um Menschen. Man will Familienunglück, liebende Schwestern, zärtliche Brüder, treue Gatten, würdige Mütter. Man will Unglück, recht viel Unglück, viel Schicksal, viel Schmerz und viel Thränen. Dazu etwas Musik, um sich wieder sammeln zu können, und eine komische Rolle, um bei allem Jammer auch ein wenig zu lachen. Das ist der Geschmack, der jetzt in Paris, wenn nicht die Kritik, wenn nicht die „starken Weiber", wenn nicht „die Lions" der Boulevards, so doch die Masse, die Queue, das Geld oder, wie die Blätter hier sagen, la foule für sich hat.

Daß die Franzosen jetzt so viel weinen, kann schlimme Folgen haben für die Zukunft Europas. Wenn die Franzosen Thränen vergießen, pflegen sie diese mit einer Revolution zu trocknen. In das Theater Gaité wird sich der Schwamm setzen, sagte Jemand, weil es drin feucht von den Thränen werden muß. Hier werden unrevolutionaire, larmoyante Stücke auf eine pikante Weise dargestellt. Von hier ging das an alle deutsche Theater gekommene musikalische Drama: Muttersegen oder die neue Fanchon aus, in Paris la Grace de Dieu genannt. Ich war begierig, die beiden Schauspielerinnen kennen zu lernen, für welche die Rollen der Marie und der Chonchon geschrieben sind. Die erste überraschte, die zweite befremdete mich. Ich habe nie bei einer Französin so viel deutsche Sentimentalität gesehen, als bei Dem. Clarisse. Dies junge Mädchen hat blondes Haar, seelenvolle blaue Augen, einen Teint von durchsichtiger Zartheit, schwellende, volle Lippen und ein Timbre von edler Passivität, schmachtender Zerflossenheit, der für sie zu dichten begeistern kann. Herr Lemoine erfindet

Rollen für ihr Spiel, Dem. Puget, Lemoine's „Freundin", Arien für ihre liebliche Stimme. Man wird nicht sagen, daß man hier etwas Vollendetes sieht, im Gegentheil, das dunkle Theater, der schlechte Eingang, die matte Beleuchtung, die meist aus dem Volke bestehenden Zuhörer, die Blouse schon in den Logen des zweiten Ranges, das Alles drückt die Leistungen dieser Bühne mit herab und benimmt dem Ganzen etwas vom Großstädtischen, Pariserischen. Dennoch bleibt Dem. Clarisse eine Erscheinung, die ich öfters betrachten müßte, wenn man hier nicht leider gezwungen wäre, eine Schauspielerin sechs Wochen hindurch in einer und derselben Rolle auftreten zu sehen.

Noch neugieriger war ich auf das Urbild Chonchon's. Unstreitig ist Dem. Leontine in ihrer Art ein Talent, aber eins jener Talente, die man so hinnehmen muß, wie sie sind. Sie ist die Dejazet, ausgeartet in die dame de la halle, eine Copie der Dejazet auf grauem Löschpapier. Sie ist unschön, ja sogar häßlich, mit gemeinen Gesichtszügen, einem sinnlich lüsternen Kinn, einer Oberlippe, auf der ein Anflug von Schnurrbart weggeschminkt ist. Die Hauptleidenschaft dieser echten, ersten Originalausgabe der Chonchon ist Essen, die zweite Schwatzen, erst die dritte die Liebe. Dem. Leontine ist die echte Husarenbraut, die Poissarde, wenn sie jung ist und sich verliebt hat. Sie kann hübsch lächeln. Man vergißt sogar ihre Gemeinheit, wenn sie lächelt. In der Mischung ihrer Gemeinheit mit ihrem Lächeln liegt beinahe Grazie. Sie ist durch ihr Lächeln die bewunderte Leidenschaft aller Köche, Hausknechte, Kutscher geworden, die in ihren Freiabenden das Theater der Gaité besuchen. Wenn Dem. Clarisse diese guten Leute zu Thränen gerührt hat, macht Dem. Leontine sie wieder lachen. Hier wird auch nicht getadelt, hier werden keine deutschen Abonnentenurtheile ausgeboten, hier giebt sich Jeder, der seinen Eintritt bezahlt hat, dem absoluten Vorsatz hin, sich amüsiren zu w o l l e n, und so amüsirt man sich. Wie ist das so anders gegen das deutsche Theater!

Das Kapitel Theaterkritik brachte mich darauf, Jüles J a n i n ' s Bekanntschaft zu machen. Jüles Janin's Feuilleton in den Débats besitzt nicht mehr jene liebenswürdige Natür=

lichkeit, jenen harmlosen Freimuth, die gutmüthige Schalkhaftigkeit, welche die ersten Leistungen dieses im Auslande mehr, als in Frankreich geschätzten Schriftstellers auszeichnete. J. Janin ist nicht mehr jener muthwillige, frohe Plauderer, der er im Beginn seiner Laufbahn war. Er würde nicht mehr so drollig und naiv schreiben können, wie einst über seine alte Mutter, seine ersten Schulferien, seine ersten Federversuche, und wie er über Debureau und die Pariser Hunde geschrieben hat. Die fabrikmäßige Production hat ihn erschöpft, die Anfeindung erbittert. Sein Frohsinn ist nicht mehr der alte, seine Urtheile, die ehemals nur aus seinem Naturell flossen, fließen zum großen Theil schon aus der Galle. Er hat in Paris wenig Freunde. Die, die er tadelte, hassen ihn, Die, die ihn nicht hassen, beneiden ihn. Er hat den Fehler begangen, von den bedeutenden Talenten, die Frankreich gegenwärtig besitzt, mit Gleichgültigkeit zu reden. Er hat die schlechte Maxime angenommen, sich dadurch in seiner Stellung behaupten zu wollen, daß er in kühner Vermessenheit Alles sich unterordnet. Er lobt nur die Jahrhunderte, die vorüber sind, er bewundert nur die Schriftsteller, die man vergessen hat. Er hat nacheinander Victor Hugo, Alexander Dümas, Alfred de Vigny, George Sand, Scribe, Balzac angegriffen, es ist ihm kein Name zu hoch, kein Ruf zu begründet, dem er nicht in seinem mächtigen Organ, in dem bedeutendsten politischen Blatte Frankreichs, dem Journal des Débats, die Spitze böte. Um bedeutend zu bleiben, isolirt er sich. Er zieht die Feinde, die ihm Relief geben, den Freunden vor, in deren Schatten er sich verlieren würde. Dazu kommt, daß er, wenn ihm sein Talent ausgeht, beim Glaubensbekenntnisse der Débats Anleihen macht. Ich will dies nicht so deuten, als wollte ich sagen, daß er, wie alle Welt behauptet, von der Regierung bezahlt wird, aber er opfert seine Ueberzeugung dem System der Débats, schließt sich wenigstens an Richtungen an, die seinem natürlichen Sinne fremd sein sollten. Er tadelt ästhetische Principien, für deren Beweiskraft man seine eignen meist verfehlten, wenigstens Fragment gebliebenen Schriften selbst anführen könnte. Janin schreibt sein Feuilleton für die höheren Stände, für den Adel, für die Banquiers,

denen er die Schmerzen und Wehen der Dichter opfert. Er macht sich zum Vertheidiger der Tugend, der guten Sitten, des classischen Geschmacks, ohne für seine Tugend etwas Anderes als eine junge Frau, für seine guten Sitten etwas Anderes aufweisen zu können, als seine Renten, für einen classischen Geschmack etwas Anderes als einige Prospecte zu Panckoucke's Uebersetzungen der alten Römer. Was ihn bei den Débats erhält, ist theilweise sein Talent, noch mehr aber seine Schmeichelei gegen jene Grundsätze, die durch die Familie Bertin und ihr einflußreiches Organ vertreten werden.

Janin sagte mir: „Ich bin nichts als Journalist. Ich kann nichts, ich will nichts Anderes sein.“ Man muß gerecht sein. Nach diesem freien Bekenntnisse hat man einen großen Theil der ihm zu machenden Vorwürfe von seiner Person auf seinen Beruf zu wälzen. Es ist kaum möglich, nur Journalist sein zu wollen und immer gerecht zu bleiben. Der wahre Beurtheiler ist wohl nur Der, der selbst schaffen kann. Es ist nicht nöthig, daß der Kritiker, um Meister im Urtheilen zu sein, auch gerade Meister im Schaffen gewesen sein müsse. Nur muß er sich irgendwie in jenen Leistungen, die er zu beurtheilen wagt, selbst versucht haben. Hätte sich J. Janin je selbst in einem Drama versucht, hätte er je nach seiner eigenen Kraft die Schwierigkeiten dieser Kunstform geprüft, er würde keinen so vermessenen und unsinnigen Ausspruch gegen mich gethan haben, wie der: „Seit fünfzehn Jahren, daß ich kritisire, ist auf der französischen Bühne nichts dagewesen, was bleiben wird.“

J. Janin unterscheidet sich allerdings von vielen Seinesgleichen durch eine große Gabe der Darstellung und selbst der Auffassung. Er ist kein Kritiker nach Grundsätzen, er ist nicht einmal ein Kritiker, der, wenn auch vom Standpunkt des Geschmacks und der Natur, vom Standpunkt der bloßen Unmittelbarkeit, ein Kunstwerk in seine Theile zerlegen könnte; er kommt über das Urtheil: Dies spricht mich an oder läßt mich kalt! nicht hinaus. Aber er bewegt sich in diesem seinem engen Gebiete mit Grazie, er trifft durch seinen immer noch frischen Instinct die Wahrheit oft so nahe am Ziel, daß es dem besten Schützen Ehre machen würde. Daß Janin zuerst nach der

Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Natur der Dramen frägt, hat gewiß seine Vorzüge. Nicht immer ist sein Freimuth einseitig. Auf dem Gebiet der Moral ist er nicht immer Heuchler. Seine angeborne Naivetät, sein Provinzialgenie im Gegensatz zum Pariser Faiseur, machen sich noch oft genug geltend, um eine persönliche Begrüßung des talentvollen Schriftstellers als angenehme Erinnerung von Paris mit hinwegzunehmen.

Janin wohnt seit mehren Jahren dicht am Palais Luxemburg, im vierten Stock. Er hat die keineswegs glänzende, aber bequem eingerichtete Wohnung auch in seinem so viel besprochenen Ehestand nicht verlassen wollen. Le critique marié, wie man ihn hier nennt, wohnt in der rue Vaugirard, himmelhoch, aber mit einer reizenden Aussicht auf den Garten, die Bassins, die Statüen, die Schwäne, die Bonnen, die spielenden Kinder des Luxemburg. „Ich habe meiner Frau ein Schloß gekauft," sagte er, von einer Treppe herabsteigend, die aus seinem Wohnzimmer in sein Arbeitszimmer führt. „Ich bin verheirathet, seit sechs Monaten verheirathet, glücklich, überglücklich; Pst Adele, Adele!"

Adele, eine schöne junge Pariserin, kam die Treppe herunter und setzte sich zu uns, um zu frühstücken. Wenn Adele nicht Janin's Frau gewesen wäre, sie hätte seine Geliebte vorstellen können. Sie fand sich für eine Ehefrau überraschend in die bekannte, nonchalante Weise ihres Mannes, in seinen Schlafrock, seine Pantoffeln, seine Capriolen, seine Liebkosungen. Janin ist hübscher als seine Caricatur bei Aubert. Wohlgenährt, behend, hat er nur wenige Augenblicke auf demselben Fleck Ruhe. Bald seinen à la jeune France gezogenen Bart streichend, bald Adele liebkosend, bald an's Fenster laufend, hält er am Tische nur aus, um zu schreiben oder um zu essen. Er zeigte mir seine Zimmer, seine Einrichtung, seine Bücher, seine „Hochzeitsbetten". „Ich wohne jetzt noch in meinem alten Nest, aber ich werde meinem Engel, wir sind sechs Monate verheirathet und sehr glücklich, ich werde meinem Engel ein kleines Schloß kaufen. Ich verdiene viel Geld mit lauter schlechten Sachen. Wollt' ich gute Sachen schreiben, so hätt' ich kein Geld!"

Man kann Plaudereien nicht niederschreiben. Für Janin ist, wie für viele Schriftsteller, der Umgang mit Menschen eine Erholung vom Umgang mit Büchern. Die geistreichsten Leute führen gern dumme Gespräche, und Janin sprach im Gegentheil viel Gescheidtes, nur bunt durcheinander, hin und her, bald sich mit Adelen herumjagend, bald drohend, sie in die Dachrinne zu werfen, bald mit einem kleinen Baumstamm durch das Zimmer pilgernd. „Sehen Sie," sagte er („ich liebe übrigens die Deutschen, weil sie mich lieben), sehen Sie, diese Frau hab' ich mir erzogen, sie hat nichts gelesen, als meine Schriften, sie ist groß geworden, während ich dick wurde. Ich beklage, daß ich diese sechs Monate nicht vor zehn Jahren genoß, als ich noch schlank war. Sie ist ein seelengutes Weib, ohne Prätensionen, zuweilen kokett, ein Weib zum Küssen. Es ist nicht meine erste Liebe, aber meine erste Ehe." — Man brachte einen Brief. „Hübsch mit Manier überreicht!" sagte er zum Dienstmädchen. „Hier ist ein Teller, so! — auf dem Teller werden Briefe präsentirt." Das Mädchen lachte und sagte, sie wollte sich's merken. — „Sie waren bei George Sand? Wir rauchen nicht, ich nicht und meine Frau auch nicht, folglich haben wir auch kein Genie: nicht wahr, Adele?" — Adele spielte die Ehestandsidylle vortrefflich mit. „Sie liebt nicht meinen Ruhm," sagte der zärtliche Gatte, „sondern mein Herz. Ich bin ein schlechter Schriftsteller, aber ein guter Junge. Sprechen wir vom Theater." — Wir sprachen davon. Wir sprachen von der Rachel, von seiner Opposition gegen eine Schauspielerin, die er früher gehoben, „gemacht" hatte. „Es ist aus mit ihr," sagte er. „Sie lernt nichts mehr, sie schwärmt die Nächte hindurch. Sie trinkt Grog, raucht Taback, liebt im Großen. Sie hat jetzt einen Salon eröffnet, wo man in Hemdärmeln erscheint. Seitdem sie mündig ist, ist Alles vorbei. Sie ist ausschweifend geworden, das ist schrecklich, nicht wahr, Adele?" — „Man hat auch umgekehrt Fälle, daß mit der Wildheit das Genie kommt." — „Und wenn sie sich auf den Kopf stellt, so wird nichts mehr aus ihr," fiel Janin ein. „Zum Glück steht das Theater français auf festeren Füßen, als auf den taumelnden der Mamsell Rachel. Kennen Sie Lewald? Hat er mich

gut übersetzt?" — „Man übersetzt Sie weniger, als man Sie nachahmt." — „Kann man in der deutschen Sprache meinen Styl nachahmen?" — „Warum nicht! Ich will Ihnen gelegentlich ein Beispiel geben." Ein Besuch rief Janin für einen Augenblick ab, der Besuch dauerte lange, fast zu lange, es galt einer Besprechung, einem Contracte. Ich sollte durchaus warten. Da nahm ich meine Schreibtafel, trank meine Tasse Thee und schrieb in Janin's Manier folgende Kritik über eine Vorstellung im Circustheater, die jetzt großen Zulauf hat. „Beitrag zur Cyno-Dramaturgie. Seit einigen Tagen bemerkt man unter den Hunden von Paris eine ungewöhnliche Bewegung. Sie apportiren nicht mehr, sie bellen nicht mehr, sie springen nicht mehr in das Bassin des Palais-Royal, sie verschmähen die schönsten Knochen von Very und Vesour, sie sind ernster, ich vermuthe stolzer geworden. Die Hunde von Paris haben von einem Hunde der Pyrenäen gehört, von einem Mitgliede ihrer Race, das mehr als à la Fido savant rechnen, mehr als schreiben und lesen kann, von einem Mitgliede, das edle Thaten vollbringt. Der Hund der Pyrenäen ist der Stolz der Hunde von Paris geworden. Der edle, treue, aufopfernde Hund der Pyrenäen, ein Hund, der in der nächsten Concurrenz den Monthyon'schen Tugendpreis davontragen wird, ist die Ursache dieses Stolzes. Die Hunde fangen an, edler zu fühlen, menschlicher zu denken, redlicher zu handeln, als die Menschen von heute fühlen, die Menschen von heute denken, die Menschen von heute handeln."

„Ein Hund ist erstanden, ein Hund, der aus dem Wörterbuche der Menschensprache alle hündischen Beleidigungen verjagen wird. Seid nicht zu stolz, ihr Hunde von Paris! Es ist kein Hund aus Paris, es ist ein Hund aus den Pyrenäen! Emil, (der Hund des Cirque Olympique heißt Emil) Emil ist kein gemeiner Kläffer wie ihr, kein Straßenbeller, kein nichtsnutziger Schooßhund, der die intimen Besuche seiner Herrin beneidet, Emil ist keine von euch gemeinen Halsbandseelen, denen man im Monat Juli aus dem Wege gehen muß, keiner jener faulen Flaneurs, die an einen Knochen ihre Ehre, die Ehre ihrer Herrschaft, die Ehre ihres Halsbandes,

ihr Wappen, ihre Wohnung, ihre Nummer verrathen! Emil rettet ein Kind. Würdest Du ein Kind retten, Hektor, würdest Du es thun, Caramouche, Du Sultan, Du Azur, Du Belline... o geht, ihr Hunde von Paris, geht gemeine Seelen gegen den Hund der Pyrenäen!"

„Der neue menschenfreundliche Hund vom Boulevard du Temple, jener edle Hund, der täglich dicht neben dem Hause, wo Fieschi, ein Mensch, die Höllenmaschine losdrückte, um Menschen zu morden, ein Menschenleben rettet, der Hund, der es wagen konnte, nach Napoleon, nach Murat, Franconi's Bretter zu betreten, heißt Emil. O Rousseau, edler J. Jacques! Die Erziehung der Menschen ist Dir mislungen, aber ein Hund hat sich nach Dir gebildet: Dein Musterzögling, Deine erhabenste Anwendung, Dein Ideal ist ein Hund geworden, Emil, der Hund der Pyrenäen, Emil der Menschenretter bei Franconi. Emil hat ein Herz, eine Seele, ein Herz voll Güte, eine Seele voll Empfindung, Emil haßt wie Rousseau die Wissenschaften, er hat nichts gemein mit jenem dicken gemästeten Mopse Fido savant, er rechnet nicht, er schreibt nicht, er concurrirt nicht mit Victor Hugo, mit St. Beuve, mit Alexander Dümas, um in die Akademie zu kommen. Emil liebt nur die Tugend, er ist das Volk, das Volk in seiner Unschuld, das Volk in seinem Adel, er ist als Hund Das, was wir Menschen als Menschen sein sollten."

„Aber welche Kränkung, welche Verleumdung! Es giebt Leute, die behaupten wollen, Emil wäre auf die Tugend abgerichtet, Emil hielte das Kind, das er rettet, für ein Stück Fleisch, das er nicht anrühren zu dürfen so lange geprügelt worden ist, bis er den Lappen, das Fleisch, das Huhn, zuletzt das Kind nicht mehrt anrührt. Noch größere Verleumdung, man behauptet, Emil wäre ein Schauspieler. Emil, der Hund, ein verkleideter Schauspieler! Hat dies treue Thier je eine Rolle verweigert, je eine Verschwörung gegen die Direction gemacht, braucht es einen Souffleur, weigert sich Emil jeden Tag dieselbe anstrengende Rolle zu spielen? Emil ein Schauspieler! Eine Beleidigung, nicht für die Schauspieler, sondern für die Hunde! Wird dieser Hund je eine Vorstellung stören, läßt er sich je heiser anmelden, geht dieser Hund über sei-

nen Gagenetat hinaus, macht er Schulden, besticht Emil die Kritik, trinkt er mit dem Feuilleton Champagner? Bricht Emil je Contracte und entschuldigt sich dann vor den Gerichten mit seiner Minorennität? Ist Emil je —"

Bis hieher hatt' ich meinen Scherz geschrieben, Janin kam endlich zurück, um zu bleiben. Aber er hatte kürzlich seiner Frau einen kostbaren Shwal gekauft, das Wetter war zu schön, sie wollte ihn gern auf der Promenade zeigen. Der häusliche Friede ist eine heilige Sache. Ich behielt meinen Artikel für mich, scherzte noch Mancherlei mit dem wunderlichen Janin und ging. Ich habe einen Theaterartikel geschrieben, wie ihn Janin nicht kindischer schreiben kann. Wo ist die deutsche Zeitung, die mir für Artikel dieser Art jährlich 20,000 Franken giebt?

Zweiundzwanzigster Brief.

Paris, 12. April 1842.

Das französische Studienjahr an der Sorbonne und dem mit ihr verbundenen Collége de France dauert neun Monate hintereinander. Drei Monate der schönen Jahreszeit sind den Ferien gewidmet. Eine Einrichtung, die unstreitig besser als die unsrige ist. Unsere Sommersemester an den Universitäten sind meist verloren. Die Hitze, die Reiselust, die sommerlichen Vergnügungen lassen es mit dem Sommercursus bei uns zu keinem Ernst kommen. In Frankreich werden nur die Osterfeiertage eingehalten und dann sogleich die kurz vorher eingestellten Vorlesungen wieder aufgenommen. Vor einigen Tagen haben an der Sorbonne und dem Collége de France alle Course wieder begonnen. Die Sorbonne besteht aus einer Kirche, die im Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts gebaut ist, und einem großen, nicht eben freundlichen Hofe, dessen Wände im untern Stockwerk die Hörsäle enthalten, im obern einige Wohnungen der Professoren. Das Collège, ähnlich eingerichtet, nur moderner, liegt nicht weit

von der Sorbonne ab. Die naturhistorischen Vorlesungen finden im jardin des plantes, die ärztlichen in den Krankenhäusern statt. Ueber neuere und ältere Sprachen wird in der königlichen Bibliothek gelesen, wo man sogleich die kunstgeschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Sammelwerke zur Hand hat.

Im Katalog der Vorlesungen findet man berühmte Namen, auch solche, die in die Politik des Tages verwickelt sind. Man findet die Namen der Minister, die diesen Hörsälen die Anfänge ihres Rufs verdanken. Villemain, Guizot sind immer noch als Lehrer angekündigt, ohne daß sie lesen. Sie haben Stellvertreter, junge Privatdocenten, wie wir sie nennen würden, die das dem Professor zugewiesene Fach an der Stelle des verhinderten Inhabers ausfüllen. Man macht hier sein Glück, wenn man eine Zeitlang der Stellvertreter eines Andern war. Die eigentliche Bedeutung von Paris als Universität liegt nur in den Experimentalstudien, in der Naturwissenschaft und der Arzneikunde. Fast alle übrigen Branchen werden ohne eigentliche Hingebung behandelt. Die Professoren bekleiden eine Menge anderer Aemter und betrachten ihre Professorate als Sinecuren, Retraiten von ihren politischen Ausflügen, Mittel, sich im Vortrage auszubilden. Die Studenten lernen wenig, wenn nicht durch sich. Die Professoren sind Redner, die einzelne Fragen hervorheben, diesen eine für den Augenblick blendende Seite abgewinnen und die Vorlesungen mit einem effectreichen Schlusse, der applaudirt wird, beschließen. Hier giebt es keine nachgeschriebenen Hefte, keine „Schwänze", die man „nachreiten" muß, keine Dintenstecher, keine zerschnittenen Pulte, wenigstens in den Auditorien, in die ich hineinblickte, entdeckte ich nur Bänke zum Sitzen, keine Pulte zum Schreiben. Der Student zieht seine Brieftasche und notirt sich einzelne Gedanken, einzelne Thatsachen, die ihn interessiren. Man kommt und geht. Damen sitzen, wenigstens im Collége de France, mitten unter den jungen Studenten, die in ihrer Tracht, ihrem Wesen nichts Auffallendes haben.

Philaréte Chasles setzt seinen Cursus über nördliche Literatur fort. Ich wohnte seiner ersten Vorlesung im Collége

de France bei. Es mochten sich nahe an hundert Zuhörer eingefunden haben, unter ihnen Damen. Der junge Professor, der vor Kurzem nur Feuilletonist war und in seinem Fache für eine „Specialität" gilt, erschien durch eine Nebenthür, in hellem Rock, nach neuester Mode, schönem Schnurrbart und weißen Glacéhandschuhen. Aeußerlich war er so angethan, daß ihn der Curator einer deutschen Universität augenblicklich schwarz notirt haben würde. Philaréte Chasles hat jedoch unter seinem modischen Aeußern Etwas, was den Gelehrten verräth. Sieht man auch, daß ihn die Form der Schriftsteller, die er zu behandeln hat, mehr interessirt als der Inhalt, sieht man wol die flüchtige Virtuosität eines Kritikers nach der Mode, so schien mir der Bart, die Frisur, schienen mir die glacirten Handschuhe im Ganzen doch nur affectirt. Ich sah unter diesem Costüme einen Gelehrten im Schlafrock, unter staubigen Büchern, in einer dunkeln Mansarde, einen jungen Mann, der es sich einst sauer werden ließ, bis ihm seine Mühe vergolten wurde, ich sah Bettfedern in diesen künstlichen Locken, einen niedergetretenen Pantoffel statt des gefirnißten Stiefels, und daß ich dies sahe, sehen konnte, machte Philaréte Chasles Ehre, es beweist, daß ich ihm in seiner Häuslichkeit mehr Fleiß, mehr Ernst zutraute, als heute in seiner äußern Erscheinung als Professor lag. Ohne gerade beredt zu sein, trug er klar und einschmeichelnd vor. Man sah, daß die Vorlesung so eingeprägt, so auswendig gelernt, so fertig war, wie sie morgen hätte im Journal des Débats erscheinen können. Ich hörte Dinge, die mir nicht neu waren, aber den jungen Franzosen waren sie neu, und ich kann wol sagen, daß es für einen Deutschen schmeichelhaft sein mußte, einen französischen Professor über Sebastian Brandt's geschmackloses, langweilig moralisirendes Narrenschiff, vor jungen Franzosen, die den Mund aufsperrten, wie über ein Werk von seltenem Werthe, eine Stunde lang mit Geist und Geschmack reden zu hören.

Armand Bertin, den jetzigen Besitzer der Debats, sah ich in einer Gesellschaft, wo mir auch Hektor Berlioz, Alfred de Vigny, ein gereisteter Diplomat und Romanschreiber für den Faubourg St. Germain, Graf Viel-Castel und Herr von

Eckstein bekannt wurden. A. Bertin, ein Vierziger von imponirendem Embonpoint, setzt die Vertheidigung der Doctrin so lange fort, bis wol auch er, wie sein Vater und Oheim, in die Pariskammer „versammelt" werden wird. Herr Bertin ist selbst kein Schriftsteller. Die Artikel seines einflußreichen und unstreitig ersten französischen Blattes schreiben de Sacy, St. Marc Girardin, Michel Chevalier, Jüles Maurel, Xavier Raymond, Adolph Gueroult, Antoine de la Tour, Theodor Benazet, Cüvillier Fleury, der Pole Tinsky, ohne die artistischen und unterhaltenden Mitarbeiter. Herr Bertin leitet das Ganze. Er holt sich die Parole von den Ministern, vom Könige, von den einflußreichsten Deputirten. Graf Molé macht bei ihm Visiten und bittet ihn, seiner bei der nächsten Combination zu gedenken. Herr Bertin regiert Frankreich; denn Die, die Frankreich zu regieren das Recht haben, geizen nach seinem Beistande, seiner Uebereinstimmung. Ob Herr Bertin diese bedeutende Unterstützung, die das „System" ihm verdankt, rein aus seiner Ueberzeugung und seiner persönlichen Hingebung fließen läßt, oder ob ihm das „System" seinerseits dafür erkenntlich ist, weiß ich nicht.

Herr von Eckstein gehört uns Deutschen an, ob er gleich seit den vielen Jahren seines Pariser Aufenthaltes Franzose geworden ist und es vorzieht, in Paris für einen gebornen Dänen zu gelten. Herr von Eckstein ist ein Mann von Geist, trotz seiner Artikel in der Allgemeinen Zeitung. Ein Publicist, der der Leidenschaft und dem Vorurtheil erliegt, kann im Grunde kein geistvoller genannt werden; doch spricht Herr von Eckstein über seine Briefe in der Allgemeinen Zeitung so, als wenn sie ihm nur halb gehörten. Herr von Eckstein treibt in seinen Mußestunden orientalische Literatur. „Ich schreibe die Briefe in der Allgemeinen Zeitung nur," sagte er, „um mir indische Bücher zu kaufen." Herr von Eckstein gehört zu jenen conservativen Schriftstellern, denen man oft mit Unrecht vorzuwerfen pflegt, ihre Ansichten wären ihnen nicht Ernst, sie glaubten selbst am wenigsten, was sie schrieben. Herr von Eckstein hat ein lebhaftes, blitzendes Auge, eine scharf ausgeprägte Physiognomie, die auf mehr Phantasie, als Charakter deutet, eine Universalität des Wis-

sens, die seinen geschmackvollen, oft witzigen Dialog überall heimisch macht. Mich betrübte die Gleichgültigkeit, mit welcher Herr von Eckstein über seine publicistische Wirksamkeit sprach. Wenn man in einer der ersten Zeitungen Europas, in einer Zeitung, die Frankreich mit Preußen, Oesterreich und Rußland vermittelt, fast täglich eine Nation, wie die französische, seit so vielen Jahren herabsetzt, alle französischen Staatsmänner verwirft, alle Partheien in Bausch und Bogen beurtheilt und von dem ganzen Geistesreichthum dieser Nation nichts den Deutschen zu empfehlen pflegt, als die Abgeschmacktheiten der Gazette de France und die Hohlheiten der Quotidienne, so sollte man von einer so gewagten Aufgabe mit weniger Leichtmuth sprechen, als es Herr von Eckstein that. Alle französischen Staatsmänner klagen über Eckstein's Verunglimpfungen Frankreichs. St. Marc Girardin sagte mir: „Es ist abscheulich, wie man Frankreich in diesen Correspondenzen der Allgemeinen Zeitung hinstellt. Während Frankreich täglich glücklicher, täglich ruhiger wird, stellt man unser Land vor Oesterreich, Preußen und Rußland hin, als müßte es täglich an innerer Fäulniß verwesen, täglich wie ein verfaultes Tuch auseinander gehen. Wie Voltaire in seiner Correspondenz vierzig Jahre hindurch schreibt: „Ich bin krank — Ich sterbe — Ich bin schon todt" und doch über achtzig Jahre alt wurde, so schreiben diese Correspondenzen: Frankreich ist krank, Frankreich stirbt, Frankreich wird sterben, Frankreich ist schon todt, und Frankreich lebt, trotz dieser Bülletins, glücklicher und gesunder als je. Herr von Eckstein gehört zu jenen Conservativen, die revolutionairer sind, als die Revolutionaire." Ich muß bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung machen: Herr von Eckstein, der seit zehn Jahren Frankreich herabsetzt und alle Lebensäußerungen, alle Anstrengungen dieses Landes, um zu Frieden und Ruhe zu gelangen, einseitig, unhaltbar, wenn nicht gar verbrecherisch findet, Herr von Eckstein, der seit Jahren Frankreich benutzt, um Deutschland und Rußland die Schrecken der Volkssouverainetait zu beweisen, der in sieben oder acht Kategorieen, als da sind, Napoleonisten, Legitimisten, Ralliirte, Advocaten, Kabalenschmiede, Phrasenschmiede u. s. w., das ganze geistige

und politische Leben Frankreichs wie in die Schemata eines Paßsignalements zwängt, Herr von Eckstein lebt in Paris unangefochten, lebt geduldet, hier und dort gut aufgenommen, sicher gestellt durch eine Gastfreundschaft, die wir in Deutschland nicht kennen würden. Wie lange dürfte wohl ein Franzose in Berlin und Wien sich aufhalten, der dem Journal des Débats solche Schilderungen der gouvernementalen Gewalten in Preußen und Oesterreich schickte, wie sie Herr von Eckstein über die Julidynastie seit Jahren fast täglich nach Augsburg schickt? Ich bemerke nochmals, daß ich, abgesehen von dieser Herzensmeinung, vor Herrn von Eckstein's Geist die größte Hochachtung habe.

Unter Hektor Berlioz hatte ich mir nicht den gedrungenen, untersetzten Mann vorgestellt, den ich fand. Es liegt in seinen Feuilletons mehr Phantasie, in seiner Gestalt mehr Kritik. Berlioz hat einen ausdrucksvollen Kopf, eine strenge Physiognomie, in der sich die tiefste Erkenntniß des Wahren in der Musik, aber theilweise auch das Unvermögen, seinen Idealen selbst nachzukommen, ausspricht. Es fehlt der Stirne das Gepräge des freien Wagnisses, die Glätte des heitern Entschlusses, während sie edel genug den denkenden Ernst und eine gewisse brütende Melancholie des Verstandes ausdrückt. Berlioz vertritt vor Frankreich die classische Musik, er ist der Feind der großen Trommel, der Pickelflöte, des Bassethornes und der Ventiltrompete; er basirt die Musik auf Harmonie und Melodie, verlangt Genie in der Auffassung und Fleiß in der Durchführung. Hektor Berlioz ist nicht frei in seinen kritischen Urtheilen von den Einflüssen dieser oder jener persönlichen Beziehung. Es ist unmöglich, sich in Paris ganz zu isoliren, oder, was dasselbe sagt, immer wahr zu sein. Sonst steht sein keuscher, kritischer Sinn in einem betrübenden Widerspruch mit dem eigenen Vermögen. Ich kann nicht glauben, daß es nur eine Verschwörung ist, wenn man die Musik, die Berlioz selbst schreibt, nicht hören und gegenwärtig sogar nicht mehr ausführen will. Für die Harmonieen, die in seiner Seele tönen, hat er nicht die Logarithmen der irdischen Technik, die verrechenbaren Zahlen und hörbaren Noten finden können. Da, wo er in seinen Sym-

phonieen bis in die Sphären besserer Welten schwebt, findet die Menge nur ein wüstes Chaos von Tönen, in welchem einige klare Gedanken vergebens ringen, das Dunkel zu besiegen und mit triumphirendem Wohlklang alle Gefühle in dem einen des ergriffensten Behagens aufzulösen. Berlioz will lachen, weinen, sterben, wie Beethoven, aber sein Lachen ist sogleich ein Grinsen, sein Weinen sogleich ein Greinen, sein Leben Uebermuth, sein Sterben Ermüdung. Berlioz malt die Empfindungen, die er haben, die er wecken sollte. Er malt sie mit einem Aufgebot von Kraft, das gerade das Gefühl der innern Schwäche verräth. Ich hörte von ihm eine Ouvertüre um die Sinne schwindeln zu machen. Blechinstrumente, Pauken, Contrabässe, Alles rast in wildem, orgiastischem Taumel. Eins will das Andere niederschmettern, eine Kraft die andere überbieten. So schön das Ganze als Kunstwerk gearbeitet war, so lieblich das Cantabile eines Zwischensatzes eintrat, man erliegt dieser massenhaften Anhäufung und flieht sie, weil sie den Nerven wehthut. Die Absichtlichkeit des Kritikers überwuchert den freien Schaffenstrieb des Genius, und so bestätigt sich auf's Neue jener ohne Zweifel weise überlegte, grausame Plan der Schöpfung, dem Einen das zu geben, was er oft selbst nicht versteht, und dem Andern zu versagen, wornach er mit allen Poren seines Herzens durstet, worauf er mit Tantalusqual die schmachtenden Blicke wendet.

Ganz besonders wohlthuend war mir die Nähe Alfred de Vigny's. Graf de Vigny war früher Militair und verließ nach sechsjährigem, thatenlosem Garnisonsdienste die Linie als Hauptmann einer Compagnie. Die Liebe zur Dichtkunst hatte den jungen Offizier mitten in der Langenweile eines Dienstes ergriffen, dem er sich mit Hoffnung auf Thaten und Ruhm gewidmet hatte. Alfred de Vigny erinnerte mich an unsern verstorbenen Gaudy, nur daß de Vigny's Kraft größer, sein Wille ernster, sein Gemüth harmonischer ist. Der Dichter der „Eloah", des „Cinq Mars", des „Stello" und „Chatterton" ist 43 Jahre. Sein Aeußeres verräth den Edelmann, seine Haltung den Offizier. Alles Uebrige an ihm ist Dichter. In seinem Auge streiten

edler Ehrgeiz und Schwärmerei mit ihren blendendsten Lichtern, seine Rede ist melodisch, sein Styl gewählt, seine Gedanken rudern stets der Tiefe zu, fliehend die Seichtigkeit, selbst wenn diese nur die allein verstandene ist. Alfred de Vigny ist keins jener Genies, die sich blindlings in die Strömung des Lebens und der Dichtung werfen. Man sieht und hört und liest ihm an, daß seine Dichtkunst nur geweckt wurde durch den Zufall, und daß sie hätte schlummern können, ohne der Welt zu fehlen, ja daß sie zuweilen mehr eine Frucht der Begeisterung, als des Naturells ist. Aber dafür sind ihm auch die nie ausbleibenden Schlacken des ursprünglichen Genies fremd. Er ist niemals flüchtig, er überlegt, er wagt sich in keine Gebiete, für welche er seine Kraft nicht gemessen hat. Er faßt seine Pläne mit mächtigem Angriff auf, dann bezweifelt er sie und läßt sie liegen. Nun locken sie ihn wieder: er arbeitet den Plan weiter aus, verwirft ihn wieder, beginnt ihn auf's Neue. Sind alle seine Materialien zurecht gelegt, dann geht er an die Ausführung selbst und bewährt hier eines der sinnigsten Talente unserer Zeit. Ein sicherer Genius führt ihm die Feder, die nie über das vorgesteckte Ziel hinausgleitet. Es ist eine Musivarbeit im feinsten Sinne, was er geben wird, eine harmonische Schöpfung, in der nichts sorglos vorausgesetzt, nichts nachlässig verschwiegen bleibt, sondern wo Alles in festen, sicheren Umrissen vollständig und mehr als einmal überarbeitet an's Tageslicht tritt. Alfred de Vigny besitzt vielleicht nicht die ursprüngliche Kraft Victor Hugo's, jedenfalls nicht das lyrische Selbstvertrauen des uns Deutschen als Dichter entschieden gleichgültigen Lamartine, aber er übertrifft Beide an Sauberkeit des Details und Meisterschaft in der Behandlung der Einzelnheiten.

Vor dem Diner, das diesen Kranz von bedeutenden Namen vereinte, sprach A. de Vigny über — Thränen. Die Taschentücher der Boulevardstheater hatten uns auf Thränen gebracht. „Man will jetzt nur,“ sagte der Verfasser des vielbeweinten Chatterton, „man will nur Kunstwerke gelten lassen, in denen sich das Rührende nicht höher versteigen darf, als bis zu einem Gefühl erhabenen Staunens. Man will nicht

Thränen, sondern nur die Andeutung, hier wäre eine Stelle, wo man allenfalls weinen könnte." Alfred de Vigny hat ein Recht, über Thränen zu reden. Seine Eloah ist bekanntlich „geboren aus einer Christuszähre". — „Ihre Werke erschienen in langen Zwischenräumen?" — „Ich bin," antwortete de Vigny, „in Sorge, mit unreifen Dingen vor das Publikum zu treten. Ich arbeite jeden Tag. Ich habe immer einen Roman, ein Drama, ein Gedicht unter der Feder, aber ich kann mich nicht entschließen, etwas herauszugeben. Mein letztes Werk: Freuden und Leiden des Kriegerstandes (servitude et grandeur de la vie militaire), erschien vor sechs Jahren." — Ich konnte nicht umhin zu bemerken: „So preisen Sie Ihr Geschick, das Ihnen erlaubt, so zurückhaltend zu sein. Wären die anderen Dichter nicht arm, ihre Werke würden besser sein. Sie sind reich, wissen aber, was Armuth ist. Sie haben es in Ihrem Chatterton gezeigt". — „Ist Chatterton in Deutschland aufgeführt?" — „Ich entsinne mich nicht." — „Frau von M. in Berlin sagte mir, es wäre in Lübeck gegeben." — Ich war so grausam zu lächeln. In Lübeck! In Lübeck — beim Grafen Hahn! Mir fiel der Unterschied zwischen dem Theater français und einer sogenannten deutschen concessionirten Theaterentreprise so auf, daß ich durch meine Ironie einen Fehler beging, den ich gut machen mußte. „Ich habe Ihren Chatterton gegen J. Janin vertheidigt. Ich hatte ein persönliches Interesse, da ich einen Helden in Richard Savage wählte, der mit Chatterton Aehnlichkeit hat. Es ist sehr leicht, für nichtsnutzige Schreibereien jährlich 20,000 Franken verdienen und einem wahren Dichter vorwerfen, wenn seine Gedichte ihm nichts eintrügen, lieber ein Holzsäger zu werden." — „Mein Chatterton," bemerkte de Vigny, „ist nicht der historische, das räume ich ein. Ich habe ihn mir aus der Masse der leidenden Dichter herausgenommen, um zu zeigen, daß die Vorsehung etwas hart mit ihren Lieblingen umgeht. Man glaubte in Paris, ich wollte, weil Chatterton Gift nimmt, den Selbstmord lehren, den Selbstmord beschönigen. Trotz dieser Verfolgungen hat die große Masse Antheil an meinem Werk genommen und mich besser verstanden, als die Kritik, die nun

einmal das Privilegium des Mißverstehens hat.“ Wir kamen auf die Stellung der anderen Künste der Gesellschaft. Alfred de Vigny bemerkte: „Meine Ueberzeugung ist die, daß die Regierungen die Dichter schützen, ihnen Mittel geben müssen, um ihren Ideen zu leben. Soll ich Ihnen sagen, warum man die Musik und die Tanzkunst beschützt? Die Könige geben den Sängern, den Tänzerinnen, nichts aber den Dichtern. Warum? Die Dichter singen die Hoffnungen des Volkes, sie singen die Freiheit. Die herumreisenden Virtuosen, die Klavierspieler, die Geiger können kein Volk aufklären, keine Sklaven befreien. Darum werden diese mit offenen Armen aufgenommen, diese mit Orden belohnt. Einer Taglioni hängt die russische Kaiserin selbst ihre Diamanten um.“

Im Journal des Debats war an demselben Tage ein Artikel über Strauß und sein Leben Jesu erschienen. Ich beklagte mich über den absprechenden Ton dieser seinsollenden Kritik. De Vigny lächelte: „Ich will Ihnen sagen, wie es damit steht. Strauß' Buch ist in's Französische übersetzt, ich habe es mir selbst gekauft und mit großem Interesse studirt. Das Buch hat auch bei uns in Frankreich Aufsehen gemacht. Warum das Journal des Debats dies leugnet, das ist ein Geheimniß, das ich Ihnen hier nicht erklären kann.“ Sein Blick auf den König der Debats, Herrn Bertin, erklärte mir hinlänglich das Geheimniß. In Allem, was Alfred de Vigny sprach, erkannte ich den Denker, den Dichter, den edlen Menschen. Alfred de Vigny ist reich und spricht für die Armuth; er ist Graf und spricht für die Freiheit. Am 21. wird er bei der Akademie durchfallen. Er bewirbt sich mit St. Beuve und Vatout um einen Sitz neben Victor Hugo und Scribe. Er wird ihn nicht bekommen, er wird ihn aber später bekommen.*) Mit der Akademie ist es, wie mit dem Senat der Stadt Frankfurt, der jedes Gesuch erst zweimal abschlägt, ehe er es beim dritten Male mit einigen Bedingungen bewilligt. Man sagt, es geschähe dies des dreimal zu bezahlenden Stempels wegen.

Diesen für mich merkwürdigen Abend verdanke ich der

---

*) A. de Vigny wurde bald darauf Akademiker.

Gräfin d'Agoult, die unter dem Namen Daniel Stern schreibt. Ein Wesen, dem es möglich ist, Dichter um sich zu versammeln, muß selbst ein Gegenstand für Dichter sein. Ich kann an diese Frau nicht denken, ohne die Macht der Kunst zu bewundern. Welch ein Zauber muß doch in dem Umgang mit den Musen liegen! Höre ich die Gräfin d'Agoult im französischen Gespräch mit Geist, im vollendetsten deutschen Dialog mit Gemüth reden, sehe ich sie am Klavier, durcheilt sie mit prüfendem Kennerblick die Galerieen der Gemälde, deren Schönheiten und Fehler ihr auf den ersten Blick entgegenspringen, führt sie selbst mit jenem schönen intuitiven Styl, der den Frauen eigen ist, die Feder, und denke ich mir dann unter diesem glänzenden Spiegel doch einen dunkeln Grund von Leidenschaften und Schmerzen, eine Vergangenheit und eine Gegenwart, gehüllt vielleicht in diese düstern Schatten der Melancholie, beweint von einem Engel, der sein Haupt stützt, zur Erde blickt und die umgekehrte Fackel auf dem Boden langsam verlöschen sieht, denke ich mir diesen Schmerz und diesen Trost, diese Klage und diese Linderung, so begreife ich, warum die Alten die Musen so oft die Töchter der Nacht genannt haben. Die Gräfin d'Agoult ist jene Arabella, welche in der der Verherrlichung G. Sand's gewidmeten Voyage à Chamouny mitten aus den Wirren eines geistreich wilden Künstlerkreises stets wie ein Marmorbild aus dunkelgrüner Myrten- und Pinienwaldung leuchtet, schweigend, hingegeben, anmuthig und doch voll Hoheit, ein Bild des verklärten Schmerzes, ein Bild jener Liebe, welche die Zahl der Opfer, deren sie fähig ist, nicht nach den Stunden ihres Glückes berechnet.

Und hier muß ich erwähnen, daß ich nun doch noch bei George Sand gewesen bin. Sie hatte mir geschrieben: „Sie finden mich jeden Abend zu Hause. Sollten Sie mich aber in Verhandlung mit einem Advocaten treffen oder gezwungen, schnell auszugehen, so müssen Sie mir dies nicht als Unhöflichkeit auslegen. Ich bin jeden Moment den Folgen eines Processes ausgesetzt, den ich in diesem Augenblicke mit meinem Verleger führe. Sehen Sie darin einen Zug unserer französischen Sitten, über den mein Patriotismus erröthen

muß. Ich klage gegen meinen Verleger, der mich körperlich zwingen will, ihm einen Roman zu schreiben nach seinem Gefallen, d. h. nach seinen Grundsätzen. Unser Leben vergeht in den trübsten Nothwendigkeiten und erhält sich nur durch Kümmernisse und Opfer. Uebrigens werden Sie die Züge einer Frau von vierzig Jahren finden, die ihr ganzes Leben darauf verwandt hat, nicht durch Anmuth zu gefallen, sondern durch ihre Offenheit zu mißfallen. Mißfalle ich Ihren Augen, so werde ich doch in Ihrem Herzen die Stelle behalten, die Sie mir eingeräumt haben. Ich verdanke sie der Wahrheitsliebe, einer Leidenschaft, die Sie auch aus meinen literarischen Versuchen herausempfunden haben."

So ging ich denn eines Abends zu ihr. In einem Zimmer (wir würden es eine Kammer nennen, der Franzose nennt es: „la petite chapelle"), in einem Raum von kaum zehn Quadratfuß saß die berühmte Frau beim Kamin und stickte an einer Handarbeit. Ihr gegenüber saß ihre Tochter. Der kleine Raum war durch eine Lampe mit düsterm Schirm spärlich erhellt. Sie gewährte nicht mehr Licht als nöthig war, um die Zeugstoffe zu erhellen, an denen Mutter und Tochter arbeiteten. Auf einem Eckdivan saßen im tiefsten Schatten zwei Männer, die nach französischer Sitte nicht vorgestellt wurden. Sie verhielten sich schweigend, was die feierliche, ängstliche Spannung des Augenblicks vermehrte. Es war rings ein leises Athmen, eine drückende Schwüle, eine wahre Beängstigung des Herzens. Die Flamme in der matten Leuchte zitterte, still bewegt; im Kamin verglühten die Kohlen zu weiß schimmernder Asche, nur das geisterhafte Klopfen einer Uhr schien das einzige Leben zu verrathen.

„Verzeihen Sie mein mangelhaftes Französisch," begann ich. „Ich las zu oft Ihre Werke und zu selten die Komödien Scribe's. Bei Ihnen lernt man die Sprache der Poesie, bei Scribe die Conversation." — „Wie gefällt Ihnen Paris?" — „Ich finde es, wie ich's erwartet habe. Neu ist allerdings ein Proceß wie der Ihrige. Wie steht es damit?" — Ein bitteres Lächeln statt der Antwort. — „Was heißt in Frankreich körperlich zwingen?" — „Gefängniß." — „Man wird eine Frau nicht in ein Gefängniß sperren, um einen

Roman zu schreiben, und was nennt ein Buchhändler seine Grundsätze?" — „Die, die ihm mehr Geld einbringen. Ich bin ihm zu demokratisch geworden." — Und die Handwerker kaufen keine Romane! dacht' ich. „Hat die revue indépendante guten Fortgang?" — „Für ein junges Blatt bedeutenden. Eben Buloz von der revue des deux mondes will mich zwingen, ihm einen Roman zu schreiben." — Hier hätte ich viel gegen die neue Tendenz der Romane George Sand's einwenden mögen, doch würde es nicht am Orte gewesen sein. — „Sie sind Dramatiker?" — „Ich habe für die moderne Literatur den Uebergang oder, soll ich sagen, den Rückzug auf die Bühne gesucht. Es ist ein gutes Mittel, das Maß zu prüfen, bis zu welchem die Literatur gehen darf. Der Roman geht weiter, als die Masse folgen kann. Um den Roman da wieder einzuholen, wo er gefallen kann, bedarf es des Dramas. Der Masse unmittelbar gegenüber, lernt man schätzen, was man geben muß, um der Masse begreiflich zu bleiben!" — Eine prüfende Pause. — „Haben Sie gute Schauspieler in Deutschland?" — „Eben so große Talente wie in Frankreich, nur nicht so ausgebildete Specialitäten. Unsere Oper, wenn sie hier, ehe sie nach London geht, singen sollte, könnte den Italienern zu schaffen machen." — „Die Malibran und die Pasta sind gewesen. Waren Sie im Theater français?" — „Um es nicht wieder zu besuchen, wenigstens nicht für die Tragödie." — „Unsere Tragödie ist veraltet," sagte George Sand. „Es sind so übertriebene Leidenschaften, so verzerrte Gefühle. Der Anflug von chevaleresker Höflichkeit und Courtoisie erscheint uns jetzt so lächerlich, wie er früher bewundert wurde. Das französische Theater ist in Verfall. Nur die mittelmäßigen Geister sind es, die sich noch mit ihm beschäftigen. Unter den zahllosen Stücken nicht eine Erscheinung, die dauern wird. Scribe ist ein großes Talent. Seine Combinationen sind vortrefflich, aber sie sind auf eine momentane Wirkung basirt. Tiefere Bedeutung geht ihm ganz ab. Von allen diesen Dramatikern versucht Niemand, seinen Werken einen tieferen Sinn unterzulegen." — „Souvestre vielleicht, doch ist er trocken und dürr." — „Souvestre. Sie haben Recht."

Gegen meinen Wunsch geriethen wir tiefer in die In=

teressen der dramatischen Literatur, als mir für die Verfasserin der unglücklichen, durchaus verfehlten Cosima lieb sein konnte. George Sand hat in diesem Drama unser gewöhnliches Theaterpublikum für eine tiefere Gefühlsdialektik gewinnen wollen, war aber in der abstracten Absicht stehen geblieben, ohne vorzudringen zur Gestaltung, zu jener freien, rein anekdotischen Beherrschung des Stoffes, die im Drama jede Tendenz, sie mag sein, welche sie wolle, scheinbar zur Nebensache machen muß. Ihre Cosima fiel auseinander, da ihr diese Klammern und Angeln fehlten. Ich hätte dies mißliche Thema gern aufgegeben, aber wir geriethen immer wieder hinein. Von Schiller und Shakespeare wurde gesprochen, vom Decorationswechsel, von der altenglischen Bühne, von Balzac. Sie capricirte sich, Balzac zu loben. — „Er wird in Deutschland viel übersetzt? So! Er verdient es. Balzac ist ein Mann von Geist, er hat außerordentlich viel erlebt und viel beobachtet."

Die ängstliche Spannung des Gespräches hatte nachgelassen. George Sand ließ ihre Handarbeit liegen, schürte das Kaminfeuer und zündete eine jener unschuldigen Cigarren an, die mehr Papier, als Tabak, mehr Koketterie, als Emancipation enthalten. „Sie sind jünger, als ich dachte," sagte sie und erlaubte mir jetzt zum zweiten Mal, am Schein der Lampe einige Streiflichter zu verfolgen, die mir einen volleren Anblick ihrer Züge gestatteten. Das bekannte Bild ist ähnlich, doch ist das Urbild bei Weitem nicht so stark, nicht so rundlich, wie dort. Aurora Dudevant ist eine kleine, behende Figur, mehr schmächtig und gazellenartig, als man nach jenem, einer Büste nachgebildeten Stahlstiche vermuthen sollte.*) Sie ähnelt Bettinen.

„Wer übersetzt mich in Deutschland?" fragte sie. — „Fanny Tarnow, die ihre Uebersetzungen aber Bearbeitungen nennt." — „Wahrscheinlich läßt sie die sogenannten unmoralischen Stellen fort." — Sie sprach dies mit großer Ironie. Ich antwortete nicht, sondern blickte zu ihrer Tochter hinüber, die ihre Augen niederschlug. Die Pause, die hier

*) Seither ist sie stark geworden.

folgte, war eine Secunde, sie drückte das Gefühl einer ganzen Epoche aus.

George Sand weiß nichts von Deutschland. Darum kann sie es doch, wenn man ihr davon spricht, besser verstehen, als Die, welche hier Profession davon machen, Deutschland zu verstehen. Die französischen Gelehrten, die deutsche Zustände studirten, kennen uns meist nur einseitig. Besser man ignorirt uns, als daß man uns falsch beurtheilt und meistert. Wer, wie G. Sand, nichts Genaueres von Deutschland weiß, kann darum doch Hochachtung vor dem deutschen Geiste hegen. Wer unsere Sprache nicht versteht, lernt uns durch unsere Musik kennen. George Sand würde Deutschland besuchen, wenn sie ihre Reisen nicht dem Zwecke widmete, allein zu sein. Sie hatte von Bettina gehört und fragte mich auch nach Frau von Chézy. Von allen unseren Dichtern, Philosophen und Gelehrten war ihr nur ein Name der geläufigste: Frau von Chézy! Sie erstaunte, daß Frau von Chézy jetzt nur noch eine Stellung in der Memoirenliteratur hat. Sie hatte sie für eine große Dichterin gehalten.

„Ich war kürzlich in der Deputirtenkammer," fuhr ich fort. „Ich sah diesen Kampf kleiner Leidenschaften. Morgen werden über eine Scene, die mehr in die Schulstube als in das Asyl der Volksfreiheiten gehört, hundert große Journale berichten. Alle Spalten werden darüber mit Raisonnements bedeckt sein. Wie kann eine geistreiche Nation sich einbilden, daß man sie noch länger für geistreich hält, wenn sie täglich sich dieselbe nüchterne Speise vorsetzen läßt, diese ewigen Fragen: Guizot oder Thiers, Thiers oder Guizot? Sind dies Debatten, würdig unserer Zeit? Wahrlich, die täglich hier verschwendeten Hunderte von Foliospalten in den Zeitungen würden besser angewendet werden, wenn Frankreich sich um die geistigen und moralischen Leistungen anderer Völker kümmerte und sich in ihnen über ein benachbartes Volk belehren ließe, von dem es mehr lernen kann, als aus dem trostlosen Partheigetriebe, das in Frankreich die Tagesordnung ist."

Hier blitzten zum ersten Mal George Sand's Augen auf. Jetzt erst wurde ich von dem vollen Glanze derselben getroffen. Es war die Region, wo ihre neueste Richtung sich entwickelt

hatte. Sie sagte: „Ja, das ist es, das ist es!“ Ich war auf dem Punkte des tieferen Bezuges zwischen uns, auf dem elektrischen Punkte der Uebereinstimmung. Aber ich glaubte nicht so lange verweilen zu dürfen und benutzte nicht die wärmere Stimmung des Augenblicks. Ein unheimliches, drückendes Gefühl lähmte mir die freiere Entwicklung.

Als ich von G. Sand geschieden war und hinunterstieg in das Dunkel der Nacht, war mir's wie ein Traum. Das kleine Zimmer, die matte Beleuchtung, die schweigende Tochter, die beiden männlichen Schatten an den Wänden, von denen der Eine der kranke Chopin war, diese Stille, diese Pausen, diese aphoristische Unterhaltung! Es schien, als wenn der Zufall das Zufälligste, die Absicht das Absichtlichste, die Zurückhaltung das Zurückhaltendste geben wollte, und doch war das Ganze ein Gedicht geworden. Ich hatte mehr, als die wunderliche Frau hatte geben wollen. Sie wollte nichts geben. Sie wollte eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen und mir unmöglich machen, diese Höflichkeit zu mißbrauchen. Sie gab sich kalt, mißtrauisch, sogar gereizt. Sie zeigte Angst, verrathen zu werden. Sie fürchtete einen indiscreten Touristen. Wie gern hätt' ich ihr gesagt: „Fürchten Sie sich doch nicht! Man kann sich fürchten vor Denen, die uns hassen, zuweilen sogar vor Denen, die uns lieben. Nie aber soll man sich fürchten vor Denen, die uns verehren.“

Die Erwartung unter meinen Freunden, wie ich G. Sand gefunden hätte, war groß. „Sind Sie auch enttäuscht, wie alle Andern, die sie persönlich sahen, enttäuscht sind?“ fragte man mich von allen Seiten.

„Ich bin nicht enttäuscht,“ antwortete ich. „Ich habe sie anders gefunden, als ich dachte. Aber auch so hat sie mich um einen Blick in die Menschenseele reicher gemacht.“

Dreiundzwanzigster Brief.

Paris, 14. April 1842.

Heut' will ich meine letztempfangenen Theatereindrücke niederschreiben. Ich thue es, um auf's Theater nicht wieder

zurückzukommen. Die häufigen Wiederholungen der Stücke, so ersprießlich sie für die Kasse sind, so langweilig sind sie dem Fremden. Der Theaterzettel, der uns, wenn wir ankommen, so sehr den Appetit reizt, erscheint uns nach vier Wochen schon abgestanden. Verwöhnt von den guten Bissen sehen wir, daß die guten Bissen immer wieder kommen, und mehr als einmal rufen wir aus: „Toujours perdrix!"

Man spricht so viel von dem größern Talent der Franzosen für die Bühne, man rühmt den Reichthum ihres Repertoirs, erkennt ihnen das Theater als ihren eigentlichen Beruf zu. Es ist auch wahr, daß die Franzosen besser beobachten, als wir. Es ist noch mehr wahr, daß ihre Sitten gleichförmiger sind, als die unsrigen, und sich deshalb leichter beobachten lassen. Aber dennoch kommen hier in Paris unzählige Nebenumstände zusammen, um dem Franzosen die Ausbildung seines dramatischen Berufes zu erleichtern. Es ist das hiesige Theater auf Voraussetzungen gebaut, die man in Deutschland nicht kennt, geschweige besitzt.

Schon oft habe ich es gesagt und wiederhole es, das Pariser Publikum ist das mildeste von der Welt. Es ist mild, weil es billig ist. Es legt an die Beurtheilung eines neuen dramatischen Werkes nur den Maßstab, den dieses selbst voraussetzt. Es muthet dem Drama nicht zu, daß es Vaudeville, dem Vaudeville nicht, daß es höheres Lustspiel, dem Lustspiel nicht, daß es Schauspiel sei, es nimmt, was man giebt, und freut sich der Gabe, die man bezahlt hat. Der Franzose hat Hochachtung vor Allem, was geschrieben ist, noch größere vor Allem, was gedruckt ist, die größte vor Allem, was gesprochen wird. Bei uns ist es gerade umgekehrt. Uns imponirt nur der Buchstabe. That und Wort reizen uns zum Widerspruch. Wir lassen uns nicht erschüttern, wir lassen uns nicht fortreißen. Wir wittern in Allem, was uns zu billigen zugemuthet wird, Hinterhalt. Wir zergliedern jeden Genuß, jeden Eindruck. Wir erwehren uns noch der Thränen, während der Franzose schon weint, wir erwehren uns des Komischen, während der Franzose schon lacht. Es liegt zum Theil in unserer Sprache. Unsere Sprache hat etwas Haltloses, Schlotterndes. Es fehlt ihr

das scharfe Gepräge, die geschlossene Gliederung. Wir mißtrauen jedem Aufgebot klingender Worte, nennen das sofort schwülstig, was den Franzosen erhaben dünkt. Was bei uns den Gebildeten erobern soll, das muß poetisch-naiv auftreten; was der Masse imponirt, wird den Gebildeten mißfallen. Wir haben Erhabenheit in manchen naiven Gedichten, die der Masse albern erscheinen, und umgekehrt.

Ich habe in Paris die dümmsten und langweiligsten Stücke gesehen. Es fiel dem Publikum nicht ein, sie geistreich und unterhaltend zu finden, aber es ertrug sie. Die Zuschauer werden nicht wiederkommen, sie sehen auch nach dem frostigen Trauerspiel noch eine drollige Farce, sie können im äußersten Falle sagen: ich war da, kenne das neue Stück, lebe mit der Mode, folge den Ereignissen! Keinem fiel ein, das Stück auszuzischen oder die Schauspieler zu insultiren. Es giebt in Paris eine Art, die Stücke durchfallen zu lassen, die schlagend ist. Man geht nicht mehr hin. Die leere Kasse ist das Fiasko, die verzweifelte Miene des Directors ist das Ungewitter, gegen das sich ein junger Dichter zu rüsten hat. Er wird es noch einmal versuchen, er wird etwas Besseres liefern, liefert es, da er sich Zeit nehmen kann, da man ihn das erste Mal nicht für immer entmuthigt hat.

Die Kritik, so wesentlich zur Vermittelung des Talentes mit dem Publikum, ist hier zuweilen heftig, widersetzlich, aber im Durchschnitt milder, als in Deutschland. Ich sah die mittelmäßigsten Stücke und fand sie überall gelobt. Man kennt hier den in Deutschland üblichen Maßstab nicht, von jeder dramatischen Novität den Umschwung der Welt zu erwarten. Wenn bei uns ein Trauerspiel nicht sogleich eine neue Epoche in der Literatur bezeichnet, wenn es nicht verspricht, wie wir es nennen, „in's Volk zu dringen", wenn nicht Shakespeare und Schiller darüber vergessen werden, so setzt man es herab. Hier in Paris kennt man eine solche utopische Kritik nicht. Hier folgt die Jugend der Jugend, die Zeit der Zeit. Nicht richten hier die siebziger Jahre die neunziger, das achtzehnte Jahrhundert das neunzehnte, die Schule von Iffland und Schröder die Schule Raupach's und die Schule Raupach's die Talente der Gegenwart. Wir ha-

den Zeitschriften, bei denen die Dramaturgie in Händen von Leuten ist, die sich seit dreißig Jahren der Zeit entgegenstemmen. Einen solchen veralteten Rhadamantismus kennt man hier nicht. Jeder wird von Seinesgleichen beurtheilt, wie in den Geschwornengerichten. Will das Publikum dem Lob und Tadel nicht glauben, so kann es sich selbst unterrichten. Das Publikum ist hier keine Macht, keine Größe, kein Souverain, dem man wie in Deutschland schmeichelt. Gutes Publikum, man will Dich täuschen, liebes Publikum, man will Dir etwas aufbürden, diese Phrasen der deutschen Dramaturgie würden in Frankreich für albern erklärt werden. Man appellirt wohl in Frankreich an die Ehrlichkeit der Masse, aber niemals an die Intelligenz der Masse. Es herrscht unter der französischen Literatur ein Einverständniß, das uns im Angesicht unserer kritischen Niedrigkeiten, täglichen Denunciationen, Verdächtigungen, scheelsüchtigen gegenseitigen Werthherabsetzungen, im Angesicht des durch und durch pasquillantischen Charakters unserer literarischen Debatten melancholisch stimmen kann.

Wenn sich hier ein Stück nicht durch eigenen Werth und die Kritik halten kann, so hält es sich durch den Unternehmer und die Reclame. Der Unternehmer führt kein Stück auf, von welchem er nicht seine Existenz zu fristen gedenkt. So muß es denn gefallen, es muß sich einige Zeit lang halten. Alle Feuilletons können es verdammen, in den Reclamen, die am Schluß jeder Zeitung stehen, wird es gelobt. Es wird gelobt im Entreacte, im Vert-Vert, in der Avant-Scene, tausend Blättern und Blättchen, die man beim Eintritt in's Theater für zwei oder drei Sous kauft. Ich sage nicht, daß es gut ist, wenn die Wahrheit dem Interesse geopfert wird. Ich sage nur, daß der dramatische Autor hier Zeit hat, sich mit seinem Talent zu entwickeln. Es hängt nicht, wie in Deutschland, von einem übersättigten Abonnementspublikum ab, das alle Tage Opern, alle Tage Possen sehen will. In den Folies dramatiques giebt es keine Opern, keine Krönungszüge. Man kann sie hier gar nicht erwarten. Gähnend streckt sich in Deutschland unser Parquet auf seinen Bänken und ennuyirt sich über die Experimente der Direction. Ge-

fällt das neue Stück, Himmel, dann wird es wiederholt! Dann hören wir Abonnirten, wir „zahlenden" Theatergänger keine Puritaner, keine Krone von Cypern, keine Jüdin, dann hören wir alle Tage das neue Stück, bis daß es abgespielt ist. Lieber tödtet man es gleich beim ersten Male nach dem fünften Act und zischt, nachdem man das Ganze genossen hat. Ein französischer Theaterdichter schlug die Hände zusammen über diese Manöver. „Das ist noch nicht genug." fuhr ich fort. „Sie sind am Ziel, wenn Ihr Stück in Paris gefallen hat. Bei uns wird es von Stadt zu Stadt herumgepeitscht: von überall kommen Correspondenzen, Klatschberichte in den Zeitungen. Hier hat es nicht recht gefallen, da hat es trotz der „vortrefflichen" Darstellung nicht recht gefallen, hier soll's erst noch gegeben werden, hier verspricht man sich nicht viel davon, und Weimar, Cassel, Frankfurt, Nürnberg, Pesth, Prag, Magdeburg, Breslau, alle diese Städte wetteifern mit einander, keine ordnet ihr Urtheil dem Urtheil der andern unter, jede richtet, jede ist Instanz, jede hat ihre witzhaschenden Berichterstatter. Ermüdet von dieser Hetzjagd legt der dramatische Autor die Feder nieder und verläßt eine Laufbahn, die ihm nicht ein Zehntheil der Vortheile einbringt, die Sie von Ihrem Talente ziehen. Wie oft muß man unseren Directoren in Deutschland antworten: die Schreiberei, die ich von Ihrem Nest, wenn Sie mein Stück geben, auszustehen habe, ist mir das Honorar, das Sie zahlen, nicht werth. Ein solcher Director zahlt zehn Thaler für eine Arbeit, die, wenn er sie von seiner schlechten Truppe darstellen läßt, mir für tausend Thaler Kummer und Aerger macht."

Zu diesem äußern Sonnenschein, der das französische Theater so gut gedeihen läßt, kommen die günstigsten innern Bedingungen. Ich rechne zu diesen ganz besonders die häufige Musik. Die eingestreuten Couplets des Vaudeville mögen für die Schauspieler eine große Unbequemlichkeit sein, für den Dichter sind sie eine Erleichterung. Die Musik ergänzt, die Musik zerstreut. Wo die Gedanken ausgehen, mögen Töne kommen. Wo sich eine Situation so zu sagen verknotet hat, mag sie die Musik auflösen. Der gesungene Vers erhöht die Illusion und erleichtert die Enttäuschung. Der

Gesang verwandelt Das, was soeben Ernst schien, in Scherz, in Spiel, der Gesang spannt die Erwartung herab, mildert die Falten der Wirklichkeit und erlaubt eine tändelnde Digression, eine leichtere Lösung, ein unbefriedigenderes Ende. Die Musik besänftigt das Urtheil und kürzt die Langweile. Die Monologe werden erträglich durch Musikbegleitung. Die Finales der Scenen und Akte bekommen durch die Musik Frische und Abrundung. Im Drama der Porte St. Martin und des Ambigu wird die secundäre Hülfe der Musik besonders bedeutungsvoll. Wenn auch hier das Melodrama im früheren Sinne als gesprochenes Tongemälde aufgehört hat, so ist doch für die hier üblichen großen Stücke die Musik als wesentliche Ergänzung noch immer geblieben. Jede lyrische Stelle wird durch Musik gehoben, jeder Monolog durch Violinbegleitung mit einer Art Glorie umrahmt. Jedes Anschwellen der Handlung wird beschleunigt durch kurze, energische Geigenstriche. Jede endlich gelingende That, jeder entscheidende Moment verwandelt sich durch eine plötzliche Cadenz der Instrumente in einen zuckenden Blitz, der uns trotz all' unseres Verstandes, unserer Kritik, unserer Bedenklichkeiten elektrisch durchzuckt. Man kennt aus der Theatersprache die sogenannten Abgänge. Ein Abgang, ohne Effect, ohne Herausforderung zum Applaus, kann einen Act umwerfen. Eine nüchtern endende Scene, auf welche nun gar eine Verwandlung folgt, tödtet ein Drama. In den genannten Theatern wird dieser Gefahr durch die Musik vorgebaut. Die Musik füllt jede Leere aus, einige kräftige Geigenstriche heben jeden noch so matten Abgang. Findet eine Verwandlung statt, so sorgt ein vollständiges Tonstück, ein Solo dafür, den Zuschauer in der Illusion zu erhalten. Alle diese krassen Dramen, die man bei uns übersetzt hat, der Glöckner von St. Paul, die Galeerensklaven, der Hungervertrag, Diana von Chivry, Richard Darlington u. s. w., werden mit Musik aufgeführt. Wollte man sie in Deutschland vollständig übersetzen, so müßte man ihnen diesen bindenden Kitt, dieses Hülfsmittel zur Wahrscheinlichkeit nicht nehmen. Füge ich nun noch hinzu, daß bei der classischen Tragödie im Theater Français niemals der Vorhang fällt, sondern

die fünf Acte hintereinander gegeben werden, füge ich endlich noch hinzu, daß hinter jedem Trauerspiel noch ein Lustspiel folgt und der Jammer wegfällt, den man in Deutschland, wenn Trauerspiele angekündigt sind, täglich hören kann: Ich gehe in's Theater, um mich zu amüsiren! so wird man begreifen, daß der größte Theil des Vorsprungs, den das Theater in Frankreich vor uns voraus hat, nicht im Talent, sondern mindestens zu gleichen Theilen auch in den Umständen liegt.

Ich war in den Folies dramatiques. Wenn sich nebenan in der Gaité die Blouse erst im zweiten Range zeigt, so sitzt sie schon hier im ersten. Man befindet sich hier schon auf den besten Plätzen mitten unter Handwerkern, Studenten, Grisetten und Kindern; Allen gefällt das aufgeführte Stück, und die Kritik, das sah ich, beurtheilte Amour et Amourette nach diesem Gefallen. Es fragt Niemand, fängt mit Amour et Amourette eine neue Epoche der Literatur an? Man ließ das lustige Studentenspiel für Das gelten, für was es sich gab. Amour et Amourette schildert Scenen aus dem Quartier Latin, aus der Chaumière, aus den Nachwehen des Philisterlebens. Die Thränen, die nebenan in der Gaité Dem. Clarisse vergießen macht, läßt hier Dem. Judith (eine Jüdin) fließen. Dem. Judith wurde viel applaudirt und sie schien mir die Aufmunterung zu verdienen. Für einen kleinen, unausgebildeten, fast kindlichen Körper leistete sie Unglaubliches. Sie liebt, entsagt, verzweifelt, erklärt sich schuldig, wird gerechtfertigt, wird glücklich: alle diese angreifenden Leidenschaften und kraftraubenden Schicksale malte und ertrug sie mit großer Ausdauer, wenn auch ohne besondere Grazie. Die komischen Parthieen waren an vier junge hübsche Mädchen vertheilt. Die Grisetten wohnen bei den Studenten und führen ihnen die Menage. Sie kochen ihnen Rühreier, backen ihnen Pfannkuchen, stopfen ihnen die Strümpfe, flicken ihnen die Hemden, frisiren ihnen das Haar und verlangen für alles Das nichts, als Liebe, aber unüberschwänglich viel Liebe und alle vierzehn Tage eine seidne Schürze. Wenn mir alle diese häuslichen und ländlichen Zerstreuungen den Studenten eben nicht nützlich erschienen, um ihr Recht und ihre Anatomie zu studiren, so erstaunte ich, als ich sah, daß Dem. Judith

einem Studenten als tugendhafte Grisette nicht nur selbst sich ergiebt, sondern vom eigenen Vater des jungen Mannes ihm als Schutzengel gegen die Sünde officiell beigegeben wird. Dem. Judith wohnt bei ihrem Freunde, um zu verhindern, daß Andre bei ihm wohnen. Sie ist förmlich bei ihm als Ableiter seiner Leidenschaften angestellt. Sie näht ihm auch, stopft ihm auch, bäckt ihm auch Eierkuchen, frisirt ihn auch. Sie liebt ihn wie ein deutsches Mädchen, keusch, sittsam, sentimental, mit Citaten aus Tiedge und Matthisson, nur mit dem Unterschied, daß sie auch in seinem Zimmer schläft. Und für all' diese Tugend, diese hingebende Unschuld will sie der Vater des jungen Mannes doch zuletzt nur mit einer Summe Geldes belohnen? Ha! Dumpfes Gemurmel der Bässe, zuckender Blitzeinschlag der Violinen, das Schicksal naht sich und die Thräne rinnt. Das Stück schien mir nach Verlauf von fünf Acten etwas unbefriedigt zu enden, was jedoch nicht hinderte, daß Alles vergnügt und wohlgemuth das Theater verließ.

Für die Porte St. Martin hatte ich mir einen Genuß eigener Art aufgespart, den einer ersten Vorstellung. Ein solcher Genuß kommt in Paris etwas theuer. Für das Vergnügen, noch eine Stunde vor Beginn ohne Billet zu sein, für eine noch schwankende und unsichere Vorstellung, für eine Vorstellung voller Längen, ein Spiel, das noch an Gedächtnißlücken leidet, kurz für die hundert Mängel einer ersten Vorstellung zahlt man hier drei- bis viermal mehr, als die gewöhnlichen Eintrittspreise betragen. Um das neue Drama von Bouchardy Pâris le Bohemien, zu sehen, zahlte ich 15 Franken.

Da der Zudrang zu ersten Vorstellungen von Stücken, denen man ein Interesse zutraut, groß ist, so läge der Direction viel daran, sich die Billette theurer bezahlen zu lassen. Eine Erhöhung der Cassenpreise darf aber nur gegen ausdrückliche, von der Regierung eingeholte Genehmigung stattfinden. Da die Regierung diese Erhöhung in der Regel verweigert, so nimmt man seine Zuflucht zu einem andern Mittel. Man verlegt die Casse vom Corridor des Theaters auf die freie Straße und erklärt Jedem, der ein Billet haben will,

es wäre keins mehr zu haben, überläßt ihn also jenen Zwischenhändlern, die auf der Straße agiotiren. Der Entrepreneur dieser Agiotage ist die Direction selbst. Sie verkauft vierzehn Tage vor der ersten Vorstellung die Billette an sich selbst, d. h. an eine Anzahl fingirter Namen, die auf den Coupons der Billette als Käufer genannt sind und die nun durch ihre Agenten auf der Straße, vor dem Theater, die einzig möglichen Entréen für das Doppelte und Dreifache wiederverkaufen. Der Gewinn gehört der Direction. Eine erste Vorstellung in dem umfangreichen Theater der Porte St. Martin kann auf diese Art mehr als 10,000 Franken eintragen. Auch die Autoren machen es so mit den ihnen zustehenden billets d'auteurs.

Die Porte St. Martin ist in der Geschichte des modernen Theaters von nicht geringer Bedeutung. Sie diente dem schlechten Geschmack und nützte auch dem guten. Sie zwang das gute Drama, sich gegen den Wetteifer des schlechten zu rüsten. Die Porte St. Martin hat von allen europäischen Theatern die faule Lyrik vertrieben und wieder die Handlung für sie eingesetzt. Die Porte St. Martin gab das Schlechte in seinem ganzen Reize, in seinem ganzen äußern Flitter und Schimmer und zwang das gute Drama, erlaubte Künste der Verführung ihr abzulauschen.

Der dramatische Apparat dieser Bühne ist aus hundert Uebersetzungen und Nachbildungen auch bei uns bekannt. Man wußte, daß das Drama erschüttern soll, und begann vorläufig damit, daß man uns erschrecken ließ. Der classische Schrecken war der Tod, der moderne Schrecken wurde die Hinrichtung. Die schauerlichen Figuren der classisch-romantischen Tragödie waren die Todtengräber, die schauerlichen der modernen wurden die Scharfrichter. Um die Menschen in Schrecken zu setzen, fing man mit dem Schreckhaftesten an, mit der Guillotine. Man bedeckte das Schaffot mit Blumen. Man verhing es mit einem bunten Teppich, steckte Wachskerzen an und spielte scheinbar nur zu Tanz und Liebe auf. Die wilde Phantasie der Dichter vereinte zwei Liebende in schwellenden Brautbetten, sie träumen, sie kosen, die Uhr schlägt zwölf, sie blicken um sich — das Schaffot! Mütter lieben ihre Söhne,

Söhne ihre Mütter, alle Leidenschaften durchkreuzen sich in bacchantischer Vergessenheit, Wollust, Verbrechen, Tod und im Hintergrund beim Aufgehen einer dunkeln Gardine in greller Beleuchtung mit rothem Mantel, auf das blanke Richtschwert gestützt, felsenfest wie das Schicksal: le bourreau! So fing das moderne Drama an, das Drama der Effecte. Später wurden diese Stücke langweilig, jetzt sind sie lächerlich. Es wollte Jemand den Hinko der Birch-Pfeiffer übersetzen. Der Director sagte: „Nous sommes fatigués des bourreaux.“ Von den Henkern ging man auf die mannssüchtigen Weiber über im Tour de Nesle, auf die Schlaftränke, Gifte und Gegengifte, wie in Catharina Howard, dann auf die Rettungen, wie im Reisewagen, dann auf Banditen und Spitzbuben wie Robert Macaire und Vautrin, dann auf untergeschobene Söhne, verfälschte Testamente, gestohlene Urkunden, wie in dem Drama, das jetzt seinen Zulauf hat, Pâris le Bohemien.

Dieser Pâris ist kein gewöhnlicher Zigeuner, wie wir in Deutschland die Zigeuner aus Preziosa kennen. Er beschmiert sich sein Hemd nicht etwa mit Talg und trägt es so lange, bis es ihm vom Leibe fällt, wie die ungarischen Zigeuner. Nein, Pâris ist ein Pariser Zigeuner, ein civilisirter, der die Laute spielt, den Degen führt, Liebe wecken und Liebe geben kann, ein Zigeuner, der am Hofe von Mailand eine große Rolle gespielt haben soll, wie alle Franzosen, die zu Hause Komödianten sind und sich in der Fremde einbilden, Minister sein zu können. Und in der That, Pâris ist ein Staatsmann und ein Schauspieler. Da er in Mailand nicht mehr als Staatsmann geduldet wird, wird er Schauspieler, und da er nicht mehr nöthig hat, Schauspieler zu sein, wird er wieder Staatsmann. Dies Marionettenspiel begiebt sich unter Galeazzo Viconti von Mailand, unter schwierigen Verhältnissen, rechts Gift, links Schaffot. Ein Testament ist verfälscht, ein Document ist abhanden gekommen, ja sogar ein Lebendiger ist eingemauert, ganz wie der alte Maximilian in Schiller's Räubern. Von Angst zu Schrecken, von Furcht zu Entsetzen hin- und hergeschleudert, bestürmt von dem leidenschaftlichen Spiel und den ergänzenden Schauern der Musik, giebt man sich in

der That dieser Mischung von Talent und Unsinn für die Dauer des Abends gefangen.

Den gewaltigen Zwecken der Porte St. Martin sind auch die Mittel dieser Bühne angemessen. Der Blitz ist hier mehr als das Aufleuchten einer Handvoll gestoßenen Kolophoniums, der Donner mehr, als das hohle Stöhnen einer großen Trommel, bei der man bei uns zuweilen mehr den Nachdruck der aufschlagenden Hand als den Nachhall des Instrumentes vernimmt. Der Sturm pfeift schrill wie durch die knarrende Wetterfahne einer alten Felsenburg, das Geschrei des Aufruhrs, das Murmeln der Verschwornen, das Lachen lustiger Cumpane, die nicht wissen, daß sie Gift aus ihren klirrenden Bechern trinken, das Alles wird mit Geschmack und Umsicht ausgeführt. Und welche Schauspieler! Sie sind keine Genies: ich bewunderte nicht ihre Kunst, ich bewunderte ihre Natur. Welche Lungen, welche donnernden Organe! Diese Bravaden, diese Abgänge! Der Kronleuchter zitterte, wenn Galeazzo wüthete. Man kennt in Deutschland Wilhelm Kunst, wenn dieser berühmte Naturalist als Otto von Wittelsbach den Kaiser Philipp ermordet, aber dies Organ, dieser Wortschall ist Elfensäuseln gegen Herrn Jemma's Stimme, wenn er schwört, alle Menschen lebendig braten zu lassen.

Pâris, der Zigeuner, tritt in ein halb Dutzend Verkleidungen, als Gaukler, Kreuzfahrer, Jude, Wahnsinniger u. s. w. auf. Ich hatte dadurch den Vortheil, Frédéric Lemaitre, der ihn spielt, in seinem Schauspielerwerthe kennen zu lernen. Man hatte Frédéric Lemaitre in ein halb Dutzend Stücken. Für jede Verkleidung bekam er einen Blumenkranz, eine Ausnahme von der Regel, denn ich habe in Paris nie jenen kindischen Enthusiasmus gesehen, den die Deutschen an Schauspieler und Virtuosen verschwenden, ich habe nur einmal und nur einen einzigen Hervorruf gehört. Ueber die Berliner Liszt-Komödie, das österreichische Hervorruffieber hat man gelacht. Nur der einzige Lemaitre durfte sich einer Hingebung rühmen, die an die deutschen Triumphe erinnerte. Er allein trug dies verworrene neue Drama. Er wird alle Stücke tragen, in denen er eine große Rolle hat. Man überschüttete ihn mit

Beifall, als wollte man ihn entschädigen, daß er nicht im Theater Français spielt.

Frédéric Lemaitre hatte ich mir als einen jungen feurigen Liebhaber mit outrirten Manieren vorgestellt, denn ich konnte nie an ihn denken, ohne mir Ruy Blas vorzustellen, den Bedienten, der Herzog wird, der durch eine geheime Tapetenthür schreitend, die versammelten Granden Spaniens überrascht und ihnen eine Rede voll Weisheit und Geschichtskenntniß hält, eine Rede, die nur den einen Fehler hat, daß man nicht weiß, wie ein Bedienter zu ihr kommt. Ich fand aber Lemaitre anders. Ich fand einen bejahrten Mann, der die Hoheit seines Ganges und den Glanz seines Auges nur noch von der Begeisterung für seine Rollen empfängt. Der Gang war gebrochen, der Glanz der Augen erloschen, das Organ der Stimme heiser und metalllos, aber Gang, Auge, Stimme, Alles kommt wieder, wenn nicht im ersten, doch im zweiten, wenn nicht im zweiten, doch im dritten Act. Ich fand eine große Aehnlichkeit mit Seydelmann, nur mit dem Unterschiede, daß man Seydelmann gestatten müßte, außer Philipp, Alba, Shylok auch Posa, Hamlet und Ferdinand in Kabale und Liebe zu spielen. Man sah wohl den folgenden Verkleidungen Lemaitre's an, daß ihm jugendliche Charakterrollen geläufiger sind, als Greise und Juden, aber für Frankreich, wo Alles Specialität ist, waren seine Metamorphosen überraschend. Er hatte sogar einzelne Charakterzüge, die ihm deutsche Schauspieler nicht so leicht nachspielen würden. Bei uns folgt man der Tradition und entnimmt wenig der Beobachtung. Lemaitre gab seinen Possenreißer à la Odry, seinen alten Kreuzfahrer, seinen Juden ganz nach der Natur, aber doch bis zur Unschönheit. Der fingirte Kreuzfahrer kommt aus dem heiligen Kriege, hochbetagt, mit fluthendem weißen Barte, geharnischt, mürrisch, zornig, wie das Alter, das noch jung sein will, nicht anders sein kann, taub, ohne eine Antwort schuldig zu bleiben, redselig, ohne die Sprachwerkzeuge noch beherrschen zu können, spaßend, ohne Spaß zu verstehen, zusammenknickend und sich doch das Ansehen jugendlicher Rüstigkeit gebend. Der Herzog Galeazzo bietet dem verkappten Ritter den Arm, um ihn auf sein Zimmer zu führen. Be=

leidigt weist Lemaitre diesen Dienst ab und sagt: „Seht, wie ich ausschreiten kann.“ Damit geht er, wie alte neunzigjährige Haudegen zu gehen pflegen, die geharnischten Füße weit ausspreizend, kräftig und affectirt die zitternden Beine aufstemmend und so den Weg weisend, wie Einer, der zeigen will, daß er trinken und doch den Kreidestrich noch halten kann. Es war ein genialer Moment. Minder werthvoll war der Jude Mazares. Lemaitre gab einen rothhaarigen Schacherjuden wie aus Angély's Abenteuer in der Judenschenke. Ich wunderte mich, daß er seinen Juden im schlechtesten Elsässer Französisch jüdeln ließ, ich wunderte mich um so mehr, als die Juden den Christen in Deutschland so bittere Vorwürfe zu machen pflegen, wenn sie jüdisch sprechende Juden auf die Bühne bringen, und dabei auf Frankreich verweisen, wo der Jude nur Franzose wäre und unter der Menge verschwände. Im Gegentheil. Ueber den Mazares Frédéric Lemaitre's würde sich ein deutscher Jude entrüstet haben. Auch im letzten Act war Lemaitre outrirt. Er brachte auch hier Beobachtungen an, die er der Natur wie einem anatomischen Secirtische entnommen hatte. Er hatte einen Vergifteten zu fingiren. Galeazzo weidet sich an einer ihm gelungen scheinenden Rache, an den Krümmungen und Todesqualen des geopferten Feindes; Lemaitre stöhnt und ahmt die Manieren eines Sterbenden, eines an Vergiftung Sterbenden nach. Er brachte Züge zum Vorschein, die nach der Morgue schmeckten, röchelte, kugelte sich, richtete sich auf und begann wieder niederfallend einen sonderbaren Veitstanz auf der Erde, der ihm jedoch statt Bewunderung seiner chirurgischen Studien allgemeines Gelächter einbrachte. Die Thurmuhr schlägt. Galeazzo glaubt am Ziel seiner Wünsche zu sein. „Bist Du todt? Hat das Gift gewirkt?“ raunt er dem Pâris in's Ohr mit einer Bosheit, die man auf der deutschen Bühne nicht auszumalen wagen dürfte. Da erhebt Pâris den Kopf, erst leise, dann dreister, klammert sich an die Stufen eines Sessels, richtet sich höher, immer höher, und ruft endlich, fest und triumphirend vor dem erschrockenen Galeazzo stehend, zum rasenden Jubel des ganzen Hauses, aus: „Und wenn ich das Gift nun nicht getrunken hätte?“ Erst diese Ver-

stellung, diese Krümmungen, diese Todesqualen, und dann diese schadenfrohe höhnische Frage, dieser Uebermuth der gelungenen Hinterlist — ich weiß nicht, für mein Gefühl lag doch etwas Gemeines, ich muß es mit dem stärksten Ausdruck bezeichnen, Niederträchtiges in diesem bejubelten Momente. Ich schauderte vor der Masse, die oft das Zarteste herausfühlen kann und nicht minder oft das Schlechteste mit dem Erhabensten verwechselt. Ich war froh, daß das Stück zu Ende war. Ich habe wirklich vor diesem furchtbar höhnischen: Und wenn ich das Gift nun nicht getrunken hätte? die Nacht nicht schlafen können. Ich war der Guillotine von 1793 zu nahe gekommen.

In der Porte St. Martin sind die Stalles und ersten Galerieen anständig. Dafür sieht man schon im dritten Rang statt der Blousen Hemdärmel. Eine kleine Pièce, die dem Pâris vorherging, durfte nicht ausgespielt werden. Sie wurde in jedem Worte unterbrochen, nicht weil sie schlecht oder langweilig war, sondern weil man das neue Stück sehen wollte. Ich hörte bei den Effectstellen des Bouchardy'schen Stückes großen Applaus, ohne die Claque zu bemerken. Ist in Paris die Claque da, so muß man sagen, daß sie sehr verständig wirkt. Sie beklatschte im Pâris nie etwas Unwesentliches, compromittirte nicht den Autor, wie dies meist die Art der Claque in Deutschland ist. War eine Claque zugegen, so war sie im Geist des Autors geregelt. Die Claque in Deutschland ist nie für den Autor, sondern nur für die Schauspieler. Die Schauspieler bestellen sich an bestimmten Stellen und Abgängen Applaus, die mittelmäßigen Schauspieler. Daher kommt es, daß die Claque in Deutschland die Stücke stürzt, statt hebt. Der Dichter und nur derjenige Schauspieler, der die Hauptrolle spielt, haben ein und dasselbe Interesse. Alle neidischen Rivale, die nur Nebenrollen haben, bestellen sich Applause für ihre Episoden, für ihre halbe Scene, während der Darsteller der Titelrolle leer ausgeht. Das erzeugt im Publikum Widerspruch, Schwankungen im Gleichgewicht der fortschreitenden Handlung, und zieht, im glücklichsten Falle, daß man die Absicht nicht merkt, die Aufmerksamkeit so von der Hauptidee des Stückes ab, daß der Dichter sicher sein

kann, den Vorwurf zu hören, sein Stück litte in der Hauptsache, sein Held wäre passiv, sein Süjet ohne Handlung. Erlebt ein solches Drama Wiederholungen, so tritt oft erst bei der vierten oder fünften Vorstellung, wo die Herren Collegen ihren Egoismus befriedigt haben, das natürliche Gleichgewicht seiner Construction und das Gleichgewicht der Rollen ein. In Paris erstaunte ich, Alles anders zu finden. Die hübschesten Episoden bleiben ohne Applaus. Die Mitspieler Lemaitre's hatten artige Scenen, wirksame Abgänge: keine Hand rührte sich. Man applaudirte überhaupt wenig, aber immer mit Nachdruck. Als sich bei einem flauen Actschlusse eine zischende Stimme vernehmen ließ, schwang ein Blousenmann im dritten Rang den Knotenstock und rief: „A la porte les siffleurs!“ Im Zwischenact amüsirte man sich, auf Pfeifen und Hausschlüsseln schrillende Töne hervorzubringen, man pfiff, daß Einem die Ohren gellten; aber während der Vorstellung, trotz der ersichtlichen Mängel des Ganzen, trotz zahlloser Schwächen, beobachtete man feierliches Schweigen. Als ich das Haus verließ, drängten sich Hunderte von Gamins aus der oberen Gallerie hinunter. Es waren Feuilletons in Blouse und Sammtkappe. Sie urtheilten, ohne lesen zu können. Ich bemerke, daß alle Pariser Gamins erstens Sammtkappen tragen und zweitens nicht lesen können. Es macht einen eigenen Eindruck, auf dem Boulevard du Temple von Gamins höflich angeredet zu werden: „Mein Herr, haben Sie die Güte und lesen Sie mir den Theaterzettel vor!“ Ich wiederhole, daß sie darum über Lemaitre und Pâris le Bohemien geistreiche Urtheile fällten, ja ich schäme mich, die deutsche Philisterei einzugestehen, die mich bestimmte, im Gedränge von Kunstrichtern, die nicht schreiben und lesen können, die Hände an meine Taschen zu halten. In der großen Oper hätte ich dies weit eher nöthig gehabt.

Ich muß auch von der großen Oper reden. Man sieht es dem Saal und den Leistungen der Rue Lepelletier sogleich an, daß hier die Musik ein Privilegium ist. In Paris hat das Drama in allen Stadtvierteln Concurrenz, die Oper nicht. Die Italiener singen italienische Musik, die große Oper singt französische. Und nur sie allein. Wär' es möglich, in

Paris die Jüdin, Robert den Teufel, Wilhelm Tell, die Hugenotten u. s. w. noch von einer zweiten Truppe dargestellt zu sehen, so würde es um den Nimbus der großen Oper geschehen sein. Jetzt findet man Alles unübertrefflich, was sie giebt. Ihre Tenore, ihre Bässe, ihre Chöre sind die besten in der Welt. Man beklatscht, was uns mittelmäßig erscheint. Man applaudirt Dissonanzen, falsche Töne, falsche Triller, applaudirt die confusesten Melodieen. Der Franzose ist unmusikalisch. Seine Rede ersetzt ihm die Musik. Daß der Franzose Lieder trällert, muß wohl im vorigen Jahrhundert, im Zeitalter der Maitressen und Abbés, gewesen sein, man spricht und liest soviel davon. Jetzt sind sie stumm. Ich bin durch die Bourgogne, durch Lyonnais gereist, ich hörte nicht einen Ton, Alles ist in Paris und Frankreich stumm, selbst die Hunde bellen nicht, ganz wie in Amerika. In Paris hab' ich nie einen Hund bellen hören. Im Vaudeville trällert man Lieder, aber man singt sie draußen nicht nach. Beranger wird gelesen, gesprochen, nicht gesungen, und wenn ich irgend eine Strophe singen höre, so wird es eine unmelodische sein. Oft war mir's, als wenn der französische musikalische Genius mit dem Kopf gegen die Melodie angehen wollte. Wo wir mit der Stimmlage herabsteigen, steigen die Franzosen hinauf. Entweder hat Halévy für dieses eigene musikalische Ohr gedichtet, oder er hat dies Ohr selbst auf seinem Gewissen. Genug, man findet die Gesänge aus der „Jüdin", der „Pest in Florenz", der „Reine de Chypre" wohltönend und müht sich zuweilen in den Zwischenacten ab, die halsbrechenden Capriolen der Halévy'schen Arien und Gesänge mit scheinbar großer Befriedigung nachzusummen.

Tanz und Mise en Scène sind dagegen vorzüglich. Sonst habe ich geglaubt, wenn ich die ewig gleichen Sprünge und Entrechats, Wirbel und Gruppen des Ballets sah, daß sich diese Kunst bald erschöpft hätte. Hier fand ich immer wieder neue Variationen, neue Motive für die Fußspitzen, neue Figuren und Combinationen. Das Berliner Ballet ist jedoch frischer, üppiger, in seinen Koryphäen sinnlicher. Die Französin läßt sich nicht gern in die Masse stellen, und zum Solotanz sich zu erheben ist schwer. Schöne Solotänzerinnen zu

haben, hängt von einer seltenen Gunst des Zufalls ab. Es giebt dürre Perioden, wo die großen Fußkünstlerinnen nicht gedeihen wollen. Eine Carlota Grisi, die ich nicht sah, mehre Fitzjames, eine Dumilâtre und andre Namen nennt man. Ich glaube nicht, daß eine von ihnen der Taglioni und den Elslers gleichkommt.

Vortrefflich war die Ausstattung der „Jüdin". Decorationen, Anordnung der Scenen, die Comparserie, die Costümes ersetzen reichlich die musikalischen Mängel. Ich will von den Pferden nicht reden, die man aus goldgestickter Seide kaum herauserkennen konnte, ich will die Massen nicht zählen, den Werth der Stoffe nicht prüfen. Schon die Gruppirung, der Geschmack in der Anordnung verdienen allein Bewunderung. Die Decorationen sind Gemälde. Sie drücken weit mehr aus, als sie zunächst bedeuten sollen. Es sind nur Häuser, nur Plätze, nur Straßen, aber sie sind mit so viel anregendem Beiwerk, mit einer so eigenthümlichen Perspective ausgestattet, daß sich ihre nächste Bestimmung in einem reizenden Ensemble von Staffagen verliert. Die Comparserie ist verschwenderisch. Aus dem großen Zuge des ersten Actes hätte man für deutsche Theater zehn Krönungszüge zusammensetzen können. Wenigstens sechs Truppen von Bogenschützen, jede von dreißig Mann, folgten sich unmittelbar aufeinander. Nur an Frauen schien es zu mangeln. Die Frauen wissen in Paris bessere Geschäfte zu machen, als Figurantin bei der großen Oper. Malerisch war die Gruppirung der Massen. Weiber, Kinder, Greise waren sinnig vertheilt. Nichts stockte, nichts stand leblos. Die Bilder waren flüssig, ohne die Haupthandlung zu stören. Die Kinder liefen auf und ab, die kleinen Mädchen trieben Possen, Alles war individuell belebt, nichts steif, nichts hölzern, wie die Comparserie in Deutschland, die der Regisseur an dicken Schiffstauen regieren kann und die doch nicht weiß, wo sie den Arm heben, wohin sie den Fuß setzen soll. Die Fahnenwimpel, die Wappen, die Costümes beruhten auf gründlichen antiquarischen Studien, guten Gemälden, alten Holzschnitten. Nur mit den weißen, rothen und blauen Farben war zu viel Verschwendung getrieben. Auch artete die Costümirung zuweilen in's Fabel=

hafte aus. Die Hofdamen trugen buntscheckige seidene Kleider, aus vier Stücken, grün, gelb, weiß und roth zusammengesetzt. Quer über den Leib waren Wappenthiere eingenäht. Leoparden schwänzelten von der Brust bis auf die spitzen Schnabelschuhe herab. Die Costümes hatten etwas von der Heraldik und dem Colorit der Spielkarten.

Gediegenere Gesangstalente entfalten sich in der „Königin von Cypern". Madame Stolz ist keine jener Sängerinnen, die Epoche machen: aber sie kann den Uebergang zu einer Epoche würdig vertreten. Ihre Stimme hat jene Schärfe, die dem Metall eine längere Dauer sichert und mit Metall zu ihrem Vortheil verwechselt wird. In Duprez hatte ich mir einen hohen Tenor vorgestellt. Der häßliche Duprez hat aber keine Höhe, auch kein gutes Falsett, nur eine körnige, geschulte Bruststimme, die etwas aushält und sich durch gute Behandlung geltend macht. Baroilhet, der Bassist, eine wunderliche Figur, der Oberkörper einem Riesen, der Unterkörper einem Zwerge angehörend, schien der Beste von Allen. Es liegt in seiner Stimme eine erschütternde Resonanz, wahrhaft männliche Kraft.

Vierundzwanzigster Brief.

Paris, 16. April 1842.

Am verwichenen Sonntag fuhr ich mit der Eisenbahn nach Versailles. Die mildeste Frühlingsluft, der schönste Sonnenschein begünstigte die Fahrt. Von dem geschmackvoll eingerichteten Bahnhofe des rechten Ufers kommt man in etwas mehr als einer Stunde nach der weltberühmten erinnerungsreichen Residenz des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig. Die Fahrt geht langsam. In St. Cloud stiegen diejenigen aus, die hier schon ihre Sommerwohnungen bezogen hatten. Das Thal von St. Cloud ist ein lieblicher, ländlicher Aufenthalt.

Ich verehre andächtig Alles, was geschichtlich verwitterte. Ich ehre den Sturm und Regen der Jahrhunderte, der über Hütten und Paläste den grauen Schleier der Veraltung legt. Versailles hat gesündigt und gebüßt; warum es anklagen? Die Hand der Revolution ging schonend über diese Grotten und Tempel hinweg; warum an diesen Steinen nur den Schweiß der Völker sehen, der sie gekittet hat, warum sich erzürnen über eine Periode, die gerichtet ist!

Drei große Alleen führen auf die Höhe des Versailler Schlosses. Die alten Gebäude links und rechts waren Marställe und Remisen, Gastwohnungen für die Dienerschaft fremder Herren, die nach Versailles kamen, um anzubeten und zu staunen. Hier wurden Schönheiten untergebracht, ehe der Weg gebahnt war, sie auf's Schloß zu bringen. Hieher wurde verbannt, was sich oben vor dem eifersüchtigen Blicke der Favoritinnen verbergen mußte. Welche Erinnerungen! Welche Poesie hier selbst im Kleinsten und Unscheinbarsten! Vergebens bannt man vom Auge die gaukelnden Gestalten jener vergangenen Zeiten. Immer rollt vor ihnen ein Gewühl von goldenen Staatswagen, mit bunten Läufern und Heiducken, rauschen die seidenen Gewänder über die marmornen Treppen, widerhallend von den Stelzschuhen dieser bewunderten, mächtigen Weiber. All' diese Einsamkeit, diese Oede belebt sich! Zu den Statüen sieht man die Urbilder, zu den Helden die Gelehrten, die ihre Thaten feierten, zu den Frauen die Dichter, die ihrer Schönheit schmeichelten. Man muß lachen, wie nun von allen Seiten Schriften und Bilder an Louis Philippe erinnern sollten, an den guten Hausvater, der auch aus Versailles ein Gemäldemuseum gemacht hat.

Man blickt noch einmal rückwärts, um vom Eingangshofe des Schlosses die großartige Aussicht zu genießen. Man schreitet durch zwei marmorne Bilderreihen alter französischer Krieger, an der Kapelle rechts durch einen Corridor und betritt den Garten, den berühmten Garten von Versailles. Die tiefblaue Luft über uns, links die begrenzende Hügelkette, der Blick hinunter in den Frühlingsschimmer der Alleen, fern am Rande das saftige Wiesengrün, man glaubt das Alles schon

einmal gesehen zu haben. Man erinnert sich der hundert Nachahmungen von Versailles in den deutschen Markgrafschaften und alten geistlichen Bisthümern, man denkt an Schwetzingen, an die vielen Monrepos und Monmirails, an die Solitüden und Sanssoucis. Versailles aber steigt als das kühn entworfene, groß gedachte Musterbild aller vor unseren Augen auf. Diese Dimensionen, diese Fronten, diese Wasserbecken mit den lieblichsten Erfindungen der Bildhauer, diese Riesentreppe, diese blendenden Marmorstatüen und endlosen Fernsichten! Die Großartigkeit der Maßstäbe überwältigt uns, die Frühlingsluft erweitert die Brust, überwunden und geblendet folgt man träumerisch dem lockenden Sonnenstrahl.

Wie sinnig die in Bronze ausgeführten Ideen zu den großen Wasserstrahlen, die am ersten Mai springen werden! Die Bronze im glänzendsten grünen Lüstre, wie ein schweizerischer Bergsee. Die Gruppen sinnig vertheilt, schalkhaft erfunden und meisterhaft ausgeführt. Wie lieblich am Springbrunnen der Terrasse die beiden Knaben, die nach einem Vogel greifen! Man übersieht die geschmacklos verschnittenen Bäumchen, die rechts und links den Weg von der Terrasse herab besetzt halten. Man betrachtet die putzigen kleinen Laubkegel als Staffage zu den übrigen Reizen der Kunst und Natur, betrachtet sie wie jene drolligen Metamorphosen lybischer Bauern in mundaufsperrende häßliche Frösche, die, wenn die Wasser springen, die in der Mitte thronende Diana mit dem Erguß ihres Zornes bespritzen. Man betritt die große Allee mit ihrem, in der Mitte ausgebreiteten grünen Wiesenteppich. Rechts und links die schlanke griechische Götterwelt. Alle süßen Geheimnisse der Mythologie sind hier durch den Meißel der Bildner verrathen, die tausend und einen Liebschaften der großen Götter, die Umtriebe, Abenteuer und Mädchenraube der kleinen. Wie die Faunen durch die Büsche lauschen, wie die Satyrn hüpfen, um die badenden Nymphen zu überraschen! Mancher dieser zottligen Waldgötter hat eine frappante Physiognomie. Es sind keine arkadischen Griechen, es sind Petitmaitres von Versailles, die Züge der gesuchtesten Roués der Höfe von

Ludwig XIV. und XV., sowie man unverkennbar an vielen der geraubten Proserpinen und überraschten Dianen die Züge der Maintenon und Montespan erkennen wird.

Leichte, üppige, frivole Welt! Sie endete mit einem Schaffot; warum soll man so streng sein und sie verdammen? Warum nicht über jenes wandernde Fräuleinstift lächeln, das zu zwei und zwei geschaart, angeführt von einer grün bebrillten alten Gouvernante, durch die Alleen schreitet, sich niederläßt zwischen einer reizenden Venus und einem adlergetragenen lieblichen Ganymed, um in Thomas a Kempis, Fenelon oder einem Bildungsbuche der Madame Guizot zu lesen? Warum soll man sich in diesem Marmorglanz und Blüthenschimmer, unter diesem blauen Himmelsdach, diesen spielenden Sonnenatomen, im Abglanz der blitzenden Strahlendecke des Bassins nicht eingestehen, daß es schön sei um eine Welt der Dichtung, schön um den ionischen Himmel der Idealität, um die Auffassung des Lebens von der Sonnenseite der Kunst und Natur!

Durch eine Pforte, an einem Häuschen vorüber mit der lächerlichstörenden Inschrift: Secours aux noyers (wer wird sich denn hier ertränken!) tritt man in die wilden Parthieen des Parkes ein. Hatte im Garten, den wir eben verließen, die Natur unter der Scheere des Laubbildners geseufzt und war sie ihr durch manche freie Anomalie doch zuweilen neckisch entschlüpft, so war sie hier losgebunden und dem eigenen Triebe überlassen. Man kommt zum großen und kleinen Trianon, den Privatzaubergärten jener Armiden, die einst die Könige von Frankreich zu Sklaven einer nicht gut geschlafenen Nacht, eines Anfalls der Migraine machten. Es sind unscheinbare kleine Häuser, bedeutend nur durch die Erinnerung. Hier ertheilte die Maintenon Audienzen, hier hörte sie die Vorlesungen der Dichter und moralisirte, als sie nicht mehr lieben konnte, hier badete sich in den dunkeln Rococogemächern die Dübarry und salbte mit duftendem Oel jene schönen Haare, die ihr erst der Henker wegschnitt, als sie den üppigen, weichen Körper auf das Bret der Guillotine legen sollte. Es flüstert hier in den Bäumen nach dem Kosen

der Liebe, es raschelt in dem noch vom Herbst gebliebenen Laube nach Intrigue.

Die Revolution hat sich an den alten fränkischen Königen vergriffen, hat ihre Gebeine aus den Särgen von St. Denis gerissen, hat Statüen zerstört, hat die Bildwerke der Kunst verstümmelt, ihnen die Arme und Nasen abgeschlagen, nur an Versailles ist sie vorübergegangen. Sie hatte Versailles vergessen. An dem Tage, wo die Pariser Nationalgarde gewaltsam die königliche Familie von Versailles nach den Tuilerien abholte, war diese verloren und Versailles gerettet. Man dachte nicht mehr an die Schale, seitdem man den Kern hatte. Wie man kostbare Möbel gegen Staub bedeckt, so lag Versailles dreißig Jahre verhüllt. Napoleon haßte Versailles, weil er die Unsittlichkeit zu hassen scheinen wollte, die Bourbonen lüfteten die Decke ein wenig, Louis Philipp wagte es, sie ganz zu heben, indem er aus Versailles ein Gemäldemuseum machte. Die Dynastie Orleans kann wieder von Versailles sprechen. Der junge Herzog von Orleans spricht von Horace Vernet, Scheffer und David und denkt dabei an das kleine Trianon.*) Als er sich mit der Prinzessin von Mecklenburg vermählte, feierte man ein großes Fest in jenem berühmten Ballsaale, wo sich die ersten Symptome der Revolution gezeigt hatten. Man räumte den Saal für das Fest des jungen Brautpaares auf und fand ihn nach so vielen Jahren noch so, wie ihn die Revolution verlassen hatte. Noch sah man auf der Erde die Spuren des militairischen Banketts, sah Lichtstumpfe, zerbrochene Gläser, Champagnerkorke, sah die zertretenen Cocarden der Gardes du Corps und die festlichen Bänder der Offiziere des Regiments von Flandern. Die Dynastie Orleans hat erst Alles wieder scheuern, putzen und sauber anstreichen lassen müssen. Noch wohnt sie nicht hier, aber es wäre ein welthistorischer Moment, wenn eines Morgens der Herzog von Joinville zu seinem Vater käme und sich das kleine Trianon zum Sommeraufenthalt für — Dem. Rachel ausbäte! Diese Miene von Louis Philippe!

*) Es wurde später zuweilen von seiner Witwe bewohnt und zeigte dann eine außerordentlich einfache, deutschgemüthliche Einrichtung.

Dieser Fluch, den er auf das Gelüst des jungen Seefahrers schleudern würde! Der alte vielgewanderte Ulysses würde das Fenster aufreißen und sagen: „Siehe, dort auf jenem Platz wurde Philippe Egalité, mein Vater, guillotinirt! Willst Du noch das kleine Trianon haben?" Der Prinz von Joinville würde sich seine Halsbinde lüften, in aller Stille das Fenster zumachen, seinem Neufoundländer Hunde pfeifen und ohne alles Geräusch im Walde von Vincennes auf die Entenjagd gehen.

Das Museum von Versailles erläutert in Bildern die Geschichte von Frankreich. Die Säle muß man schockweise, die Bilder nach der Elle messen. Viele dieser Darstellungen haben nur Tapetenwerth. Es sind einige Meisterwerke darunter, aber die Mehrzahl gehört zu dem Genre von Gemälden, das man alte Schildereien nennt. Nur mit Mühe erwehrt man sich der Vorstellung von einer fabrikartigen Anfertigung dieser Bilder. Und doch sind es nur gesammelte, allmälig, in langen Zeitzwischenräumen aufgespeicherte Beiträge zu einem und demselben Zweck. Mit Clovis und Dagobert fangen diese Erinnerungen an. Die Schlacht bei Zülpich, die Thaten Karl's des Großen, die Kreuzzüge, die Jungfrau von Orleans, die Ligue und Fronde, die Schlachten am Rhein, bis zur Revolution, bis auf Napoleon, bis auf die Einnahme von Antwerpen und Constantine; kein Gefecht, kein Scharmützel ist vergessen. Es macht einen Eindruck wie ein Orbis pictus für Kinder. Man kann diese Galerie als Schlachtenfibel für den Unterricht in der Geschichte benutzen und sollte die Gymnasien von Paris hierherführen, um sie auf eine amüsante Weise Geschichte zu lehren. Für die Geschichte Napoleon's wimmelt es an Verherrlichungen. Da ist kein Fort, keine Brücke, keine Schanze vergessen, die seine Armeen genommen haben. Napoleon's Einzug in Berlin, Napoleon in Potsdam, Napoleon im Berliner Schloß, Napoleon und die Fürstin Hatzfeld, Napoleon und die Königin Louise in Tilsit, alle russischen Siege bis zum Brande von Moskau. Von da an wird die Geschwätzigkeit der Malerpinsel etwas einsilbiger und es könnten gegen die Vernet, Groß, Gerards, Scheffers, Langlois, Beaumes unsere Wachs, Schadows,

Begas, Cornelius sich einstellen, wenn bei uns diese Herren nicht Madonnen, Heilige, Nixen und alte Hünen zu malen vorzögen. Die Schlachten von Lützen und Bautzen im Anfang der Befreiungskriege sind noch dem Ruhm des napoleonischen Adlers vorbehalten. Bei Lützen sind die Preußen noch im Costüme von Jena gekleidet. Ich entdeckte nichts von den jungen preußischen Freiwilligen, die hier zu Hunderten gefallen sind, nichts von den jungen Berliner Turnern, die hier ihre erste Waffenprobe ablegten. Auf Lützen folgt in schnellem Sprunge die Schlacht von Hanau, einige kleinere Gefechte in Frankreich und mit No. 949 des Katalogs: Les adieux de Fontainebleau.

Die Dichter sind doch nur Schmeichler, aber die Künstler sind feile Miethlinge. No. 950. Louis XVIII. in Calais. No. 951. Louis XVIII. in den Tuilerien. Dieselbe Leinwand, dieselben Farben, dieselben Lichter und Schatten, ob Napoleon oder die Bourbonen, wenn nur die Perspective richtig ist! Unglücklicherweise war die Restauration höchst unmalerisch. Dieser behäbige Lateiner, Louis XVIII., der sich in seiner Bibliothek abmalen läßt. Er sinnt über Etwas, das er niederschreiben will. Nicht etwa einen freisinnigen Ergänzungsartikel der Charte, nicht etwa das großartige Protokoll einer Entsagung auf Entschädigungen, sondern den Entwurf einer lateinischen Inschrift im Lapidarstyl. Der einzige pittoreske Moment der Bourbonen ist ihre Abreise. Ludwig XVIII. flieht vor dem rückkehrenden Napoleon bei Nacht nach Gent. Der Schein einer Laterne erhellt das düstere Gemälde, erhellt die Mienen der ihn Umstehenden. Bestürzung auf allen Gesichtern und die verdammte Portraitähnlichkeit! Man sieht lauter bekannte noch lebende Physiognomieen, die hier täglich vor dem neugierigen Pariser Volk als „Männer von Gent" dem Martyrium der Unpopularität preisgegeben sind. Endlich kommt der weißröckige Karl X. mit seinem ewig geöffneten Munde, die Oelfläschchen- und Oriflammenkomödie von Rheims, wo all' diese legitimistischen Häupter im mittelalterlichen Festesornat sich wie Kartenkönige und Kartenbuben ausnehmen, dann sogar Erinnerungen an jenen kläglichen spanischen Interventionskrieg, wo man Bi-

vouaks- und Vorpostengefechte als Schlachten verewigt dargestellt sieht, Navarin, die Einnahme von Algier, Triumphzüge und Fanfaronaden aller Art, bis zur Julirevolution. Diese ist in ihren wichtigsten Momenten und Folgen von den bedeutendsten Malern wiedergegeben, leider aber dabei mehr das Ceremonielle und Decorative der Ereignisse vor dem eigentlich Poetischen und Charakteristischen bevorzugt. Die Acte zur Herstellung der Freiheit sind gegen die zur Herstellung der Ordnung hintangesetzt. Ueberall Louis Philippe, nie das Volk. Ueberall die Gewalt, schwörend, versprechend, beeidigend, und die Masse nur in Uniform, nur als Nationalgarde, nur Munizipalität, Deputirten- und Pairskammer. Dann der kleine Ruhm von Antwerpen. Verewigt sind jene denkwürdigen Momente eines Ausmarsches, einer abgehaltenen Revue, eines prinzlichen Rittes durch die Tranchéen, die Momente einer Kugel, die *beinahe* hätte tödtlich werden *können*, ganz schon wieder in dem prahlerischen und servilen Geiste der Restauration. Nur ein Zimmer hat mich hier noch wahrhaft interessirt. Es ist dem Grabe, dem wirklich ernst gemeinten Grabe des jungen Frankreich gewidmet, Algier.

Sicher ohne es zu wollen, hat Louis Philippe in der Eröffnung des Algier-Saales eine neue Epoche angedeutet. Es ist das junge Frankreich, das sich hier für eine unnütze Eroberung verblutet. Freundliche Helle beleuchtet den Saal. Das von oben hereinfallende Licht hebt die frischen Tinten der Bilder noch höher. Die Figuren, die Bäume, die nackten Felsen auf diesen Gemälden werfen keinen Schatten und verrathen dadurch, wie hoch hier die Sonne stehen muß, wie glühend sie ihre Strahlen wirft. Und trotz dieser nackten Steine, dieser brennenden Hitze klettern die jungen französischen Regimenter muthig zu den Wällen der wilden Felsennester hinan, richten ihr Geschütz, legen Bresche und pflanzen die dreifarbige Fahne auf die mit dem Säbel in der Hand eroberten Schanzen. Die jungen Tirailleurs und Scharfschützen in ihren blaugrauen Röcken, mit den rothen Pantalons, kleines, aber gedrungenes und an Ausdauer und Entbehrung gewöhntes Volk, scheinen noch die Nummern der jüngsten

Conscriptionslotterie an den spitzlaufenden Casketts zu tragen, die jungen Unteroffiziere schielen nach den Epauletten der Offiziere, die Offiziere nach den Cordons der Generale. Mit gezogenem Säbel schreiten die gebräunten jungen Helden ihren Colonnen voran; gebräunt, obschon sie eben erst aus der Artillerieschule von Nancy, Metz, aus dem polytechnischen Institut von Paris gekommen scheinen. Diese junge Soldateska Frankreichs, die sich hier aus Hinterhalten so oft meuchlings von Beduinen schlachten lassen muß, hat etwas Studentikoses: man sieht, sie gehört zur Parthei des „National". Sie schreibt Berichte an Armand Marrast über den Gang der afrikanischen Angelegenheiten, über die Indolenz der Oberoffiziere, die Grausamkeit Negrier's. Sie würden cassirt, käme es heraus. Aber auch die Oberoffiziere werden durch Algier liberal. Bugeaud, der im Duell einen freisinnigen Deputirten erschoß, der „Schlächter der Rue Transnonain", wie man ihn zu nennen pflegt, Bugeaud, der sich aus Gefälligkeit für den Hof, der ihm schmeichelte, den brutalsten Excessen militairischer Gewaltthätigkeit hingab, bereut jetzt, was er that, und schließt sich dem militairischen Liberalismus des „National" an. Man ersieht an diesen bildlichen Darstellungen aus dem jungen Kriegerleben Frankreichs, daß die eigentliche Kraft der französischen Armeen doch von je in ihrer Beweglichkeit, Marschfertigkeit, Ausdauer, Mäßigkeit, ihrem heitern Sinne, demokratischen nationalen Bande zwischen Befehlenden und Gehorchenden, ihrer Elasticität, in ihrem von oben bis unten herab sich verzweigenden esprit de corps gelegen hat.

Meine letzten Versailler Stunden gehörten dem Professor St. Marc Girardin. Im traulichen Schooß seiner Familie, an dem abendlich noch immer nicht zu entbehrenden Kaminfeuer, unter lieben Kindern, die um acht Uhr artig das Händchen geben und gute Nacht sagen, sah ich, daß man bei den Seinen auch in Frankreich glücklich sein kann. St. Marc Girardin, Professor der französischen Literatur an der Sorbonne, Staatsrath im Ministerium des Unterrichts, gründlicher Kenner der pädagogischen Literatur Deutschlands, lebt seiner Gesundheit wegen einige Sommermonate in Versailles.

Durch die Eisenbahn gehört Versailles zur Banlieue von Paris. Schnell führte sie mich in die belebte Welthauptstadt zurück. Es war ein sternenklarer, mondheller Abend. In flimmerndem Zauberglanze verschwand Versailles vor meinen Augen. Es blieb zurück mit seinen Erinnerungen, schweigsam, stumm und todt, umwoben vom Mondenlicht, beschattet von der Nacht.

Stummes Grab der Zeiten, Du führtest mich zu den beredteren Gräbern der Menschen! Auch auf dem Père la Chaise war ich, dem Calvarienberge der Unsterblichen. Beschattet von Fichtenbäumen und Trauerweiden, zieht sich in schlängelnden Windungen der steinige Pfad hinauf, den Tausende erklommen, um hier auf immer auszuruhen. In Versailles verbirgt sich schüchtern und ängstlich die Erinnerung, hier ruft sie frei und offen den Wanderer mit Immortellenkränzen und goldenen Inschriften an. Der Père la Chaise, fast nur berühmten und verdienten Männern gewidmet, hat nichts Geschwätziges, Ruhmrednerisches. Man sieht die Thaten und vergißt doch die Schmerzen nicht, die mit der Größe verbunden sind. Wahrhaft große Männer sind nie glücklich gewesen. Wie viele dieser Palmen sind mit Thränen benetzt, wie viele dieser Lorbern drückten sich auf Stirnen, die der Gram furchte, Scheitel, die die Sorge bleichte! Der Ruhm, den man oft hassen muß in den Annalen der Geschichte, wo nur die großen Männer schimmern, die guten im Schatten stehen, man gewinnt ihn wieder lieb auf dem Père la Chaise, diesem Gottesacker, der, wie einer andern Welt angehörend, mit seinen blühenden Terrassen, seinem ätherischen Blumenduft auf den wüsten Lärm von Paris herniederblickt!

Der Friedhof des Père la Chaise erhebt sich hinter der Vorstadt St. Antoine am östlichen Ende von Paris. Es kostet viel Geld, um auf diesem geweihten Boden auszuruhen. Wem dies seine eigenen Mittel unmöglich machen, der hat Freunde, Anhänger, Bewunderer. Wie viel berühmte Männer starben nicht und ernteten erst im Tode die Anerkennung, die man ihnen im Leben versagte! Nähert man sich der entlegenen Ruhestätte, so wird man unwillkürlich Alles, was uns hier begegnet, auf den Tod beziehen. Eine lange öde Straße führt von der Julisäule zu den Gräbern des Père

la Chaise hinauf. Le Capitole las ich in einem Winkel mit Riesenlettern hingemalt. Auch ein Todter! Ein Journal, das die Polizei im napoleonischen Sinne stiftete, um zu ersehen, wer diese Tendenz unterstützen würde. Der Redacteur, Herr Durand vom Journal de Francfort, war für diese Recherche der Spion, ohne es zu wissen. Als dem Capitole eines Tages vom Kaiser von Rußland 40,000 Franken geschickt wurden, da wußte Louis Philippe, was er wissen wollte, und hob das Journal auf. Die Gräberstraße ist lang genug, um sich über diese Art von Politik seine eigenen Gedanken auszuspinnen. Weiter hinauf, mitten unter dem Staub der hier gemeißelten Grabeskreuze und Denksteine, liest man in großen Lettern an einem Hause: Deutsch, den Namen eines Handwerkers. Man erschrickt, dem vaterländischen Namen gerade hier unter den Todten zu begegnen. Endlich sieht man noch zwei große Häuser, die für die Aufnahme sittlich verwahrloster Kinder bestimmt sind. Es sind Leichenhäuser für Lebendige.

Man betritt den Friedhof. Ein Führer wird uns geleiten und die besuchtesten Stellen zeigen. Es ist nicht Alles Ruhm, was wir hier begraben finden. Dort in dem ersten kleinen Tempel liegen die Gebeine des Herrn Moses von Eichthal! Auch das Geld scheint es, das Amt, das sich hier begraben läßt. Störender Gedanke, bei jedem Immortellenkranz erst zu fragen: Verdienst du ihn auch, der du hier begraben liegst? Man wendet sich rechts. Ein gothisches Monument fesselt unsere Aufmerksamkeit. Vierzehn kleine Säulen tragen zehn Bogen, über welchen sich Karnieße mit Blumen verziert befinden. Hier liegen die Reste von Abälard und Heloise. Zum ersten Mal vereinigt nach der an dem Geliebten begangenen Greuelthat; aber nur ihre Knochen küssen sich, ihre Asche ist in Eins geflossen. Für die Leiden des Genies, für die auf dem Père la Chaise schlummernden großen Gedanken und großen Schmerzen konnte es keine symbolischeren Heiligen geben, als Abälard und Heloise.

Auf dem ersten Hügelvorsprunge befindet sich das Denkmal Casimir Perier's. Für einen Mann, der weder zerstörte noch schuf, eine Kraft, die nur bändigte, zähmte, aufhielt,

den Ausdruck einer Epoche, welche so viel zähe Kraft nur zum Organ ihres Bedürfnisses nach Ruhe und Sammlung machte, ist dies weitschweifige Denkmal zu prahlerisch.

Um Perier's Standbild her stehen einfache, aber bedeutendere Grabmäler. Einfache Büsten bezeichnen die Stätte, wo die Schädel Fourier's und Gall's, des Schädellehrers, ruhen. Das Grab des Hieroglyphenentzifferers Champollion bezeichnet ein Obelisk. Eine Trauerweide lehnt sich über einen Denkstein, unter dem die Duchesnois ruht. Diese berühmte Actrice war bedeutender im Lust- als Trauerspiel; da es aber schwer ist, die komische Muse auf einen Kirchhof zu bringen, so hat man auf dem Basrelief Melpomene um sie trauern lassen, worin einige Zweideutigkeit liegen kann. Ein anderes Basrelief zur Rechten schildert jene kühne Befreiung Lavalette's durch seine Gattin. Er selbst, der Gerettete, liegt unter diesem Würfel. Nebenan ist Platz für seine noch lebende Retterin gelassen.

Zahllos sind die Denkmäler für die militairischen und administrativen Berühmtheiten des Kaiserreiches. Ein Sarkophag von weißem Marmor mit zwei Figuren des Ruhmes, die des Marschalls Lefebre Büste bekränzen. Ein hoher Obelisk, gewidmet dem Marschall Massena. Ein Altar, gewidmet dem Marschall Süchet. Düster und dunkel liegt abseits vom Wege in einem eingezäunten Raume Marschall Davoust. Unter Rasen und Fichten schläft der erschossene Ney. Von den Zweigen des düstern Nadelholzes brechen unzählige Fremde Stäbchen zur Erinnerung ab. Molière's und Lafontaine's Denkmäler liegen dicht nebeneinander. Der Fuchs, der auf dem Cenotaph des Fabeldichters steht, hätte seinen Schweif auch noch auf Molière's Grab ausstrecken können. Zwischen dicht gesäeten Grabmälern, hier einer wahren Todesernte, saß eine verschleierte Dame und zeichnete die Büste des Malers Gros, der sich in der Seine ertränkt hat. Man kennt die Ursache dieses Selbstmordes nicht; wer weiß, ob der Griffel der trauernden Dame diese nicht niederschreiben könnte? Die von Fieschi's Höllenmaschine zerschmetterten Gebeine des Marschalls Mortier (Duc de Treviso) birgt, gleichsam um sie noch im Tode zu schützen, ein düsterer verschlossener Tempel.

In Lebensgröße steht General Foy und redet die Kammer an. Eine Nationalsubscription hat ihn in einer etwas theatralischen Stellung hierherverpflanzt. Das reizendste Denkmal des ganzen Kirchhofs, ein kleiner griechischer Tempel aus reinstem Marmor, gehört einer Russin. Daß Frau von Demidoff, geborne von Stroganoff, auf den Gedanken kommen konnte, sich unter der Fülle von Ruhm und Verdienst um die Menschheit hierher so glänzend betten zu lassen, wollen wir ihr verzeihen, wenn sie zu Denen gehörte, die den Ruhm zu würdigen wissen. Auch mit Geschmack zum Publikum zu gehören, ist ein Talent, das Beachtung verdient. Der reiche Porzellanfabrikant Schölcher, ein Elsässer, hat seine Stelle hier schon durch die sinnige Idee seines Denkmals verdient. In Hautrelief ließ er sich links als Arbeiter mit aufgekrämpten Hemdärmeln, rechts als Fabrikbesitzer und Rentier abbilden. Es liegt in diesem Symbol des belohnenden Fleißes eine tröstende Ermunterung für die arbeitenden Klassen. Ein reicher Kupferschmied aus Paris hat sich durch keine so hübsche Idee in die Gräberreihen der großen Männer eingekauft. Wenn es die Art berühmter Männer ist, viel Lärm in der Welt zu machen, dann kommen ihnen allerdings die Kupferschmiede am nächsten.

An einem Abhange, von welchem aus man die lachendste Aussicht auf Vincennes, die Vorstädte und Paris genießt, an einem Hügelvorsprunge, wo sich oben von dem zerbröckelten Lehmboden hinunter eine grüne Wiesenfläche in das Thal zieht, stand ich mit besonderer Ergriffenheit. Zu meinen Füßen las ich auf einem einfachen horizontalliegenden Denkstein: „Ludwig Boerne.“ Es ist die schönste Aussicht des Père la Chaise und — das ärmste Grab.*)

Fünfundzwanzigster Brief.

Paris, den 18. April 1842.

Der Zufall spielte mir vor einigen Tagen ein Packet Broschüren in die Hände, unter dem Titel: „Der Hülfe=

*) Damals. Jetzt ist das Grabmal vollendet.

ruf der deutschen Jugend. Herausgegeben und redigirt von einigen deutschen Arbeitern," und eine Fortsetzung dieser periodischen Schrift, unter dem Titel: „Die junge Generation." Beides sind Monatschriften, die von dem Schneider Weitling, einem gebornen Magdeburger, jetzt in Vevey am Genfersee, früher in Genf selbst, herausgegeben werden. Ein deutscher Schuhmacher in Paris, Namens Bauer, verkauft diese kleinen Broschüren an die zahlreichen deutschen Arbeiter in Paris; in London werden sie bei Karl Moll verlegt, wahrscheinlich ebenfalls einem Handwerker.

Man hat, glaube ich, diese Schriftchen in Deutschland verboten. Das Nachtheilige solcher Verbote liegt besonders darin, daß man die Schriften, die dadurch außer Cours kommen, nicht widerlegen kann. Weitling und seine Mitarbeiter würden durch eine Discussion zu Schriftstellern werden, durch das Verbot sind sie sogleich Märtyrer und Propheten. Es ist weit leichter, behaupten, als sich vertheidigen. Weitling borgt die Ideen von den französischen communistischen Schriftstellern, belebt die Theorieen der Communauté, der „Gemeinschaftlichkeit", durch die allerdings oft trübe deutsche Handwerkererfahrung, und hat sich im Verlauf seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine solche Gewandtheit im Darstellen erworben, daß ich nicht begreife, warum er sich nicht längst Journalist, sondern immer noch Schneider nennt.

Weitling beginnt das Programm seines Hülferufs unter andern mit diesen Worten: „Auch wir deutschen Arbeiter wollen eine Stimme erheben für unser und der Menschheit Wohl: damit man sich überzeuge, daß wir recht gut Kenntniß von unseren Interessen haben und, ohne von lateinischen, griechischen und kunstgemäßen Ausdrücken aufgeschwollen zu sein, recht gut und zwar auf gut deutsch zu sagen wissen, wo uns der Schuh drückt und wo Bartel Most holt." In einem Aufsatz: „Bitten, Betteln, Fechten," erkennt man den ehemaligen reisenden Handwerksburschen. Weitling schildert hier in ergreifenden Farben das Elend des auf der Landstraße pilgernden, arbeitslosen, von Gensdarmen wie ein Spitzbube verfolgten Handwerksgesellen. Er schildert

die Impertinenz deutscher Paßbureaux, wo diese armen Wanderer von den Beamten mißhandelt werden, wie der bayrische Polizeivogt den würtembergischen Handwerker, der würtembergische Actuar den hessischen, der hessische den hannöverschen Wanderer andonnert, zu allen Teufeln wünscht und ihm mit Gensdarmen und dem Loche droht. Das einfache „Halt's Maul!" ist gegen Handwerksbursche Höflichkeit; ein kurzes, vornehm abschneidendes: „Schon gut!" liebevolle Zuvorkommenheit. Da, wo Weitling das Elend und die Entwürdigung der arbeitenden Klassen schildert, ist seine Darstellung, wenn auch zuweilen unlogisch und überleidenschaftlich, doch der Beachtung werth. Wenn er sich aber in den Communismus verliert, wenn er den Franzosen ihre oft so hohle „sociale" Weisheit nachlallt, wenn er auf die Bibel den Katechismus der Menschenrechte pfropft und die Communion, die Einsetzung des Abendmahls, mit dem Communismus und der Einsetzung gemeinschaftlicher Mittagsmahlzeiten in Verbindung bringt, dann kann man ihm nicht mehr folgen. Die gelungenste Darstellung dieser Blätter ist unstreitig „Paris im Jahr 2000." Ich zweifle fast, ob diese mitunter witzige und geistvolle und jedenfalls durchgängig brav stylisirte längere Abhandlung aus Weitling's Feder geflossen ist. Doch möglich. Pectus est, quod disertum facit; ohne Zweifel schreibt dieser Mann aus seiner eigenen Brust. Aber die Hypothese, Paris und die Welt in einigen Jahrhunderten so umwälzen zu wollen, daß man nicht mehr weiß, was Geld, was Soldaten, was Nationen sind, die vielen unwahren, wenn auch noch so grellen Lichter, die in diesem anticipirten Gemälde auf die Gesellschaft der Gegenwart fallen, die blendenden Gaukelbilder einer radikalen Umwälzung der Lage des Arbeitsstandes und einer methodisch durchgeführten Gütergemeinschaft sind so vermessen, daß man diese unter den in Paris und der Schweiz arbeitenden deutschen Handwerkern um sich greifenden Ideen nicht verbieten, sondern ernstlich widerlegen sollte.

Die Fourieristen sprechen von einer Anziehung der Leidenschaften, d. h. einer Neutralisation aller gesellschaftlichen Instincte zu einer Harmonie des gesellschaftlichen Behagens.

Die Communisten nehmen nicht, wie die Fourieristen, die Gesellschaft, wie sie ist. Sie gehen von dem gleichen Anrecht des Menschen auf alle Güter der Erde aus und wollen Jedem die Möglichkeit verschaffen, die Erde so zu exploitiren, wie nur irgend ein Anderer. Daß die Natur, auf die sie sich ewig berufen, dieser Ansicht nicht gewesen ist, kümmert sie nicht. Die Natur schuf wüste und fruchtbare Gegenden und warf auf die wüsten oft mehr Bewohner, als auf die fruchtbaren. Sie schuf weiße, schwarze und gelbe Menschen und begabte diese mit den verschiedenartigsten Leidenschaften, mit den abweichendsten Bildungsfähigkeiten. Die Natur ließ die Menschen in hundert verschiedenen Sprachen reden und hat dadurch die Unterschiede der Nationen gewollt. Die Natur hat nach Himmelsstrichen und der Beschaffenheit des Bodens auch die Bedürfnisse verschieden gestaltet. Der Jäger in den Bergen bedarf eines andern Trunks, als der Fischer am nebligen Meer. Den Einen schließen die Berge ein und die Freuden seines kleinen Thales machen ihn glücklich, während Die, welche die Natur in der Ebene geboren werden ließ, mit unbefriedigtem Blick in die Ferne schauen. Das Alles hat nicht die verdorbene Gesellschaft so geordnet, sondern die Natur, die doch die angebetete Reglerin, Ordnerin und Erhalterin des Communismus ist.

Freilich bietet unsre Gesellschaft die entsetzlichsten Unregelmäßigkeiten. In einem und demselben Volke, einem und demselben zum Wohle Aller geordneten Gemeinwesen, in einer und derselben Stadt, in einem und demselben Hause die erschütterndsten Gegensätze von Armuth und Reichthum, Ueberfluß und Mangel am Nothwendigsten! Aber seit Jahrtausenden haben sich die Unterschiede der Stände und diese ungleichen Vertheilungen der Lebensgüter gebildet, und eben so lange beschäftigen sich Menschenfreunde, Gesetzgeber, Religionsstifter, Weltweise mit einer der allerdings freundlicheren Natur sich nähernden Ausgleichung. Bisher hat man die einzige Möglichkeit, das menschliche Elend zu lindern, in einer Verbesserung der Staatsformen gefunden. Zu allen Zeiten, wenn die materielle Noth um Hülfe schrie, hat man in dieser oder jener Form verknöcherte Einrichtungen geändert, die Sklaven

und Leibeignen frei gemacht, die Steuern herabgesetzt, dem Adel seine Immunitäten genommen, den Zehnten der Geistlichkeit beschränkt, die Güter der Krone zum Eigenthum der Nation geschlagen, den Herrscher auf bestimmte Pflichttheile gesetzt, kurz sich, soweit es irgend durch Verständigung oder im äußersten Falle durch Gewalt möglich wurde, allmälig aus den allzu verkünstelt und drückend werdenden Ueberlieferungen der Geschichte einem Ur- oder Natur- oder Vernunftstaate genähert, einem Staate, der indeß nie war, vielleicht nie sein wird, der nur als Ideal mit reizender Symmetrie in der Vorstellung jedes freigewordenen Bewußtseins lebt. Die politische Opposition, wie sie an allen Enden Europas noch gährt und hier zu Verfassungen, dort zu ehrlichen Verwirklichungen der schon vorhandenen Verfassungen zu kommen sucht, hat nirgends ein bloßes Wohlbehagen an leeren Förmlichkeiten und leeren Rangstufen der Gesellschaft ausgesprochen, sondern überall ihre Ueberzeugung, daß nur auf diesem Wege der verbesserten Staatsformen auch die gleichen Ansprüche jedes Bürgers auf die Güter des Lebens, auf das Licht der Freiheit und auf seine Wärme, die Gleichheit, geregelt, nur so die klaffenden Wunden unseres gesellschaftlichen Körpers geheilt werden könnten.

Die Communisten haben aber diese politische Debatte ganz aufgehoben. Sei es nun, daß sie in ihr nur die Befriedigungen des persönlichen Ehrgeizes entdeckten, oder daß ihnen die Ergebnisse derselben nicht vollständig genug erschienen, sie übersprangen alle geschichtlichen Voraussetzungen, innerhalb deren sich noch die politische Opposition bewegte, hoben jede Verhandlung über Recht und Pflicht, über Mehr oder Minder auf und nivellirten das Hohe mit dem Niedrigen, Reichthum mit der Armuth. So hofften sie eine Durchschnittsexistenz zu finden, welche die Fourieristen die „allgemeine Mittelmäßigkeit“ nennen. Der Haß des Communismus gegen den Republikanismus kommt dem Haß des letzteren gegen die Monarchie gleich. Der Communismus versöhnt sich lieber mit der absoluten Monarchie, wenn sie die äußere Form seiner breiten Existenzbasis sichert, als mit einer Republik, wo sich nur das Talent allein auszeichnen könne. Die in Paris er-

scheinenden Handwerkerjournale: l'Atelier, le Populaire, la Fraternité, stehen zum National in einem schrofferen Gegensatze, als dieser zum Journal des Débats. Auch im Communismus selbst herrschen verschiedene Schattirungen. Die Einen wollen mit Gewalt, die Andern friedlich verfahren, so daß die vom Communismus bedrohte Gesellschaft vorläufig wenigstens den Vortheil hat, daß die neue Lehre über ihre praktische Einführung noch unschlüssig ist.

Die ersten Grundzüge des Communismus entwickelten sich in einer der fieberhaften Phasen der französischen Revolution. Damals, als man zur neuen Erde einen neuen Himmel, zum neuen Menschen einen neuen Gott erfand, in jener wilden, siedenden Epoche von 1793—94 wurde auch dem Convent die allgemeine Gütergemeinschaft als das einzige Heilungsmittel der verdorbenen Gesellschaft empfohlen. Die siegenden Ansichten ließen die Vertreter der unterliegenden guillotiniren. Baboeuf, ein Fälscher, ein entsprungener Gefangener, aber voll Geist und Unternehmungsmuth, schrieb damals im communistischen Sinne Pamphlete und Zeitschriften. Er wurde hingerichtet. Die theils flüchtigen, theils verbannten Anhänger seiner Lehre, besonders ein Italiener Buonarotti, wirkten für die Verbreitung der communistischen Ideen. Der unreine Ursprung des Communismus verlor sich erst im Schmelzfeuer der englischen Philanthropie. Robert Owen gab der Gütergemeinschaft eine dauernde Grundlage, führte sie auf die Grundsätze des Christenthums zurück und gab ihnen sogar schon bei den Handwerkern und Fabrikarbeitern seines Landes eine praktische Anwendung. In Frankreich ist man erst durch den Umweg der St. Simonisten und Fourier's zum reinen Communismus gekommen. Jetzt greift die Lehre bei allen arbeitenden Klassen so gewaltig um sich, daß sie die Aufmerksamkeit sogar der Denker erregt hat. Die Katechismen und symbolischen Bücher dieser Lehre werden nicht mehr von dem beschränkten, unausgebildeten Talent der Handwerker verfaßt, sondern geübte Federn leihen ihr den Schimmer wissenschaftlicher Begründung und die einschmeichelnden Farben rhetorischer Ueberredung. Mit Widerwillen wirft man den communistischen Katechismus eines Richard Lahautière

aus der Hand, mit Spannung schlägt man die Voyage en Icarie des ehemaligen Deputirten Cabet auf.

In Form eines Romans theilt der Verfasser dieses Buches alle Principien des Communismus mit. Ikarien ist ein fabelhaftes Land, wie die Atlantis des Thomas Morus. Der englische Lord Carisdall ist unglücklich über die Welt im Allgemeinen und England insbesondere, er hört von einem Musterstaat in einem neu entdeckten Meere und schifft sich nach Ikarien ein, ein Land ohne Douanen, Gensdarmen, Gefängnisse. Lord Carisdall lernt hier eine lebendige Verwirklichung des Communismus kennen. Wir folgen ihm auf seinen Wanderungen, durch die Felder und Triften Ikariens, die Kaufläden, die Schulen, die Gerichtshäuser, die Waarenlager, die Boudoirs der Frauen, die Journalistik, die Bälle, die Hochzeitsfestlichkeiten, die Gottesverehrungen u. s. w. In einer, wie man sich denken kann, etwas langweiligen und breiten Auseinandersetzung aller möglichen Lebensbeziehungen des Musterstaats lernen wir die reinen und die angewandten Principien der Lehre von der Gemeinschaftlichkeit kennen. Diese lauten: Die Rechte des Menschen wären natürliche und gesellschaftliche, das natürlichste aber wäre das, naturgemäß zu existiren und alle seine physischen und geistigen Kräfte auszubilden. Jeder darf Das thun, was ihm selbst nützt, vorausgesetzt, daß es dem Andern nicht schadet. Jeder darf heirathen, Jeder hat Anrecht auf die Familie, Jeder hat das Recht, so gelehrt wie Baco, so weise wie Sokrates zu werden. Keiner ist in diesen Rechten bevorzugt, der Stoff, woraus der Mensch geschaffen, ist doch bei jedem derselbe. Die Natur hat den Begriff des Eigenthums nicht erfunden, sie wächst, blüht Allen; ihre Blüthen locken Jeden und wollen Jeden erquicken. Die Natur lehrt nichts als die Gemeinschaftlichkeit. Die Gleichheit ist allerdings eine relative; wer zu seiner Existenz mehr bedarf als der Andere, muß dies Mehr haben. Doch sagt uns Lord Carisdall nicht, daß, wenn Einer zwei Portionen braucht, ein Anderer sich doch schon mit einer halben begnügen müßte. Allerdings geht der Communismus von der Idee aus, daß die Erde mehr giebt, als wir brauchen; er beginnt eigentlich erst mit der Regelung

und gleichen Eintheilung Dessen, was auf der Erde überflüssig ist. Es giebt für Niemand in der Gesellschaft etwas Ueberflüssiges, sagt er, sobald einem Andern das Nothwendige fehlt. Den natürlichen Rechten des Menschen entsprechen die natürlichen Pflichten. Gesellschaft nennt man eine Vereinigung von Menschen, die sich die wechselseitige Bewahrung ihrer Rechte zu ihrer wechselseitigen Pflicht gemacht hat. Eine solche Gesellschaft muß eine freie sein. Die Nationalität ist nicht die Grundlage einer solchen Gesellschaft, eben so wenig der gegenwärtige Staat. Bei uns leben die Einen im Ueberfluß, ohne zu arbeiten, und die Andern, die nur arbeiten, haben nicht einmal das Nothwendige. Bei uns ist nicht nur der Reichthum erblich, sondern auch die Armuth ist es. Die Kinder der Armen werden um ihre Menschenrechte betrogen; sie kommen aus dem Schooß der Natur, ohne die Natur genießen zu können. Glücklicher aber sind auch die Reichen nicht; sie fürchten immerfort für ihre Besitzthümer, sind den Lastern des üppigen Lebens und den Folgen des Lasters unterworfen. Das einzige Mittel gegen dieses Uebel ist die Einführung des Princips der Gemeinschaftlichkeit. Es muß dahin gearbeitet werden, zwei Dinge abzuschaffen: das Eigenthum und jenes Symbol, das das Eigenthum bezeichnet: das Geld. Die Gesellschaft verwandelt sich in eine Familie, die Einzelgüter werden Gesammtbesitz, Grund und Boden gehört dem Ganzen. Der Gewerbfleiß schafft und Alle genießen, was er schafft. Je nach den Stunden der Arbeit wird Jeder belohnt. Talent und Genie würde einen Vorzug genießen, wenn in einer Gesellschaft, wo Jeder die gleiche Erziehung bekommt, von Talent und Genie die Rede sein könnte. Arbeit und das von Einem oder dem Andern bekleidete Amt sind gleichsam Steuern, die man für das Ganze zahlt. Wo Menschenhände nicht ausreichen, helfen die Maschinen; die Maschinen sind die Sklaven des communistischen Staats. Sie dürfen nur insoweit vermehrt werden, als Menschenhände fehlen. Hat die Gesellschaft das Nöthige für Nahrung, Bekleidung, Wohnung und Hausrath und es bleibt ein Ueberschuß für das Vergnügen und den Luxus, so soll er zu diesem Zweck verwendet werden. Handel

ist hinfort nur richtige Ablieferung des Producirten; keine Familie darf Dienstboten haben. Was sie an Dienstleistungen bedarf, bekommt sie vom Ganzen, so daß Das, was wir jetzt Lakaien nennen, in Zukunft Staatsbeamte sein werden. Jeder darf sich verheirathen, denn Jeder kann leben. Jeder erhält das Brot für seine Kinder, jedes Kind bekommt die Ausbildung, die es geschickt macht, wenn dazu die Gelegenheit geboten würde, an der Spitze des Ganzen zu stehen. Die Staatsform selbst hat kein anderes Princip, als durch Ordnung diese Existenz möglich zu machen. Das Volk ist souverain, das Gesetz ordnet und regelt Alles. Die Strafen sind milde; sind sie zu streng, so nützen sie nichts. Lord Carisdall weicht hier von Solon ab, der die strengsten Strafen gerade für die Verbrechen festsetzte, von denen er hoffte, daß sie nie begangen werden würden. Die Einführung dieses Systems, lehrt der Communismus, sei schwer, aber nicht unmöglich; man kann die Gemeinschaftlichkeit nicht plötzlich, sondern nur nach und nach einführen. Der allmälige Weg werde machen, daß man das Eigenthum so viel als möglich friedlich in sich selbst untergräbt. Man fange mit der Erziehung und dem Principe an, in mindestens hundert Jahren kann man, wenn man ernstlich will, ein Volk allmälig in diese neue Gesellschaftsform umschmelzen. Diese Umschmelzung darf nie mit den Waffen in der Hand erfolgen, ein Bürgerkrieg mit allen seinen unberechenbaren Chancen, mit Allem, was er an neuen Tyranneien anfachen kann, würde nur noch weiter vom Ziele abführen, als die gegenwärtige, in sich selbst verwesende und sich dadurch vielleicht von selbst dem Bessern nähernde Gesellschaft. Nie noch hat eine Revolution erreicht, was sie wollte, immer brachte sie etwas Anderes, als wofür sie unternommen wurde. Einzelne Talente können dann steigen, aber das Volk in Masse wird immer mehr darnieder liegen. Ja, selbst für den Fall, daß nur noch die Einstimmung der Reichen fehlte; soll man diese dann zwingen? Nein! Man lasse sie und hindere sie nur, die Andern zu unterdrücken. Man dulde sie, bis sie von selbst kommen. Zieht der Kleinhandel auch vor, dem wahrscheinlichen Beispiele der Rothschilde zu folgen, so sei man mit diesen

Schwachsinnigen am meisten nachsichtig. Es bleibt nichts übrig, als es mit der Gemeinschaftlichkeit zu machen, wie Christus mit dem Evangelium, es zu lehren, es zu predigen, es an sich selbst im nächsten Kreise zu bethätigen und das Uebrige Gott zu überlassen.

So friedlich, wie Lord Carisdall, denken aber nicht alle Ikarioten. Ikarus war jener Sohn des Dädalus, der sich mit Flügeln von Wachs zur Sonne aufschwang und wahrscheinlich an derselben Stelle, wo er mit seinen geschmolzenen Schwingen zur Erde fiel, jenen von Cabet mit manchen romantischen Schattengängen und geheimnißvollen Lauben, in welchen die Julien und St. Preux nach wie vor kosen dürfen, geschilderten Staat gründete. Hundert Jahre ist für unser egoistisches Zeitalter eine Ewigkeit. Die einst so verbreitete Sitte, Bäume in dem schönen Glauben zu pflanzen, daß sie nach tausend Jahren den Ermüdeten ferner Jahrhunderte Schatten gewähren möchten, findet sich nicht mehr. Die communistische Polemik selbst ist dringlicher, als Lord Carisdall. Lord Carisdall hat deshalb auch einen Uebergangscommunismus erfunden, der den Reichen ihr Eigenthum abkauft, ihnen die Zinsen in lebenslängliche Renten verwandelt und dann auf eine beträchtliche Reihe von Jahren mit dem Fourierismus Hand in Hand geht. Später werden sie sich trennen, der Communismus will keine Caserne, Phalange genannt, sondern jene allgemeine Ausgleichung, wo der Bauer aus seiner irdenen Schüssel Fasanen und der Reiche aus seiner goldenen Schüssel gesunde Erdäpfel ißt.

Ueber ein so bescheidenes System die ätzende Analyse des Verstandes gießen, wäre lieblos. Wollen die Communisten nur lehren, so ist es nicht einmal nöthig, daß ihre Predigt von Gelehrten geschieht. Wollen die Zungen, die das Evangelium von der Gemeinschaftlichkeit predigen, nur feurige sein, so dürfen sie auch aus dem Munde der Handwerker kommen. Ob der Communismus des Lord Carisdall Glacéhandschuhe und der des Schneiders Weitling gemslederne oder vielleicht gar keine trägt, ist Nebensache. Nur kommt es darauf an, wie man gegen die heutige Gesellschaft streitet, zu wem man spricht, welchen Einfluß der Prophet in seiner nächsten Um=

gebung hat. Weitling haßt die Monarchie und die Republik, den Johannisberg und Hambach, ja, die Politik Preußens ist ihm lieber, als die des Dr. Wirth. Er ruft in seiner oft originellen Art den Handwerkern zu: „Laßt die liberale Parthei in Deutschland nach Herrmannstadt ziehen, wir gehen nach Gleichenstein." Aber auch nicht das materielle Elend seiner Mitbrüder allein ist es, was ihn zum Communisten macht, sondern ein gewisser Trieb nach einem aristokratischen Etwas, einem Nivellement der Bildung, ein Haß gegen den Vorzug der Wissenschaft, den er dadurch zu befriedigen sucht, daß er sich gegen die Bildung und die Wissenschaft selbst erhebt. Ich weiß wohl, wie sehr Hegel und Schelling herabzusteigen haben, um der Welt auch nur einigermaßen nützlich zu sein, aber darum ist es noch nicht nöthig, daß sie sich der Fassungskraft eines gebildeten Handwerkers anbequemen. Ist es Weitling gelungen, sich von seiner Nadel zu emancipiren, seine Feder kann nicht jeden Schmied von seinem Hammer, jeden Schlosser von seiner Feile, jeden Maurer von seiner Kelle emancipiren. Und dennoch wiegelt er durch die gewagtesten Forderungen die ruhig schlummernden Gefühle dieser Leute auf, setzt ihnen mit Lesen, Schreiben, etwas Pfennigmagazin und Mathematik so viel Stolz in den Kopf, daß sie ihre Existenz am Schneidertisch für unästhetisch, ihre Stellung hinterm Blasebalg für gesellschaftlichen Fluch, ihre Aufgabe, andern Leuten Schuhe auf die Füße machen zu müssen, für die mißgünstigste Tyrannei des Himmels halten. Alles will seinen Beruf verfehlt haben! Eine Krankheit unserer Zeit. Und die, Die noch nicht an dieser Krankheit leiden, mit ihr anstecken, ist im Grunde ein unverantwortliches Verbrechen.

Ich erlebte kürzlich folgenden Fall: Ein Schneider, der hier in einer der Sectionen des associirten Communismus eine Rolle spielt, versprach mir für einen bestimmten Tag ein Paar Beinkleider zu liefern. Ein Freund hatte ihn mir empfohlen und zu mir geführt. Er nimmt Maß. Ich bewundere die Genauigkeit eines Pariser Schneiders und freue mich auf die Erfolge, die meine Beinkleider in Deutschland haben werden. Er notirt sich jede Distanz, jede Kürze und

jede Länge, verspricht die pünktlichste Ablieferung und geht. Kaum bin ich mit dem Freund eine Minute allein und beginne, mit ihm am Fenster stehend, lachend ein Gespräch, so kommt der Schneider zurück und nimmt sein Notizbuch vom Tisch, das er vergessen hatte. Ich schwelge drei Tage in der Aussicht auf meine schönen Pariser Beinkleider. Am dritten wollte ich sie verpacken, sie kommen nicht. Statt ihrer ein Brief von dem Schneider: „Mein Herr, als ich neulich zurückkam, um mein vergessenes Notizenbuch zu holen, fand ich, daß Sie mit Ihrem Freunde lachten. Sie lachten über mich, über meine Notizen, einen Handwerker, der nicht lesen und schreiben kann. Für zwei demokratische Schriftsteller hätte ich es nicht für möglich gehalten, über Leute zu lachen, die nicht lesen und schreiben können. Entschuldigen Sie daher, wenn ich Ihnen erkläre, für Leute, die über Leute, die nicht lesen und schreiben können, lachen, nicht arbeiten zu können.“ Unterzeichnet war der von einer andern Hand als der des Schneiders geschriebene Brief mit einigen Hieroglyphen, die seinen Namen bedeuten sollten.

Welch ein Mißtrauen, welcher Dünkel, welcher falsche Ehrgeiz! Wir, mein Freund und ich, hatten so wenig über das Buch des Schneiders gelacht, daß wir erst im Augenblick, als er es holte, sahen, daß er dasselbe vergessen hatte. Hätten wir es gesehen, so würden wir die Notizen, mit denen er Länge und Kürze meiner Schenkel maß, für technische Merkzeichen der edlen Schneiderkunst gehalten haben, aber wir hatten es nicht gesehen, hatten über Deutschland, Frankreich, über Alles in der Welt gelacht, und nicht über den Schneider, der nicht schreiben konnte. Wenn der Arme stolz ist auf seine Armuth, sollte der Ignorant nicht stolz sein auf seine Ignoranz. Dieser Schneider sprach mit einem solchen Hochmuth über seine Unwissenheit, wie ihn der Gebildete nicht über seine Bildung hat. Ist es denn so schwer, einen vernachlässigten Schulunterricht in späteren Jahren nachzuholen? Der Besuch einer Sonntagsschule würde Herrn Blondin, so hieß der Wackere, mehr genützt haben, als der Besuch communistischer Sectionen. Unwissenheit machte sonst blöde und verlegen, jetzt macht sie hochmüthig. Herr Blondin hätte

seine Eltern anklagen sollen, er klagte die menschliche Gesellschaft an. Um alle Welt lesen und schreiben zu lehren, reicht die bisherige Gesellschaft aus. Man nehme dies schnelle ungerechte Urtheilen, die innere Wuth und Verbissenheit über eine halb und halb selbst verschuldete Demüthigung, nehme diesen Zorn und Neid auf die Bildung, auf die Leute, die lesen und schreiben können, und wird sich eingestehen müssen, daß der Stoff, den der Communismus ausbilden will, nicht so rein, edel und unglücklich ist, als wofür ihn die Vertheidiger desselben ausgeben.

Abgesehen von einer Betrachtung des Communismus aus dem Standpunkte der Wissenschaft oder der Stockbörse, so liegt ihm in Rücksicht auf die Handwerker allerdings viel Gutes zum Grunde. Vortrefflich sind jene Handwerkervereine, die, eine endlose Verzettelung in kleine hülfsbedürftige Wirthschaften aufgebend, zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse sich um den Herd einer gemeinschaftlichen Oekonomie versammeln. Namentlich können die in der Fremde lebenden deutschen Arbeiter keinen glücklicheren Gedanken verfolgen als den, sich durch ein gemeinschaftliches Kost- und Erholungshaus die Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse zu erleichtern. Weitling's Grundzüge des in Genf errichteten deutschen Handwerkervereins sind in jeder Art tüchtig. Hier redet der Handwerker mit dem Handwerker; die Bedürfnisse sind erkannt und ein praktischer Instinct leitet an, den Mängeln abzuhelfen. Soll sich zu diesem geselligen Verein noch ein Bildungszweck fügen, so wird die Aufgabe schon deshalb schwieriger, weil ein Grobschmied auf einer andern Stufe steht, als ein Goldarbeiter, der Schuhmacher auf einer andern, als der Bronzearbeiter. Indessen wird es an gemeinsamen Bildungsmitteln nicht fehlen. Auch das Vaterland, auch die Politik mag diese durch das Leben oft klar und mündig gewordenen Männer beschäftigen, aber vermessen ist es, ihnen diese Freuden und Vortheile der Geselligkeit nur zu geben, um ihre Sehnsucht nach verschönerter Lebensexistenz immer höher zu spannen. Herr Blondin beweist, daß die Unwissenheit bleibt und der Hochmuth noch hinzukommt.

Dann mag das Gute an dieser Bewegung des Hand-

werkerstandes die wirklich sich verbreitende Kenntniß sein der großen Leiden und Ungerechtigkeiten, die diese Klassen der Gesellschaft drücken. Es sind herzzerreißende, aber wahre Schilderungen, die Weitling vom Zustand der Arbeiter entwirft. Ihr Lohn ist gering, die Mühe groß, die unsinnige Vermehrung der Fabriken und Maschinen, die schrankenlose Gewerbefreiheit, die ungeregelte Einfuhr der fremden Waaren, in allen diesen Punkten hört der Staat wol das Interesse einzelner großer Handelskammern, einzelner Seehäfen, einzelner Körperschaften, nie aber das Interesse der daran von unten auf Betheiligten. Man entschädigt die Posten für die Eisenbahnen, man expropriirt für baares Geld, man läßt keinen Beamten ein öffentliches Unglück entgelten, aber der arme Handwerker wird in den Ansätzen des Finanztarifes wie ein Wurm zertreten. Die Staatsraison, hier zum ersten Male sich auf die Natur berufend, sagt: Es findet schon eine Ausgleichung statt! Ja, sie findet statt, auf dem Siechbette, dem Stroh der Armuth, der Todtenbahre. Nicht Jeder kann Meister werden. Wo findet der Gesell Arbeit? Er will wandern. Nur bis in sein dreißigstes Jahr giebt man ihm ein Wanderbuch. Er wandert, er hat eine glückliche Beschäftigung gefunden, da jagt ihn die Militairpflicht nach Hause, zurück nach einem Staate, der nichts für ihn thut, der ihn durch die Grobheit der Gensdarmen, die Rohheit der Polizeibeamten nur im innersten Gefühle seiner Menschenwürde kränkt. Christus lehrte uns dulden und die Schmerzen dieser Welt verwinden. Wie viele arme Handwerksburschen sah ich schon Thränen vergießen! Sie wollen durch ein Land reisen, durch das sie vor der Polizei zehn Gulden als Reisegeld aufweisen mußten. Sie hatten diese nicht! Sie wurden mit Gewalt zurückgeschickt, von wo sie gekommen waren. Ich sage, Christus lehrte sich finden in die Welt. Aber er und seine Apostel lehrten es seinen Anhängern als Klugheitsregel für die heidnische Welt, eine Welt, in der die Christen nur eine kaum geduldete, oft nur heimliche Secte bildeten. Jetzt ist die Welt christlich und unsere Institutionen sind heidnisch geblieben, wie unsere Gesetzgebung. Der arme Handwerker in der Fremde wird krank. Ungern nimmt man ihn in die Spitäler auf, man

nimmt ihn auf, die jungen Aerzte machen an ihm ihre Experimente. Ein berühmter Königsberger Professor, ich will ihn nicht nennen, ging durch das Krankenhaus einer berühmten großen Handelsstadt, ich will sie nicht nennen; man zeigte ihm die Säle, die aufgeschichteten Kranken; er sah, wie die Armen in Bausch und Bogen befragt und besichtigt wurden, er konnte, betroffen über diese der Menschenfreundlichkeit gewidmete Anstalt, nicht umhin, mit Bitterkeit den Vorstand zu fragen: „Sagen Sie mir, Herr Obermedicinalrath, findet sich hier denn nicht auch der Fall, daß dann und wann einmal ein Kranker behandelt wird?" Diese und ähnliche Thatsachen aufzudecken, muß man Weitling im Interesse der Menschheit ermuntern.

Schon vor einigen Jahren habe ich gelegentlich gerathen, daß der moderne Staat, um diesen Uebelständen zu begegnen, um die Gründe des Mißbehagens der Gesellschaft aufzuheben und die Phantastereien der neueren Socialistik durch Thatsachen zu widerlegen, neben seinen Ministerien des Krieges, der Finanzen, des Handels und der Gewerbe auch ein Ministerium der Nationalwohlfahrt begründen müßte. Man erntet die Gesellschaft ab, aber man bebaut sie nicht. Die Finanzen sollen die Früchte einer Vegetation sein, für deren Bewässerung, Dünger, Cultur man nicht sorgt. Der Staat, wie er jetzt ist, beutet nur die Gesellschaft aus und sorgt nicht für den Ersatz der Ausbeute. Der Nachwuchs, die neuen Pflanzungen, die Heilung zufälliger unverschuldeter Wunden, die Ausgleichung zwischen Müssen und Können, der Staat als eine Garantie des Glückes und der Zufriedenheit der Menschen ist sich selbst überlassen. Eine Hauptaufgabe dieses Ministeriums der öffentlichen Wohlfahrt müßte die sein, das Verhältniß des Arbeiters zum Unternehmer, des Unternehmers zum Capitalisten zu regeln. Der Producent ist zu arm, um dem Unternehmer Widerstand leisten zu können. Er muß sich, um nur Geld zu haben, auf Gnade und Ungnade, zum niedrigsten, kaum sein Elend fristenden Preise Dem ergeben, der ihm Geld bietet. Der Capitalist gewinnt dadurch, daß er schon im Voraus hat. Der Producent verliert immer noch mehr dadurch, daß er nichts im Voraus hat. Es müssen

Hülfsmittel gefunden werden, den Arbeiter vom Kaufmann zu befreien, ihm den vollen Ertrag des Fleißes seiner Hände zu sichern, ihn gegen den Wucher der Vorschüsse und des Schlauderpreises zu bewahren. Auch brach liegendes, todtes Capital darf nicht existiren. Geld ist keine Waare, Adam Smith hat es bewiesen. Geld ist der Ausdruck einer Waare, Anschlag eines Werthes. Eine Waare, die sich nicht bewährt, ein Werth, der sich nicht verwerthet, gehört nicht in die Gesellschaft. Der Geizige ist ein Räuber am Ganzen. Sein Geld, seine Millionen sollen nicht im communistischen Sinne an die Darbenden vertheilt werden, aber seine Millionen sollen arbeiten, arbeiten für das Ganze. Unsinniger Luxus soll verboten, großes Vermögen groß versteuert sein. Auch Verschwendung ist kein Mittel, todtes Capital lebendig zu machen. Die französischen Finanzmänner des vorigen Jahrhunderts glaubten, daß Geld, zum Fenster hinausgeworfen, die Wohlfahrt des Volkes erhöhte, weil es eben doch „unter's Volk käme". Auch von diesem Wahn hat uns Adam Smith befreit. Armuth und Reichthum sollen nicht mit Aufopferung aller individuellen Rechte, mit Aufopferung des Principes der Familie gegeneinander ausgeglichen, wol aber soll der Reichthum so geregelt werden, daß sein Ertrag allmälig die Armuth aufhebt. Sparkassen und Creditvereine reichen zu diesen durchgreifenden Maßregeln nicht hin. Es muß in den Staat ein belebendes, schaffendes, ergänzendes Element kommen. Er muß sich aus dem Actenstaub des Administrationsgeistes in die Sonnenhöhe organischer Gedanken heben. Sieht man dies ewige Wiederkäuen des alten Stoffes, dies ewige kleinmeisterliche Hanthieren der verjährten Praxis, dies Beschneiden, Unterdrücken, diese kleinlichen Palliativschöpfungen, die sie Regieren nennen, so kann sich das Menschenherz mit einer solchen Bitterkeit erfüllen, daß uns jeder Zusammenhang mit einer so schlechten Zeit und so verdorbenen Gesellschaft widerwärtig wird. Guizot sagte einmal: „Es liegt im Geist unserer Zeit die ewige Klage über das Loos des Volkes; aber die Klage ist gerecht: nur mit dem tiefsten Mitleiden kann man das unglückliche Loos so vieler Menschen sehen. Es ist schmerzlich, sehr schmerzlich, es zu sehen, sehr schmerzlich,

darüber nachzudenken. Und doch muß man darüber nachdenken, viel, viel darüber nachdenken. Furchtbar ist das Unrecht und furchtbar die Gefahr, wenn man es vergessen sollte.“ Wo ist das Volk, wo ist der Fürst, der zuerst das oben geschilderte Portefeuille eines Ministeriums der öffentlichen Wohlfahrt in die Hand eines Weisen legt?

Die Politik des Tages, statt sich wie z. B. in Deutschland in leeren, sich von selbst verstehenden Phrasen über die Nationalgröße und Nationalunabhängigkeit zu ergehen, sollte sich mehr dieser Grundlage des menschlichen Bedürfnisses nähern. Auf der andern Seite ist es am Communismus gefahrvoll, daß er die politische Debatte ignorirt und in seinen Kreisen Gleichgültigkeit an Dingen verbreitet, die nicht nur in die theuersten Interessen unserer Bildung verwachsen, sondern auch das einzige Hülfsmittel sind, um Das, was am Communismus gut und wahr ist, zu verwirklichen. So soll denn auch dem Verein deutscher Handwerker zu Genf, den neuesten Briefen zufolge, das communistische Element dem liberal-politischen unterlegen sein.

Unter den Mitarbeitern Weitling's glaubte ich einen Maurer, Namens German, zu finden. Das Komma in der Unterschrift „F. German, Mäurer“ ist aber von Uebel. Dr. Mäurer, früher Oberlehrer in Berlin, hat den communistischen Ideen sein poetisches Talent gewidmet. Das Schurzfell statt des Doctorhutes verdankt er dem Setzer, der zwischen seinem Vornamen German und seinem Eigennamen ein Komma einschob.

Ueber die in Paris lebenden Deutschen ist viel geschrieben worden. Es sind Flüchtlinge, Handwerker, Gelehrte, Banquiers. Man rechnet ihre Zahl auf 80,000. Es mögen auch Elsässer dazu gehören. Ein Zusammenhang wie zwischen den Engländern und theilweise den Spaniern und Italienern findet nicht statt. Kein Seymour, keine Beljiogoso, kein Aguado steht an der Spitze der Deutschen oder übernimmt die deutsche Würde zu repräsentiren. Die reichen Banquiers sehen fast nur Fremde. Ich war in einem Salon, dessen Besitzer sein Glück einer deutschen Heirath verdankt. Die

Deutschen wurden vom Wirth und der deutschen Hausfrau vernachlässigt. Der deutsche Künstler und Gelehrte darf, um in die Pariser Gesellschaft eingeführt zu werden, hier auf keinen Schickler, keinen Rothschild rechnen. Diese reichen Banquiers sind stammverwandt mit jenen deutschen Kellnern, die in der Schweiz und dem Elsaß, auch wenn Deutsche bedient werden, sich anstellen, als verstünden sie nur französisch.

Die Musik macht eine Ausnahme. Die Musik ist die Sprache der Welt, die Sprache der Gesellschaft geworden. Die Musik verständigt die Herzen, ersetzt den Verstand, sie plaudert, sie unterhält, sie wird von Allen begriffen. Der Deutsche führt sich in die Pariser Gesellschaft durch seine Musik ein. Man kann ein großes Genie in den Wissenschaften sein und wird in die berühmten Soiréen der Gräfin Merlin nicht zugelassen. Erbietet man sich aber, in den Chören, die sie aufführen läßt, den Baß oder Tenor zu verstärken, so ist man willkommen, ohne Namen, ohne Ruf, selbst ohne gefirnißte Stiefel.

Sich als Musiker in Paris geltend zu machen, ist nicht so schwer, als man glaubt. Nur muß man es nicht zu eilig damit haben. Man wird in Paris schnell vergessen, aber immerhin leicht bekannt. Für jedes Ziel sind die Wege bestimmt vorgezeichnet. Concert, Oper, komische Oper, heroische Oper, Symphonie, Alles hat seine sichern Geleise. Das Journal des courses et des haras, das Journal für Eisenbahnen entscheidet nicht über Oper und Melodrama, wie in Deutschland, wo die Farben über die Töne, die Töne über die Bausteine urtheilen. Der junge Musiker kommt an, abonnirt sich auf Schlesinger's musikalische Zeitung, miethet einen Herz'schen Flügel und sucht Eintritt in Kalkbrenner's Salon, der zu den glänzendsten von Paris gehört. Man spielt, wo man eine Einladung bekommt. Man spielt, auf welchem Flügel man verlangt. Man spielt auf dem schlechtesten Spinett, ohne zu murren. Gewisse deutsche Michel, die sich bei uns in kleinen Städten schon Lißzt und Thalberg schelten lassen, kommen nach Paris und glauben sich im Preise zu steigern, wenn sie die Launen großer Künstler affectiren. Sie

wollen als Menschen, nicht als Musiker eingeladen sein, spielen nicht zum Dessert, erklären die Instrumente für verstimmt, ja einen jungen Laffen sah ich, der mit süßlicher Suffisance erklärte, er spielte nur auf einem Erard. Diese Leute wissen nicht, daß man über solche Dinge in Frankreich ausgelacht wird. Man wird ausgelacht, wenn man es auch nicht sieht. Paris kennt nicht den deutschen kindischen Enthusiasmus für die Künstler. Es bewundert, was schön ist, aber in der Bewunderung entwürdigt es sich nicht.

Hat man sich ein Jahr mit Anstand, Bescheidenheit und Talent in der Pariser höhern Gesellschaft bewegt, so kann man wagen, ein Concert zu geben. Der Ertrag wird keine Renten abwerfen, aber er deckt gewiß die Kosten. Man giebt Concerte, um den Preis der Stunden zu erhöhen, wenn man Unterricht ertheilt. Ein Concertgeber, der besprochen wird, kann mehr fordern, als ein bloßer Zimmervirtuose. Man vervollkommnet sich. Paris ist so groß, daß es das Talent von heute vergißt und dasselbe Talent, wenn es in drei Jahren wieder auftritt, für ein anderes hält. Man kann in Paris nicht etwa wie in Deutschland ein großer Künstler sein und nur deshalb nicht anerkannt werden, weil man ein einheimisches Talent ist. Paris ist die Welt. In Paris ist man immer auf Reisen. Einheimisch ist in Paris nichts. Was ihm gehört, gehört der Welt. So sind Lißzt, Ole Bull, Ernst und die bedeutendsten neueren Virtuosen in Paris *allmälig* berühmt geworden.

Hat man in Paris Ruhm gewonnen, so kann man zuletzt auch Geld gewinnen. Thalberg gab im Saale Ventadour zwei Concerte, die ihm 40,000 Franken eintrugen. Spielt er drei neue Compositionen, so giebt ihm der Verleger noch eben so viel, wenn er sie ihm zur Herausgabe überläßt. Auch der Operncomponist gewinnt allmälig Bahn, wenn er sich Zeit nimmt. Meyerbeer ist in Paris so berühmt geworden, daß er sich von einer Art Schrecken darüber noch jetzt nicht hat erholen können. Halévy beherrscht die große Oper. Rosenhain wird nächstens ein Textbuch bekommen und seinen Weg gehen, wie die Uebrigen. Den Text giebt die Direction der Oper selbst. Wer die Probe bestanden hat, einige musika-

lische Scenen zu erfinden, hat Ansprüche, ein Textbuch zu bekommen. Wie das Alles geregelt ist!

Von deutschen Theoretikern nenne ich A. Gathy, einen gediegenen Kenner und geschmackvollen Darsteller musikalischer Zustände, auch den Biographen Beethoven's A. Schindler, der vor den Franzosen für einen Adepten aller Beethoven'schen Tempo- und Figurengeheimnisse gilt.

Der großen Oper gegenüber, nicht weit vom Boulevard des Italiens, liegt hinter einem kleinen vergitterten Vorgarten das Café Lepelletier, eins der wenigen Cafés, die schon zu ebner Erde sogenannter „Divan", d. h. Rauchcabinet sind. Für „Estaminet" ist es zu elegant. Im grünen Vorhofe steht eine Bronzestatue der Flora, umplätschert von kleinen Springbrunnen. Hier begegnen sich deutsche und französische Schriftsteller. Das eine Sopha gehört den Deutschen, das andere den Franzosen. In den Tabackswolken, die hier beide Literaturen umhüllen, erstickt man fast. Im Dominospiel tändelt man das innere Mißbehagen des ungestillten Ehrgeizes weg, scherzt über seine Kümmernisse, vergißt sie über die unbefriedigten Wünsche der Andern. Man hat gearbeitet, dinirt, der Tag der Mühe ist vorüber. Man spricht jetzt nicht mehr über Staat, nicht mehr über Literatur, man bröckelt die Asche von der glimmenden Cigarre, schlürft den schwarzen Moccatrank, lehnt sich an die schwellenden sammtenen Rücken und flanirt, sitzend, flanirt mit seinen Gedanken. Die Maschine der Production ist abgelaufen — Production ist in Paris Mechanismus — man zieht sie nicht einmal für morgen auf; man lacht, genießt, die Gedanken fahren, behaglich rückgelehnt, sechsspännig im Schritt durch ein buntes Eldorado erträumter Glückseligkeiten! Selten, daß man sich noch über eine Dummheit der auf dem Tische liegenden Zeitungen erhitzt. Man ist so gewöhnt daran, man hat so viel aufgegeben, so viel Hoffnungen verloren, so vielen Täuschungen entsagt, daß man sich nur noch über wenig erzürnt und über nichts mehr verwundert.

Ich spreche von den deutschen Flüchtlingen. Man hat die Professoren von 1819 wiederhergestellt. Man wird auch vom schwarzen Bret die Studenten von 1831 wieder ausstreichen.

Die Zeiten integriren sich. Die Epochen bedürfen einander, die Zukunft nimmt ihre Kraft vom Vergangenen. Venedey z. B. wäre jetzt schon reif für einen bayrischen Ehrenbecher, oder wofür erhielt Niclas Becker in Köln die Auszeichnung eines Königs! Venedey hängt mit Sehnsucht an seinem Vaterlande, hegt eine Liebe zu Deutschland, wie zu seiner Braut, liebt die deutsche Sprache, die deutsche Geschichte, wie man ein blondes Mädchen liebt, an der man selbst ihre Sommersprossen schön findet. Venedey lebt nur äußerlich in Paris. Seine eigentliche Wohnung ist in dem Lande, das er nicht betreten darf. Er lustwandelt in den Ruinen des Heidelberger Schlosses, er erklimmt den Brocken, er ruht, in Hembärmeln wie ein Jenenser Student, im Schatten einer Wartburgeiche. Ich habe Venedey nicht gefragt, warum er Deutschland verlassen mußte, aber ich begreife nicht, warum er nicht längst zurückkehren darf. So tapfer haben doch Wenige für das linke Rheinufer gestritten, wie Venedey, so großmüthig und uneigennützig haben doch Wenige, im Interesse Deutschlands, den ehrenvollsten Verbindungen mit der französischen Presse entsagt. Venedey gehört zu Denen, die in Deutschland die nationale Frage über die liberale stellen. Er will Deutschland erst einig machen und ihm dann die Unterpfänder der Freiheit geben. Er hat ein Buch gegen Preußen geschrieben, aber nur, weil ihm das Preußen des vorigen Königs kein deutsches erschien. Venedey, in seinen Bestrebungen verkannt, von der Diplomatie verfolgt, verbarg sich in der Normandie. Er bereiste diese französische Provinz, um wieder in ihr Deutschland zu entdecken. Aus der französischen Sprache leitet er die deutschen Wurzeln, aus den Sprichwörtern Frankreichs und Deutschlands die Unterschiede in den Sitten beider Nationen her, er hat sein ganzes, mühevolles, an Entbehrungen gewöhntes und der betrübendsten Zufälligkeit preisgegebenes Leben der Verherrlichung des deutschen Namens gewidmet, ohne etwas Anderes dafür zu ernten, als Mißtrauen, Undank, Verfolgung. Venedey wäre vielleicht schon in Deutschland wieder zugelassen, wenn ihn sein Stolz nicht zurückhielte. Daß man diesen Stolz der Armuth, diesen Stolz der Bescheidenheit nicht versteht! Daß man Gnaden

und Belohnungen für das Genie hat, nur wenn das Genie einkommt und um Gnaden und Belohnungen bittet! Daß man Amnestieen giebt, jedoch unter der Bedingung, man müßte mit der Erklärung einkommen, von der Amnestie Gebrauch machen zu wollen! Wer giebt Bettlern Almosen und wirft ihnen ihre Armuth vor? Wer demüthigt noch obenein den Unglücklichen, den wir leiden sehen? Kann man ein Glück annehmen, das man durch eine Entwürdigung erkaufen muß? Seid weniger „gnädig", ihr Fürsten, aber seid liebevoller! Viel geschieht in unsrer Zeit für die Gottähnlichkeit, wenig für die Menschenwürde.

Herr von Rochau nahm am Frankfurter Aprilaufstande Theil, saß vier Jahre im sogenannten Rententhurm am Main und entfloh mit seinem Wächter nach Paris. Herr von Rochau mag in seinen Handlungen irren, aber in seinen Worten ist er ein Mann von Ehre. „Wir hatten", sagte er, „in Frankfurt keinen andern Zweck, als den, zu fallen und Deutschlands politisches Urtheil anzuregen. Es war von einer Eroberung, von der Möglichkeit eines durch diese Episode herbeigeführten Umsturzes nicht die Rede. Man wollte gegen die Junibeschlüsse von 1832, gegen die Lethargie der Masse protestiren, wollte der conservativen Parthei zeigen, wessen die liberale fähig wäre in ihrem Muth, ihrer Ueberzeugung." Man wollte also enden, wie Egmont endet, „ein Beispiel gebend". Ich weiß nicht, ob sich diese Auffassung des unglücklichen Ereignisses in den Acten der Frankfurter Untersuchungscommission findet, aber wahr scheint sie schon deshalb, weil sie so chimärisch, studentisch, deutsch klingt. Ein Blitz aus heiterm Himmel, der sich selbst verzehren wollte, eine Idee, die wol nie einer französischen Emeute zum Grunde lag. Ob sich Rochau wol nach Wolfenbüttel, seiner Heimathstadt, zurücksehnt? Ich weiß nur, daß auch er diese Rückkehr durch keinen Widerruf erkaufen würde. Rochau ist ein Charakter von eben so viel Kraft, wie, ich möchte sagen, Grazie. Dem aufrichtigen Republikaner sind hier die anziehenden Eigenschaften des deutschen Adligen treu geblieben. Ich halte den Adel nicht für gut, aber ich liebe, was an ihm schön ist.

Man kann sich vorstellen, wie schwer es ist, sich in Paris eine dauernde Existenz zu gründen. Der Gedanke, die Feder zu ergreifen, lag den Flüchtlingen in erster Verlegenheit nahe. Aber nicht Jedem hat es glücken wollen, Verbindungen anzuknüpfen oder sein Talent dauernd auszubeuten. Einige gingen zu praktischen Berufswissenschaften über. Dr. Schuster aus Göttingen konnte seine Thibaut'schen Pandekten und Mittermaier'schen Civilistika im Lande der Geschwornengerichte nicht brauchen und griff nach dem Stabe des Aesculap. Kolloff, aus mecklenburgisch Friedland gebürtig, durchwanderte die Pariser Gemäldesammlungen, suchte seine Münchner kunstgeschichtlichen Hefte wieder vor und warf sich auf die Kunstkritik, worin er Ausgezeichnetes leistet. Savoye hält Vorlesungen über deutsche Sprache; Spazier, den ich nicht sah, soll in der Kanzlei des englischen Botschafters beschäftigt sein. All' diese Landsleute haben auf dem spröden Pariser Boden, um sich diesen ergiebig zu machen, einen so harten Stand, daß man es für wahrhaft lieblos erklären muß, wenn deutsche Schriftsteller, die mit vollen Börsen auf einige Wochen nach Paris kommen, über sie gespöttelt haben. Ihr Mißtrauen, ja sogar ihre hie und da sichtbaren Anflüge von Egoismus, Eitelkeit und Selbstüberschätzung muß man den Flüchtlingen zu gute halten. Das Unglück isolirt und — schmeichelt.

Unter den Nichtflüchtlingen macht seit einigen Jahren ein geborner Elsässer, A. Weill, durch seine Correspondenzen aus Paris Aufsehen. Ich glaube, daß man diesem originellen Kopf noch mehr einräumen muß, als nur Geist. Weill ist Franzose und Deutscher, je nachdem er geschlafen hat. Steht er mit gutem Humor auf, so geht er zu Alphonse Karr, Pierre Leroux, Gerard, Altaroche, rechnet sich zur französischen Literatur und schreibt das geläufigste Französisch für den Charivari. Hat er Kopfschmerzen, so nennt er sich einen Deutschen und richtet an die Phalange antifranzösisch stylisirte Briefe über Schelling, Ruge und Feuerbach. A. Weill ist ein vortrefflicher Tenorist; in der Oper seines Freundes Mainzer hat er auf der Academie Royale die Chöre gehalten. A. Weill ist ein gesuchter Tänzer, auf der Chaumière beweist es sein Cancan, in den er deutsches Gemüth zu legen weiß.

A. Weill ist Communist aus Ueberzeugung. Er würde vor Sokrates und Plato nicht den Mund halten, verstummt aber, wenn ein „Arbeiter“ über die Pflichten und Rechte der Menschheit spricht. A. Weill würde sich getrauen, es mit dem Witze Swift's aufzunehmen; vor einer witzigen Grisette aber verliert er so sehr den Verstand, daß er sich nur dadurch noch sammeln kann, daß er sich in sie verliebt. Die größten Philosophen pflegt Weill in seinen Correspondenzen „Dummköpfe“ zu nennen und in jeder Bügersfrau entdeckt er das Genie einer Sevigné. Weill wollte mich mit einer Hebamme bekannt machen, die er für die geistreichste Frau Frankreichs erklärt. Dieser Schriftsteller ist einer der wenigen, die das Lob verachten. Würde er einmal gründlich und mit Witz getadelt, so würde er nichts antworten, als: Ich beneide meinem Gegner seinen Artikel. A. Weill ist ein wahrer Heck- und Brütkopf geistreicher Ideen. Leider fliegen sie halbreif schon aus und erdrücken eine die andere.

Auch eine unsrer deutschen Liedernachtigallen fand ich nach Paris verflogen. In einen kleinen dunkeln Käfig der Rue du Croissant hat sich Franz Dingelstedt eingenistet. Eine den Wolken angehörende Gestalt, die sich, wie aus Mitleiden mit der Erde, zu ihr niedersenkt. Feucht glänzen die Augen, die sehnsüchtig über das Glück der Welt hinwegstreifen, ohne selbst es zu finden. Frei und selbstständig jetzt von einem Schulamt, aber Sklave seines Talents. Sein Talent hat sein Herz in die Miethe genommen, sein Talent beobachtet, erfindet, schreibt Artikel im Lesecabinet Montpensier, siegelt diese zu und wirft sie auf die Post nach Augsburg, kurz das Talent eilt dem Dichter voran, er selbst kann es nicht mehr einholen und sieht wol wehmüthig Werken nach, die von der Kunstfähigkeit seiner Hand, nicht aber von den wahren Wünschen seines Herzens zeugen. Im Salon seht Ihr eine lange Gestalt, hingeworfen in einen sammtenen Fauteuil, die Kerzen strahlen, die Brillanten blitzen, die Töne der Musik rauschen, und der Träumer im schwarzen Frack streicht sich das Haar zurück und träumt in Paris an der Seine von Fulda an der Fulda, im Angesicht der schönsten Weiber des Salons von hessischen Stiftsdamen, die über deutsche Lyrik noch weinen

können, träumt von den sieben Hügeln des Rhöngebirges, kurhessischer Provinzialpoesie und dem Kasseler Beobachter, träumt, mit Lamartine im Gespräch, von Deutschland, wo die Unsterblichkeiten durch kleine Wochenblätter auf grauem Löschpapier gemacht werden. Dingelstedt hat sich in Paris überall, wo er auftrat, zu behaupten verstanden. Und doch wird er wol bald nach der Heimath zurückkehren, der sein Herz mit allen Fasern angehört.

Sechsundzwanzigster Brief.

Paris, den 12. April 1842.

Ein größeres Auditorium als Philarète Chasles hat ein anderer vielgenannter Literarhistoriker, Edgar Quinet. Der Saal, in welchem dieser erst kürzlich von Lyon hierher versetzte junge Professor liest, mochte über 150 Zuhörer zählen, ohne die, die ab- und zulaufen. Auch hier fehlte es an Damen nicht.

Edgar Quinet gehört zu jenen jüngern französischen Doctrinairen, die aus schlechten Dichtern nicht selten gute Kritiker werden. Quinet's Poesie war todtgeboren. Seine dramatisirten Allegorieen, die Faust und Byron nachahmten, waren kalt, ersonnen, dialektisch wie Systeme. Sein Heldengedicht über Napoleon ist vergessen. Aber als Kritiker hat dieser noch junge Gelehrte Erfolg gehabt. Man räumt ihm eine Kenntniß der deutschen Literatur, besonders auch unsrer Philosophie ein. Mehre Jahre soll er in Heidelberg gewohnt haben, von wo er gute Kenntnisse der deutschen Sprache mitnahm und für den Fall, daß diese nicht ausreichten, eine deutsche Frau.

Edgar Quinet ist für die südlichen Literaturen angestellt, wie Ph. Chasles für die nordischen. Die deutsche gehört zur nordischen, die französische, die doch da, wo sie productiv ist, mit uns auf gleichem Breitengrade liegt, wahrscheinlich zur südlichen. Quinet sprach über die Einflüsse der Politik

auf die Poesie des Mittelalters. Man sah, daß er Raumer's Hohenstaufen kennt. Er wußte über die Idee der Hierarchie und des Kaiserthums zu reden, wie nur irgend ein deutscher Historiker. Er sagte nichts Neues, aber das Alte in artiger Verknüpfung. Alles natürlich auf Effect. Der Redner bereitete seine Applause wie ein Schauspieler vor, und wenn sie, wie der deutsche Schauspieler sagt, „gefallen" waren, trank er sein Zuckerwasser, wie ein Deputirter. Alle diese jungen Gelehrten werden auch in fünf Jahren Deputirte und in zehn Minister.

Ph. Chasles gefällt mir als Redner besser. Beide, Chasles und Quinet, hatten ihre Reden auswendig gelernt: aber Chasles sprach mit Ruhe, Würde, Eleganz. Chasles verrieth auch in seinem Vortrage, daß die Hände, die seine Action begleiteten, Glacéhandschuhe tragen. Ein französischer Professor rechnet zu seinen Jahresausgaben nicht blos neue Bücher, sondern auch einige Dutzend Glacéhandschuhe. Quinet trug indessen keine. Er hatte im Gegentheil etwas Deutschprofessorisches. Man sah ihm an, daß er in Heidelberg gelebt hat, wo die Professoren zuweilen im Schlafrock und Pantoffeln in ihr häusliches Auditorium kommen. Quinet hat kein so einnehmendes Aeußere, wie Ph. Chasles. Doch wurzelt er fester in seinem Auditorium als Jener. Ist dies nicht die Folge seiner Gelehrsamkeit, so ist es die Folge seines Gegenstandes. Der arme Chasles muß von dem hölzernen Brandt'schen Narrenschiff reden, während Quinet über Dante und Ariost reden darf: Jener vertritt in Paris die kalten Nebelsagen Ossian's, die frostigen Wintermärchen der scandinavischen Edda, während Dieser in die vollen, duftenden und blühenden Zaubergärten der südlichen Kunst und Poesie einführen darf.

An Quinet's Vortrag ist das falsche Pathos störend. Er redet nicht, er predigt. Quinet hat gehört, wie einst Foy redete; jetzt redet er, wie Foy redete, ohne dazu Veranlassung zu haben. Die großen oratorischen Manieren beim jedesmaligen verlegenen Räuspern und Steckenbleiben im Fluß der Worte bildeten einen komischen Contrast. Zuweilen hob der Sprecher seine Hand in die Luft, holte mit einem ungeheuren

Redegestus aus und konnte das Wort nicht finden, das dieser Gestus erhöhen sollte. Die Haupteffectfigur, die übrigens die französischen Redner auf dem Katheder und der Tribüne sämmtlich anwenden, ist z. B. diese: „Es gab im Mittelalter ein Buch, welches den Geist seiner Zeit wie ein Spiegel die Brennstrahlen der Sonne in sich aufgenommen hat, ein Buch, welches wie ein Urwald in majestätischer Glorie in den Himmel ragte, ein Buch, an welches — ein Buch, für welches — endlich ein Buch, das — an das — durch das (folgen die weitschweifigsten Bezeichnungen) ein Buch — ein Buch — dieses Buch war „la divina comoedia". Applaus. Oder auch in dieser Form: „Eines Tages sah man einen Greis in rothem Pantalon und weißem Haar, einen Greis, der — einen Greis, dessen — einen Greis, dem — einen Greis, den — einen Greis, von dem — dieser Greis war — Boccaccio." Enthusiasmus.

Sehr erfreulich war mir die Bekanntschaft Michel Chevalier's. Erfreulich und betrübend. Betrübend, wenn man vergleicht, wie man die Talente in Deutschland und wie man sie in Frankreich behandelt. Michel Chevalier, dieser geistvolle Schriftsteller, der die trockensten Materien der Nationalökonomie, des Eisenbahn- und öffentlichen Bauwesens mit Anmuth zu behandeln weiß, war noch vor zehn Jahren St. Simonist. In dem von der Regierung dem Bunde vom Menilmontant angehängten Processe wurde Michel Chevalier zu einjährigem Gefängniß verurtheilt. Die Regierung verfolgte seine Principien, schätzte aber die Talente des Verurtheilten. Statt Michel Chevalier, wie dies in Deutschland geschehen wäre, seine Strafe absitzen zu lassen, gab sie ihm Reisegeld und schickte ihn nach Nordamerika, um dort in ihrem Auftrage das öffentliche Leben der Nation zu beobachten. Chevalier schrieb seine geistvollen Briefe über Nordamerika in's Journal des Debats, kehrte zurück, wurde Professor an der Universität und ist seit einem Jahr, zehn Jahre nachdem er zum „jungen Frankreich" gehört hatte, Staatsrath im außerordentlichen Dienst. Der deutsche Weg, ein Minister zu werden, ist in der Regel dieser: Der junge Adlige besucht das Gymnasium. Abgang aus Prima mit Nro. III.

Ankunft in Göttingen und Bonn mit zwei großen Hunden. Examen, Durchfall. Uebergang vom Recht zur Verwaltung. Landrathsstelle. Landrath, immer noch Landrath, aber Ritter vieler Orden. Chef einer Regierung. Vicepräsident einer Provinz. Präsident einer Provinz. Minister.

Michel Chevalier gehört zu jenen Geistern, die der Aristokratie stets zu freisinnig, den Jakobinern stets zu aristokratisch erscheinen werden. Mit der rothen Mütze auf dem Kopf würde er so conservativ schreiben, als trüge er einen Stern auf der Brust; mit dem Stern auf der Brust würden ihn seine Umgebungen für einen Jacobiner halten. Es giebt Genien, die nie mit der Masse gehen können, ob es nun die in der Blouse oder die in seidenen Strümpfen ist. Michel Chevalier ist destructiv, aber gerade nur so weit, als nöthig, um vernünftiger wieder aufbauen zu können. Der Instinct der Organisation ist der vorherrschende, die Harmonie seine leitende Idee. Steht doch auch nur Derjenige wahrhaft über den Partheien, der das Gute der Partheien in sich aufgenommen hat. Michel Chevalier schließt sich der bestehenden Ordnung an, ohne dem liberalen Glaubensbekenntnisse einen einzigen seiner feststehenden Sätze zu entziehen. Er ist unterthan, zunächst der Idee, und deshalb der Ordnung, weil die Idee nur durch die Ordnung herrschen kann. Warum nicht die Blüthenaugen der neuen Zeit auf den Stamm der alten pfropfen? Man kann, als Beamter, in einem nicht gänzlich asiatisch organisirten Staate nie so sehr dem Fürsten dienen, daß man nicht auch dem Wohle Aller, dem Glück des Staatskörpers, der Ehre seiner Nation diente. Nur die Einseitigkeit des „National" kann in Michel Chevalier einen Apostaten sehen.

Das System Chevalier's ist vielleicht nicht richtig, aber es ist freisinnig. Er nimmt die Interessen der Existenz als die Garantieen der Freiheit an. Er anerkennt keine andere Basis der politischen Ansprüche, als die des Verkehrs, der Arbeit, der nützlichen Thätigkeit. Prärogative und historische Ueberlieferungen von seinem Staate ausschließend, läßt er nur die Capitalien, die Industrie, den Handel und die wie die Luft Alles umschließende Intelligenz zu. Seine Politik ist die

der biblischen Weissagung, wonach Lanzen und Schwerter in Pflugscharen verwandelt werden sollen. Ackerbau, Handwerk, Handel, alle Production ist ihm Industrie. Alles, was man nach Chevalier für die Industrie thut, thut man für die Freiheit. Er führt Deutschland an, das aus seinem Zollverbande einen politischen Vortheil gezogen hätte. Die Industrie ist nicht der Sieg der Materie über den Geist, sondern der Sieg des Geistes über die Materie, sie ist nicht selbst die Freiheit, aber sie wird diese gründen. Alles, was man für die Industrie thut, thut man für die Freiheit. Man muß noch viel für die Freiheit, viel für die Industrie thun. Die Interessen, die bisher rivalisirten, muß man an einander fesseln. Organisation der Arbeit ist die Frage der Industrie und der Politik. „Krieg oder Frieden!" schreibt Michel Chevalier. „Wir leben in einer Zeit, wo sich die Völker Europas achten und lieben. Schon überall herrschen dieselben Sitten, dieselben Arbeiten, dieselben Gedanken. Der Handel hat überall solidarische Interessen geschaffen. Europa bietet den Anblick einer einzigen Familie. Und doch scheint der Politik zufolge täglich ein Krieg so möglich, so wahrscheinlich. Die Mächte fassen sich in's Auge, wie Ringkämpfer, die in die Bahn schreiten wollen. Dies Kriegssystem widerspricht den aufgeklärten Köpfen aller Länder. Denn das Wohl der Völker leidet darunter. Was kosten diese bewaffneten Drohungen, das Geld nicht gerechnet, wie entzieht man der Arbeit so viel Tausende von kräftigen Händen! Nur im Frieden ist Freiheit. Wozu der Krieg, seitdem es keine Aristokratie mehr giebt, die nur vom Kriege lebte?" Michel Chevalier geht von denselben Voraussetzungen aus, auf welche die schon erwähnten socialistischen Neuerer ihre Systeme bauen. Seine gesunde Weisheit, gelehrt auf dem Katheder J. B. Say's, ist das beste Heilmittel gegen fieberhafte Träumereien.

Michel Chevalier wohnt im Quartier Grec, dem Malerquartier, wo man von Damen angeredet werden kann: „Monsieur, avez vous besoin d'un modèle?" Ich fand den geistvollen Schriftsteller leidend. Er hatte wegen gestörter Gesundheit einige Zeit seine Vorlesungen aussetzen müssen. Mit Theil=

nahme sprach er von Hamburg, das er vor einigen Jahren gesehen, von Sieveking. Das Gespräch kam auf Algier. „Man wird," bemerkte ich, „Algier schwerlich anders behaupten können, als durch Militaircolonieen, wie Oesterreich und Rußland solche gegen die Türkei haben. Aber die Franzosen besitzen überhaupt nicht den Colonisationstrieb." — „Doch, doch," bemerkte Michel Chevalier. „Wir haben früher viel Colonieen ausgeführt. Guyana ist theilweise französisch und zählt noch 14,000 Einwohner. Nur muß bei uns Alles von der Regierung ausgehen. Giebt diese den Ton an, so vertraut das Publikum. Algier ist für uns eine große Last, die bis jetzt nur die glücklichen Generale erleichtert haben. Deren sind aber wenige. Bugeaud, der jetzt den Befehl hat, ist ein Mann von großer Tapferkeit." — Ich wagte es, gegen das von Chevalier gelehrte System der materiellen Interessen einigen Zweifel auszusprechen. „Ich erschrecke vor dem Worte materiell," sagte ich; „es ist mir, als tauschten wir unsere bisherigen Herren nur mit den Epiciers, den Börsenmäklern, den Geldaristokraten." — „Nein," sagte Chevalier, „die Ideen werden nie dem Geld unterliegen. So lange die Geschichte geht, hat die Gesellschaft immer die Wahl zwischen zwei Systemen gehabt, dem bürgerlichen und dem militairischen. Ich rede nie von Königen, Adel, von Conservativ, Aristokratie u. s. w., sondern vom Soldatengeist. Der Soldatengeist ist es, der die Staaten unglücklich macht. Die Könige spielen mit den Soldaten, die Adeligen mit den Uniformen. Wo die Könige in Soldatenuniformen auftreten, wird nie die wahre Freiheit erblühen, eine Freiheit, die nur auf den Bürgergeist zu bauen ist, auf den Esprit bourgeois, der der Geist der neuern Geschichte ist." — „Ich denke mir," fuhr ich fort, „die Bewegung des Staates gleich der Bewegung der Erde. Wenigstens sollte sie dieser gleichen. Doppelt ist die Schwingung der großen Kugel. Einmal um sich selbst, einmal vorwärts in die Weite. Stoß und Gravitation, Intelligenz und Materie." — Chevalier erwiderte: „Nein, auch die Intelligenz ist beim Bürgergeist. Der Bürgergeist ist der Friede und nur im Frieden gedeiht die Wissenschaft.

Das ist die große gemeinschaftliche Arbeit, an der wir Schriftsteller theilhaben, Alles für den Bürger, Nichts mehr für die Elemente, die sich im Staate nur befinden, um ihn zu stören und zu beunruhigen! Dahin strebt auch Frankreich und gelangt dorthin, wie sehr sich auch noch Ehrgeiz und Habsucht drängen, an das Ruder der Regierung zu gelangen."

Michel Chevalier war kürzlich in Deutschland und hat uns vorurtheilsfrei beobachtet. An guten Fragen erkennt man den praktischen Verstand besser, als an guten Antworten. Chevalier fragte nicht wie Thiers, wird es in Deutschland eine Revolution geben? sondern: Ist das Bedürfniß einer Verfassung in Preußen ein so großes, daß es auch im Volke wurzelt? Würden die Rheinprovinzen geneigt sein, mit den östlichen Provinzen nivellirt zu werden? Es ist interessant, was dieser Gelehrte in seinen von der Revue des deux Mondes mitgetheilten deutschen Reisebriefen über die österreichische Regierung unter dem Gesichtspunkt des Fortschrittes sagt. Man sieht da, daß mit Geistern dieser Art eine leichtere Verständigung möglich ist, als mit einseitig gebildeten Pariser Advocaten, die sich in der Kammer und besonders in der politischen Presse zu Wortführern der Nation aufwerfen. Die vagesten juristischen Kenntnisse werden an nationale Vorurtheile geknüpft, werden mit einem Styl, der in der Schule der Leidenschaft gebildet ist, in Umlauf gesetzt und zu Richtern gemacht über Verhältnisse von Ländern und Völkern, von denen man nicht einmal die geographischen Bedingungen kennt, geschweige die sittlichen.

Die geschickte Auswahl mehrer erst neuerdings angestellten Professoren der Universität ist ein Verdienst des Cultusministers Villemain. Villemain, ein Fünfziger, von gutmüthigem Ausdruck in den Mienen, stets freundlich und zum Scherze aufgelegt, nimmt unter jenen Zierden des französischen Katheders, die während der Restauration gegen die damals herrschenden Thatsachen den moralischen Stachel ihrer Studien richteten, eine der ersten Stellen ein. Die Sorbonne wußte damals in die Geschichte und Philosophie eine Bezüglichkeit zu legen, die eine unmittelbare Anwendung auf jene

Menschen und Dinge erlitt, welche später durch die Julirevolution gestürzt wurden. Von Villemain hat man ein Buch über Cromwell, das mehr schön geschrieben, als gründlich ausgearbeitet ist; dennoch machte es seines gesunden politischen Urtheils und seiner pikanten Parallelen wegen großes Aufsehen.

Das Ministerium des Unterrichts liegt am linken Ufer der Seine in der Rue de Grenelle und ist, wie alle Regierungsgebäude, durch eine über dem Hotel ausgehängte dreifarbige Fahne kenntlich. Zu ebener Erde in einem Hofe links finden die Versammlungen der Räthe statt. In demselben Gebäude liegt auch die Wohnung des Ministers. Villemain zeigte sich in wohlgemuther, behaglicher Weise. Frei und heiter blickt sein Auge. Mein Begleiter, St. Marc Girardin, einer der vortragenden Räthe, früher Villemain's Schüler, sagte nach dem Verlauf der ersten Begrüßungen: „Die Zeiten kommen nicht zurück, wo wir Jüngeren zu Ihren Füßen saßen und Ihrem Worte lauschten! Die Restauration war traurig, aber das damalige wissenschaftliche Leben werden wir so bald nicht wieder haben." — „Glauben Sie doch das nicht," antwortete Villemain lachend. „Als ich jung war, klagten alle alten Leute, die das Theater nicht mehr sehen mochten, die Zeiten der Duthé wären vorüber. Wir, die wir jetzt alt sind, gehen nicht in's Theater, weil die Duchesnois nicht mehr lebt, und so werden in dreißig Jahren unsere Kinder nicht mehr hingehen wollen, weil es keine Rachel und keine Dejazet mehr giebt."

Ein nahe liegender Stoff der Unterhaltung war der Streit der Bischöfe gegen die Sorbonne. Der Bischof von Chartres veröffentlicht seit einiger Zeit Hirtenbriefe und Rundschreiben, in denen er, wie weiland in Deutschland der Erzbischof von Köln vor der Hermes'schen Lehre, so vor den Professoren der Pariser Universität warnt. Die legitimistischen Blätter nehmen diese Angriffe in ihre Spalten auf. Der Abbé de Genoude unterstützt sie mit seiner jesuitischen Dialektik. Man wirft den Professoren vor, daß sie durch ihre Lehren die Jugend verderbten, zieht aus ihren Lehrbüchern freigeisterisch klingende Stellen aus und denuncirt an die katholische

Christenheit besonders das Journal des Débats, als den hauptsächlichsten Anhalt der neuphilosophischen Irrlehren.

„Diese Angriffe,“ bemerkte Villemain, „gelten im Grunde nicht den Professoren, sondern den Ministern, die diese angestellt haben. Es ist ein Streit nicht gegen die Wissenschaft, sondern gegen die Regierung. Die Geistlichkeit kann es noch immer nicht verschmerzen, daß ihr der Unterricht aus den Händen gewunden ist. Ich bin überzeugt, daß Jeder, dem der Fortschritt und die Aufklärung theure Namen sind, in dieser Frage auf Seiten der Minister steht.“

Es war ein Uhr. Eben hatte ich im Café Cardinal die neuesten Blätter gelesen, hatte gelesen, daß die Bonner Universität einem jungen Docenten der Theologie die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, entzogen hatte. Das Ministerium in Berlin, weit entfernt, dem bischöflichen Geiste der Herren Sack und Consorten entgegenzutreten, bestätigte diese Entfernung. Wie gewaltig dieser Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland! Ich sah auf dem Fauteuil vor mir einen jener kühnen Streiter für die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, einen Vertreter jener ernsten, gediegenen Richtung, welcher Frankreich bei allen Schwankungen und Leiden seiner neueren Politik doch die einzige Festigkeit und Sicherheit seines Systems verdankt. Man nennt diese Richtung die doctrinaire. Was an derselben auszusetzen, das ist oft gesagt worden; was aber an ihr zu rühmen wäre, ist die Entsagung, der Muth, die tiefste Verschmelzung ihrer Wissenschaft mit dem Princip ihres Lebens. Diese Männer waren gestern Gelehrte, heute sind sie Minister. Die lange Zwischenzeit einer den Geist erschöpfenden, die Grundsätze untergrabenden und den festen Willen aushöhlenden Bureau-Carrière fiel bei ihnen weg. Sie vertauschten den Leitfaden, nach dem sie eben lasen, mit dem Portefeuille: und wenn sie noch so lange in der Hofluft verweilen, so paßt auf sie der lateinische Spruch: „Was man zum ersten Male in ein neues Gefäß thut, davon wird es den Geruch behalten“. Es werden in Frankreich nicht so viel Jugendträume, nicht so viel Jugendwahrheiten verkauft und verrathen, wie in Deutschland.

„Ging' es nach den Gegnern unserer Universität,“ sagte

Villemain, „so müßten wir auch die Censur wieder einführen. Jamais! Jamais!"

Diese ernste Versicherung aus dem Munde eines Ministers war mir in dem Augenblick bedeutsam, wo es hie und da verlautete, Guizot und seine Freunde wollten die Censur wieder einführen. Eine soeben erschienene Broschüre: „Vorschlag, die Censur auf constitutionellem Wege wieder herzustellen, von einem Offizier der Nationalgarde;" wurde schon ihres Titels wegen von den Meisten mit Lachen, von einigen weiter Blickenden mit Besorgnissen aufgenommen. Seitdem man die Drucker für den Inhalt von Werken, die sie oft kaum verstehen, verantwortlich gemacht hat, seitdem man anfängt, die meistentheils sehr schadhaften Punkte des Cautionnements der Journale, ihrer Fonds, ihrer Eigenthumsrechte criminell zu untersuchen, hält man auch die Censur für möglich. Villemain aber und St. Marc Girardin wiederholten feierlich ihr: Jamais! Jamais!

„Was machen denn nun," fragte der Minister, „die deutschen Schriftsteller mit ihrem Geist, wenn sie ihn unter ein so schreckliches Joch, wie die Censur, beugen müssen?"

„Wir befleißigen uns," erwiderte ich, „in einem möglichst originellen Styl zu schreiben."

„Es ist wahr," sagte Villemain. „Wir haben dasselbe mit Benjamin Constant erlebt. So lange dieser unter der Censur schrieb, war er ein großer Stylist. So lange er die Wahrheit umgehen mußte, machte seine Feder die kunstvollsten Schlangenwindungen, die anmuthigsten Schönheitslinien. Später, als er schreiben durfte, was er wollte wurde er einfach grob. Man las ihn nicht mehr. Seien Sie aber überzeugt, daß wir um den Preis der Preßfreiheit doch vorziehen, schlechte Stylisten, als mit der Censur gute zu haben."

Die Zeit drängte. Villemain fuhr in die Pairskammer.

Siebenundzwanzigster Brief.

Paris, den 24. April 1842.

Je mehr man eine Kraft vertheilt, desto weniger wird sie wirken. Bestreitet diesen Satz die Homöopathie, so beweist ihn die französische Presse. Die Presse, an Blättern zunehmend, wird schwächer in ihrer Wirkung. Die Presse wächst in ihrer Kraft durch die Auflage, sie verliert sich durch die Concurrenz. Die Concurrenz hat schon jetzt einen großen Theil der Kraft des französischen Journalismus gebrochen.

Das Journal ist wirksam auf dem Ladentisch, dem Arbeitspulte, vor, während und nach dem Frühstück. Es ist wirksam, wenn man es für seine baaren drei Sous im Theater, oder beim Nachhausegehen Abends an irgend einer Ecke der Boulevards kauft. Wirkungsloser schon ist die Presse auf den Tischen der Cafés, völlig schwach im Lesecabinet. Im Lesecabinet liest man die Journale, um ihre Meinungen zu wissen, nicht um sie zu theilen.

Nirgends gelten die französischen Journale weniger als in Paris. Im Auslande erfindet man sich zu jedem Journal einen Anhang, den man in Paris nirgends sieht. Was in der Ferne eine Parthei scheint, schmilzt in Paris zu einem Actienverbande, einem Redactionsbureau zusammen. In der Ferne hält man sich nur die besseren Journale, in Paris wuchert das Unkraut neben diesen her. Aus zwölf großen Zeitungen, die uns der Garçon zu unserer Morgenchocolade hinlegt, sich eine Meinung zu bilden, erfordert mehr Geist, als man in einem Kaffeehause bei Jedem voraussetzen darf.

Man hat die Statistik des Absatzes der Journale dann und wann mitgetheilt. Man kann diese Zahlen ziemlich genau liefern, da die Stempelabgabe eine genaue Controle der Auflage voraussetzt. Doch würde man Unrecht thun, nach diesen Zahlen die Stärke der von dem Journal vertretenen Ansichten entnehmen zu wollen. Diese hängt nicht von der Zahl der Käufer, sondern vom Stande und Beruf derselben ab. Sind die Käufer Gesellschaften, Kaffeehäuser, Zeitungs-

bureaux, oder sind es Privatleute? Vertheilen sich diese 6 oder 7000 Abonnenten auf das Land oder die Stadt, auf Paris oder die Provinz, auf den Adel oder den Bürger, die Geistlichkeit oder die gezwungenen Abonnements der Regierungsbureaux? Welches ist das Morgenjournal des Handwerkers, des Epiciers, des reichen Börsenspeculanten? Man wird erstaunen: Nicht das freisinnigste, nicht das geistreichste, sondern das wohlfeilste ist das französische Morgenjournal.

Commerce, Courier, Constitutionnel sind Blätter, die man bei Spazierfahrten nach St. Cloud und Versailles vom Pariser Mittelstande nennen hört. Dieser Mittelstand hat eine halbliberale Tendenz. Er liebt das Bestehende, besonders den guten Fortgang seines Geschäfts, aber es befördert seine Verdauung, zu sehen, wie man Anderen die ihrige erschwert, besonders den Ministern und dem guten Louis Philippe, den die Franzosen achten, aber nicht lieben. Der kundenreiche Friseur, der reiche Metzgermeister, der gebildete Sattler, Riemer, der Posamentier, selbst wenn dieser für die Armee Schnüre zu liefern hat, lacht gern über die Verlegenheiten der großen und gelehrten Herren, die man mit seinen directen und indirecten Steuern ernährt. Eine stürmische Deputirtensitzung ist ihm so viel werth, wie ein neues Vaudeville auf einem Boulevardtheater. So sehr er die Straßenemeuten, bei denen seine theuern Laden-Spiegel und Schaufenster zertrümmert werden könnten, verabscheut, so sehr liebt er Emeuten bei Hofe, im Ministerrath, in der Deputirtenkammer, kurz jede Emeute, die sich seinem Ausdruck zufolge innerhalb der parlamentarischen Formen erhält. Für den Pariser Mittelstand ist die Charte nicht da, um gehalten zu werden, sondern man hat sie erfunden, um sie dann und wann zu verletzen, überhaupt um Frankreich zu amüsiren. Er räumt den Ministerien ihre Nothwendigkeit ein, doch dürfen sie nicht zu lange dauern. Zwei Jahre ist die höchste Zeit, die er ihnen gestattet; nach zwei Jahren müssen es andere Namen sein, die er in den Zeitungen liest, die alten ennuyiren ihn.

Die ärmeren Handwerker und Arbeitsleute hängen von der Lectüre ab, die sie in ihrem Commerce de vin finden. Die Regierung giebt sich Mühe, in diesen Versammlungsörtern

der unteren Volksklassen, selbst in ihren Wohnungen die Zeitschriften zu verbreiten, die für die bestehende Ordnung geschrieben werden; aber da es theils an den Gegenoperationen der Partheien nicht fehlt, theils den Arbeitern selbst nicht an politischem Urtheil gebricht, so hält der Weinschenk die Zeitung, die seine Gäste wünschen. Seitdem die Vierzigfrankenpresse „erfunden" ist, ist dies der Siècle, ein unter Odillon Barrot's Einfluß stehendes liberales Journal, das hauptsächlich deshalb gestiftet wurde, um der „Presse" von E. de Girardin die Stange zu halten. Der Siècle ist unstreitig das verbreitetste französische Blatt. Es zählt über 20,000 Abnehmer.

Daß die politische Journalistik in demselben Grade, wie diese in Deutschland an Macht gewonnen hat, in Frankreich an Macht verlor, ist Thatsache. Die Schuld liegt an der eingestandenen Unfruchtbarkeit der Debatten, an den allzu häufigen Schwankungen der hervorragendsten politischen Charaktere und dem dadurch veranlaßten geringeren Vertrauen auf die Redlichkeit der gedruckten Versicherungen, endlich allerdings an der Vierzigfrankenpresse, die den Journalismus in die Sphäre der Industrie herabgezogen, die Geheimnisse der innern Mechanik eines Journals aufgedeckt und die niedrigsten materiellen Leidenschaften bei Gemüthern offenbart hat, die man sich früher nur vom Glorienschein der Uneigennützigkeit umgeben vorstellte. Aus dem Principienkampfe wurde Brotneid. Mit dem geschwundenen Vorurtheil verringerte sich die moralische Kraft.

Dennoch ist es noch immer der Mühe werth, einen Blick in dies Chaos der französischen Presse zu werfen. Wenn ein Journal auch keine Staatsmänner mehr stürzt, so kann es doch noch welche machen. Auch werden sie immer die Quelle bleiben, woraus sich der Fremde über Frankreich unterrichten muß. Melden sie nicht, was man weiß, so melden sie, was man glaubt. Der Irrthum ist längst wichtiger geworden, als die Wahrheit: ja der Irrthum ist in unsrer heutigen Politik die sich gerade zuletzt herausstellende Wahrheit.

Wir theilen die französische politische Journalistik ein in ministerielle, gouvernementale und Oppositionspresse.

Der Moniteur wird vom Staat bezahlt und erhält seinen

Werth, wenn er veraltet. Man schlägt ihn nach, um frühere Reden in der Kammer, um Gesetze und Verordnungen zu vergleichen. Der Moniteur bringt deshalb den authentischen Inhalt der Kammerdebatten, weil jeder Redner das Recht hat, Das, was er gesprochen haben soll, selbst durchzusehen. Sauvo, der den Moniteur seit seiner Gründung redigirte, ist pensionirt; seitdem leiten ihn die Herren Panckoucke, Grün und Sauvage. Eine Stelle am Moniteur ist eine Sinecure. Das ministerielle Abendblatt, früher das Journal de Paris, dann la Charte de 1830, ist eingegangen und dafür der Messager angekauft worden. Hier findet man die Ankündigungen der Regierung, die telegraphischen Depeschen, die Berichtigungen, die „Dementis“ werden hier gegeben über das Gerücht einer Ministerialauflösung, einer Streitigkeit unter den Collegen, über den auswärts als bedenklich geschilderten Gesundheitszustand des Königs u. s. w. Es finden sich bei diesem größtentheils nur aus Notizen bestehenden Blatte wenig Namen von Bedeutung. Da seine Finanzen geregelt sind, so kann es dann und wann ein gutes Feuilleton bringen. Der kleine Trabant des Messager ist der Moniteur parisien. Dieser ist nicht ganz so officiell, wie der Messager; da er aber das Privilegium des Ausgerufenwerdens in den Theatern hat, so hüpfen ihm schon zu gleicher Zeit mit dem Messager die meisten der officiellen Canards zu. Canard (Ente) nennt man jene kleinen Novitätenartikel, die aus einem Journal in das andere springen. Die ganze deutsche politische Journalistik z. B. ist aus Canards zusammengesetzt. Die Bezeichnung für eine falsche Nachricht ist erst allmälig entstanden. Ueber Nacht verwandelt sich der Moniteur parisien in die Gazette de Paris. Dann hat er die hauptsächlichsten Artikel vom Abend zusammengerückt, läßt die unbedeutenderen aus und gewinnt dadurch Raum für das vollständige Theaterrepertoir, das man auch am Rande des Corsaire abgedruckt findet. Man muß gestehen, daß die journalistischen Hülfstruppen der Regierung unbedeutend sind. Le Globe, ein ministerielles Blatt, redigirt von Granier de Cassagnac, will keinen Fortgang nehmen.*)

*) Dafür wurde später mit Marktschreierei die Epoque gestiftet, die sich jedoch ebenfalls nicht hielt.

Die gouvernementale Presse vertheidigt allerdings den Hof und die Regierung als solche, aber nicht immer die Ministerien. Käme Thiers je wieder in's Ministerium, so würde es doch vom Journal des Débats zu sonderbar sein, ihn nach seinen neuesten Angriffen wieder vertheidigen zu wollen. Doch würde es sich einen Uebergang bilden. Es würde sagen: Wir achten Dich in diesem Augenblick, Deiner Würde wegen, wir wollen Dich nicht hindern, das Land glücklich zu machen, wenn Du es kannst; wir wollen deshalb nicht mit der Opposition Hand in Hand gehen, weil uns der König dauert, der den Fehler begangen hat, Dich zum Minister zu machen! Ganz so steht jetzt die Presse des Herrn von Girardin mit Guizot. Die Presse, ein in der That durch ihre Appellation an die materiellen Interessen einflußreiches Blatt, unterstützt Guizot in Allem, dessen das Ministerium gegen die Partheien bedarf, verschweigt aber nicht, daß sie einem Ministerium Molé*) geneigter wäre. Sie weicht in der Eisenbahnfrage und über das Untersuchungsrecht von Guizot ab. Für diese Unsicherheit wird das Ministerium durch die meist ministeriellen Provinzialblätter, besonders aber durch die politischen Uebersichten in den beiden großen Revuen schadlos gehalten. In der Revue de Paris**) schreibt Professor Lherminier, in der Revue des deux Mondes Staatsrath Rossi den Bericht über die laufende Tagesgeschichte.

Die Oppositionspresse ist theils parlamentarisch, theils dynastisch, theils reformistisch, immer aber im Widerspruche mit der Regierung. Die parlamentarische Opposition ist die der Advocaten und der Deputirten, der Constitutionnel, unter Thiers' Einfluß, an der Spitze. Im Constitutionnel wurde die Hauptmine gegraben, die allmälig die Bourbons in die Luft gesprengt hat. Sein Kampf gegen die Jesuiten, gegen den Klerus, gegen die Restauration in allen ihren Verzweigungen, selbst in den romantischen des Dramas, war einst eben so glorreich, wie gewinnbringend. Was unter der Restauration nur irgend unzufrieden war, fand das Echo seiner Kla-

*) Später auch einem Ministerium Lamartine.
**) Ist eingegangen.

gen im Constitutionnel. Militairische Reminiscenzen der alten abgedankten Generale der Kaiserzeit mischten sich mit dem Ehrgeiz der jungen Generation, und die Kaufleute waren es, die dadurch für die Opposition gewonnen wurden, daß man sein Geld nicht besser anlegen konnte, als in einer Actie des Constitutionnel. Wer bei der Gründung desselben 5000 Franks gezahlt hatte, konnte nach fünf Jahren sein Anrecht für 50,000, ja nach zehn Jahren für 250,000 Franks verkaufen. Da der Constitutionnel unter der Restauration zur Opposition gehört hatte, mußte er nach der Julirevolution ministeriell werden. Dies war ein Unglück für ihn. Die kleinen Blätter bewitzelten den alten Herrn, fanden, daß er sich am Ministertisch lächerlich ausnähme, und setzten ihm eine Schlafmütze auf's Haupt und einen grünen Schirm vor die Augen. Die Folge war jenes sprichwörtlich gewordene Desabonnement des Constitutionnel. Von 23,000 Abnehmern sind nur noch 6000 übrig geblieben. Die Actien sanken im Werth, Thiers kaufte sie auf und hält sich durch diesen Verbündeten, der nicht mehr sein Freund, sondern sein Sklave geworden ist.*) Der Courrier français hat nur 3000 Abonnenten, und ist unbedeutend geworden. Das Siècle ist nächst den Débats und mit der Presse das einflußreichste Blatt in Frankreich. Es kostet nur vierzig Franken und bringt, was die anderen Blätter für achtzig geben. Am beliebtesten ist es durch sein Feuilleton, an das es ungeheure Summen verwendet. Die Politik in dem hohlen Geiste Odillon Barrot's ist die Knochenzugabe zum Fleisch. Das Siècle orakelt gern, wie sein Beschützer. Ein neues Vierzigfrankenblatt, la Patrie, steht unter dem liberalen Deputirten Pagès de l'Arriège. Es ist erstaunlich, wie es in Frankreich eine Zeitung, ohne innere Nothwendigkeit und äußeren Werth, doch durch seine erste Ankündigung schon auf 1500 Abnehmer bringen kann. Zu viel, um zu sterben, zu wenig, um zu leben. Der Commerce, früher Journal du Commerce, gehörte lange Zeit, materiell

*) Das Feuilleton hat eine große Veränderung hervorgebracht. Der Constitutionnel zählte nach Eugen Sue's Romanen wieder über 20,000 Abnehmer.

und geistig, dem Deputirten Mauguin. Diese Zeitung hat Anstrengungen gemacht, um Terrain zu gewinnen. Da es einen Handelszweck affichirt, so gehen viele Leute auf dem Lande in die Falle und kaufen statt einer Vertheidigung der materiellen Interessen in ihm eine verworrene auswärtige Politik, sibirische Kindermorde, polnische Revolutionen, Petersburger Emeuten, Tscherkessensiege und ähnliche Neuigkeiten aus Mauguin's Privatministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Dies Journal hatte der Abenteurer Louis Bonaparte angekauft und würde allerdings damit erfolgreicher im Herzen Frankreichs haben landen können, als zu Boulogne. Aber es fehlte das Talent, das ihn vertheidigt, Aufrichtigkeit, die ihm gedient hätte. Der Commerce kam an seinen alten Eigenthümer zurück. Thiers, der seit dem 1. März 1840 fast die ganze Journalistik in sein Interesse zu ziehen suchte, konnte sich nicht mit Mauguin verständigen, und so blieb der Commerce bei jener alten Linken, deren Vertreter in der Kammer neben Mauguin Lherbette ist.

Zu den Blättern derjenigen Opposition, die eine Aenderung der Dinge weniger in den Ministern, als in der Dynastie wünschen, gehören von liberaler Seite der National, von legitimistischer die Gazette de France, die Quotidienne, die France, die Mode. Der National war unter A. Carrel republikanisch. Seit den Septembergesetzen ist er bonapartistisch. Die Redacteure werden diese Definition schwerlich zugestehen, aber sie reicht aus. Der National hat so lange für die Freiheit gestritten, bis er es müde wurde, die Franzosen zu überzeugen, und zum Ruhme griff. Die Fasces einer Consularregierung hat er vertauscht mit dem Commandostabe des Kaiserreiches. Napoleon von 1815, der eine Charte votirt, würde dem National seit Carrel's Tode genügen. Der National ist das Organ der Armee geworden, das Organ der jungen Unteroffiziere, die gern die Epaulettes verdienen wollen. Seit den Debatten über die Rheingrenze wird uns in dieser Zeitung nichts mehr ansprechen. Der Deutsche muß in ihr ein Streben erblicken, vor dessen Siege er sich zu bewahren hat. Immermehr von diesem Siege sich entfernend, ist der National mürrisch, hypochondrisch geworden. Thomas,

ein ehemaliger Holzhändler, liegt als Gérant wie ein Cerberus vor dem Eingang in die Höhle des National. Jules Bastide und Armand Marrast, beides Schriftsteller von Talent, sind die beiden Herzkammern dieses kleinen Staatskörpers.*)

Auch die Gazette de France ist herabgekommen und wird es immer mehr, wenn Herr von Genoude fortfährt, sie zu nichts, als dem Bülletin seines täglichen Befindens zu machen. Herr von Genoude haben wohl geruht, Herr von Genoude haben eine Reise gemacht, Herr von Genoude sind von der ganzen Bevölkerung des Südens mit Triumphpforten und Ehrenbogen eingeholt worden, — man würde diese Bülletins für eine Satyre auf den König halten, wenn Herr von Genoude diese genauen Berichte über sich selbst nicht der christkatholischen und legitimistischen Sache, welche die Gazette vertheidigt, schuldig zu sein glaubte. Nichtsdestoweniger ist die Gazette vom Papst verboten worden. Der Papst will keine Freunde, die den katholischen Fürsten Verlegenheiten bereiten. Er will keine Priester, die das allgemeine Stimmrecht lehren und sich nur deshalb noch für eine vertriebene Dynastie verwenden, weil keine Aussicht da ist, daß sie je zurückkehrt. Herr von Genoude ist schon so gut Republikaner, wie Lamennais. Diese Zeitung, die der Regierung viele Sorgen macht, die, seitdem sie sich in ein Abendblatt verwandelte, wenn nicht an Abnehmern, doch an Lesern gewann, wird von Genoude wie eine Provinz geleitet. Die Unterpräfecten sind Lourdoueix, Bauregard und Bossange. Bossange schrieb früher die Briefe der Nachbarin, die in der Gazette so vieles Aufsehen erregten.

Die Quotidienne ist nicht so radikal, wie die Gazette.

---

*) Die Wirkung des National hat später insofern zugenommen, als er die einzige Pariser Zeitschrift ist, die sich von allen Hanthierungen der Gewinnsucht ferngehalten und immer Charakterfestigkeit behauptet hat. Hier haben keine Feuilletonoperationen, keine Schmeicheleien und Versprechungen an das „kaufende“ Publikum stattgefunden. Der National bringt zuweilen noch Aufsätze und Urtheile über schwebende Tagesfragen, die, so klein er geblieben ist, doch alle Blätter von großem Format hinter ihm zurücklassen.

Sie würde sich mit Louis Philippe versöhnen, wenn z. B. nachgewiesen werden könnte, daß das alte Privilegium der französischen Könige, durch das Auflegen ihrer Hände Kröpfe zu heilen, auch auf ihn übergegangen wäre. Der Herzog von Montmorency bringt dem Bestehen dieses Journals Opfer. Herr Laurentin leitet die Redaction. Muret, Poujoulat und Merle sind seine Mitarbeiter. Ausgesprochener ist die Farbe der France, eines nur dürftig vegetirenden Blattes, an welchem der fahrende Ritter Vicomte d'Arlincourt arbeitet, jener Minstrel, der durch Europa nach Dosen, Ringen, Anekdoten und Diners pilgert, wie die alten Pilger nach den Cedern Libanons. Eines der gefährlichsten legitimistischen Blätter ist die Mode des Vicomte Walsh. Diese elegante Revue erscheint jede Woche nur einmal, findet sich aber auf allen Toilettentischen des Faubourg St. Germain. Die Wespen dieser kleinen Revue stechen nicht die Minister, sondern den König, die Prinzen, die Prinzessinnen, den Hofstaat. Die Mode kritisirt die täglichen Ausgaben Louis Philippe's, seine Jahresrechnungen, seine Weine, seine Diners. Ist einer der jungen Prinzen im Theater, so schreibt die Mode, er hätte schmutzige Handschuhe angehabt. Seit einigen Tagen zögert eine der Schwiegertöchter des Königs mit ihrer Niederkunft. Die Mode schreibt, sie thäte dies aus Sparsamkeit, weil der König wünschte, sie käme an seinem Namenstage, dem ersten Mai, nieder, damit die Kosten dann in Einem hingingen. Die Mode macht die Familienabende des Königs lächerlich, schildert die Glieder der Familie, wie sie alle um einen runden Tisch sitzen, einen Tisch mit Schubladen, wo Jede ihr Strickzeug hervorholt. Mad. Adelaide, die Schwester des Königs, setzt die Brille auf. General Athalin, des Königs Adjutant und Schwager, hält das Garn, das die Königin abwickelt. Die Civilliste giebt einen Ball. Die Journale erzählen, daß einige eingeladene Nationalgarden-Majore sich betrunken hätten. Die Mode widerlegt dies Gerücht, da kein Major der Pariser Nationalgarde im Stande wäre, die Weine zu trinken, welche die Civilliste in ihrem Keller führt. Die Mode wird oft mit Beschlag belegt, oft verurtheilt, aber es scheint, als wenn von Kirchberg und Görz die Mittel kom-

men, ihre Verlegenheiten zu decken und den talentvollen Redacteur Vicomte Walsh für die Gefahren, denen er sich aussetzt, zu entschädigen.

Die radikale politische Oppositionspresse besteht aus der fourieristischen Phalange und dem communistischen Journal du Peuple.*) Die erste ist ohne Einfluß, wenn auch nicht ohne Bedeutung. In Paris ist kein gedruckter Buchstabe ohne Bedeutung. Das Journal du Peuple schwang sich durch Dupoty's unerklärliche Verurtheilung so auf, daß es, statt dreimal wöchentlich, täglich erschien. Man findet im Journal du Peuple vortreffliche Aufsätze. Der Standpunkt, von welchem aus die laufende Tagesgeschichte hier beurtheilt wird, ist neu und nicht selten überraschend. Kersausie, Louis Blanc, Felix Pyat sind Mitarbeiter. Da man keine Revolutionen mehr in den Straßen machen kann, so hat sie dies Blatt in das Feuilleton verlegt. Jede Nummer bringt im Feuilleton Geschichten, Novellen, Anekdoten aus den verschiedenen Revolutionen aller Jahrhunderte. Dabei ist es Bedingung, daß jede Revolution aus den edelsten Triebfedern entstehen und von den tugendhaftesten Menschen geleitet werden muß. Ein deutscher Schriftsteller lieferte dem Journal du Peuple einige neuere deutsche Revolutionsbilder. Man würde sie genommen haben, wenn der Vf. nicht mit zu viel Ironie vom Hambacher Feste gesprochen hätte. Bei aller Gediegenheit dieses Blattes in seiner Redaction und seinen politischen leitenden Artikeln wird es sich nicht halten können. Die radikale Partei kann in Frankreich nur herrschen, wenn sie gefürchtet wird. Man kann in Frankreich das ganze Volk auf den Standpunkt des reinen Jakobinismus schrauben, aber nicht jenen Bruchtheil, den man Publikum nennt. Die Leute, welche Geld haben, kaufen das Journal du Peuple nicht. Die, welche vielleicht lesen können, haben kein Geld, und Die, für welche diese Zeitung eigentlich berechnet ist, haben weder Geld noch können sie lesen.

---

*) Die Reforme und Alliance traten später hinzu. Die erste war social, die zweite interessant als demokratisches und reformirendes Priesterorgan, etwa unserer deutschkatholischen Bewegung gleichkommend.

Nimmt man zu diesem Chaos der täglich erscheinenden Journalistik noch die in Paris selbst sehr abbleichenden und minder wirkungsvollen Witzeleien des Charivari und die plumperen Satyren des Corsaire*), so wird man es nicht unerklärlich finden, wie sich zuweilen die selbstständigen, freieren Geister über diesen Wirwarr hinauszukommen sehnen. Wäre ich Franzose, ich würde vielleicht mit irgend einer Meinungsschattirung dieser Blätter übereinstimmen; übertrage ich aber mein deutsches Gefühl auf dieses tosende Marktgedränge, so würde ich mir einen Standpunkt außerhalb desselben suchen müssen, ich hielte diese Monotonie eines und desselben Mühlengeklappers nicht aus. Wer sich in Frankreich vom Journal befreit, kann es nur, wenn er über allen Journalismus erhaben ist. Den Gelehrten, den Philosophen, den Dichter kümmert dieses Dreschen leeren Strohes nicht: er leidet zu sehr darunter, als daß er für irgend einen dieser trügerischen Factoren der öffentlichen Meinung Parthei nehmen sollte. Staatsmänner aber, die sich über diese Debatten erheben könnten, die heute legitimistisch, morgen demokratisch urtheilen, sind noch seltene Ausnahmen: eine der ersten ist Lamartine. Journalisten, die sich in Frankreich eine selbstständige Bahn brechen, kommen alle zehn Jahre nur einmal. Man macht sich als Tagesschriftsteller in Paris noch immer nicht anders geltend, als durch ein Journal: man macht ein Journal nicht anders geltend, als durch die Parthei.

Zwei Journalisten, die sich in dem Gewühl der französischen Presse einen eigenen Standpunkt zu schaffen verstanden haben, sind Henri Fonfrède und Emile de Girardin. Der erste ist todt. Er kam von Bordeaux, wo sich derselbe durch eine Provinzialzeitung einen Namen gemacht hatte, und zeichnete sich in dem damals noch bestehenden ministeriellen Jour-

---

*) Dieser Corsaire hat sich seit seiner Verbindung mit dem „Satan“ als Corsaire-Satan verändert. Er ist ein Oppositionsblatt mit einer nicht wegzuleugnenden legitimistischen Färbung, wird geistreich geschrieben und ist nur etwas stark dem Skandal ergeben. Seine Nouvelles à la main ergötzen so lange die Klatschsucht des Faubourg St. Germain, der Adligen und der Banquiers, bis einer von den Lachern selbst getroffen wird und dann das gefährliche Blatt zum Henker wünscht.

nal de Paris aus. Fonfrède wich von der üblichen Politik des Tages ab; er desavouirte nicht allein die Politik des Partheigeistes, sondern selbst die der Regierung. Er war anticonstitutionell, ein Monarchist. Fonfrède sprach über den Staat, als hätte er dessen Natur in Göttingen studirt. Die Lehre von den drei Gewalten im Staate, von der Nothwendigkeit ihrer Trennung, von einem Vertrage zwischen Fürst und Volk, alle diese Grundsätze des neuen constitutionellen Staatsrechtes verwarf er; er hatte sich seine eigene Doctrin, seine eigene politische Sprache geschaffen. Sein Hauptsatz war: frei sein heißt: gut regiert werden. Fonfrède, fanatisch in seinen Angriffen, indiscret in seinen Vertheidigungen, schuf der Regierung, die an seinem polemischen Talente große Freude hatte, zuviel Verlegenheiten. Sie mußte ihn wieder nach Bordeaux zurückschicken.

Nach Fonfrède bildete sich Emile de Girardin, nur mit dem Unterschiede, daß wenn jenen die Ueberzeugung bildete, bei diesem immer die Umstände mitspielen. Girardin gilt für einen der einflußreichsten Männer in Frankreich. Er hat die Presse im Privilegium ihrer Alleinherrschaft untergraben, indem er seine Zeitung für vierzig Franken verkaufte und dadurch die Finanzen aller übrigen Blätter verwirrte. Wo nichts ist, hat in Frankreich, wie überall, der Kaiser sein Recht verloren, und auch das Volk das seinige. Girardin machte mit seiner Unternehmung Glück. Er zahlte, zog die bedeutendsten Talente in seinen Kreis, brach die Macht des Journals des Débats, ohne darum zur Opposition überzugehen, war gouvernemental, zuweilen antiministeriell, immer aber der Schutzherr des Königs, der königlichen Familie, der französischen Vorurtheile gegen England, der materiellen Interessen gegen die Ideologie des Tages. Es ist aus vielen Gründen unmöglich, daß E. de Girardin je Minister wird, aber er hat dem Hause Bertin einen Theil seiner Macht entrungen, man fürchtet ihn, macht ihm den Hof, bewundert sein Talent, giebt sich in den Tuilerien die Miene, als müßte die Dynastie sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben. Er wird bald die Minister machen, wie er jetzt schon bei den Wahlen

durch seine unter'm Volk verbreitete Zeitung die Deputirten macht.*)

Trotz dieses Einflusses glaube ich nicht, daß Jemand in Frankreich in Emile Girardin's Haut stecken möchte. Es giebt Namen in Paris, die vielleicht unpopulärer sind, als der seinige, aber keinen, der in größeren Skandal verwickelt ist. Begegnete diesem Schriftsteller ein plötzliches Unglück, es würde nur Wenige geben, die ihn bemitleideten. Ein warnendes Beispiel, wie weit man mit seiner Person in die Oeffentlichkeit treten darf. Als Deputirter von Bourganeuf hat dieser ohne Zweifel talentvolle Mann eine schonungslose Prüfung seiner Geburts- und Lebensumstände ertragen müssen. Seitdem ich höre, er wollte sich ihr bei den nächsten Wahlen zum zweiten Male aussetzen, ist mir die traurige Thatsache bebewiesen, daß Zweifel an unserm moralischen Werth diesen selbst untergraben können. Auf seine Gebrechen trotzt man dann.

Emile de Girardin ist von mittlerer Figur und blassem, fahlem Gesichtsteint. Seinen Augen ist ein prüfendes Stechen, eine Mischung von abwechselnder Unruhe und plötzlicher scharfer Fixirung eigen. Man sieht ihnen die gewaltig im Hirn umrollenden Gedanken, die Erregung der Leidenschaft, die Lebhaftigkeit einer überreizten Phantasie an. Sein etwas frühreif aussehendes Wesen scheint wie auf dem Qui vive! zu stehen. Man kann von ihm sagen, Erschöpfung und Abspannung durchzittern sich so in ihm, daß man nicht weiß, ob er am Vorabend eines Entschlusses oder am „Lendemain" einer Täuschung steht. Beim Anblick der zarten Hand, die den charakterfesten und geistvollen Redacteur des National,

*) Durch die Epoque wurde der „Presse" später der Widerpart gehalten, und so fühlbar, daß es darüber wieder zum Duell kam. Die Geschichte des Processes Beauvallon, so interessant für die Enthüllung der wahren Geheimnisse von Paris, löst sich scheinbar in eine Nebenbuhlerschaft um Frauen, in Wahrheit aber in eine von zwei Zeitungen auf. Tragisch ist, daß Girardin für seine Presse Armand Carrel erschoß und ein Redacteur der Presse wieder von einem neuen Rivalen, dem Redacteur des Globe oder der Epoque, erschossen wurde. Fast möchte man an des Dichters Spruch: Das ist der Fluch der bösen That! denken.

Armand Carrel, tödtete, überkam mich eine Rührung, die auszusprechen wohl etwas zu deutsch gewesen wäre. Girardin selbst rührte mich: sein täglicher Kampf, seine täglichen Processe, seine täglichen Briefe an den National, sein beunruhigender, unbefriedigter Ehrgeiz, seine Unpopularität. Man kann Jemand im Duell getödtet haben, aber um uns darüber ganz zu beruhigen, muß der Andere uns gefordert haben. Man kann in der großen Oper eine Ohrfeige bekommen, man hat nicht nöthig, wenn man schon einmal Jemanden erschoß, sich deshalb noch einmal zu schießen, aber es ist drückend, wenn der Insultirende dafür drei Jahre in's Gefängniß muß. Einen Deutschen würden solche Erfahrungen zum Einsiedler machen, den Franzosen treiben sie, sich immer noch mehr vorzudrängen. Bitterkeit, Melancholie und nervös gereizte krankhafte Leidenschaften sind in Girardin's Gesichtszügen unverkennbar.

Der Redacteur der Presse spricht mit Geist und nicht ohne Kenntnisse. Er ist viel gereist, hat mit französischen Augen viel gesehen, mit französischen Ohren viel gehört, Girardin kennt Deutschland, unsere Politik, unsere Eisenbahnen, unsere Theater. Er sprach über die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Journalistik Frankreichs, Europas und Amerikas mit Gewandtheit, nicht nur notizenweise, sondern nach Gesichtspunkten. In Betreff Frankreichs bezweifelte er die längere Dauer des Ministeriums Guizot, stellte Guizot's politische Talente in Abrede und deutete auf Molé. Aus seinen anregenden Gesprächen entnahm ich, was mir haltbar erschien, fand aber, als er von Deutschland redete, auf's Neue bestätigt, daß man in Frankreich der verhaßteste Absolutist sein und in Deutschland noch als eingefleischter Jakobiner erscheinen kann. Die Franzosen sprechen über Emil de Girardin, wie wir etwa über das Berliner politische Wochenblatt sprechen würden, und doch steht er auf der Höhe der Zeit, ist constitutionell, Freund der Preßfreiheit. Herr von Girardin erzählte von seinen Begegnungen mit dem Fürsten Metternich und Herrn von Rochow. Beide Staatsmänner werden sich überzeugt haben, daß ein deutscher Liberaler, gegen einen französischen Hofpublizisten gehalten, doch noch in

seinen Ansprüchen ein wahres Muster von Bescheidenheit und für seine Grundsätze eines Ordens würdig ist.

Achtundzwanzigster Brief.

Paris, 26. April 1842.

Das ehemalige Kloster der Kapuzinerinnen schenkte Napoleon dem Marschall Berthier, Fürsten von Wagram. Im Jahre 1821 kaufte die Regierung das Hotel Wagram wieder an, um das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hinein zu verlegen, das sich früher im Hotel Galifet, Rue du Bac, befand.

Mitten zwischen dem glänzenden Gewühl der Boulevards und den vornehmen Umgebungen der Madeleine und des Vendômeplatzes liegt die Wohnung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Eine friedliche, der übrigen Welt entrückte Einsiedelei. Lindenbäume und Pappeln ragen hinter einer hohen Mauer, die das Hotel des Capucines umringt, hervor. Im Innern selbst laufen die Empfangszimmer des Ministers mit ihren hohen, als Thüren zu öffnenden Fenstern in freie und gefällige, wenn auch nur kleine, grüne Gartenräume. Es ist nicht zu verwundern, daß Jeder, der einmal dies Hotel bewohnte, sich dahin zurücksehnt, auch wenn er einige seiner Grundsätze auf der Straße zurücklassen müßte.

Guizot sprach mit Barante. Es galt den Vorbereitungen einer halbvertraulichen Sendung nach England, deren Zweck ohne Zweifel der sein wird, England darauf aufmerksam zu machen, daß eine so einseitige, hartnäckige und selbstsüchtige Politik, wie die bisher z. B. im Durchsuchungsrecht von England befolgte, die französischen Staatsmänner, bei aller Neigung zum Frieden, doch noch, um dem französischen Volkswillen zu genügen, zu äußersten Schritten treiben müßte. Man kann sich in Frankreich als Minister erhalten, auch wenn man die Gesetze, nicht aber, wenn man die Nationaleitelkeit verletzt.

An der runden Familientafel, unter Kindern und Hausfreunden, hat Guizot etwas Gemüthliches, ja Patriarchalisches. Ich war hier nicht in dem politischen Paris, sondern in dem pädagogischen Genf. Es fehlte nichts als ein Gebet, das eines der mehreren Guizot verwandten Kinder vorgesagt und die anderen mit gefalteten Händen nachgesprochen hätten. Es herrschte jene stille, feierliche Stimmung, deren man in Genf so dringend zu bedürfen scheint, um vor dem Rauschen der Rhone den gleichmäßigen Schlag der Genfer Uhren, das Picken dieser Tausende von kleinen Taschenzeitmessern, die Genf hervorbringt, zu unterscheiden. Familien, die viel Unglück erlebten, bekommen etwas Düsteres, Feierliches. Guizot's Vater starb in der Revolution unter dem Beil der Guillotine. Man kann sich aus einer solchen schmerzlichen Erinnerung, die durch den täglichen Anblick seiner bei ihm lebenden Mutter wach gehalten wird, nicht nur Manches in Guizot's Häuslichkeit, sondern auch in seiner Politik erklären.

„Ist die deutsche Schaubühne national?" fragte mich Guizot. — „Sie war es zur Zeit Schiller's, zur Zeit Iffland's, Schröder's und Kotzebue's. Seither gehört sie Frankreich, von dem wir uns jedoch allmälig zu befreien suchen." — „Ich war früher dem Theater recht befreundet," fuhr Guizot fort. „Seitdem ich dem Spiel der Welt angehöre, habe ich für das Spiel der Bretter den Sinn verloren. Damit eine Bühne auf das Volk wirke, müssen die Eingangspreise so niedrig als möglich sein. In Paris sind die guten Theater zu theuer. Im Allgemeinen nimmt der Sinn für die Bühne ab. Als ich vor Jahren in England war, fand ich in einer einzigen Straße von Edinburgh allein sieben Theater. Später erhielt sich davon nur noch eins." — „Es mag an der Zeit, aber auch am Verfall der Kunst liegen; der Staat sollte die Theater mit derselben Aufmerksamkeit behandeln, wie er für das Interesse der Kirche sorgt. Auf dem Standpunkte unsrer Tage kann diese Zusammenstellung keine Profanation mehr sein." — „Im Gegentheil," antwortete Guizot. „Man hat in Paris die statistisch erwiesene Bemerkung gemacht, daß sich mit der Abnahme des Theaterbesuches die Verbrechen mehren. Geht der Handwerker nicht in's Theater, so geht er auf einen

Ball. Die Einsamkeit oder die schlechte Gesellschaft langer Abende führt zu verbrecherischen Handlungen. Zu geschweigen, daß ein gutes Volksschauspiel die Sitten veredelt."

Das Dejeuner ging unter ähnlichen Erörterungen über die Schaubühne vorüber. Guizot führte mich darauf in sein Cabinet. „Ich habe," sagte er, „Deutschland stets geliebt und bewundert. Meine Studien führten mich früh auf die Geschichte, Literatur, die Gelehrsamkeit der Deutschen. Ich hatte eine Periode von vier Jahren, wo ich nur deutsche Schriften las und dann und wann mit englischen abwechselte. Der deutsche Nationalcharakter ist mir stets theuer gewesen. Es liegt etwas Ernstes, Edles, Biederes und Frommes im Wesen der Deutschen. Soviel ich mich über den politischen Charakter Ihres Volkes klar machen konnte, schien mir dieser aus zwei Triebfedern zusammengesetzt. Die eine ist die des Fortschrittes. Sie haben ein ungestümes Verlangen der Neuerung, einen schnellen Reiz für neue Ideen, sie haben den Trieb de marcher en avant, de marcher, comme vous l'appellez, vorwaerts. Das andere Element ist ein Stabiles, etwas Träumerisches, Unentschlossenes, ja Unpraktisches. Dies verhindert Sie, von Ihren Ideen eine dem allgemeinen Wohl ersprießliche Anwendung zu machen. Ich gestehe Ihnen indessen doch, daß mir an dem gegenwärtigen Gange der Angelegenheiten in Deutschland Vieles unverständlich und sogar befremdlich ist."

Ich würde die Stellung eines Mannes wie Guizot und sein Vertrauen nicht zu schätzen wissen, wollte ich hier die lange Erörterung, die sich über dies Thema anspann, wiedergeben. Daß seine Richtung eine friedliche ist, weiß man. „Nur im Frieden," sagte er, „kann das Glück der Völker blühen." Doch als Franzose, als Vertreter einer ihm anvertrauten Stellung, Minister einer Dynastie, die sich befestigen will, mag er doch im Allgemeinen über Deutschland mit Thiers übereinstimmen. Er charakterisirte übrigens Thiers treffend mit folgenden Worten: „Herr Thiers, mein unermüdlicher Rival, hat das Unglück, bei allem Talent doch nur ein Nachahmer zu sein. Bald ahmt er Ludwig XIV., bald die Jakobiner, bald das Directorium, bald Napoleon nach. Es scheint,

als wenn er sich bei seiner Kenntniß der neueren Geschichte Frankreichs nicht anders aus seinen Verlegenheiten helfen kann, als daß er sich immer fragt, wie würde es nun wol das Königthum, die Republik, wie würde es das Kaiserreich in deiner Lage gemacht haben."

Processe führen ist unangenehm, krank sein noch widerwärtiger. Louis Philippe verliert nicht gern Geld, aber natürlich noch weniger gern sein Leben. Wenn er Thiers in's Ministerium ruft, so ist es ihm, als riefe er einen Advocaten, der ihm einen Proceß führen soll. Ruft er Guizot, so kommt es ihm vor, als riefe er einen Arzt, der ihm den Puls fühlen soll.

Guizot hat alle würdevollen, aber auch die etwas beängstigenden Eigenschaften eines Arztes. Er ist kein Damenarzt, der, statt nach dem Befinden seiner Patientin sich zu erkundigen, nach ihrer neuesten Lectüre fragt, Anekdoten erzählt und nicht eher geht, bis er für seine nächste Visite etwas Neues weiß. Guizot's Auge zeigt Wohlwollen und doch Strenge. Die Haltung des nur kleinen Wuchses ist sicher und entschlossen, die Bewegung, die eine Hand in der Brust- und die andere in der Pantalontasche zu halten, bleibt sich fast immer gleich. Die Sprache ist deutlich und bestimmt. Er hört mit Ruhe an, ergänzt, wie ein Lehrer, die Aeußerung des Andern, wenn dieser sie selbst nicht ganz klar aussprechen kann, und tritt dann erst mit seiner Antwort hervor, die allerdings etwas von der Unwiderruflichkeit eines Richterspruchs, etwas Apodiktisches hat.

Guizot wurde in Genf erzogen. Er ist Protestant und hat etwas von der herben Strenge des Calvinismus. Die Genfer Erziehung bringt mehr Erzieher, als Erzogene hervor. Sie erzeugt eine große Regelmäßigkeit im täglichen Lebensverkehr, viel Selbstvertrauen in die erhaltene Bildung. Man bringt in Genf Alles auf Grundsätze zurück. Die überzahlreiche Geistlichkeit könnte man protestantische Jesuiten nennen; sie erziehen und leiten die Familien, sie leiten den Staat, sie haben es verstanden, in Genf alle Erscheinungen des dortigen Lebens unmittelbar mit sich in Verbindung zu bringen. Durch diese etwas düstere Atmosphäre zucken zuweilen die

Flammen einer augenblicklichen ekstatischen Begeisterung. Die Genfer Predigten erheben sich oft von trocknen Begriffsspaltungen zu unmittelbaren Visionen, die Stimme der Redner zittert dann, das Auge starrt, die Gemeinde zerfließt in Thränen. Genf bildet in Wissenschaft, Kunst und Leben eine so eigenthümliche Welt für sich, daß Guizot, der elf Jahre lang von der Hinrichtung seines Vaters an, 1794 bis 1805, auf dem freien Schweizerboden lebte, in seiner Bildung nach jenen Elementen beurtheilt werden kann.

Im Jahre 1805 kam Guizot nach Paris. Er schilderte seinen Tischgenossen diese Ankunft, die Entfernungen der Straßen, die Uebermüdung und das ewige Einerlei in der großen Abwechselung mit Gemüthlichkeit. Der jetzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten war im Jahre 1805 so arm, daß er, um seine Rechtsstudien zu verfolgen, Hauslehrer werden und für Buchhändler Compilationen und Uebersetzungen machen mußte. Seine Kenntniß der deutschen Sprache bewies er damals durch eine Bearbeitung des von unserm geistvollen Rehfues herausgegebenen Gemäldes von Spanien im Jahre 1808. Sein Ziel wurde eine Professur. Er erhielt diese durch Royer Collard, dem er auch im Jahre 1814 nach der Restauration eine Anstellung im Ministerium des Unterrichts verdankte. Von diesem Augenblick an trat Guizot in die politische Laufbahn, gab aber seine Stelle auf, als die Bourbonen ihre Intriguen gegen die Sache des Volkes einleiteten, und erörterte in Flugschriften die Fragen der Zeit in jenem Sinne, den man damals spottweise den doctrinairen nannte. Wie bei den Geusen in den Niederlanden erhielt sich der Name im Ernst. Einige Male seines Katheders entsetzt, kam Guizot kurz vor dem Ministerium Polignac in die Kammer. Er stand unter den 221 Deputirten, die dem König die Gefahren des Staates an's Herz legten. Der König hörte nicht, bis die Revolution redete.

Die Julirevolution wurde gleich Anfangs zwiefach beurtheilt. Den Einen brachte sie etwas völlig Neues, den Anderen nur Das, was diese dem bisherigen Alten als Spiegel, als Warnung vorgehalten hatten. Zu den Letzteren gehörte Guizot. Während die Einen die Julirevolution zu einer un=

mittelbaren Fortsetzung des Jahres 1789 machen wollten, sah Guizot in ihr nur die vollkommene Ausführung und die endliche Bewahrheitung des Jahres 1815.

Guizot war nie ein Freund der Jahre 1789 bis 1815, doch als Kenner der Geschichte wußte er, daß sich Epochen aus dem Volksleben nicht ausstreichen lassen. Er wußte, daß große Epochen die Nation erschöpfen. Frankreich hatte keine Kraft mehr, das Jahr 1830 an das Jahr 1789 anzuknüpfen: fünfzehn unbehagliche Friedensjahre hatten das Blut, die innern Zerrüttungen, den Ruin des Familienglücks nicht ersetzt, die Opfer, soviel deren die Jahre 1789—1815 Frankreich gekostet hatten. Fünfzehn Jahre reichten nicht hin, um sich von dreißig bluttriefenden zu erholen. Das Frankreich von 1830 war in der That gerade nur stark genug, das Frankreich von 1815 wahr zu machen. Guizot wußte, daß es mehr nicht ertragen würde, und wurde einer der ersten Taufzeugen des 9. August, des Geburtstages der Orleanischen Dynastie.

Das erste Ministerium der Julirevolution bildete sich in den Redactionsbureaux der Zeitungen, unter den Barrikaden der Boulevards, sozusagen unter freiem Himmel. Guizot nahm an ihm Theil. Es dauerte nicht volle drei Monate und zerfiel in sich selbst. Jener Kampf der Partheien sollte beginnen, der noch bis zur Stunde in Frankreich fortdauert und dem die Julirevolution eine so große Einbuße an moralischem Vertrauen und physischer Kraft zu verdanken hat. Seit dem 11. August 1830 hat Frankreich siebzehn Ministerien gesehen. Man kennt diese Absorption von Namen, die heute auftauchten und morgen wieder verschwanden. Fast alle Ansprüche des Ehrgeizes sind wenigstens für ein Mal befriedigt worden. Fast Alle, die sich die Erben der Julirevolution dünkten, saßen einmal am Ruder und versuchten es, das Schiff des Staates von Ungewitter zu Ungewitter zu lenken. Vierundfünfzig Namen haben seither in den ministeriellen Combinationen, wie die Gebilde eines Kaleidoskops, gewechselt. Immer neue Gestaltungen, neue Abwechslungen und keine, die es zu einer mehr als zweijährigen Dauer gebracht hätte. Wird dies System andauern? Ist es eine Be-

dingung jener Staatsform, die das Fundament der französischen Charte ist? Oder fällt alles das der Unbeständigkeit und der Politik Louis Philippe's zur Last?

Es muß den Freunden der constitutionellen Monarchie daran gelegen sein, daß die 17 Ministerien der Julirevolution richtig erklärt werden. Die Umwälzung des Jahres 1830 hatte Alles in Gährung gebracht, die grollenden Zurücksetzungen der Vergangenheit, die ehrgeizigen Ansprüche auf die Zukunft. Um der Beruhigung dieses Sturmes der Leidenschaften ihren friedlichen Charakter zu lassen, war es kaum anders möglich, als Jedem die freie Bahn zu eröffnen, die er sich des Weitern durch sein Talent ebnen konnte. So drängte sich Alles an die Portefeuilles. Versetzt man sich in die Entwicklung dieser 17 Ministerien, so sind sie doch mehr als ein Würfelspiel. Sie waren nothwendig in ihrer Entstehung, organisch in ihrer Fortbildung. Wiederholen sie sich in denselben Namen, in denselben Schattirungen, so wird man sogar in ihnen ein stetiges Gesetz erblicken müssen. Alle nächsten Erben der Julirevolution haben sich nacheinander an der Geschäftsführung versucht. Die Kammer, ein kochender Vulkan, schleuderte aus ihrem Schooße hervor, was sich in ihr vorfand an Intelligenz, Ehrgeiz, gebildetem oder wirklichem Organisationstalente, und das Nothwendige hat sich da endlich vom Zufälligen ausgeschieden. Aber nur wenige Namen sind zurückgeblieben, die man als unumgängliche bezeichnen muß.

Die Ministerialkrisen werden in Frankreich noch aus anderen Gründen seltener werden. Die Kammer ist der Ausdruck der materiellen Interessen geworden: der Advocatengeist in ihr schwindet immer mehr. Kein fähiger Kopf, der etwas auf sich giebt, kann sich in Paris noch darnach sehnen, Minister zu werden. Ein gefallener Minister bietet einen kläglichen Anblick. In seiner geistigen Bedeutung herabgesetzt, hat ein solcher Staatsmann keinen materiellen Ersatz. Ein ausscheidender Minister erhält keinen Gehalt, keine Gesandtenstelle, keine Sinecure als Ersatz. Und zum Ueberfluß des Schadens, kann ein ancien ministre nicht gut wieder vor das Barreau treten und Processe führen, wie früher, er kann nicht

wieder Präfect werden, was er früher gewesen. Es ist jetzt mit dem französischen Ministerium wie mit der Hand und dem Räthsel der Turandot. Wer das Räthsel nicht löst, verfällt dem moralischen Tode. Daher werden die Freier um eine so gefährliche Hand schon seltner.

Man irrt sich, glaubt man ferner, daß die Ministerialkrisen mit dem Kampf der Partheien zusammenhängen. Es sind Partheien da, die sich vordrängen wollen, Partheien, auf die sich einzelne politische Köpfe stützen, um in der Kammer Majoritäten und auf der Ministerbank Collegen zu haben. Ob aber Doctrinaire und Tiersparti gegeneinander kämpfen, ist so gleichgültig geworden, daß man von diesen Unterschieden wenig mehr reden hört. Die Geschichte dieser 17 Ministerien beweist, daß die Verlegenheiten, an welchen sie gewöhnlich scheiterten, außerhalb ihres politischen Glaubensbekenntnisses liegen. Für Thiers war es ein Unglück, daß die Franzosen diese Ueberzeugung erst seit dem Julitractat gewonnen haben.

Die veränderten Bedingungen des französischen politischen Lebens liegen auf der Hand. Bis zum Jahre 1836 mag sich Europa vor den Gährungen Frankreichs gefürchtet haben, seitdem ist diese Furcht gewichen. Man macht in den Cabinetten Europas dem Cabinet der Tuilerien nicht mehr das Compliment, daß von seiner Erhaltung die Ruhe der Welt abhinge. Alle diese Zugeständnisse, die man der französischen Politik seit 1830 im Interesse der Ordnung und der inneren Staatenruhe gemacht hatte, sind seit der Frage des Orients weggefallen. Der Principienstreit ist beigelegt und Thiers mit seinen Schläuchen des Aeolus, „in denen die Propaganda steckte", wurde ausgelacht. Frankreich, im Interesse der Dynastie Orleans innerlich beruhigt und auf die Forderungen der Bourgeoisie nivellirt, tritt jetzt wieder mit den anderen Staaten Europas in eine Reihe, gleichberechtigt, aber auch gleichverpflichtet. Was es bisher seine Politik genannt hat, war eine Art europäischer Polizei: die eigentliche Politik beginnt erst jetzt. Während Thiers vom 1. März 1840 bis zum 29. October in jenem Geiste regieren wollte, den noch Casimir Perier dem geängstigten Europa

gegenüber im Jahre 1831 zeigen durfte, beobachtete Guizot in London auf seinem Botschafterposten ruhig den Umschwung der Dinge und hatte das Glück, an die Leitung in einem Augenblick zu kommen, wo das Regieren auch in Frankreich keine freie Kunst mehr, sondern eine sich von selbst lösende Rechnungsaufgabe geworden ist.

Fast alle Ministerien hatten sich durch irgend eine Frage gelöst, die nicht in einem System, sondern in den Umständen lag. Bald gab Spanien, bald England, bald der Orient die Ursache. Auch die Rentenumwandlung und das Recensement sind vom Augenblick gebotene Fragen, die von der Doctrin und dem Tiersparti unabhängig sind. Thiers, der freier sein will, als Guizot, hat strengere Gesetze gegeben, als dieser. Die Septembergesetze, die Befestigungen von Paris gehören Thiers an. Nur daß Guizot das Unglück gehabt hat, die Gesetze, die Andere gegeben hatten, in Ansehen erhalten und anwenden zu müssen.

Ich habe nie zu den Freunden der Doctrinairs weder in Frankreich noch in Deutschland gehört. Aber im Drang der Umstände, im Gewühl der französischen Partheiumtriebe, im Angesicht gewisser für das Glück Frankreichs unumgänglicher Nothwendigkeiten scheint mir Guizot der für den Augenblick berufenste Staatsmann Frankreichs zu sein. Guizot ist den Franzosen unbequem, selbst denen, die mit ihm in seinen Maßregeln übereinstimmen, aber Frankreich ist in der Lage, einen Arzt, keinen Schmeichler zu bedürfen. Der gemeine Bürger hat Vertrauen zu Guizot. Es giebt einen moralischen Ernst, eine gediegene sittliche Würde, eine Einfachheit des Lebens, die zum Volke eben so überzeugend spricht, wie im Gegentheil brillante Beweglichkeit, Schmeichelei und glänzende Redefülle mißtrauisch machen. Frankreich bedarf nicht so sehr der Ordnung, als des Ernstes. Die Frivolität sollte nicht bis in die höchsten Instanzen des Daseins einer Nation dringen, und wenige Namen ausgenommen, finde ich, daß neben Guizot und seinen besten Freunden selbst die Politik in Frankreich frivol ist. Man hat dort den Staat zur Börsencoulisse gemacht, kauft und verkauft nach dem Winde, lebt von der Lüge, hat seine Zwischenhändler, benutzt den künstlichen

Schrecken und schlägt die Wahrheit nicht nach ihrem ewigen Grundstock, sondern nach der Rente an, die sie für den Augenblick abwirft.

Ich weiß nicht, ob Frankreich mehr eines Politikers oder eines rechtschaffenen Mannes bedarf. Der König, wenn er ein rechtschaffener Mann ist, existirt nicht für Frankreich. Le roi règne et ne gouverne pas. Aber das weiß ich, daß in Frankreich Politik jetzt einen andern Begriff haben sollte, als den, den sie bei Talleyrand hatte. Guizot ist nach Talleyrand's Begriffen kein Politiker. Ein Politiker sein ist eine leichte Sache, wenn man eine große, gefürchtete Nation zur Seite hat, die unser Lächeln zu einer Drohung, unsere Drohung zu einem Kriegssturm macht. Talleyrand hatte leicht Politiker sein mit einem Stoffe, der nie ruhte, ewig göhrte, ewig gefürchtet wurde, mit einer Nation, die Alles wahr machen konnte, was seine Diplomaten in Abrede stellten, und Alles Lügen strafen, was sie versicherten. Man spricht von Talleyrand und sollte von jenem Frankreich sprechen, das er zu vertreten hatte.

Das Guizot'sche Frankreich ist jetzt ein schlummerndes, gähnendes, erschöpftes Frankreich. Dies Frankreich will keinen Krieg, weil es diesen nicht aushalten würde. Es würde den Krieg nur aushalten, wenn die Republik es wäre, welche die Flamme schürte und aus der Flamme zuletzt ein Napoleon erstünde. Alle diese mathematischen Wiederholungen sind vielleicht nicht möglich, doch werden sie gefürchtet. Frankreich ist kein junger Stoff mehr, woraus der politische Künstler etwas formen könnte. Es ist nichts als eine Hinterlassenschaft der Zeit an die Zeit, ein anvertrautes Gut, zu dessen Verwaltung es zunächst der Rechtschaffenheit bedarf.

Wird sich das jetzige Ministerium halten? Diese Frage hört man in Frankreich seltener aufwerfen als im Auslande. In Frankreich weiß man, daß die Ministerien anfangen müssen, sich zu erhalten. Nach siebzehn Combinationen sind die Möglichkeiten erschöpft. Die Namen der fünfzig Ministercandidaten bleiben so ziemlich dieselben: neue kommen aus dem obengenannten Grunde nicht hinzu. Thiers bildet sich eine Schule für sich aus, eine Pflanzschule künftiger Minister,

z. B. den jungen Redner Billaut, aber ganz Frankreich weiß, daß Thiers der Mann nicht ist, dessen Frankreich gerade gegenwärtig bedarf. Das jetzige Ministerium besteht seit dem 29. October des vorigen Jahres. Die neue Kammer fällt im Sinne der Regierung aus. Wird Lamartine ihr Präsident, so verstärkt sich Thiers durch Sauzet, der unter seiner Präsidentschaft schon am 22. Febr. 1836 Minister war, aber die Ministerchance Lamartine's fällt dann weg und es bliebe außer Thiers nur noch Molé als Guizot's Rival übrig.

Ein Molé'sches Ministerium würde liberaler sein, als das jetzige. Nicht, daß Guizot illiberal wäre, aber da ihm vom Staat ein bestimmtes Schema vorschwebt und er schon seit lange für das gegenwärtige Frankreich eine bestimmte Richtung der Politik für nothwendig gehalten hat, wird er immer schroffer auftreten, als Molé. Molé, ein Mann des Augenblicks, ein politischer Dilettant, Vermittler, Versöhner, nimmt von der Stunde seine Regel. Die Doctrinairs, fühlend, wie groß der Vorsprung ist, den ein solches System in den Gemüthern findet, würden sich keiner Politik so widersetzen, als gerade dieser Molé'schen, die sie eine principienlose, sybaritische, frivole nennen. Es herrscht zwischen Guizot und Molé ein Gegensatz, wie zwischen einem conservativen Robespierre und einem conservativen Danton.

Molé, aus einer alten adeligen Familie, die in den Parlamenten geglänzt hat, verlor, wie Guizot, seinen Vater auf dem Schaffot. Unter Bonaparte zurückkehrend, trieb ihn sein Ehrgeiz, sich an das geltende System mit aller Kraft seines Talentes anzuschließen. Principienlos vertheidigte er die absolute Regierungsform, erregte dadurch Napoleon's Aufmerksamkeit und zeigte sich diesem so schmiegsam, daß er von Stufe zu Stufe klomm und im Jahre 1813 Minister wurde. Napoleon liebte es, sich mit den bedeutenden Namen des alten Frankreich zu umgeben. Und dennoch söhnte sich dieser Staatsmann schneller mit der Restauration aus, als ihm Ehre macht. Molé stimmte für Ney's Hinrichtung, wurde Pair, Minister und trennte sich erst 1820 von den Royalisten, als der sogenannte Pavillon Marsan, die Parthei Karl's X.,

in seinen Reactionen jedes Maß überschritt. Da opponirte Molé gegen Villèle und Polignac. Die Dynastie Orleans nahm ihn in ihr erstes Ministerium, das sich schnell wieder auflöste. Erst am 6. September 1836 trat Molé wieder auf die Bühne. Er hat als Minister für sich, daß er unter den siebzehn Ministern am längsten am Ruder gewesen. Sein Ministerium vom 6. September erhielt sich 221 Tage, und als dann Guizot austrat, noch ganzer 715 Tage. In diese Epoche fiel manches Gute, die Amnestie, der Tractat an der Tafna, die Eroberung Constantines, die Einnahme St. Jean d'Ulloas, die Anerkennung des Principes der Rentenumwandlung. Molé mußte fallen, weil er sich zuletzt in der Kammer dem vereinigten Widerstande Guizot's und Thiers gegenüber nicht mehr halten konnte. Die hermetische Blokade der Schweiz und die Spionengeschichte des Conseil in Bern hatte zugleich dazu beigetragen, das Molé'sche Ministerium in der europäischen öffentlichen Meinung bloßzustellen.

Vor einigen Tagen hat Molé in der Akademie eine Rede abgelesen. Sie beantwortete den Einführungsvortrag des Herrn von Tocqueville, eines jüngeren Gelehrten, der sich durch seine amerikanischen Reisen einen Namen gemacht hat. Tocqueville hatte in seinen Empfehlungen der amerikanischen Demokratie ein Wort gegen Napoleon und das Empire fallen lassen. Molé griff dasselbe auf und vertheidigte das Empire. Man fand die Molé'sche Rede außerordentlich. In allen Salons nahmen die Damen für den galanten Hofmann Parthei, und die Expectanten auf das nächste Ministerium liefen von Zirkel zu Zirkel, um Molé's Ruhm zu verkündigen. Diese einfache, in ihren historischen Voraussetzungen ganz unrichtige und nur durch die Höflichkeit in der Form gefällige Rede wurde zu einer Niederlage Guizot's. In Frankreich hat immer Der Recht, von dem gerade die Rede ist oder der zuletzt das Wort gehabt hat.

Molé kann nicht durch die Kammer zum Ministerium kommen; denn er sitzt unter den Pairs. Aber leicht möglich, daß ihn dies Entferntsein von den Debatten unterstützt. Durch nichts macht sich Thiers unmöglicher, als durch seine Anwesenheit, seine Theilnahme an allem Streit, den unver-

kennbaren Mißmuth seiner Gesichtszüge. Fällt Guizot diesmal, so wird auch bei ihm der Ehrgeiz schärfer hervortreten, als er sollte. Gegen Molé würde ein Principenstreit ohne Interesse für die Nation sein. An den Doctrinairen nimmt Frankreich keinen Theil; es nimmt nur insofern an ihnen Theil, als sie ihre Philosophie in die Herrschaft der Ordnung und des Gesetzes auslaufen lassen. In diesem Punkte trifft Molé's praktischer Dilettantismus mit der Doctrin vollkommen überein, und Guizot dürfte sich verrechnen, wenn er sich einbildet, die Franzosen von der Nothwendigkeit eines philosophischen Regierungssystems überzeugen zu können. Die Umstände regieren Frankreich, nicht die Principien. Den Umständen sich mit Enthaltsamkeit und einiger Würde unterzuordnen, ist die Weisheit, die Frankreich im jetzigen Augenblick erhält. Guizot schilderte mit folgenden Worten die Politik Molé's: „Eine Politik ohne Princip, ohne Fahne; nichts als Palliative und leerer Schein. Stets schwankend, stützt sie sich nach allen Seiten hin und schreitet keinem Ziele zu. Eine Politik, die noch mehr ausbeutet, noch mehr nährt und erschwert diese allgemeine Unsicherheit der Gemüther, diese Erschlaffung der Herzen, diesen Mangel an Glauben, Beharrlichkeit, Ausdauer, Kraft, einen Mangel, dem wir das Unglück des Landes und die Schwäche der Regierung verdanken." Daß sich aber dennoch Guizot nicht täuscht! Was ihn seit dem 29. October an die Regierung gebracht hat, ist nicht seine Princip, seine Fahne, nicht sein System des Widerstandes, sein Fanatismus für Ordnung, seine Andacht vor dem Gesetze, nichts von alle Dem, was er an Molé vermißt, sondern eben dieselben Palliative, eben derselbe falsche Schein, eben die Nothwendigkeit, die nicht in den Principien, sondern in den Umständen liegt. Für den bewaffneten Frieden vertritt er den entwaffneten. Das ist vorläufig Alles. Die Zeiten der Organisation, die Zeiten der Schöpfungen, Neugestaltungen, die Zeiten einer moralischen Umwälzung der Gemüther sind für Frankreich noch nicht da. Ja, ich glaube sogar, daß es mit zu den wunderlichen Eigenheiten des neunzehnten Jahrhunderts gehört, mit sich von oben aus keine Experimente machen zu lassen. Nichts scheint uns lästiger, als die Herr=

schaft der Systeme. Sie verwandelt das Leben im Staat in die Abhängigkeit einer Schule. Ich fürchte sehr, daß es den Franzosen gleichgültig ist, ob der Friede, den sie halten müssen, bei Molé eine Kunst oder bei Guizot eine Wissenschaft ist.

Molé hätte eine andere Schwierigkeit, nämlich die, Collegen zu finden. Von seinen früheren sind Persil und Barthe der Politik entrückt, Bernard, sein früherer Kriegsminister, ist todt, sein erster Minister des Innern, Gasparin, ist abgenutzt, sein zweiter, Montalivet, ist als eine Creatur des Hofes zu unbeliebt, Martin du Nord gehört zum gegenwärtigen Ministerium, Salvandy ist als Politiker abgenutzt, auch Duchatel und Lacave-Laplagne stehen schon in der Verwaltung. Kein französisches Ministerium kann sich ohne Rednertalente halten, und an diesen mangelt es. Soll ich meine Meinung sagen? Ich glaube, daß sich diese Unsicherheit hinziehen wird, bis Louis Philippe, der seit einiger Zeit kränkelt, den Schauplatz verläßt. Das Ministerium, das sich der Herzog von Orleans im ersten Augenblick bildet, hält sich natürlich keine drei Monate; es muß und wird der anschwellenden Fluth erliegen, den Folgen eines solchen Wechsels auf die Massen, in den Journalen, in den Kammern. Aber möglich, daß dann Lamartine mit einer Politik reif geworden ist, die Frankreich von diesem ewigen Einerlei des Partheiengeschwätzes, dem Ehrgeiz der Professoren und der Eitelkeit der Advocaten, von der Ruhmsucht der Generale und der Servilität der Beamten befreit. Lamartine hat Redetalent, politischen Einfluß, Alles für sich, dereinst die Worte, die er schrieb, wahr zu machen: „Welch ein schöner Blick in Frankreichs nächste Zukunft! Eine Generation, die, Dank ihrer Jugend, nichts mehr wissen wird von dem Gezänk und den Gehässigkeiten der letzten 40 Jahre! Gleichgültig wird es ihr sein, ob man zu dieser oder jener Parthei gehörte; ihr gelten alle diese Zwiste nichts, sie hat keine Vorurtheile, keine Rache im Busen, rein und kräftig tritt sie in die Laufbahn, mit Begeisterung für den Gedanken! O, wie glücklich wär' ich, daran Theil zu haben! Die Stunde wäre gekommen, den Leuchtthurm der Vernunft anzuzünden, den Leuchtthurm der

Moral unseren politischen Stürmen, und dem neuen gesellschaftlichen Bande, das die Welt zu ahnen und zu begreifen beginnt, einen Ausdruck in Wirklichkeit zu geben. Liebe und Huld unter den Menschen, eine evangelische Politik! Wecke doch der Himmel die Menschen! Unsere jetzige Politik läßt die Menschen erröthen und die Engel weinen. In jedem Jahrhundert bekommt die Menschheit eine Stunde, um sich von Grund zu erneuern: Diese Stunde ist immer eine Revolution: und die Menschen verlieren diese Stunde, indem sie sich zerreißen. Diese Revolutionen gab Gott zur Wiedergeburt und zum Fortschritt, und die Menschen widmen sie der Rache."

Es schmerzt, daß im Angesicht dieses Neuen Testaments Guizot noch am Alten steht. Thiers, ein so großes Talent, ist untergegangen in den Machinationen der Börse, den Begriffen über Gleichgewicht, Telegraphen, Einmischung, untergegangen in dem Lärm der Welt und der Eitelkeit, ihn einmal beherrscht zu haben. Guizot, ein so großes Genie, droht zu scheitern an dem finstern Mißtrauen gegen seine Zeit, am Phantom einer drohenden Revolution, an der Idee von Ordnung und Gehorsam, die wie ein Alp auf seinem Herzen liegt. Wozu diese finstern Theorieen: „Nur diejenige Gewalt ist da, die respectirt wird;" oder: „Frankreich bedarf nichts, als eine Regierung!" Sind diese Sätze falsch? Sie sind richtig, aber nicht gut gestellt. Sie athmen Haß statt Liebe. Sie schrecken die Schuldigen, aber sie beängstigen auch die Unschuldigen. Sie sind des Alten, nicht des Neuen Testaments.

Louis Philippe, Molé, Guizot — allen dreien ist ihr Vater auf der Guillotine gestorben. Louis Philippe fürchtet die Franzosen, Molé schmeichelt ihnen, Guizot verachtet sie. Keiner zeigt ihnen Vergessenheit, Versöhnung, Liebe.

Guizot hat große Zeiten gesehen, aber wahrlich keine tugendhafteren. Warum also die unseren hassen? Dies schöne Gemüth, das mit fester Stimme seiner sterbenden Gattin aus Bossuet vorlesen konnte, dieses männliche Gefühl, das die Thräne verbergend die erste Handvoll Erde auf den Sarg seines Sohnes warf, warum der Zeit, warum einem

ganzen Volke gegenüber nur beseelt von Mißtrauen? Schwindet der Glaube an die Menschheit mit der Jugend? Sind nur Die weise, die der Hingebung würdig, deren Haupt der Schnee der Jahre deckt? Könnte man Guizot und Lamartine zusammenschmelzen, es gäbe vielleicht keine Majorität in der Kammer, aber eine Majorität in den Herzen Aller, die in der Politik jenen Proceß sehen, den der Mensch seit Jahrtausenden mit der Natur führt und immer noch nicht gewinnen will.

Neunundzwanzigster Brief.

Paris, den 2. Mai 1842.

Man hat im Allgemeinen über Louis Philippe keine richtige Ansicht. Man hält ihn für einen schweigsamen, zurückhaltenden, mit großer Klugheit seinen persönlichen Zweck verfolgenden Charakter. Man schreibt ihm etwas von Ludwig XI., von Cromwell zu und findet in dem wechselseitig die Partheien aufreibenden Zwiespalt der Ministerien das Werk seines großen politischen Verstandes.

Dem ist nicht so. Louis Philippe ist der redseligste, unruhigste, unsicherste Mann in Frankreich. Mit natürlicher Leutseligkeit begabt, hängt er sich an jede Persönlichkeit, um sich auszusprecheu. Sich unbehaglich fühlend in der Einsamkeit, bedarf er empfänglicher Umgebungen, denen er sich mittheilen kann. Louis Philippe ist gutmüthig, unterrichtet, scharfsehend, jedoch ohne alle Kraft, ohne allen festen Willen. Der ewig gährende Drang des Herzens beruhigt sich nur in Worten. Reden, sich mittheilen, sich rechtfertigen, ist Louis Philippe's einzige Erholung. Louis Philippe ist in diesem Sinne wahlverwandt mit Thiers.

Frankreich wurde oft von Königen regiert, die keinen Verstand hatten. Darum gereicht es Louis Philippe allerdings zur Ehre, daß man ihm nachsagen muß, er ist ein Mann von großen Kenntnissen, von Belesenheit, guter Be-

obachtungsgabe, ohne ehrgeizige Ansprüche, ein König, der sich glücklich fühlt, mit aller Welt auf vertrautem Fuß zu leben. Louis Philippe bezaubert Jeden, der ihm vorgestellt wird. Er redet deutsch mit dem Deutschen, englisch mit dem Engländer, er kennt die Fremde in allen ihren Beziehungen, er ist der unterrichtetste Beobachter alles Dessen, was auf dem Erdball geschieht. Namen, Bücher, Gedanken, die in Frankreich bei dem Gelehrtesten vergeblich gesucht würden, Louis Philippe kennt sie. Er liest die Zeitungen, vergleicht die gegenüberstehenden Ansichten, er ist ein guter Statistiker, er liest die gelehrten Zeitschriften, er merkt sich junge aufkeimende Talente, an welche die Minister nicht gedacht hatten. Schnell findet er das Terrain, auf dem Jeder, der ihn besucht, heimisch ist. Er ist glücklich, sich aussprechen zu dürfen, bescheidenen Widerspruch zu hören, seine innersten Gedanken zu verrathen. Er giebt, was er hat, und behält nichts zurück.

Louis Philippe gehört nicht zu Denen, von denen Talleyrand sagte, die Sprache sei erfunden, um die Gedanken zu verbergen. Louis Philippe würde weit eher sagen, die Sprache sei erfunden, um keine Gedanken zu haben. Louis Philippe denkt vielleicht, aber zu laut, er hat Gedanken, aber er verbindet sie nicht, er hat kein System. Louis Philippe lebt ewig außer sich. Mit sich allein zu sein, ängstigt ihn. Er fällt aus seinem Mittelpunkt in die Peripherie, sucht Echo, Anklang, Geräusch, lehrt gern, theilt gern mit, plaudert gern aus. Bildung, Gutmüthigkeit, Indiscretion sind bei ihm so ineinander gemischt, daß man nicht weiß, welcher Bestandtheil vorwaltet. So viel sieht man, daß ihm nicht ein einziges der ihm gewöhnlich zuerkannten Merkmale gebührt. Statt verschlossen, ist er offen, statt schweigsam, redselig, statt selbstständig, nach allen Seiten hin bedürftig der Anlehnung.

Geht man einen Schritt weiter, so muß man bekennen, daß die Dynastie Orleans für Frankreich ein Unglück geworden ist. Es ist wahr, daß die Bourbons vielleicht noch ein größeres gewesen wären, es ist wahr, daß diese unköniglichen Orleans Frankreich in den ersten Jahren vor der Anarchie gerettet haben mögen, aber dies ihr Verdienst war ein negati=

ves, und was noch schlimmer ist, ihr einziges. Als die Pariser Journalisten und Volksführer im Juli 1830 dem Herzog von Orleans den Thron Frankreichs anboten, gaben sie Frankreich einen monarchischen Begriff, aber keinen Monarchen. Das Haus Orleans war eine fürstliche Familie, die schon eine dauernde Verschmelzung mit dem Bürgerstande begonnen hatte, Louis Philippe war ehedem Lehrer der Mathematik in der Schweiz. Die Restauration führte auch diese Familie, auch diesen jungen Professor nach Paris zurück. Das Palais Royal wird der Sitz einer moralischen Verschwörung gegen die Tuilerien, ein Sitz der Musen, ein Vereinigungspunkt öffentlicher Bestrebungen. Das Palais Royal empfängt Künstler, Redner, Geschichtsschreiber, Naturhistoriker, kurz das artistische und wissenschaftliche Paris, ohne Rücksicht auf das politische Glaubensbekenntniß. Louis Philippe hat in der Armuth das Geld liebgewonnen. Er speculirt gern, häuft Summe auf Summe, macht kleine, größere, große Geldgeschäfte; neben den Gelehrten kommen die Wechselagenten, neben den Künstlern die Banquiers. Alle diese Namen hätten sich auch gern im Einführungsbuch der Tuilerien einschreiben lassen; aber die Tuilerien zogen die alten Würdenträger, die Kronen und Wappen vor; die Tuilerien gehörten unter Ludwig XVIII. höchstens, außer den Adligen, den Linguisten (da Ludwig XVIII. eitel auf sein Latein war), unter Karl X. ausschließlich den Emigranten. Die Zurückgesetzten, die Unzufriedenen, die Elemente der Zukunft sahen sich im Palais Royal vereinigt, und es war eine Erkenntlichkeit gegen den gutmüthigen, harmlosen Wirth, daß man ihm dafür am 7. August 1830 die Krone anbot.

Zuerst sollte der Julithron eine Monarchie sein, umgeben mit republikanischen Institutionen. Es war eine große Komödie. Die republikanischen Institutionen fielen allmälig weg und der Thron ist allein übrig geblieben. Der Haß und der Wahnsinn des Partheigeistes hat den König ein Jahr um's andere zu tödten versucht. Man empfindet Abscheu vor den Mördern, Mitleid mit ihrem Opfer. Nichtsdestoweniger kann man doch das Glück, immer unverwundet zu bleiben, dem Hause Orleans nicht als Verdienst anrechnen.

Diese Dynastie steht in Frankreich auf fremdem Boden. Ich habe gesagt, Louis Philippe fürchte die Franzosen. Hohe Staatsbeamte haben mich versichert, er verachte sie. Er ist seinem französischen Vaterlande völlig entwachsen, er hat sich ewig in diesem Gewühl von Leidenschaft und Ehrgeiz unwohl gefühlt, er ist mit seiner Familie aus dem moralischen Verbande mit Frankreich heraus. Louis Philippe, redlich, ehrlich, ist nie zum Herrscher vorbereitet worden. Er wirft sich mit seiner Würde weg, drückt, wie ein ängstlicher Theaterdichter, der für das Schicksal seines Stückes fürchtet, dem ersten Helden wie dem Lampenputzer die Hand, er möchte sich das französische Volk wie die Dienstboten eines vornehmen Hauses durch Trinkgelder geneigt machen, er kommt zu keinem Entschluß, keinem System, er bleibt dabei, sich für einen Begriff, sein Leben für eine moralische Nothwendigkeit zu halten, und begnügt sich damit, daß er da ist, vegetirt und so lange wie möglich sich erhält. Ist das Regierung? Politik?

Die Bourbonen hatten doch etwas Königliches. Sie waren vom Thron gestürzt, aus Frankreich vertrieben, aber sie spielten die ihnen angeborne Rolle auch in dem Elend des Exils mit Würde, selbst mit lächerlicher Würde fort. Sie kehrten nach Frankreich zurück, nahmen den Thron mit Stolz und Sicherheit wieder ein, regierten, regierten schlecht, aber mit einer gewissen Energie, einem gewissen Selbstvertrauen, das dem Hause Orleans fehlt. Nie hatten die Bourbonen aufgehört, Franzosen zu sein: sie hatten das alte Frankreich mit sich genommen und brachten es wieder zurück, allerdings mit seinen Puderquasten, seinen Schönpflästerchen, seinen Lastern, Vorurtheilen und veralteten Aristokratenlaunen, aber auch mit dem Stolz der Nationalität, mit der alten ritterlichen Grazie, mit dem unzerstörbaren Vertrauen auf die Dauerbarkeit der „allerchristlichsten" Königswürde, mit dem Stolze auf Frankreichs erprobte Kraft, auf Frankreichs nie versiegende Hülfsquellen. Von alle Dem hat die Dynastie Orleans nichts. Unsicher sind ihre Bewegungen, kraftlos ihre Schritte, haltungslos ist ihre Ruhe. Ihr Fuß schlägt keine jahrtausendjährigen Wurzeln im französischen Boden, sie gleiten furchtsam über den Staub dieses Bodens hinweg, trauen

dem Volke nichts zu, trauen sich nichts zu, haben keine Vergangenheit, keine Zukunft, wohnen in den Tuilerien nicht wie in ihrem Eigenthum, sondern wie zur Miethe.

Um diese unkönigliche, Frankreich von Tag zu Tag immer mehr schwächende Haltung zu verbergen, hat man das Schreckbild der Anarchie erfunden. Die Anarchie ist eine Erfindung. Sie existirt nur in den Köpfen Derer, die dem Volke Furcht einflößen, weil sie ihm keine Liebe einzuflößen verstehen. Mit diesem Popanz Anarchie entschuldigt man den Mangel an Einigkeit, Kraft, welcher Frankreich seit zwölf Jahren zur kläglichen Augenweide Europas gemacht hat. Wo ist diese Anarchie noch so gefährlich? In Frankreich ist nichts gefährlich, was nicht die öffentliche Meinung für sich hat. Die Dynastie Orleans weiß das so gut, wie jeder Andere: sie kann ruhig schlafen, wenn die Municipalgarde wacht. Eine Emeute ist keine Revolution, ein Pistolenschuß ist keine Guillotine, ein hirnverrückter Arbeiter noch kein Convent. Was ist die Folge dieser Fahrlässigkeit, dieser Wahl eines guten, aber willensschwachen, rath- und thatlosen Mannes zum König? Daß Frankreich aus allen seinen Fugen ist, daß es zum Spott für Europa geworden, daß seine Minister vor einem Ja oder Nein Robert Peel's zittern, daß es in keine Frage der Zeit mehr das Gewicht, geschweige das Schwert seiner Entscheidung legt, daß der plumpste Materialismus die Herrschaft des Innern und die Ausbeutung des Nationalvermögens an sich gerissen hat, daß alle Gemüther erschlaffen, alle Herzen matt werden, alle Entschlüsse siechen, alle Charaktere schwanken und sich ein furchtbarer und das Aeußerste still vorbereitender Dämon in die Herzen der Franzosen schleicht, die Langeweile, eine Hydra, die weit mehr Köpfe hat, als die Anarchie.

Sehr wohl weiß ich, daß das Staatsleben nicht dazu da ist, um die Nationen zu amüsiren, aber dazu soll es dienen, die Gemüther anzuspannen, die Herzen zu stärken, die Ideen zu erweitern, das sittliche und nationale Selbstvertrauen zu erheben. Wenn die wahre Regierungskunst darin besteht, daß man dem in einem Volke oder in einer Epoche liegenden Triebe nach Veränderung, nach Neuerung und ge-

steigerter Wohlfahrt eine gesetzliche Form giebt, einen gesetzlichen Weg bahnt, dann ist in Frankreich nichts für diese wahre Politik geschehen. Die Uebel, statt sie mit einem scharfen Mittel aufzuziehen, hat man nur durch Bähungen zertheilt. Ausgeglichen, ja versöhnt, abgenutzt und abgestumpft hat man vieles Unebene, Feindliche und gefährlich Spitze, aber der Staatskörper ist darüber erschlafft. Die wahre Politik unsrer Zeit soll dem Neuen durch etwas Neuestes vorangehen, dem Kühnen durch Kühneres seine Gefahr nehmen, am Theile das Ganze, am Ganzen den Theil treffen und die Anarchie dadurch besiegen, daß man die Vorwände, worauf sie sich stützen könnte, wegnimmt, die Mängel beseitigt, deren Abhülfe sie herbeizuführen sich anheischig macht. Ein gläubiges Vertrauen zur großen Sache der Menschheit muß die Fahne dieser Politik sein. Wo hat die Dynastie Orleans je dieses Vertrauen bewiesen, wo hat sie diese Fahne aufgesteckt?

Nicht eine einzige große That, die unmittelbar vom Könige ausgegangen wäre. Alle die Impulse, die Louis Philippe unmittelbar gegeben, sind negativ, keiner derselben war schaffend, belebend. Die Bourbonen wählten die Jesuiten und die Ultraroyalisten zu ihren Rathgebern: man wußte, woran man mit diesen war. Der Kampf gegen sie in der Kammer, auf dem Katheder, in der Presse war ein offener, freier, freudiger: ein Kampf, der der Wissenschaft, der edlen Charakterbildung, nicht wie jetzt nur der Intrigue zu gute kam. Der damalige Kampf hob die Nation, die Erziehung, die Moralität; er machte eine Revolution möglich, die wie die vom Jahre 1830 sich so anerkennenswerth in den Schranken der Großmuth und Selbstüberwindung zu halten wußte. Jetzt flüchtet sich der Hof von einer Parthei zur andern: die jungen Prinzen jammern, daß man sie in Rußland nicht anerkennen wolle, die Frauen weinen über die Malicen des Faubourg St. Germain, der König selbst empfängt heute die Doctrinairs, morgen den Tiersparti, drückte auch gern Odillon Barrot die Hand und verständigte sich, wenn er nur dürfte, mit Mauguin, Cormenin, mit dem Charivari. Keiner von sämmtlichen französischen Staatsmännern weiß, wie er mit dem Souverain daran ist. Nicht etwa die Klugheit des Königs

ist daran schuld, sondern seine Unbeständigkeit. Der Eine geht, der Andere kommt. Dem Wohle der Monarchie, der Prärogative der Krone wollen sie ja Alle dienen.

Man würde ungerecht sein, wollte man nicht die Schwierigkeiten des Terrains, auf welches der 9. August 1830 gepflanzt wurde, anerkennen. Es gehört Selbstentäußerung und Takt dazu, mit allen Zumuthungen, die den König umringen, als König fertig zu werden. Aber wenn man nach dem Mittel fragt, durch welches Louis Philippe bisher die Partheien neutralisirt hat, welches ist es? Ein unbeschreiblicher Egoismus, der sich von oben allen Theilen des Staatskörpers so mitgetheilt hat, daß jede Function dieser Theile sich nur noch auf sich selbst bezieht und der Körper in starrer Regungslosigkeit darniederliegt.

Alle Eindrücke, die ich in Paris sammelte, haben mir diese Erfahrung unwiderleglich bestätigt. In der Abhängigkeit von der auswärtigen Politik bis hinunter zur Hingabe an den ersten besten fremden Virtuosen, in allen Welt- und Gesellschaftskreisen sieht man in Paris die Folgen einer Politik, die ein ganzes Nationalleben an sich selbst irre gemacht hat. Alles schwankt, nichts steht fest, als eine gewisse politische Ordnung, die statt zu beruhigen beängstigt. Dem Hofe fehlt seine natürliche Umgebung. Die Banquiers gelten für die Vertreter der wahren Wohlfahrt des Landes. Frankreich leidet nicht an der Erschöpfung seiner Hülfsquellen, nicht an den Umtrieben seiner politischen Partheien, nicht an den Intriguen seiner ehrgeizigen Staatsmänner, sondern an dem von oben herab kommenden Geist der Furcht, des Mißtrauens, der Verstellung, demzufolge an einer von oben kommenden Miethlingsgesinnung, Unselbstständigkeit und Unterwürfigkeit. Und das Alles bei einem Volke, das so dringend beschäftigt, wenigstens unterhalten sein will, das so unterwürfig zu gehorchen versteht, wenn nur energisch befohlen wird, bei dem durch seine Einheit gouvernabelsten Staate der Erde, wenn man vielleicht China ausnimmt. Frankreich gleicht dem Palais Royal. Es ist ausgestorben. Bunte Läden, in denen man nichts kauft, an denen man nur vorüberflanirt. Man

dinirt im zweiten Stock, trinkt Kaffee im ersten und liest Journale.

Ein natürliches Gefühl wird den Fremden zwingen, im Angesicht dieses Systems zu sagen: „Desto besser für uns! Dieses entmuthigte, willenlose Frankreich wird den Frieden Europas ungestört lassen. Hier brüsten sich keine Rohans, keine Blacas, Montmorencys mehr mit dem alten Ruhme ihrer Geschlechter. Hier sind die ehrgeizigen Generale auf den Dienst der Garnison, den Feldzug gegen die Emeute angewiesen. Das Fremde macht sich in Paris mit beispielloser Sicherheit geltend. Man kann es wagen, den wissenschaftlichen Vorurtheilen der Franzosen, ja ihren ästhetischen Principien die Spitze zu bieten. Cette France ne recule plus. Stellt sich dem Hof der Tuilerien ein fremder Gesandter vor, so laßt getrost den Julikönig sich bücken bis zur Erde, während ein Herr von Appony, ein Herr von Butenieff sich nur so eben verneigen! Laßt ihn sich grämen, den Chef dieser Dynastie, um die Anerkennung Rußlands, um die frostigen Gesinnungen des Czaaren. Immerhin! Wir sehen dadurch ein unruhiges Volk in Europa beschwichtigt, große Gefahren von anderen Staaten abgewendet, und uns Deutschen wurde möglich, im Schatten dieses ohnmächtigen Nachbarn seit einigen Jahren unsere politische Kraft zu steigern, unsern nationalen Verband stärker anzuziehen." Gut! Und weit entfernt, die deutsche Presse zu einer Polemik gegen Ludwig Philippe aufzufordern, wollen wir im Gegentheil dem Vaterlande Glück wünschen, daß es durch das System dieses Fürsten Raum und Muße gewonnen hat, sich zu sammeln. Dennoch bemerke ich Eins: Die Geschichte beweist, daß sich jede Anomalie ihres natürlichen Laufes später desto bedrohender wiederherstellt. Die jetzige Erschlaffung der Franzosen wird sich rächen. Ja, ich glaube sogar, daß sich die Völker gegeneinander besser stehen würden, wenn sich jedes des vollen Gebrauches seiner natürlichen Kräfte erfreuen darf. Unter einem stolzen und kräftigen Frankreich ist kein kriegerisches zu verstehen. Man kann eine Nation mit Thatkraft beflügeln, auch ohne ihr das Schwert in die Hand zu drücken. Die Fülle der Ideen des neunzehnten Jahrhunderts ist ja so groß, das Feld für eine

im Licht unsrer Zeit wandelnde Politik so weit gesteckt, daß man die Schwungkraft des Nationalgeistes auch ohne Trommellärm heben kann. Das krämerhafte Abwiegen der Interessen, von welchem Frankreich seit zwölf Jahren regiert wird, hat diese Möglichkeit nicht begriffen. Frankreich ist dadurch für den Augenblick beruhigt; aber früher oder später wird irgend ein Ruf diese Lethargie wecken, ein Funke diese sich in der Stille sammelnden Brennstoffe entzünden.

Das ist mein Glaubensbekenntniß über das jetzige und künftige Frankreich: Kann es Louis Philippe verantworten, Frankreich durch Demüthigungen zu beruhigen, so sollten die europäischen Mächte, statt ihre Freude daran zu haben, eher dieser Politik entgegenzuwirken suchen. Frankreich ist Paris, aber Paris sind noch nicht die Journale, die Minister, Frankreich ist weder Thiers noch Guizot, weder das Haus Orleans noch das Haus Bourbon, sondern Frankreich ist ein Land von 33 Millionen Einwohnern, von den Pyrenäen und den Alpen bis zum Ocean ein, wo nicht überall fruchtbares, doch überall ergiebiges Land, ergiebig an Menschen, geschichtlichen Erinnerungen und an einer beispiellosen Hingebung für einen einigen, schnell befohlenen, rührigen Staatszweck. Zur physischen Kraft gesellt sich hier die intellectuelle. Andere Nationen mögen tiefsinniger denken, Frankreich hat für den Gedanken Formen, die den Gedanken zum Gemeingut der Welt machen. Was streiten wir uns mit unserm Schelling und Hegel? Um aus Hegel's schwerem Gewächs etwas praktisch und politisch Genießbares zu machen, haben ihn seine jüngsten Schüler doch erst mit Montesquieu, Rousseau, Voltaire und Mirabeau versetzen müssen. Uebersetzt russische Volksmärchen, schwedische Familiengeschichten und englische Gaunerromane, wir werden in Dem, was für die Masse den Ton angiebt, immer wieder auf Frankreich zurückkommen, nicht, weil darin immer die Wahrheit liegt, sondern weil es immer die Mode sein wird.

Nun, dieses innerlich so reiche, dieses unvertilgbare Frankreich ist es, das man mit Gewalt aus dem europäischen Verbande vertreiben will, das man auf einen Isolirstuhl setzt und dem man seine Erkräftigung so außerordentlich erschwert.

Warum diese Kühle, diese Schadenfreude; warum eine Politik, deren Folgen wir jetzt kaum absehen können? Als im Jahre 1814 die Bourbonen wieder eingesetzt wurden, hatte Kaiser Alexander wenig Vertrauen zu ihnen. Er ahnte, was 1830 eingetroffen ist. Kaiser Alexander fühlte die Nothwendigkeit eines starken Frankreichs, eines Frankreichs, mit dem England, um die anderen Staaten unbehelligt zu lassen, vollauf zu thun haben müßte. Kaiser Alexander würde noch lieber den Marschall Bernadotte auf den französischen Thron gesetzt haben, als Ludwig XVIII. Die Bourbonen verdanken es nur der Beweglichkeit Talleyrand's, daß die Zweifel Kaiser Alexander's besiegt wurden.

Kurz, die Cabinette Europas sollten nicht den französischen Ministern die Regierung eines Landes erschweren, in dessen Politik die Ruhe der Welt liegt. Es heißt leichtsinnig handeln, die Franzosen jetzt, wo sie schwach scheinen, zu demüthigen. Die ganze Zukunft Europas ist dabei gefährdet. Nur ein innerlich erstarkendes Frankreich kann die Garantie künftigen Friedens sein.

Schlimm genug für die Welt, daß es noch keine Politik der Liebe giebt. Vortheile von der Schwäche der Andern zu ziehen, ist noch immer politische Weisheit. Thorheit würde es unsern Staatsmännern erscheinen, wollte man Frankreich die Erholung von seinen Leiden erleichtern und die allerdings sehr unglücklich gewählte Dynastie Orleans in ihrer schwierigen Aufgabe unterstützen. Dies ist denn wahrlich würdig jener atomistischen Politik, die nur Staaten und keine Völker, nur Völker und keine Menschen sieht. Doch verabscheut unser Jahrhundert diese Politik ebenso, wie unser Jahrhundert sich des Nationalhasses schämen sollte. Staatsmänner und Demagogen nach dieser Richtung hin sind gleich verwerflich. Sie setzen den Frieden der Welt auf's Spiel, das Wohl der Völker, den Flor der Künste und Gewerbe, den Segen des Ackerbaues, die Veredlung der Sitten und die gesetzliche Verbesserung unserer Gesellschaft.

Ich könnte diese Gedankenreihe weiter fortsetzen, könnte dem materiellen Zustande Frankreichs England gegenüberhalten in seiner sichtbaren innern und äußern Zerrüttung,

Deutschland in seinem neuesten Eigendünkel, den unsere Zeitungsschreiber Nationalkraft getauft haben, Rußland in seiner Finanznoth — ich thue es nicht, um nicht in dem Lichte zu erscheinen, als hätte ich für Frankreich eine Vorliebe, die ich nicht habe. Vor dem Menschenfreunde liegen die Reiche und Staaten auf der bunten Karte der Welt gleichberechtigt: einer Farbe kann unser Herz gehören, aber darum ist diese eine noch nicht der Regenbogen, darum werden die grünen, rothen und gelben Felder noch nicht grau, nicht farblos. Erst der Mensch und dann der Bürger, und durch den Bürger für den Menschen wirken: das ist die Philosophie und die Politik unserer Zeit in einem Satze, in einem Bunde.

Ich verlasse Frankreich. Einem Franzosen schrieb ich: „Je quitte la France, dans la conviction, que j'ai trouvé un pays sain, une nation un peu indisposée, un état complètement malade.“ Man sieht, daß, wo ein Land gesund, ein Volk nur etwas unpäßlich ist, die Krankheit des Staates nicht aus dem Lande und Volke kommen kann. Sie kommt aus dem Phlegma der Dynastie und aus dem überreizten Gegendruck des Auslandes. Europa hat nichts mehr von der Revolution, aber es kann dahin kommen, daß es Alles von der französischen Nationalität zu fürchten hat.

* * *

Endlich! Ich verlasse Paris. Waren Sie mit Ihrem Aufenthalt zufrieden? fragen mich die Abschied Nehmenden. Hat es Ihnen in Paris gefallen? werden mich Die fragen, die mich in der Heimath begrüßen. Lieben und schwärmen in Paris, leben aber und sterben in der Heimath! Die Liebe sucht die Einsamkeit, und doch gleicht sie der Mauerschwalbe, die nur an bewohnten Häusern nistet. Einsamkeit im Gewühle der Welt, das ist das höchste Glück. Die rauschende Woge des Weltmeeres sich brechend an der Schwelle einer einsamen Strandhütte. Die wahre Liebe verschwiegen und doch sich gern zeigend. Ein Brief, ausgestellt am Gitter der Post. Wer kennt den Inhalt? Es wimmelt in Paris von falscher Liebe, aber die wahre kann nirgends verborgener, nirgends

glücklicher sein. Sie duftet und man sieht sie nicht. Sie entbehrt nichts, da Paris Alles bietet. Die Schönheit wird beneidet, aber nicht bestürmt. Paris so weit und erschöpfend, so anstrengend und beschäftigend. Paris, ein Ort des Ruhms, der Täuschungen, der Gefahren. Paris die bitterste Illusion oft für den edelsten Willen, für die kühnsten Thaten. Was bleibt den Männern darin übrig? Die unsichtbare, stille Trösterin der Liebe.

Auch schwärmen kann man in Paris. Schwärmen für Alles; denn Alles ist möglich in Paris. Schwärmen für den Glauben: dort sind die Kirchen! Schwärmen für die Wissenschaft, die Kunst: dort sind die Hörsäle, die Tempel der Musen! Schwärmen für die Menschheit: dort sind hundert Secten, die schon bestehen, eben so viel, die mit dem Tage entstehen können. Nicht Alles geschieht, aber Alles kann man hoffen. Man sucht und man findet. Man findet vielleicht nicht, was man suchte, aber was man findet, ist vielleicht noch überraschender, als was man gesucht. Keine Leidenschaft braucht in sich zu ersticken; sie kann sich veredeln, indem sie sich austobt. Man hat es frei, gut oder böse zu sein. Man schreibt sich seine eigenen Gesetze vor. In der Heimath, wie ist dort Alles so klein! In der Heimath Alles verboten und nur Einiges erlaubt. In Paris ist Alles erlaubt und nur Einiges verboten. Paris ist ein Ort zum Schwärmen.

Leben aber, wahrhaft leben — doch nur in der Heimath! Wirken in einem bestimmten Kreise und den Lohn seiner Mühen sehen, selbst dem Franzosen ist es in Paris nicht möglich. Das rauscht! Das fluthet! Das *spendet* Ungeheures, das *verbraucht* Ungeheures! Der Einzelne gleitet mit der Welle mit. Wohl ihm, wenn sie ihn sanft über die Klippen hinüberträgt, wenn ihn die Felsen nicht zerschellen! Man kann hier in seiner Lebensbahn steigen, fliegen, aber nicht Schritt vor Schrit mit männlichem Ernst ein würdiges Ziel verfolgen. Man lebt, wenn man vom Riesen der Oeffentlichkeit *verbraucht* werden leben nennen kann. Man wird verdaut, zermalmt, hat Willen zum Lieben, Freiheit zum Schwärmen, aber keinen Willen und keine Freiheit für eine

lebendige That, den Genuß seines Rechtes, die Erfüllung seiner Pflicht. Leben heißt, in die Pariser Sprache übersetzt, Geld verdienen! Es ist bekannt, wie leicht es in Paris ist, Geld auszugeben; aber ich glaube, daß es schwer ist, welches zu verdienen.

Sterben in Paris muß schrecklich sein. Da wird um uns her nichts grau, da senkt kein Baum seine Zweige, da fällt kein Laub; wir sterben, nichts stirbt mit uns. Schon krank zu sein, ist in Paris kränkend für das Allgemeine, eine Unpäßlichkeit ist unpassend. Nun gar der Tod! Draußen bei uns altert mit dem Alter eine ganze Generation. Die Alten bilden bei uns einen Bund gegen die Jungen. Die Alten rühmen bei uns ihre Jugend, ihre Vergangenheit, ihre Zeit, ihre entschwundene Herrlichkeit. Sie preisen sogar ihre alten Irrthümer, behängen sich allein mit Würden und Ehrenzeichen; bei uns gehört die Welt mit allen ihren Freuden und Auszeichnungen dem Alter. Mit ihnen stirbt, was die Greise liebten: drücken diese die Augen zu, so wird es Winter, weiß auf den Fluren, weiß in den Herzen. Sie lassen nichts zurück, was noch nach ihnen von Werth wäre; die neue Politik, der neue Glaube, die neue Dichtung, alles Das haben sie ja längst als verwerflich geschildert: so gehen sie zu ihren Vätern und sterben würdevoller, als man in Frankreich stirbt, wo nur die Tagesordnung herrscht.

Doch nun lebe wohl, Paris! Ich habe nicht in dir geliebt, nicht in dir geschwärmt, ich habe in dir mich selbst wiedergefunden. Mit zweifelnder Kälte kam ich, mit Wehmuth scheide ich. Es war mir früher oft komisch, dich weinen, jetzt ist es mir rührend, dich lachen zu sehen! Welche Schwüle am Himmel; ein Gewitter zieht heute herauf. Noch fühle ich in der Hand den warmen Abschiedsdruck der Freunde. Der Postwagen sprengt am Seinequai hinauf. Ein Blitzstrahl zuckt über den Pont d'Austerlitz. Der Bleistift ruhe! Ich stecke ihn in das überfüllte, treue, erinnerungsreiche Portefeuille und drücke mich, erschöpft vom Sehen, ermüdet vom Hören, unbekümmert um Blitz und Donner, in die Ecke des Wagens. Im strömenden Mairegen erleichtere sich das übervolle Herz!

Der Tod des Herzogs von Orleans.

„Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck
verlieren so der Handlung Namen.“

Es kommen noch Erscheinungen in der Geschichte vor, die uns bei allen wunderbaren Fortschritten der menschlichen Kraft, allen Ueberhebungen der menschlichen Vernunft zuweilen fühlen lassen, wie ohnmächtig wir sind. Ist es die ewige Weisheit Gottes selbst, oder hat jener Dämon, der nach dem Glauben der Gnostiker das höchste Wesen der Mühe überhob, die Welt in eigener Person zu schaffen, hat dieser Erdendämon noch einen Antheil an den Wirrnissen der Menschenschicksale? Die menschliche Weisheit muß in den Staub blicken und mit Jesaias ausrufen: „Finsterniß deckt das Erdreich und Dunkel die Völker.“

Ein durchgehendes Pferd hat über Frankreich plötzlich alle Berechnungen verwirrt — — Der Witz der Schadenfreude ja der Witz des Schmerzes scheinen sich im Ausgrübeln der epigrammatischen Pointen dieses entsetzlichen Unglücks endlich erschöpft zu haben. Der Herzog ist feierlich bestattet. Die einzige Frage ist nur noch die: Was wird aus Frankreichs Zukunft werden?

Louis Philippe hatte so eifrig für die Befestigung seiner Dynastie gesorgt. Für seine blühenden Söhne waren Gattinnen gefunden, die man sorgsam aus kleinen Fürstenhäusern wählte, wo man nicht nöthig hatte, sich zugleich für die Interessen fremder Dynastieen zu engagiren und dennoch einen mittelbaren Einfluß auf die Sympathieen verwandter bedeutender Nebenzweige und Regentenstämme gewann. Die Enkel waren alle männlich. Während der Herzog von Bordeaux an Krücken geht, hat Louis Philippe eine kräftige, theilweis kriegerische Nachkommenschaft. Und das Alles ist zusammengebrochen. Der Kronprinz stirbt und die Legitimität, die bei allen Süßigkeiten auch ihr Bitteres hat, die Legitimität verlangt, daß die Lücke zwischen einem Greise und einem Kinde offen bleibe, verlangt einen für Frankreich immer=

hin bedenklichen provisorischen, einen Uebergangszustand, die Regentschaft.

Eine constitutionelle Regentschaft! Für Frankreich ein neues Thema. Unter den Merowingern gab es über diesen Punkt noch keine geschriebene Regel. Gewöhnlich fiel die Regentschaft der Mutter zu. Oft war ein Beamter mächtig genug, das Scepter für den unmündigen Herrscher zu führen. Erst Ludwig der Fromme bestimmte, daß die Regentschaft dem nächsten männlichen Agnaten zukomme. Dies Gesetz hinderte nicht, daß spätere Könige für die Stellvertreter ihrer unmündigen Nachfolger testamentarisch sorgten, wobei sie die Vorsicht gebrauchten, durch die Großen des Reichs sich diese Anordnungen bestätigen zu lassen. Unter Karl VI. wurde festgesetzt, daß die minderjährigen Könige unmittelbare Nachfolge hätten und mit dem Rathe ihrer Mütter und der nächsten Prinzen von Geblüt regieren sollten. Dies Statut erhielt sich nicht im Ansehen. Ludwig XI. verordnete, daß seine Tochter die Regentschaft bekäme. Diese Verordnung erregte den Widerspruch der Generalstaaten und veranlaßte einen Streit, der nur durch die Abkürzung der Minderjährigkeit des nachfolgenden Königs erledigt wurde. Nach dem Tode Franz II. fiel die Regentschaft an die Königin Mutter, Katharina von Medicis. Der zufällige Umstand, daß sich damals vorzugsweise die Weiber durch ihre Klugheit in weltlichen und politischen Dingen auszeichneten, trug wol am meisten dazu bei, daß sich die Gewohnheit für das Anrecht der Königinnen Mütter entschied. So wie es das Parlament feierlich zum Gesetz erhoben hatte, wurde es auch nach dem Tode Heinrich's IV. gehalten. Später kam man auf Beiordnung deliberirender Regentschaftsräthe, die jedoch nie zur Wirksamkeit gelangten. Die spätere Zeit, dem Einfluß der Frauen in Regierungssachen abhold, schloß Frauen von den Regentschaften aus. Die Constitution von 1791 läßt den König mit seinem achtzehnten Jahre majorenn werden und überträgt das Recht der Regentschaft an den nächsten volljährigen männlichen Agnaten. Auch Napoleon schloß im Jahr 1804 Frauen von der Regentschaft aus. Als er darin später eine Aenderung machte, verrieth er, daß ihn die Rücksicht

auf Oesterreich, die Galanterie für Marie Louise bestimmte. Aus allen diesen historischen Beispielen geht hervor, daß die Umstände zur Erledigung der Regentschaftsfrage am meisten beitrugen. Man machte Die zu Regenten, die der Erhaltung des Staates die beste Garantie gaben.

Schon über den Beginn der neuen Ordnung der Dinge herrschte die größte Verschiedenheit der Meinungen. Der König hatte die Kammern berufen, jedenfalls zur Erörterung der Regentschaftsfrage. Die Einen bestritten der Kammer das Recht, über diese Angelegenheit ein Gesetz zu geben, und verlangten die Berufung einer Urversammlung, die Andern räumten wohl der Kammer ein Recht ein, aber nur für den vorliegenden Fall, nicht für ein organisches Gesetz. Man sah, die letztere Ansicht ist diejenige, die gern schnell und behend über die Schwierigkeiten hinwegschlüpfen mochte. Die zweite praktische Frage ist die: Der Herzog von Nemours oder die Herzogin von Orleans, ein Mann oder eine Frau?

Die Conservativen stimmten für die Uebertragung der Regentschaft an den Herzog von Nemours. Thiers, der erst Miene machte, der Herzogin von Orleans zu huldigen, besann sich, daß er sich den Unwillen des Königs zuziehen würde, und schloß sich den Conservativen mit dem linken Centrum an. Die eigentliche Linke aber, mit Odillon Barrot an der Spitze, will die Genehmigung des Herzogs nur von einer Entlassung des Ministeriums Guizot abhängen lassen. Verstand und gesunde Vernunft in dieser Bedingung zu finden, möchte schwer sein. Weit verständiger wäre jedenfalls das offene Eingeständniß, daß man im Grunde die Herzogin von Orleans vorzieht. Man schämt sich nur, es zu sagen; würde es doch gleichbedeutend mit dem Eingeständniß sein, daß sich unter einer Frau besser mitregieren ließe. Es ist das Unlautere auch wieder an dieser Frage gewesen, daß sie ein jeder der Partheiführer nur nach seinem persönlichen Vortheil zu entscheiden suchte.

Und doch kann es Louis Philippe keine Freude machen, wenn man seine Dynastie befreit hat von der Chance, in das Strickknäuel einer Frau zu gerathen. Sein zweiter Sohn, Nemours, gilt für unpopulär. In den Gesichtszügen

dieses jungen Prinzen findet man eine zu große Familienähnlichkeit mit den Bourbons. Es soll ihm an Leutseligkeit mangeln, an jenem Talent der verbindlichen Rede, das in Frankreich die Grundlage der Umgangstugenden bildet, ja diese selbst ersetzen kann. Hat der Herzog von Nemours Geist, so genießen die Charaktere, die bei offenbarem Geiste wenig reden, das Vorurtheil der Energie. Und welche Energie kann man in Frankreich von oben herab anders entwickeln, als die der Einschränkung, der Zurückhaltung, der Verneinung? Die Armee behauptet, der Herzog von Nemours sei kein Soldat. Er hätte in Algier die Bequemlichkeit den Entbehrungen vorgezogen. Die Bourgeoisie ihrerseits will wissen, der Herzog von Nemours richte seinen Witz gegen die Nationalgarde, die bei Hofe auf dem Parquet ausgleitenden Epiciers, die Bürgerlichkeit des Julithrones. Seine Gemahlin ist eine Coburg.

Und so hat sich allerdings seit dem 13. Juli der Blick auf Frankreichs Zukunft noch mehr verschleiert. Eine Regentschaft ist Das, was man von allen politischen Institutionen sich in Frankreich als das Vagueste, Ohnmächtigste, Unzuverlässigste denken muß. Ist die Erfahrung aller Zeiten einem solchen provisorischen Zustande nie günstig gewesen, so haben auch die französischen Regentschaften nicht eben den besten Namen für sich. Unwillkürlich denkt man an jene des Herzogs von Orleans, wo Frankreich die Elemente der künftigen Revolution zu nähren begann, wo Sitte und Ueberlieferung in Fäulniß geriethen und Tugend und Laster im frivolen Spiele durcheinander gewürfelt wurden. Die Mutter wird als Vormünderin dem Regenten gegenüberstehen: neben dieser und ihr vielleicht gegenüber die vormundschaftlichen Beistände. Da es unter diesen Verhältnissen überall scheinen wird, als fehlte die höchste Instanz, so kann es nicht ausbleiben, daß sich die Partheien für berechtigter als je halten. Die Kammern werden über die Befugnisse ihrer Controle, über ihre Initiative eifersüchtiger denn je wachen. Man ist im Stande, einen Nationalrath vorzuschlagen, setzt den Wahlcensus herab, um Repräsentationen aus andern, als den bisherigen Elementen zu gewinnen. Wer kann es den Cabinetten verdenken,

daß sie sich durch diese Calamität mit der Dynastie Orleans wieder auf einen bedenklichen Fuß gesetzt fühlen? Wer kann für Frankreichs nächste Zukunft gutsagen?

Ein Freund, der meine Briefe aus Paris entstehen sah, drückte mir beim Tode des Herzogs von Orleans sein Bedauern aus, daß sich nun wahrscheinlich der größte Theil der Voraussetzungen meines Buches verändert haben würde. Nichts hat sich verändert. Ich sage, Frankreich ist über die gestörte Thronfolge des Hauses Orleans hinaus. Ich sage, Frankreich hat die Kraft, sich selbst zu regieren. Es wird keinen Convent, kein Directorium proclamiren, es wird weder die Bourbons, noch die Bonapartes rufen; es würde, wenn das Haus Orleans nicht bestünde, sich einen Herrscher unter den Fürstenstämmen Europas suchen. Die Regentschaft kann die Veranlassung bitterer Streitigkeiten werden, der Herzog von Nemours wird sorgsam achten müssen, welcher Parthei, welchem von den ehrgeizigen Staatsmännern er sich in die Arme wirft. Aber daß irgend einer dieser Staatsmänner den Willen, irgend eine dieser Partheien die Kraft haben wird, über die Regentschaft hinaus die Krone selbst anzutasten, scheint mir eine chimärische Annahme zu sein.

Allerdings ist den Ministerialcombinationen ein neues Feld geöffnet. Guizot's Stellung scheint mir unter den jetzigen Umständen bedenklich zu werden. Guizot ist der Mann einer friedlichen Epoche; er wird sich immer auszuzeichnen wissen bei der Gestaltung eines gegebenen Stoffes der Bildung und Befestigung gegebener Verhältnisse. Hingestellt an die Spitze einer charakterlosen Epoche, wird er dieser Epoche einen Charakter zu geben wissen. Er wird aus einer gegebenen Zeit leicht die guten und schlechten Bestandtheile sondern, aber die Zeit muß ihm sicher vorliegen, bestimmt ausgesprochen sein. Das ist der gegenwärtige Augenblick nicht. Wenn auch unsrer Ueberzeugung nach Nichts in Frage gestellt ist, so scheint es doch, als könnte Alles in Frage gestellt werden.

Unter diesen Verhältnissen sind die Aussichten für Thiers wieder günstiger geworden. Thiers war bei dem Tode des Herzogs abwesend in der Provinz. Auf die erste Nachricht kam er herbei und verstand, sich in der ersten Verwirrung

schon wieder nothwendiger zu machen, denn je. Thiers hatte zwar an dem Kronprinzen eine Zukunft, wenigstens den Glauben, den Credit einer solchen, verloren, aber eine Frage wie die Regentschaft konnte nicht ohne Vortheile für ihn sein. Wir sehen ihn zuvörderst als den Vertheidiger der weiblichen Regentschaft. Es war eine Sache der Courtoisie, daß er sich für die Wittwe seines Protectors, eine Sache der Politik, daß er sich für eine Frau entschied. Später hat ihn Louis Philippe für die Regentschaft des Herzogs von Nemours gewonnen. Der König mußte sich ihm für den Beistand, den seine Parthei in der Kammer zu leisten versprach, verpflichteter denn je fühlen.

Thiers hat vor Guizot das Vorurtheil voraus, daß er mit dem Regieren behender umspringen kann. Thiers ist mit einem Gesetze bald fertig. Er administrirt in Bausch und Bogen und faßt die Gelegenheit kurz beim Kragen. In Augenblicken, wo die Franzosen auf etwas Neues gespannt sind, werden sie Thiers für einen größeren Erfinder halten. Bei allem Jungen, Neuen, Nochnichtdagewesenen hat Thiers den Vortheil, daß man an die Jugend und die Repräsentanten der Neuerung denkt. Die neue Lage hat ihre unausbleiblichen Schwierigkeiten; diese sind nicht gewaltig genug, um irgend etwas Wesentliches in Frankreich zu ändern, aber ein Cabinet dürfte wohl eines ihrer unwesentlichsten Opfer werden.

Der europäische Friede kann sogar von der Regentschaft Vortheil ziehen. Es begiebt sich gegenwärtig in Europa Etwas, das man seiner tiefern Bedeutung nach, so auffallend die Erscheinung ist, noch nicht gewürdigt hat. In England herrscht eine Königin, in Portugal eine Königin, in Spanien unter Regentschaft ein Kind, in Griechenland ein naturalisirter Fremdling, in Belgien ein Fremdling. Wie kommt es, daß Europa, trotz dieser schwachen Hände, in welche einige seiner Zügel gegeben sind, sich doch immer mehr in sich selbst befriedigt? Statt über diese schwache Vertretung der monarchischen Ordnung Besorgnisse zu hegen, muß man im Gegentheil erstaunen, wie tief in unserm modernen Staatsleben das Bedürfniß geregelter Einheit und die Achtung vor der

historischen Ueberlieferung eingewurzelt ist. Es sind in der That nicht mehr die Personen, die Staaten regieren, sondern die Begriffe. Es ist die Scheu vor dem factisch Gegebenen sowohl, wie die Abhängigkeit von einer schon in's innerste Völkerleben übergegangenen theoretischen Nothwendigkeit, daß sich Throne erhalten, die nicht naturwüchsig, Scepter, die sich in den Händen von Kindern und Frauen befinden.

Von allen Seiten muß man jetzt hören, daß die materiellen Interessen die Welt regieren. Wo man hinblickt, schaaren sich die Völker um die Fragen des Handels und der Industrie. Von unten herauf, wo der Communismus über eine gleiche Vertheilung der Lebensgüter grübelt, bis hinauf zum Finanzier, der über Zollsysteme und Anleihe-Operationen nachdenkt, findet man unser Zeitalter beherrscht nur von dem einen Gedanken der materiellen Existenz. Auch in Frankreich steht diese Richtung gegen alle übrigen Tendenzen bei Weitem im Vordergrunde. Ist dieselbe eine gefährliche für die Moral, ist sie eine vortheilhafte für die bürgerliche Freiheit, die Entscheidung mag dahinstehen. Sie beherrscht die Gemüther, sie hat die politischen Gesichtspunkte verrückt, die alten Schlagworte der Politik entwerthet, sie hat die Leidenschaft des Ehrgeizes und die Sucht nach politischen Theorieen in das Bett des industriellen Egoismus gelenkt. Die Richtung ist da und sie wird auch für Frankreich maßgebend sein.

Seitdem die Völker Europas angefangen haben, sich mit geschriebenen Verfassungen zu beruhigen, haben die Gefahren für den Bestand der Staaten abgenommen. Die beste Politik hat sich in den constitutionellen Staaten nachgerade als die herausgestellt, treu dem gegebenen Worte zu handeln, die Heiligkeit des Vertrags zu ehren und unverkümmert Jedem den Vollgenuß jener Rechte zu lassen, die ihm in den Paragraphen des Staatsgrundgesetzes zugesichert sind. Die Kammern Ausdruck des Volkswillens. Die Minister die Beamten der Kammern. Die Krone schwebend über dem Ganzen als moralische Garantie des Gesetzes, der Ordnung, der Gnade. Mit diesen Principien hat sich England erhalten unter Königen, die wahnsinnig waren; mit diesen Principien erhält es sich unter Frauen und würde es sich erhalten auch unter

Kindern. Frankreich ist allerdings ein flüssigerer Stoff als England. Aber Frankreich hat wie England, wie alle Völker, seine Revolutionen auch deshalb gehabt, um künftig derselben überhoben zu sein. Es hat seit 1815 in der Ausbildung des constitutionellen Lebens Fortschritte gemacht und hat auch seit 1830 gelernt, sogar die Repristinationen der Umwälzung zu überwinden. Wenn es jetzt seine hohe Aufgabe, auch unter einer Regentschaft sich als ein geordneter Staatskörper zu erhalten, durchführt, dann hat es dem constitutionellen Princip einen Sieg erfochten, für welchen ihm Europa verpflichtet ist.

Freunde jener intriguanten Publizistik, die nur aus den Trübsalen, Wirrnissen und Unglücksfällen der Völker ihre Rechnung ziehen, werden nicht begreifen, welches Interesse ein Menschenfreund haben kann, so vertrauensvoll auf Frankreichs nächste Zukunft zu blicken. Es ist dies ein Interesse, das von jener Gattung von Publizisten nie verstanden werden wird, das Interesse der Humanität. Jedem hingebenden, an die große Aufgabe der Menschheit glaubenden Gemüth ist es Bedürfniß, sich beim Blick in die Zukunft Friedliches zu versprechen. Es war der Zweck meines Buches über Paris, nicht etwa eine Anhänglichkeit an Frankreich zu verbreiten oder irgend einem unsrer Nationalgefühle etwas zu vergeben; nein, ich wollte jenen unglückseligen Irrthümern und den darauf gebauten gefährlichen Maßregeln entgegenarbeiten, durch welche man Frankreich isolirt. Räumt man ein, daß Frankreich durch eine Regentschaft wieder an den Krater einer Revolution gerückt ist, so setzt man auf's Neue die Reaction in Rechte ein, die auch für uns, die Nichtbetheiligten, von den drückendsten Folgen sein würden. Stimmt man in jene maßlose Uebertreibung der Gefahren, die uns noch von Frankreich drohen sollen, mit ein, so arbeiten wir nur jener mißtrauischen, verfolgungssüchtigen Politik in die Hände, die seit 1817 allzu nachtheilig auf die Entwickelung des europäischen Völkerwohles und den Bestand der Völkerfreiheit eingewirkt hat.

Eine Regentschaft wird allerdings dem politischen Leben Frankreichs einen veränderten Charakter geben. Aber auch

an dies neue Schauspiel werden sich die Cabinette bald gewöhnen. Wer Frankreich unbefangen beurtheilt, muß sich gestehen, daß der Stoff, aus welchem es seine gegenwärtige Geschichte bildet, kein zufälliger ist. Und dieser Stoff, dies politische Material Frankreichs ist sich vor und nach dem Tode des Herzogs von Orleans gleich geblieben. Was in Frankreich schwankt, wird unter dem Regenten so gut schwanken, wie es unter dem Herzog von Orleans geschwankt haben würde. Was steht, wird stehen unter Jenem, wie es gestanden hätte unter Diesem. Es liegt darin ein großer Trost und eine Beruhigung für die Menschheit. Wer möchte nicht für solche Zeiten sprechen, wo man die wahren Helden der Geschichte nicht mit Lorbern ehren wird, sondern mit Palmen!

Pariser Eindrücke.

1846.



Den Versuch eines vollständigen Gemäldes von Paris, wie vor vier Jahren, wollte der Verfasser nicht wiederholen. Denn auch zu wenig hat sich seitdem verändert. Er giebt hier nur Randbemerkungen, die ihm bei einer Revision des früheren Textes seiner Briefe geboten erschienen. Sie berichtigen, sie erläutern, sie bringen hie und da Neues zur Bestätigung einer alten Behauptung, die Manchem vielleicht bedenklich erschienen war. Mögen sie dazu beitragen, vor Paris die allzu große Anbetung, noch mehr aber die allzu große Furcht zu mildern!

Den 4. März 1846 kam ich in Paris zum zweiten Mal an. Es war bei Nacht. Der Weg hatte durch Rheinbayern, Lothringen und die Champagne geführt, bei düsterem Wetter, drückender Sonnenschwüle, unzeitigen Gewittern und warmem, der Jahreszeit vorangeeiltem Mairegen. Paris um drei Uhr in der Nacht macht einen geheimnißvollen, an die Mystères Eugêne Süe's erinnernden Eindruck. Man glaubt, daß um diese Zeit nur Diebe wachen können, und doch sieht man in den öden, ausgestorbenen Straßen mit den himmelhohen Häusern und ihren telegraphenartigen Schornsteinen, in diesen Räumen, die am Tage ein so grelles, tobendes Leben erfüllt, manches lebendige Athmen in der Nacht an uns vorüberhuschen. Paris am Morgen, Mittag, Abend und bei Nacht ist oft geschildert worden; aber Paris um drei Uhr Morgens, wo selbst die Autoren, die diese Schilderungen gaben, endlich eingeschlafen sind, dies Paris böte Stoff zu einem eigenen Bilde. Den Tortillard, jenen Hinkefuß aus den Champs elysées, glaubte

ich mit einer Laterne durch die finstern Straßen tappen zu sehen. Auch eine sage femme huschte mit ihrem Menschheitsvermehrungserleichterungsapparat über die Place des Victoires und rief einen der schlummernden Fiaker an, die in Paris zu jeder Stunde der Nacht anzutreffen sind und sich deshalb ablösen. Der erste Schlummer in der Rue des filles St. Thomas war für mich erquickend.

Wie nach den sonnenhellen Frühlingstagen, die schon im Palais Royal das zarte Laub hervortrieben, ein plötzlicher Orkan die Staubwirbel in den Straßen aufjagte und den schnell Orientirten wieder an das lodernde Feuer des Kamins bannte, draußen eine heisere verstimmte Orgel: „Noch ist Polen nicht verloren" als Nachhall der heisern verstimmten Krakauer Nachrichten spielte, kamen mir in einsamer melancholischer Muße, die immer die erste Folge eines dreitägigen hastigen Sturzes in das Fluthenbad so großer Eindrücke sein soll, zwei Betrachtungen, die ich hieher setzen will. Erstens: Bei diesem Wirbelwind, diesem Staube, diesem Regen, diesem Blitz und Donner und dem plötzlich verstummenden Polenliede denken vielleicht — dachte ich — manche meiner Nachbarn in der stillen Cité Bergère an eine naßgewordene Sammtecharpe oder an den Kaiser Nikolaus oder an den Polizeirath Duncker oder an die deutschen Zeitungen oder an den Fürsten Metternich und das polnische Kopfgeld oder auch nur an einen verdorbenen Firnißstiefel — meine Wirthin aber und ein paar bei einem Blitz, der in der Nähe wirklich einschlug, aufkreischende weibliche Gemüther dachten ohne Zweifel an — Gott. Gott in Paris, Gott in Frankreich, spann ich dann weiter und überlegte, wie sonderbar das ist, eben aus Deutschland kommen, wo gerade jetzt über den lieben Gott und seine Offenbarungen und seine Symbole und seine Stellvertreter Alles in Aufregung ist, und hier nun wieder in anderer Sprache, in andern Regungen des Herzens, in andern Auffassungen der Vernunft dasselbe große, allwaltende, allumfassende Wesen angerufen! Oder wie deute ich mir die Bleistiftstriche in meinem Tagebuch, die da lauten: „Ein furchtbares Naturphänomen ruft dieselben Empfindungen hervor, da, wo man römisch, deutschkatholisch, lutherisch oder

lichtfreundlich betet. Sind solche Empfindungen nun nicht die echte Religion und alles Uebrige reiner Un —". Was ich weiter geschrieben hatte, ist unleserlich, aber das weiß ich, daß ich dachte: die Damen, die da eben schrieen: Mon Dieu! Mon Dieu! ahnen nicht, daß nach der Art, wie in Deutschland über Gott gestritten wird, keine Parthei ihnen einräumen würde, daß dies derselbe liebe Gott sein könnte, der diesseits des Zollvereins so viel gemodelt und synodelt wird. Zweitens: Das Unwetter hatte sich verzogen, mein Satz stand fest, daß es keine andere Religion zu geben brauchte als die: Bei einem Schmerz, bei einem Unglück, bei innerer Verzweiflung, bei einem Gewitter der Natur oder der Seele seelentief auszurufen: Gott! Gott! Oder: Mon Dieu! Mon Dieu! Oder: Allah Ill Allah! Es wurde wieder blau am Himmel, das Fenster wurde gelüftet, die reine Atmosphäre geathmet, vermischt mit der dumpfen Kaminwärme — da sammelte ich die ersten Theater-, Journal-, Bücher- und politischen Eindrücke und schrieb folgende Hieroglyphen: „Geist — consumirt — Zusammenstrom — Vergleich mit Berlin — mehr Stoff — keine Anwendung." Dieses aus dem Aegyptischen in censurgemäßes Deutsch übersetzt, sollte wahrscheinlich so viel sagen, als: Welches summende Gewühl! Welches Regen und Weben der Talente! Wie müssen sie schaffen, arbeiten, um diese große Stadt und mit ihr ganz Frankreich und vielleicht die Welt zu unterhalten! Ich sehe im Theater ein leichtes, vergängliches Stückchen. Rötscher würde es für ein verwerfliches Hinderniß der Anerkennung Shakespeare's halten, und doch ist das Ding allerliebst „gemacht" und ich kenne hundert Professoren, die das Dinglein nicht „machen" könnten. In den Journalen — wie viel Geist wird consumirt! Wie graziös, wie witzig sind die unscheinbarsten Stoffe behandelt! Wie schalkhaft diese kleinen Artikel in dem vergänglichsten aller Pariser Journale, dem Entreacte! Kurz, es gehören gewaltige geistige Anstrengungen dazu, nur die gewöhnlichste Pariser Tagesordnung herzustellen. In Deutschland sind wir tiefer. Man halte diese Bemerkung nicht für Ironie. Nein, nein, wir sind in allem Ernst gründlicher, ideenreicher, poetischer sogar. Aber was kommt zum Vorschein? Berlins Elemente

sind unstreitig reich, kraftvoll. Aber wo ist ihre Anwendung, ihre Einigung, ihre Benutzung? Wo kann dort ein Talent seine Entfaltung, seine reifende Vollendung finden? Wo hat der König, wo hat die Regierung, wo hat der unternehmende Sinn einzelner Personen dort etwas geschaffen, das der vorhandenen Kräfte sich bemächtigte und wirklich Berlin zur Metropole des deutschen Geschmacks, der deutschen Bildung machte? Der König hat es eine Weile gewollt, hat die Maxime seines Vaters und des Ministers von Rochow, die da lautete: Wir wünschen nicht, daß von Berlin etwas ausgeht, zu seiner und seines Landes Ehre verlassen; aber noch sieht man dort nur zersetzende, hemmende, isolirende Thatsachen, keine bindenden und wenig organisch gestaltende. Wäre der Sinn für eine Benutzung der vorhandenen Elemente da, würde dann z. B. die Vossische Zeitung, bei aller Achtung vor ihrem guten Willen, so bleiben können, wie sie ist? Würde nicht Berlin die Freiheit haben müssen, eine Zeitung, wie die Augsburger Allgemeine, aus Privatmitteln erstehen zu sehen? Was erblickt man? Ueberall Regierungszügel, die verhindern. Ist eine literarische Zeitschrift in Berlin entstanden, die das wissenschaftliche und ästhetische Bewußtsein der dort vorhandenen geistigen Elemente zur Anschauung brächte? Im Gegentheil. Der Minister Eichhorn verbietet den Professoren, die Aehnliches bezweckten, jeden derartigen Versuch. Das ist kleinlich, erschlaffend. Man verstehe diese Anklage recht! Ich will den Ministern und dem Könige das Recht nicht streitig machen, die Ansichten, die ihnen mißfallen, zu verfolgen: mögen sie ihre Ueberzeugungen haben, wie sie die englischen Minister haben, wie sie Louis Philippe hat. Edgar Quinet und Michelet finden keinen Vorschub bei der gegenwärtigen Regierung, sie setzen sich der Gefahr aus, ihre Lehrstühle zu verlieren; aber wollten sie in Zeitschriften ihre Ansichten aussprechen oder einen Sammelplatz für all' die Talente gründen, die nicht das Glück haben, als Oberregierungsräthe mit 3000 Thalern Gehalt angestellt zu sein, welche Macht der Welt könnte sie in Frankreich daran hindern? Paris consumirt viel Geist und hat Verdauungswerkzeuge dafür. Auch wir haben Geist, aber keine Verdauungsmög-

lichkeit, und daher leiden wir an fortwährender Congestion nach dem Kopf, einem Uebermaß der geistigen Production gegen die geringe in Lebensstoff übergehende Consumtion, an einer im gesellschaftlichen Körper herumfahrenden Masse unverdauter Geistesstoffe, die statt uns zu nähren nur verderben und mehr Unheil als Segen stiften. Es will Einer in Berlin eine neue Zeitschrift begründen. Abgeschlagen. Er will eine politische Zeitung stiften. Abgeschlagen. Ein neues Theater, so dringend nothwendig für Berlins Sittlichkeit und den in Deutschland erwachten größeren Aufschwung der dramatischen Literatur, in Antrag gebracht. Abgeschlagen. Ist das das Wesen des monarchischen Staates überhaupt oder die weise Fürsorge einer Patrimonialpolitik, die uns wie Kindern giebt und versagt, was ihr gut erscheint, oder was ist es? Paris hat 22 Theater. Sie sind täglich gefüllt, beschäftigen auf harmlose Art das Volk, das durch die Bühne vom Besuch schlechterer Zerstreuungsörter, von sittenverderbendem Umgang abgelenkt wird. Hundertfünfzig Autoren arbeiten für diese Bühnen und haben ein „Bett für ihren Strom". Alexander Dümas wünscht endlich noch ein dreiundzwanzigstes zu errichten. Man bewilligt es ihm herzlich gern. Ein Sohn des Königs, der Herzog von Montpensier, giebt sogar seinen Namen zur Devise desselben her. Demselben Alexander Dümas wird das bewilligt, der in seinen Briefen an den königlichen Intendanten der Schauspiele vor zwei Jahren öffentlich gerügt hat, daß die Bühne und moderne Literatur überhaupt unter der Gleichgültigkeit des Königs für alle geistigen Aufgaben litte. Man bewilligte dennoch. Und bei uns? Daß wir in Berlin ein drittes Theater, ein Theater des freien productiven Wetteifers nöthig haben, ein Theater, wie das Odéon in Paris, steht fest, mag es hundertmal von Herrn Tieck oder den Generalsuperintendenten oder Consistorialräthen, die in Deutschland mehr Regierungseinfluß haben, als der einfache ruhige Blick des Beobachters, in Abrede gestellt werden. Was geschähe, wenn einer unserer jüngeren dramatischen Autoren, der seinen Beruf für die deutsche Bühne so gut zu haben glaubt, wie Alexander Dümas für die französische, und diesen Beruf bewiesen hätte, in Berlin um die Bewilligung eines

neuen Theaters einkäme? Abgeschlagen! Möglich, daß der Weltgeist bei diesem vaterländischen Systeme seine Hand im Spiel hat. Möglich, daß es der Wille der Götter ist, Deutschlands geistige und productive Kräfte nur zu den Journaldebatten zu benutzen. Möglich, daß die Aufregung der Gemüther dadurch lebhafter unterhalten wird, wenn der Autor, der in Berlin seine Anlehnung nicht findet, seine Feder den in Hamburg, Mannheim und Zürich erscheinenden Zeitungen widmet; möglich, daß es besser für die politische Frage Deutschlands ist, wenn die Autoren, ermüdet von den Schwierigkeiten, ein Drama den Hoftheater-Rücksichten bequem zu machen, lieber über Politik schreiben. Möglich, das mir die freisinnige Parthei den Vorwurf macht, ich gäbe den Regierungen ein macchiavellistisches Mittel an die Hand, Deutschlands Aufregung zu beschwichtigen; aber beruhigt Euch! Lieber geben unsre Fürsten mittelalterliche Verfassungen mit Reichsständen in Sammtröcken und güldenen Kettlein, als daß sie das große Resultat der französischen Revolution aussprächen: Individuelle Freiheit und Garantie der Menschenrechte für Jedermann!

Zunächst einige Theatereindrücke. Am Theatre Français erschien mir diesmal bedeutender als Guyon Joanny, ein früherer Rival von Talma, der in den Horaziern von Eid zum letzten Male auftrat, um sich dann in's Privatleben zurückzuziehen. Dieser greise Schauspieler trug den alten Horace mit einer Frische und Natürlichkeit vor, wie diese höchstwahrscheinlich auch das Kennzeichen unsrer alten Schauspieler Eckhof, Brockmann u. s. w. gewesen ist. Rührend war der einfache Abschied des alten Mimen. Wo in Deutschland ein Festspiel, eine Bekränzung, eine Anrede der Collegen, zwölfmaliger Hervorruf stattgefunden haben würde, genügte hier nach mehr als zwanzigjährigem Wirken ein einziger Hervorruf, ein mäßig starkes Bravo der Claque und eine stumme, aber ausdrucksvolle schmerzliche Verbeugung des alten Mannes. Die deutschen Schauspieler haben unstreitig ein viel glücklicheres, ein beneidenswertheres Loos gegen die französischen.

Da ich bekennen muß, daß ich von meinem früheren ungünstigen Urtheil über Dem. Rachel zurückgekommen bin, so

gebe ich hier wieder, was ich nach ihrer Darstellung der Jeanne d'Arc niederschreiben mußte:

Alle unsere ersten Heldinnen und Liebhaberinnen, wie sie nur im Wolff'schen Theater-Almanach verzeichnet stehen, würden mir gestern mit Vergnügen in einen Weinschank der Rue du Rempart gefolgt sein, wo unter mephitischen Ausdünstungen auf einem klebrigen zinnernen Ladentische, bei düsterm Sparlicht noch einige wenige Einlaßkarten zum Theatre Français von Billetmaklern ausgeboten wurden. Die Rachel zum ersten Male als Jungfrau von Orleans! In einer Rolle, die so ausschließlich ein Privilegium der deutschen Schauspielerinnen geworden ist! Mit Jeanne d'Arc betreten unsere jungen Heldinnen zum ersten Male die Bretter. „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften!" Wie süß klingt das im Ohr aller der jungen Musenpriesterinnen, welche die erste Lampenweihe empfangen wollen! „Mein ist der Helm, und mir gehört er zu!" rufen sie zwanzig Jahre ihrem kleinen Hoftheaterpublikum entgegen; und endlich, wenn denn doch der gelbe Brustharnisch mit dem Embonpoint nicht mitwachsen will und die Intendanz für Schiller keinen neuen Ringelpanzer auf den Etat bringen darf, treten sie zum letzten Male als Jungfrau von Orleans auf und verstehen sich zu der Erklärung, welche eine nach dieser Rolle einmal hervorgerufene Schauspielerin mit einem verschämten Knix und mit diesen Worten abgab: „Hochverehrtes Publikum! Jungfrau — gewesen!"

Wie hat die Rachel die Jungfrau von Orleans gespielt? wird man fragen vom Burgtheater bis zum Reisewitzer Volkstheater bei Dresden. War sie größer als die Bethmann, die Crelinger, die Hagn in dieser Rolle? Wie saß sie unterm Drudenbaum, wie sprach sie die Rede vor Karl dem Siebenten, wie klingt das „bei Vaucouleurs zwei Fähnlein aufgebracht" und das majestätische: „dann soll kein engelländisch Roß mehr aus den Fluthen der prächtigströmenden Loire trinken!" im Munde einer Schauspielerin, die weder unsern Rötscher gelesen, noch auf die Leipziger „Theater-Chronik" abonnirt ist? Mich selbst überkam auf meinem glücklich eroberten Sperrsitz ein banger Schauer. Die Jungfrau von

Orleans, im Berliner Opernhause, war mein erster Theatereindruck aus der Knabenzeit. Ich gedachte, wie Thibaut d'Arc sich über seine Tochter beklagte und diese selbst, damals von der schönen, stattlichen Frau Unzelmann gespielt, die Hand des Freiers Raimbaut ausschlug; wie mit Blech geklappert wurde und Ritter auftraten, die, wie der Bastard von Orleans, ganz von Gold starrten. Doch — der Vorhang geht auf. Die Rachel sitzt schon da — Applaus — alle Lorgnetten sind auf sie gerichtet; aber ach! nicht unter dem Drudenbaume, nicht im bescheidenen Hirtenkleide, starr das Auge emporgerichtet in die wunderbar flüsternden Zweige. Nein, diese Jeanne d'Arc hat schon geendet, sie ist schon gefangen von dem Nachfolger des „mit der Dummheit vergebens kämpfenden" spleenbehafteten Englishman Talbot. Zwar wußte ich, daß die heut' aufzuführende Jeanne d'Arc nicht die Schiller'sche war, sondern eine schon am 14. März 1825 zum ersten Male gegebene und für die Rachel nur von den Todten erweckte Tragödie von dem verstorbenen Akademiker Alexander Soumet; allein ich wußte, daß sich weder die Dramatiker der Boulevards, noch die Akademiker des Quai Conti ein Gewissen daraus machen, zu annectiren. Unstreitig hatte Soumet auch Schiller's Trauerspiel gelesen und die überwältigende Macht einzelner Stellen desselben herausgefunden. Diese sind benutzt worden. Die französische Jeanne d'Arc stirbt auf dem Scheiterhaufen mit denselben Worten wie die deutsche unter Blumen, Fahnen und Engelsglorien. Doch im Uebrigen ist der Verlauf der Handlung ein anderer und erinnert eher an Schiller's Maria Stuart, als an die Jungfrau von Orleans.

Es ist wahr, der große Schiller hat Größeres geschaffen, als seine Jungfrau von Orleans, deren Bühnenwirksamkeit größtentheils auf unerlaubte, jedenfalls zweideutige Effecte und Hülfsmittel begründet ist. Der lyrische gereimte Vers, begleitet von Musik, der Scenenpomp, die unhistorisch verflimmernde und verschwimmende Schlußtransfiguration, das Alles ist eben so opernhaft und etwas oberflächlich, als die Charakteristik und der Fortschritt der Handlung viel zu wünschen übrig lassen. Wäre man bei Schiller nicht eine er-

haben=bequeme und gründlich ausgeführte Motivirung gewohnt, man würde sich über die so skizzenhafte Haltung des Königs, der Agnes Sorel, des Herzogs von Burgund und besonders über die Königin Isabeau nicht beklagen dürfen, diese Dame, die denn doch mit ihrem Dolch im Gürtel und ihren grimmigen Drohungen und Augenverdrehungen ein wenig burlesk über die Bühne fährt. Allein dieses französische Product ist dagegen eine Schularbeit. Seine Jeanne d'Arc ist gefangen, man will sie verbrennen, sie reflectirt über ihre vergangene Heldenlaufbahn, findet einen Geistlichen, Adhemar, der ihr Tröstungen für diesseits und jenseits sagt, der englische Richter zeigt sich brutal wie Hudson Lowe, Bedford zankt sich mit seinem Bundesgenossen Burgund, Johannens Vater erscheint mit seinen beiden anderen Töchtern, weint und jammert, die Schwestern weinen und jammern, der Vater hat ein Zeugniß wider Johannen ausgesagt, will dies zurücknehmen, ein Zeugniß, das, völlig unklar und räthselhaft, durch nichts deutlich gemacht wird, Johanna bewegt Burgund, sich wieder mit Karl zu versöhnen, sie ist glücklich und besteigt in Gegenwart ihres in Verzweiflung jammernden Vaters, ihrer schreienden Schwestern vor unseren Augen den Scheiterhaufen. Die romantische Thatenlaufbahn der Jungfrau mußte von der Drei=Einheiten=Tragödie ausgeschlossen bleiben. Ein Zweifel des Verstandes oder ein Irrthum des Herzens beschleicht diese Johanna nicht einmal. Das Mystische, Prophetische ist nirgends mit der am deutschen Gedichte so fesselnden Weihe angedeutet. Der Vater ist ein jammernder alter Narr, dem „Lüge und Wahrheit, wenn sie nur hilft" (wie in dem „socialen" Boulevards=Drama), einerlei ist. Keine Andeutung von seinem tiefen Mißtrauen gegen Johanna, nichts von jenem tragischen Geschick bei Schiller, wo die Seherin, nachdem die übrige Welt sie verläßt, sogar auch von den Ihrigen verlassen wird und an sich selbst verzweifelt. Mit einem Worte, die Tragödie Soumet's ist ein Skelett von Phrasen, eine dramatisirte Assisenverhandlung, welcher man bei der Lectüre kaum ansehen wird, wie sie bei Alledem auf der Bühne zu einigem Leben, zu einiger Wirkung gelangen kann.

Diese Möglichkeit liegt in der Tendenz dieses Dramas. Der Verfasser benutzte die Geschichte der Jungfrau von Orleans zu einem Gelegenheitsdrama, um den gedrückten Empfindungen Frankreichs während der Restaurations-Periode Luft zu machen. Ich will nicht sagen, daß der Verfasser nöthig gehabt hätte, durch diese bestimmte, fast epigrammatische Absicht seinem Stoffe besondern Zwang anzuthun. Frankreich, von den Alliirten erobert, war den alten Geschichten von Karl VII. ziemlich analog. Bedford muß man unbedingt für eine Mischung von Blücher und Wellington nehmen. Burgund ist die Emigration, die sich mit den Feinden des Vaterlandes verbündet. Wenn Burgund von dem Morde seines Vaters spricht und seine Brust öffnet, um ein auf dem Herzen von ihm bewahrtes und in das Blut seines Vaters getauchtes Tuch zu zeigen, wird Jedermann an Ludwig XVI. denken. Jeanne d'Arc ist die Hoffnung Frankreichs, repräsentirt weniger durch eine That, wie die des Marschalls Ney, als durch die in's Innere der Nation übergegangenen Napoleonischen Erinnerungen und Errungenschaften, denen der letztliche Sieg vorausverkündigt wird. In diesem Helldunkel zwischen den Zeiten der Chronik und der Restauration, in dieser Doppelsinnigkeit der historischen Anspielungen liegt der Ersatz für die der Handlung bare Fabel der Tragödie und machte, nachdem vor 21 Jahren die Georges auf dem Odeon die Jeanne d'Arc „creirt" hatte, eine glänzende Wiederaufnahme derselben durch das der Georges bei Weitem überlegene Talent der Rachel um so eher möglich, als die Impopularität der Entente cordiale mit England den auf die Treulosigkeit und den Uebermuth der Engländer bezüglichen Stellen jetzt wieder einen pikanten und enthusiastisch aufgenommenen Tagesreiz verschaffen mußte.

Erwartet nun also auch von der Rachel keine deutsche Johanna! Nein, Ihr könnt Euch alle wieder sehen lassen, Ihr Johannen von Tilsit bis Saarlouis, von Oedenburg bis Oldenburg! Diese französische Johanna saß nie unter'm Drudenbaume. Visionen hat sie gehabt, aber keine magnetisch-mystischen. Es kann ihr Beichtvater gewesen sein, der dasjenige zu ihr sprach, was Soumet einen Engel zu ihr spre-

chen läßt, oder sie darf auch, wie die rationalistische und ungläubige Rachel Felix durchweg andeutete, unter dem, was sie une voix supérieure nennt, ihr eigenes Innere meinen. Sie ist eine emancipirte Johanna, eine Jeanne d'Arc, wie etwa Mad. Girardin oder sonst eine politische Löwin von Paris Jeanne d'arcisirt hätte, wenn die Umstände es so gewollt hätten. Die Jeanne d'Arc der Rachel ist eine Femme incomprise, oder, da das „sociale" Genre Mode ist, ein „Mädchen aus dem Volke", das über das „Elend der Epoche" Thränen vergießt und auf das Journal „L'Atelier" abonnirt ist. Diese Jeanne d'Arc hat mehr Geist, als Gemüth, mehr Leidenschaft, als Wärme der Ueberzeugung. Als „demüthige Magd" würde sie einem französischen Parterre, das sich denn doch immer sagen wird, daß die Jeanne d'Arc eine Art Regimentstochter des Mittelalters war, komisch erschienen sein. Guido Görres, der über die Jungfrau von Orleans ein Buch geschrieben hat, würde die Rachel in dieser Rolle atheistisch, jungfranzösisch finden. Sie würde ihm eher wie eine George Sand im Cuiraß, eine Bettina mit der Pickelhaube vorgekommen sein. Den Namen Gottes hatte sie oft im Munde, aber à la Feuerbach, so, als wenn sie sich selbst darunter meinte. Wenn sie von Gott sprach, lächelte sie so sicher, unverzagt, beruhigt, als wüßte sie schon mit dem „alten Herrn", wie Goethe sagt, fertig zu werden. Dieu, was sie Dieu nannte, stand jedenfalls unter ihr. Mit einem Worte, mit dem „heiligen Fläschchen von Rheims" war diese Jeanne d'Arc nicht in Verbindung zu bringen. Bei Alledem darf man gestehen, daß sie durch diesen Mangel an Romantik gerade etwas außerordentlich Keckes und Geniales aufstellte, und wer weiß, ob sie nicht dadurch die echte, als vom Teufel besessen verschrieene Pucelle von Orleans wurde! Sie war eine durchtriebene Verstandeshexe.

Doch will ich meine deutschen „ersten Heldinnen und Liebhaberinnen" nicht aus den Augen verlieren und deshalb auf die Leistung ihrer französischen Collegin näher eingehen. Die erste Frage, wenn eine Schauspielerin eine neue Rolle bekommt, ist die: Was zieh' ich an? Damit ist oft das

ganze Studium, die Charakteristik erschöpft. Der bekannte „Künstler“ in einem Schwank von Schröder sagt: Der Geist meiner Rolle ist die Perrücke! Die Künstlerin würde sagen: Der Geist meiner Rolle ist der Anzug!

Es versteht sich von selbst, daß Dem. Rachel die zarte Rücksicht für den Hof der Tuilerien äußern mußte, sich ganz so zu kleiden, wie die verstorbene Prinzessin Marie die Jeanne d'Arc modellirt hat. Der Brustharnisch dieser kleinen Statuette weicht von den üblichen deutschen Jungfrau-von-Orleans-Panzerhemden ab. Sie trug kein flimmerndes Ringelkettenkleid, sondern über einer blauen Tunika einen wirklichen, im Kerker doppelt beschwerlichen Harnisch, der die schöngewachsene Figur mit dem edlen Haupte reizend kleidete, zugleich aber ihre berühmten sanften Armbewegungen hinderte. Da die Arme in Gelenkschilden hingen und sich diese beim Declamiren auf dem Brustbleche immer öffneten, so sah die Bewegung dieser Parthie wie das Oeffnen der Kiemen eines Fisches aus und erinnerte lebhaft an einen nach Luft schnappenden Hummer.

Die geistige Bedeutung ihrer Leistung scheint mir vom französischen Standpunkte aus vollendet zu sein. Wenn mir vor vier Jahren ihre Ximène im Cid nicht behagte und ich den Schluß auf ihre ganze Erscheinung aus dieser weichen Rolle, die sie hart, aus dieser sanften Gluth, die sie frostig wiedergab, vielleicht zu rasch zog, so mußte sie einer nur verstandesmäßig gedichteten Jungfrau von Orleans vollkommen gewachsen sein. Hier erhob sie sich zu einer Kunsthöhe, in welche ihr keine deutsche Schauspielerin nachklimmen würde. Denn was sie gab, war eben das rein national Französische, ein Brillantfeuerwerk der geistreichsten Antithesen und Repliken, ein beißendes Epigramm nach dem andern. Diese leidenschaftliche und doch kalte Spielweise, dies Auf- und Abtrotzen der Entgegnungen, dies Haschen nach maliciösen Lakonismen, die eine große unbekümmerte Seele ausdrücken sollen, alles das gehört der romanischen Race an und insonders einem Volke, das die blutigsten Katastrophen erlebt hat und sich in den Schrecken der Revolution keinen andern Trost geben konnte, als den, wenigstens Cha-

rakter gezeigt zu haben. Die Leiden von 1793, die Zerüttungen der Familien, die Zuckungen der Angst und des Entsetzens sind in die Gefühls- und Urtheilsweise der Franzosen übergegangen und haben es in der Kunst möglich gemacht, daß sie da entzückt sind, wo uns — schaudert. Was uns Impertinenz ist, das bewundern sie als Stolz und moralische Größe. Was uns wie rhetorische Backenstreiche vorkommt, die sich die redenden Personen androhen oder wirklich appliciren, das sind ihnen erhebende Thaten, die sie mit stürmendem Beifall aufnehmen. Wir entsetzen uns über diese Kothurngestalten, die ihre Mienen in die Falten des tödtlichsten Hasses legen und sich mit einer unbeschreiblichen Kälte Malicen sagen können; dem Franzosen aber, der im Vaudeville so gutmüthig lachen und für Jeden sich interessiren kann, ist für die Tragödie diese schnöde Art unerlaßlich. So ist es denn auch die Nationalität, die dem Künstler hier zu Hülfe kommt, eine Nationalität, die leider bei uns als Gegenstück nur die patriotische Phrase hat. In Paris kann und muß sich der Darsteller durch den Geist seines Publikums bilden. Diesen sich dann selber aneignend, wird er bedeutender, als oft seine ursprüngliche Kraft möglich gemacht haben würde; er wächst über sein Maß hinaus und bildet sich aus seinen Rollen Charaktere, von denen ein Bericht kaum die deutliche Anschauung geben kann.

Lehrreich würde für den deutschen Künstler, so sonderbar und befremdlich all' dies Wesen ihm vorkommen müßte, dennoch von ihm immer noch Vieles bleiben. Schon die totale Unfähigkeit der *meisten* deutschen Künstler (natürlich sind Ausnahmen zu gestatten) richtig *auf Effect zu sprechen*, würde hier etwas lernen können. Der Effect liegt bei uns im Hervorheben der Worte, und beim Franzosen liegt er im Fallenlassen. Freilich gehört zur Anwendung dieses rhetorischen, oft elektrisch wirkenden Mittels der geläufigste Vortrag, eine Lebendigkeit der Rede, die nur die Folge einer großen Unabhängigkeit vom Soufflirkasten sein kann. Nur da, wo feurig und wie von Natur gesprochen wird, kann das plötzliche Stocken der Rede und Abdämpfen des Vortrags *in die tiefere Octave* von dieser gewaltigen

Wirkung sein. Der deutsche Schauspieler, der zu vielerlei spielen muß, um jede Rolle bis auf's Jota zu können, schlendert meist dem Souffleur nach, stoppelt die Worte aus dem Gedächtnisse zusammen, und wenn der Effect kommt, den er sicher präparirt hat, so kommt dieser so grell und mit verdoppelter Absicht hervor, daß er, wie es in der Theatersprache heißt, meist, vor dem Kenner wenigstens, „abblitzt". Hätte die Rachel ein umfangreiches, weniger monotones Organ, besäße sie eine größere Scala der Stimme und hätte sie Kraft für die tiefen Töne, sie würde für diesen Effekt des Fallenlassens noch lebhafter wirken.

Als der Vorhang herabgelassen war, wurde die Rachel gerufen. In Wien wäre dies an dem einen Abende das zwölfte oder zwanzigste Mal gewesen, in Paris geschah es nur Einmal, und diese Belohnung war edler, würdiger, voller und reicher, als jene abscheuliche und in's Kindische ausartende Weise, wie wir in Deutschland die Schauspieler und Sänger zu belohnen pflegen.

Die übrigen Mitspielenden waren von geringer Bedeutung. Beauvallet schrie und geberdete sich wie ein Tobsüchtiger. Die beiden Schwestern der Johanna waren ebenfalls zwei Jüdinnen, Dem. Rebekka und Dem. Worms. Die Jüdinnen sind hier an allen Theatern en vogue. Seitdem die Rachel ihr Glück gemacht hat, wollen es ihr alle Rebekken und Täubchen nachmachen; ja, um dem Zauber entgegen zu kommen, sollen einige Christinnen vorgezogen haben, sich für Jüdinnen auszugeben — ein Muth, den man in Deutschland, dem Lande der Taufscheine, nicht begreifen wird.

Nach dieser Vorstellung noch ein Lustspiel und selbst ein Molière'sches anzusehen, war mir nicht möglich. Das Gefühl, drei Stunden in einer durch und durch dem deutschen Bewußtsein fremden und doch so felsenfest auf sich selbst trotzenden Welt gelebt zu haben, drückte die Nerven. Nach Hause wandelnd, mußte ich Deutschlands gedenken, wo selbst die Begriffe vom Schönen und Großen zusammenhanglos in den Lüften schweben und bei dem größten Reichthum der Formen, der Gedanken, der poetischen Ahnungen, die wir vor Frankreich voraus haben, doch eine Armuth in Allem

herrscht, was den Dichter in den lebhaftesten, seine Kraft bald zügelnden, bald stählenden Zusammenhang mit seinem Volke und seinem Zeitalter versetzen kann.

Den Enthusiasmus für die Dejazet habe ich gemildert. Sie ist mir denn doch jetzt so sehr als Matrone erschienen, daß ich kaum begreife, wie ich mich im Palais Royal vor vier Jahren noch so begeistert fühlen konnte. Möglich, daß ein fünfactiges Stück, wie Gentil Bernard, nicht mehr der Rahmen ist, den sie in ihren Jahren und mit ihrem Hosen-Genre ausfüllen kann. Wie blaß, matt, schlaff jetzt ihr Spiel! Wie gezogen und eintönig dieser Vortrag! Wie erloschen die Augen! Wie unsicher das Organ durch die wahrscheinlich nicht mehr natürlichen Zähne! Wenn ein Leichnam sich schminkt und in der Grenze seines irdischen Wirkens der Mann Mann, das Weib Weib bleibt, so mag man sich von dem galvanisirten Leben täuschen lassen; wenn aber eine solche Abgestorbenheit frivol wird, in Beinkleidern herumläuft, die Eigenheiten seines Geschlechts verleugnet, so wird der Eindruck, ohnehin bei einem schläfrigen Spiele, widerwärtig. Die Dejazet scheint an den Variétés mehr zur Curiosität für die Fremden, als für das Pariser Publikum engagirt zu sein.

Die Musketiere der Königin waren 1846 im Frühling die Zugoper, ohne daß sich ihr Zauber begreifen läßt. Möglich, daß er in der Musquetaires-Mode liegt und daß man glaubte, die Anekdote des unterhaltenden Dramas: Les Mousquetaires, das auf dem Ambigü Comique nahe an 150 Vorstellungen erlebt, hier in Musik wiederzufinden. Halevy ist der Componist nicht, der meinem Ohr wohl thun kann. Ansätze zu Melodieen, die keine werden. Harmonische Süßigkeiten, die wie Schaum zerrinnen. Der Ton schlängelt sich und schlängelt und es wird keine Figur, keine That daraus. Aber Roger, der neue junge Tenorist der Opera Comique, ist ein lieblicher, hinreißender Sänger. Ihm hört man mit Entzücken zu, wie vor zehn Jahren Mantius in Berlin. Bässe giebt's nicht in Paris. Herr Herrmann Leon quälte seinem Kehlkopf Töne ab, die in Deutschland Gelächter erregt hätten, in Paris aber beklatscht wurden.

Die Mousquetaires, die im Ambigü Comique gespielt werden, sind nach dem zweiten Theil dieses abenteuerlichen Romans von Alexander Dümas und seinem dramatischen ersten Commis, Herrn Maquet, selbst bearbeitet. Den ganzen Winter über war täglich das Theater bei dieser Vorstellung gefüllt. Auch das würde unseren Schauspielern kein beneidenswerthes Loos erscheinen, hundertundfünfzigmal hintereinander täglich dieselbe Rolle spielen zu müssen. Auch dem Franzosen ist dies eine Sklavenarbeit; aber was thut er nicht für das Glück, in Paris leben zu dürfen! Diese Musketiere sind vier schwatzhafte, ruhmredige Franzmänner, die in die Wirren der englischen Revolution gerathen und bei einem Haare bald dies, bald das gethan hätten und endlich von England abreisen, ohne irgend etwas gethan zu haben. Indessen ist diese Idee keineswegs komisch durchgeführt, sondern mit allem erdenklichen Pathos, allem Aufwande ruhmrediger und rührender Hülfsmittel. Karl I. wird hier fast vor unseren Augen hingerichtet. Wir sehen ihn dem nicht übel gezeichneten Cromwell erliegen, sehen ihn Abschied nehmen von Weib und Kind, sehen ihn das Schaffot besteigen. Das Publikum ist berechtigt, sich unter Karl I. Ludwig den Sechzehnten vorzustellen; der Dichter hat es so gewollt und wenn man jedes Auge bei diesen jammervollen Scenen sich feuchten sieht, wenn das Haus diesen Leiden mit Rührung folgt, dann bekommt man eigene Gedanken über die blutigen Vorgänge der französischen Revolution und jene philosophischen Anwälte der Schreckensmänner, die in ihren Büchern das als nothwendig hinstellen, was zuletzt denn doch, bei einfachem nicht Lampen- sondern Sonnenlicht beleuchtet, nur schaudervolle Brutalität war.

Die Darstellung mußte durch diese häufigen Wiederholungen eine seltne Rundung erhalten haben, und doch fühlte man, daß man sich unter Schauspielern befand, die hier nur zur Folie der Decorationen und des Süjets dienen. Ausgezeichnet erschien mir nur Melingue als d'Artagnan und Chilly als Mordaunt. Von diesem hätten unsere Darsteller böser Charaktere etwas lernen können. Wie unausstehlich sind meistentheils unsere Bösewichter, die immer ihre Verruchtheit

in Miene, Gang, Wort zur Schau tragen! Chilly gab seinen Mordaunt mit einer vornehmen Ruhe, einer eisig zurückhaltenden Kälte, mit dem Sangfroid etwa eines glatten und in seinem sichern Benehmen imponirenden Spielers. Er lächelte; aber auch nicht gleich zuckersüß, wie unsere Bösewichter, wenn sie liebenswürdig sein wollen. Er blieb Menschenverächter, kalter, herzloser Teufel, zuckte nicht mit dem Auge, nicht mit den Lippen, er war das, was er sein sollte, ohne irgend eine heuchlerische Maske. Während sich Alles um ihn her erhitzte und im Lauf der Handlung seinen Ton steigerte, blieb er kalt, immer sich gleich und endete im letzten Moment der Gefahr mit demselben unerschütterlichen Ton des Gleichmuths, wie er das Stück begonnen hatte. Diesen Schauspieler wird auch Alexander Dumas in sein neues Theater Montpensier mit hinüber nehmen.

Oncle Baptiste, den ich 1842 sah, ist seitdem übersetzt und bearbeitet worden, und zwar als „Stadt und Land oder der Viehhändler aus Oberösterreich." Man vergleiche beide Stücke und stelle Betrachtungen über den Unterschied der Nationen an! Das französische Werk, doch auch für's Volk berechnet, aber durchweg graziös gehalten, das deutsche, in die plumpsten Bauernspäße übersetzt! Wir sprechen von einer Volkspoesie, Volksliteratur, Volksdramen. Wie kann sich so etwas bilden, wie kann es von gewiegten, feinen Geistern ausgehen, wenn man glaubt nur im Ton jenes Viehhändlers dem deutschen Volk verständlich werden zu können! Als ich den groben Viehhändler im Theater an der Wien sah und ihn mit seinem Original, dem Oncle Baptiste, im Gymnase zu Paris verglich, den Komiker Grois gegen Bouffé hielt, wurde mir ach und weh zu Muth in dem Gedanken, daß man so tief hinuntersteigen müsse, um sich in Allem, was wir für die Poesie und das Leben, für den gedruckten Buchstaben und die lebendige That, für Sitte und Institutionen erstreben, dem Verständnisse des „Volkes" zu nähern. Das ewige Berufen auf die Masse, das Volksthümlichmachen und Popularisiren ist eine Krankheit bei uns, an der andere Völker nicht leiden. Man stelle einen Durchschnittsmaßstab für das geistige Leben auf, den Maßstab der Bildung, und lasse die Menge, ob nun vom Lande als Bauer oder aus den Werk-

stätten als Handwerker, an die allgemeine Quelle herankommen. So aber, wie wir's treiben, wo wir dem Schwaben schwäbeln, dem Niedersachsen plattdeutsch reden, dem Bauer bäurisch, dem „Volk" überhaupt in einem „Volkston" reden sollen, kommen wir zu keinem vernehmlichen, Alles bindenden, Alles bildenden und umfassenden Ton, dem Ton, der uns auch von geistiger zu politischer Einheit führen müßte.

Theater und die Frauen! Es sind die Haupthebel des Pariser Lebens! E. M. Arndt hat in seiner Zugabe zu Diderot's Grundgesetz der Natur so in seiner körnigen Weise gegen alles Buhlen und Schranzen um „weiberische Dinge" geschrieben und des alten Frankreichs Untergang so scheinbar folgerichtig von den Weibern abgeleitet, daß es bedenklich wird, über diese „Mannesmuth lähmenden" Pariserinnen zu sprechen. Zwar sagt der alte Cato am Rhein, der als ewiger Sittenrüger wirklich aus seinem Lande Rügen stammen mußte, daß ihm die jetzigen behoseten Pariserinnen mit der Cigarre im Munde noch besser gefielen, als die empfindsamen Courtisanen des vorigen Jahrhunderts, die eher umgekehrt gemacht hätten, daß die Männer im Reifrock gingen. Allein ich denke doch, die Frauen werden von ihm zu stark gefuchtelt. Gegen seine Theorie vom „weiberischen wälschen" Wesen, das die Männer entnervt hätte, läßt sich eine Gegentheorie aufstellen, welche besagt, daß wir gerade dem Seherischen und Velledenhaften der Weiber wenigstens jetzt einen höhern Aufschwung der in prosaische Weltklugheit und Muthlosigkeit versunkenen Männerwelt verdanken. Wer hätte nicht die Haushahn-Tyrannei in sich, die aus E. M. Arndt's Buche gegen die Weiber kräht; aber Gerechtigkeit über Alles! Die von ihm wegen ihrer Hosen, die sie nie getragen hat, bespöttelte George Sand ist denn doch in der ganzen gegenwärtigen französischen Literatur das einzige, einsam dastehende Beispiel einer reinen und edlen poetischen Inspiration. Zu widerlegen ist da Nichts. Es ist Thatsache. Dichter, wie Victor Hugo, sieht man im Pairsrock aus den Kleidern einer Frau sich herauswickeln und fast mit einer Haube in's Palais Luxembourg vor der Polizei davon laufen. Lamartine schwankt mit Dichtereitelkeit von einer politischen Inconsequenz in die andre

und klammert sich an die nächstens zu erwartende Frauenherrschaft, die „Chancen" der Herzogin von Orleans; die Dichter und Publicisten feiern, wie der Proceß Beauvallon enthüllt hat, wie in den Zeiten der Regentschaft und Ludwig's XV. mit den Actricen Champagnerorgien; die Staatsmänner, die Kaufleute, die Mittelstände vollends wollen keine Ideen, keine Wahrheiten, sondern nur Glück, Geld, Vergnügen, Landhäuser, Gigs, schöne Weiber — und gerade die Weiber sind es oft, die ihnen das Bild männlicher Tugend entgegen halten und sie durch ihre Begeisterung, ihre Entschlossenheit über das Gewöhnliche und Nichtswürdige emporheben. Daß sie dafür viel Liebe verlangen und zuweilen eine Liebe, die nicht mit Mosis zehn Geboten im Einklang steht, ist allerdings wahr. Arndt kennt diese heroischen modernen Weiber nicht. Er weiß kaum, daß die gegenwärtige polnische Revolution mehr von den Frauen, als den Männern eingeleitet worden ist, daß Nikolaus selbst die vornehmsten russischen Weiber in die Provinz verbannt, weil sie aus Deutschland, Paris und Italien Ideen mitbringen, die sie vor dem Autokraten zu vertheidigen mehr Muth haben, als die Männer. Lebte Arndt nicht in Bonn bei dem heiligen Köln, so würde er sich auch überzeugt haben, daß die deutschkatholische Sache weit mehr durch die Frauen als durch die Männer befördert worden ist. Wenn Arndt S. 203 sagt, die Frau pflege alle Verantwortlichkeit der begangenen Schuld auf die Männer zu werfen und zu sagen: „Das geht mich nichts an, Lieber! da sieh Du zu!" — so mögen die pommerschen Bauernmägde so denken, wenn es sich um das handelt, was Arndt hier im Auge gehabt zu haben scheint, unerlaubte Vaterschaft. In diesem sittenlosen, abscheulichen Paris aber, auch in Deutschlands raffinirten Gesellschaftsschichten, findet man im Gegentheil die häufigsten Beispiele, daß der weibliche Theil in solchen Fällen sagt: „Lieber Freund, die Folgen unserer Schuld werden Dich in Deiner gesellschaftlichen Stellung in Verlegenheit setzen, ich will sie auf mich nehmen und Dich nicht nennen." Mit einem Worte, man kann die ganze Beweisführung Arndt's umkehren und ihm nachweisen, daß wir seit 1750 die Erstarkung der verweichlichten Männer und ihren Aufschwung

vom nüchternen Perrückengeist gerade nur den Weibern, nur der sich fühlenden, edleren Kraft des andern Geschlechtes verdanken — und das bis auf diese Stunde! Es ist zwar nicht angenehm für unsern „Mannesstolz", so etwas zu sagen oder zu lesen; aber was soll man thun? Die Weiber in die Küche schicken und die Geschichte beim Qualm der Tabackspfeife für uns allein schreiben? Die Zeiten sind vorüber.

Die Zahl der stillen einsamen Wanderer, die sich für Frankreichs Zukunft aufsparen, soll leider immer kleiner werden. Es sind zu viel Hoffnungen abgeblüht, zu viel faule Blüthen sind zu Boden gefallen! Die Emeuten sind bis auf ihre letzten Zuckungen gestorben, die Staatsämter blieben in denselben Händen, die Opposition hat zu sehr verrathen, daß sie aus zweideutigen Elementen besteht: was ist Thiers, was wäre selbst Odillon Barrot für Frankreichs Zukunft? Frankreich ist in tiefen Schlaf gefallen, in dem es nur von Glück und irdischem Wohle träumt. Es spielt an der Börse! Die Börse ist um das Dreifache gegen früher besetzt, die Eisenbahnen, diese langen Metallschlangen, bewachen den Baum des Erkenntnisses und die Aepfel, die man bricht, sind innerlich wurmstichig genug, aber nach außen lieblich und man verzehrt sie mit paradiesischem Appetit. Kommt mir nicht, Ihr Socialisten und Communisten, und redet von Eueren neuen Lehrgebäuden und von Euerm „Elend der Epoche!" Ihr liebäugelt auch mit dem Vergnügen, so gut, wie diese Banquiers, die jetzt den Hauptmakler Louis Philippe an der Spitze, Frankreich beherrschen! Alles, Alles jagt an der Seine nach den Reizen des Lebens. Eine Theorie der Entsagung erscheint jetzt hier eine Lächerlichkeit, ja ein Verbrechen jener socialen Philosophie gegenüber, die das Palais Royal in ein Phalanstère verwandeln möchte, wo jeder Handwerker freies Tanzvergnügen und freie Oper bei wenig Arbeit haben soll. Wo ist hier ein Philosoph aufgestanden, der den Tanz und die Oper aus der Liste der wünschenswerthen Vergnügungen ganz ausgestrichen hätte? Nein, ein Freund hatte Recht, der gerade vom Bureau einer Zeitschrift kam, wo sich junge Dichter und Denker zu versammeln pflegen und sich bitter beklagte, daß

das nicht mehr jene jungen strebenden Kräfte von vor zehn Jahren wären, die damals aus dem Quartier Latin kamen und sich für Frankreichs Zukunft aufsparten. Der Materialismus hat Alles erschlafft. Wer sich hier für die polnischen Vorgänge interessirt, das sind die älteren Leute von sechsunddreißig Jahren an. Die jüngeren sprechen mehr von der Polka als von Polen.

Die Literatur trägt an dieser allgemeinen Erschlaffung der Geister große Schuld. Auch sie stellt keine Beispiele der Entsagung auf. Was sie schildert, sind beneidenswerthe Existenzen auf Sammtpolstern und seidnen Ruhekissen. Felix Pyat, so hoffte ich, würde wie Louis Blanc und einige andere Schriftsteller früherer Entwicklungen, eine Ausnahme machen, weil die ersten Acte seines Diogenes dem Paris von heute den Fehdehandschuh hinwerfen. Aber in den letzten Acten verfällt auch er dem allgemeinen Loose, auch sein stolzer, muthig beginnender Diogenes wird zuletzt ein Opfer der Genußsucht. Wir sind in Athen, nein, in Paris. Wir sehen Soldaten aus der Schlacht von Salamis, nein von Austerlitz, an uns vorüber gehen. Sykophanten, nein Mouchards, Archonten, nein Deputirte aus dem Palais Bourbon erkennen wir. Diogêne verachtet gründlich dieses eitle, sophistische und genußsüchtige Paris: er kriecht in eine Hundehütte auf den — Boulevards und schleudert von seinem Strohlager bittere Epigramme auf die, die ihn besuchen und ihm nur „die Sonne rauben." Was er gegen Alcibiades, Klinias, Nicias, Plato, Euripides, Demosthenes, sagt, ist das Treffendste, was man gegen die Staatsmänner, Feldherren, Redner, Dichter und Philosophen des heutigen Frankreich sagen kann. Aber hier hätte E. M. Arndt Recht. Dieser weise Cyniker wird weichlich der Aspasia gegenüber. Er verachtet erst ihren Ruf, sagt ihr erst gute Dinge gegen die modernen Nachfolgerinnen der Düdeffant und l'Espinasse des vorigen Jahrhunderts, aber Aspasia lüftet den Schleier, nun findet er Madame Fitz-James wunderbar schön, übersieht ihre weiße und rothe Schminke, übersieht die jetzt auf den Theatern übliche purpurrothe Lippenschminke (**Rouge des lèvres** Adresse: **M. Legrand Parfumeur du Roi et de la Cour Rue**

St. Honoré 319) sieht nicht den Geist, den Heroismus dieser Courtisane, sieht nur ihre Schönheit, schmachtet darnach und aus ist es mit der Anlage des Werkes. Diogêne ist, was sie in Paris Alle werden wollen: der Geliebte einer Düchesse, die vortrefflich singt, einer Comtesse, die vortrefflich malt, einer Baronesse, die gesuchte Feuilletonartikel schreibt. Diogêne wird die Hundehütte verlassen, gerade sein Cynismus an ihm wird für die blasirte Pariserin neu, überraschend, pikant werden, man wird ihm wie dem K. K. österreichischen Sohn der Wildniß in Wien die Haare kämmen, einen neuen Frack anziehen und zum Löwen der Gesellschaft machen. Diogêne ist für Frankreichs Zukunft verloren.

Einige deutsche Correspondenten, die dafür angestellt und halb mit deutschem, halb französischem Gelde bezahlt sind, um in Frankreich Alles frisch, lebendig und unendlich stoffreich zu finden, werfen mir zur Widerlegung meiner Anklage des französischen jungen Nachwuchses ein: Geh' in die Universität und höre den Tumult bei Quinet's und Michelet's Vorlesungen! Nun gut! Dort hört sich's an, wie bei uns im Theater, wenn sie Dr. Lubarsch's: Keine Jesuiten mehr! aufführen. Aber Abends sehe ich dieselben jesuitischen Studenten bei Valentino zum Tanze gehen, Polka hopsen, Cancan zappeln, Walzer taumeln — oder sind es nicht dieselben? Sind sie daheim in ihrer Dachstube, ihrem Entresol und lesen geschichtliche und philosophische Werke? Ich glaube, diese stillen Träumer werden sich zählen lassen.

Oder die anderen Correspondenten sagen: Siehst Du nicht jene Schriftsteller in der Blouse? Jene Handwerker, die am Tage den Hammer, Abends die Feder führen? Aber auch hier finde ich inconsequente Diogenesse. Da steht vor einiger Zeit ein Schneider auf, Namens Hilbey, und wirft seiner Poesieen wegen, die er gemacht und empfohlen haben wollte, allen Zeitungen Bestechlichkeit vor. So etwas einmal gesagt, kann nützlich und für ihn ehrenvoll sein. Gleich aber verwandelt sich die gute in eine fixe Idee. An allen Straßenecken prangt jetzt der Schneider Hilbey mit seinen erneuerten Anklagen, seinen wiederholten Nadelstichen. Was Anfangs Naivetät war und anzog, wird nun Absicht und verstimmt.

Der Dilettant geberdet sich in diesen Anschlagzetteln literatenhaft und zudringlich. Man sieht, die Eitelkeit auf seine Verse treibt ihn mehr, als der Gott im Busen.

Die großen Muster der Entsagung, Beranger, Lammenais, leuchten noch immer voran, Chateaubriand, ehrwürdig geworden durch sein Alter und weise scheinend, seitdem er schweigt, gesellt sich ihnen als Dritter zu. Aber an neuen Beispielen einer stolzen und entsagenden Gesinnung sind wenige zu nennen. Der Strudel hat sie alle erfaßt, der Strudel jenes Materialismus, der die Gesinnungen untergräbt und von dem gefeierten Friedensnapoleon, dem gepriesenen Helden der Banquiers und Börsenmakler, Louis Philippe, zur Achse des politischen Lebens in Frankreich gewählt worden ist.

Das steht fest und ist mir selbst von keinem Franzosen in Abrede gestellt worden: Deutschland befindet sich in diesem Augenblick in einer lebendigeren geistigen Anregung als Frankreich.

[11. Brief.] Durch seine Verbindung mit Thiers hat Odillon Barrot seine rein liberale Stellung von ehedem verloren. Thiers ist im Innern seines Wesens weniger liberal, als Guizot. Er hat die Septembergesetze gegen die Presse gegeben und überhaupt von seiner Redaction des National mehr die napoleonischen als republikanischen Grundsätze geerbt. Odillon Barrot trägt die Schleppe des berühmten Redners, der vor einigen Tagen in der Kammer über die Hofbeamten als Deputirte eine wunderbare Rede gehalten und eines „deutschen Dichters" Worte wiederholt hat. „Er wollte," sagte Thiers, „sein Fahrzeug so lange an eine hohe Stelle des Ufers binden, bis die Fluth käme und es flott mache." Im Wallenstein kann Thiers auch für sich finden:

> Da steh' ich, ein entlaubter Stamm, doch innen
> Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
> Die sprossend eine Welt aus sich geboren.
> Schon einmal galt ich Euch statt eines Heeres,
> Ich Einzelner . . . .

Ob die Fluth nach Louis Philippe's Hintritt hoch genug für Thiers steigen wird? Alle haben sie ihre kleinen Ret=

tungs-Fahrzeuge angebunden und hoffen auf diese Fluth — zehn Zoll Molé's Kahn, fünfzehn Zoll Lamartine's Gondel, zwanzig Zoll Thiers' Kutter — Bis zu den blutigen Strichen der Fluth von 1789 aber, wo es an die großen Kriegsfregatten käme, steigen doch wol im Inland die Wellen nicht mehr.

An musikalischen Ereignissen war dies Frühjahr nicht reich. Felicien David ließ „Moses auf Sinai“ in der großen Oper aufführen und bestätigte die alte Erfahrung, die auch Ponsard mit seiner Agnês de Meranie machen dürfte, daß man nicht zweimal hintereinander gleich bedeutende Erfolge hat. Entweder bedarf der schaffende Geist oder die anerkennende Huld des Publikums einer längeren Pause, um sich wieder zu sammeln. Die Wüste, le Désert, die der Komiker Levassor als le Dessert verspottet hat, ist noch immer an der Tagesordnung. Manche, die entweder die charakteristischen Schönheiten dieses Tongemäldes nicht anerkennen wollen oder, was eher glaublich ist, sie nicht verstehen können, finden die Ursachen des gewaltigen Erfolgs dieses musikalischen Freiligrath-Gedichtes in allerhand Zufälligkeiten: David wäre St. Simonist gewesen und diese Propheten unterstützten sich einander noch jetzt, besonders in den Feuilletons; oder bei der Aufführung wären auf den ersten Parterrebänken acht Beduinen gewesen, die über die Schilderung ihrer heimathlichen Zustände in Ekstase gerathen und denen zu Liebe das gastfreundliche Pariser Publikum mit in Begeisterung ausgebrochen wäre. Später hätte sich ergeben, daß diese Beduinen die gewöhnliche Claque war, diesmal in einem entsprechenderen Costüme. Genug, Moses auf Sinai ist den Parisern zu kirchlich ernst, zu deutsch langweilig vorgekommen, und der Componist wird sich wahrscheinlich an die edlen und frommen Germanen wenden, um sein Werk zu voller Anerkennung zu bringen.

Die große Oper scheint in den letzten Zügen zu liegen und wird vom Ballet erhalten. Zu dem üppig ausgestatteten Ballet Paquita gab man Auber's Liebestrank mit Sängern, die einer kleinen deutschen Mittelstadt nicht genügen würden. Mad. Stolz, die Regentin dieser Bühne, war auf Gastrollen in der Provinz. Noch immer schmachtet Leon Pillet, der In-

tendant, unter ihrer Herrschaft, und der Friede der großen Oper mit Meyerbeer ist auch noch nicht hergestellt. Dieser Kriegszustand dauert schon mehre Jahre und man ist gespannt, wer zum ersten nachgeben wird, die Stimme der Mad. Stolz oder die Partitur des „Propheten". Die Zeit ist für die Stimme einer Sängerin keine Bundesgenossin. Zu bewundern ist an Meyerbeer die ruhige Zurückhaltung, die volle Befriedigung durch seine immergrünen alten Lorbern. So weit sich die Pariser beurtheilen lassen, möchte ihm zu rathen sein, daß er nicht mit kleineren, zersplitterten Arbeiten, mit einer Afrikanerin, dem Feldlager in (was wird Scribe für Schlesien setzen?) und ähnlichen Sachen vor die Schranken tritt, sondern mit ganzer Kraft, dem Aufgebot der Mittel, die er für sich in's Gefecht zu führen pflegt.

Bei den Italiänern hörte ich den Barbier von Sevilla mit Lablache, Ronconi, Mario, Tagliafiko und der Persiani. Bekanntlich ist dies die berühmteste Vorstellung dieser Gesellschaft und ich bekenne mein Vorurtheil, ich bin nicht fähig, mich von dem Sammt und der Pracht dieses Theaters, den theuern Eintrittspreisen, dem O! und Ach! der Engländerinnen in den ersten Logenreihen, die erst frisch von London kommen und nie gute Musik gehört haben, blenden zu lassen. Ich halte dieses ganze italiänische Operninstitut in Paris für eine Mystifikation im großen Styl, eine echt italiänische Prellerei. Daß eine deutsche Gesellschaft, in welcher natürlich unsere besten Operntalente mitwirken müßten, Vorzüglicheres leisten würden, scheint mir festzustehen; aber selbst eine gewöhnlichere Besetzung in Deutschland oder Italien giebt, vielleicht mit Ausnahme Lablache's als Bartolo, dasselbe, und selbst Lablache ist mit seinen eingelernten, seit zwanzig Jahren in gleicher Quasi-Natürlichkeit wiederholten und aller ursprünglichen Frische ermangelnden Späßen frostig und scheint immer zu sagen: Da, dummes Volk, nimm das hin für Deine 12 Franken den Platz! Man wird die Charlatanerie dieses Theaters um so mehr verstehen, wenn man überlegt, daß in Paris nirgends anders Gelegenheit ist, einen Ton italiänischer Opernmusik zu hören, als bei diesen Italiänern; denn sie haben ein Privilegium. Die komische und große

Oper bringt nur französische Musik. So ist die Unterhaltung, die der kleinsten deutschen Stadt, die ein Theaterchen unterhält, möglich wird, Norma, Nachtwandlerin u. dgl. zu hören, in Paris nirgend anderswo zu finden, als bei diesem Halbdutzend theurer, wie Kletten zusammenhockender Italiäner. Der Franzose hat Ohr genug, zu fühlen, daß die Bellinischen und Donizettischen Klänge wohlthun, und muß die Gelegenheit, in Paris überhaupt solche Musik hören zu können, bei Taxation des Genusses, den die italiänische Truppe gewährt, mit in Anschlag bringen. Kommt nun noch hinzu, daß die Räumlichkeiten dieser Bühne am fashionabelsten unterhalten sind, so muß man von dem Rufe dieser Italiäner eine Menge vergrößernder Umstände abziehen.

Schon einige Male sind deutsche Operngesellschaften nach Paris gegangen, haben gut angefangen und schlecht aufgehört. Und wenn wir mit unseren glänzendsten Talenten kämen, so würden sie unterliegen, weil man von ihnen nichts hören will, als nur deutsche Musik. Die deutschen Opern sind aber in Paris bei Alledem nicht zum Anhören. Drei, vier davon, und der Vorrath ist erschöpft. Der Rest ist Gähnen. Wäre es möglich, mit einer nur halbwegs guten deutschen Gesellschaft Norma, Nachtwandlerin, Barbier, Robert den Teufel, Hugenotten und Mozart's Opern (mit weggelassenem Dialog) zu geben, so würde eine solche Gesellschaft, unterstützt von einem guten Orchester und einer anständigen Localität, Alles erobern und ruhm- und goldbeladen nach Deutschland zurückkehren. Aber das ist's! In Frankreich ist Alles Specialität. Vom Deutschen will man deutsche Musik, und die Aufführung anderer Opern würde ihm geradezu verboten werden.

[15. Brief.] Das Odéontheater hat sich durch die Erfolge der Lucrezia von Ponsard gehoben und wird von der Regierung unterstützt. Daß ein Schauspieler, Monrose, der trotz seiner hektischen Brust selbst Helden und Liebhaber spielt, zugleich Director dieser Anstalt ist, schadet. Ein ausübender Schauspieler, der nicht wie Iffland und Schröder einer großen Stadt oder einem Hofe gegenüber Verantwortlichkeit hat, wird sich als Director immer nur mit Künstlern umgeben, die unter ihm

stehen. Dadurch sind einige deutsche Theater, die von sogenannten Oberregisseuren verwaltet wurden, auf Null herabgesunken.

Ponsard ist eine gefällige, ansprechende Persönlichkeit von einiger Aehnlichkeit mit Dingelstedt, ohne ganz so pinienhaft schlank zu sein, wie dieser. In Ponsard's Knopfloch befindet sich das rothe Band der Ehrenlegion, das ihm noch zu seiner schnellen Berühmtheit und zum glücklichen Erfolg seiner Lucrezia mit hinzugegeben wurde. Er las bei Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) seine neue Tragödie Agnès de Meranie mit Einfachheit und ohne rhetorische Absicht vor. Das Stück war für das Debüt der Madame Dorval bestimmt, die von der Porte St. Martin an das Odéon übergehen sollte, sich aber mit der hundertmaligen Aufführung der „Marie Anne oder die Mutter aus dem Volke" so angestrengt hat, daß sie hoffnungslos krank darnieder liegt. Paris ist auf Agnes von Meran gespannt. Ob sie mir gefallen hat, darf ich nicht verrathen. Es kommen Prachtstellen gegen Rom und den Papst darin vor.

Wenn sich all' die Bollwerke, die man gegen die Sturmfluthen einer möglichen Rückkehr der Revolution in Frankreich aufgebaut hat, so schnell senken und abnutzen, wie die Deputirtenkammer, so möchte sich das Zeughaus der Gegengründe gegen das constitutionelle Wesen an Mitteln zu vermehren scheinen. Nach vier Jahren hat die Mißachtung dieses unorganischen gesetzgebenden Körpers unglaublich zugenommen. Die Banquiers, Börsenmakler, Rentenbesitzer, die sich überall einbilden, ihr eigenes Wohl sei das Wohl des Allgemeinen, nehme ich aus, sonst aber hat auch nicht ein Theil der stimmfähigen öffentlichen Meinung noch ein Herz oder nur eine aufmerksame Empfindung für diese ohnmächtige Deputirtenkammer. Ihre Kraft ist gebrochen. Einige ihrer festesten Säulen hat der Tod genommen, Andere das Alter mürbe gemacht. Diejenigen, welche wie Berryer und Lamartine, nach der Unmöglichkeit, als Redner zu wirken, wenigstens durch ihren Charakter glänzen sollten, haben unglaubliche Schwächen und Charakterlosigkeiten zur Schau gestellt. Das einzige kräftige, unterrichtete, leidenschaftliche

Ferment der Kammer ist Thiers, aber alle Welt weiß, daß ihm seine Person die Sache ist, für die er zuweilen in diesem kleinen stehenden Teiche eine Art Sturm aufwühlt. In Guizot und Thiers stehen sich nicht zwei Principien der Regierung gegenüber, nur zwei verschiedene Methoden derselben. Der Eine will langsam und bedächtig, der Andere etwas rascher gehen. Beide geben dem Könige keine anderen Anerbietungen, als die, wer ihn am besten bediene. In Thiers lebt der Franzose feuriger, als in Guizot, der etwas Calvinistisches, Genferisches hat. Diese schwache Schattirung ihres Unterschiedes ausgenommen, würden sich die Dinge, wenigstens so lange Louis Philippe lebt, mit oder ohne Diesen oder Jenen kaum verändern.

Die übrigen Elemente einer auf Steuerabgabe begründeten Kammer, einer Kammer, die zu mehr als einem Drittel aus Beamten, Offizieren und sonstigen Untergebenen der Regierungsgewalt besteht, können eben keine lebhaften Neigungen für die in seiner Reinheit und Würde so unantastbare Volksvertretungsform erwecken. Eine Stelle in der Deputirtenkammer ist in Frankreich eine Anstellung geworden. Nicht, daß der Makel der Corruption, der diesem Staatskörper ankleben soll, im groben, wörtlichen Sinne zu nehmen ist, die Bestechung ist feiner. Der Gewählte muß in der Residenz für seine Provinz, seine Wähler sorgen. Er sitzt der Gewalt so nahe. Die Gewalt braucht seine Stimme, und diese verkauft er für eine Anstellung seiner Verwandten, für eine Begünstigung seiner Freunde, für die Zulassung zu den ersten Unterschriften bei einer neuen Eisenbahn, für eine, zwei, drei der tausend Gelegenheiten, die ein Ministerium hat, mit der Wünschelruthe seiner Macht auf dem Boden der materiellen Lebensbedingungen Metall zu entdecken. Guizot, ein rechtliebender strenger Mann, ist es nicht, der diese Bestechungen erfunden hat. Die Käuflichen drängen sich selbst herzu, führen die Feder der willenlosen Machthaber, die nur zu unterschreiben braucht, und nennen die Gelegenheiten, wo man ihnen, ihren Wählern, ihren Verwandten, ihren Freunden nützen könne. Der Philosoph, lächelnd erst über die menschlichen Schwächen, lernt diese verachten, indem er ihnen will-

fährt. Und läge dies System nicht im Charakter Guizot's, so liegt es in dem seines Herrn, der gelernt hat, die menschlichen Leidenschaften zu durchschauen und die irdische Zuthat an den Ebenbildern Gottes zu seinem Vortheil zu benutzen.

Mit dem Tode des Königs wird sich die gegenwärtige Deputirtenkammer, die sein Privatspielzeug geworden ist und mit welcher sich, scheinbar rechtlich, Frankreich doch nach völliger Willkür regieren läßt, nicht halten können. Ob nun dann Thiers oder Lamartine an das Ruder träten, Beide würden sich irren, glaubten sie in der Kammer dieselben Elemente vorzufinden, mit deren Natur sie sich jetzt seit sechzehn Jahren so vertraut gemacht haben. Durch einen veränderten Wahlcensus würde ihnen eine andere Generation gegenübersitzen, die sich neue Anschauungen gebildet hat. Der Antrag zur Veränderung dieses Wahlcensus wird vielleicht von der Regentschaft ausgehen und ist vielleicht ein Paragraph jenes Testamentes, das der König seinen Söhnen und Enkeln hinterläßt. Der erste „König der Franzosen" hat Geschichte studirt und lange im Stillen beobachtet, wie die Dinge entstehen oder vergehen. Die gewöhnliche Praxis der neuen Regierungsantritte, dem natürlichen Wunsch nach Veränderungen entgegenzukommen, wird er den alten Dynastieen abgelernt und seinen Sohn darnach angeleitet haben. Unschuldige innere Reformen lenken die Spannung der Aufmerksamkeit nach dem gefährlichen Ausland ab, und was läßt sich leichter ändern, als die Deputirtenkammer, die keine ehrwürdige alte geschichtliche Ueberlieferung ist! Wer in den fremden Cabinetten des Königs Tod als den Moment fürchtet, wo einem Menagerielöwen sein Gitter einen Augenblick offen steht, der rathe dem Herzog von Nemours, sogleich die Initiative einer Wahlreform zu ergreifen: sie wird dem unruhigen und gefährlichen Verlangen nach irgend etwas Neuem entgegenkommen, alle innern Partheien in Bewegung setzen, den Franzosen die größere Freiheit geben, die sie verdienen, und das Ausland vor Anmaßung schützen, Einbildung und dem Gelüste, das etwa dem plötzlich herrenlos gewordenen Frankreich wieder beikommen könnte. Denn es fällt mir nicht ein, von dem, was Frankreich seinen Ruhm, seine National=

ehre, seine Freiheit nennt, irgend etwas Heilsames für Deutschland zu erwarten.

[Zum 18. Briefe.] Es geschieht in Paris so wenig für unschuldige Vergnügungen. Ich verstehe darunter jene harmlosen Erholungen, wozu man weder die Nacht, noch einen Liebesroman, noch Geld nöthig hat. Wären die Theater nicht, Paris stürbe an Blasirtheit. Die Minister sollten zu Louis Philippe sagen: „Sire, es ist nur zu bekannt, daß die Thorheiten von Paris die von ganz Frankreich sind. Man spricht jetzt von einem Uebelbefinden der Welt, seit in Paris einige Leute sich bis zur Verzweiflung langweilen. Man muß versuchen, aus Paris diese Langeweile zu verjagen. Woher entsteht sie? Was ist sie? Sie ist der böse gähnende Dämon, der eine Menge junger und alter Menschen von der Madelaine bis zum Chateau d'eau begleitet, ihnen kostbare Wagen mit muthigen Pferden zeigt, in denen sie selbst gern sitzen möchten, rasch vorübergleitende Schönheiten, die auch sie umfangen möchten, der Dämon, der sie träumen, begehren, sich sehnen läßt und ihnen nichts anbieten kann, als unausgefüllte, leere, nüchterne Zeit. Der Epicier hat nur die Mittel, jährlich zweimal eine Landparthie nach Enghien, einmal nach Versailles zu machen, wie theuer das für ihn, seine Familie, sein Geschäft! Der Student, der Künstler, der Offizier — wie sie alle dahinschlendern! Das Theater zieht sie nicht an, die große Oper giebt keine Bälle, die Tanzsalons sind zu allgemein, eine Ehe ist theuer und vielleicht noch langweiliger, eine Geliebte ist nicht minder kostspielig; was thun? Im Café sitzen und Domino spielen? Cigarren rauchen und um elf Uhr gähnend seinem Bette zuwanken? Sire, das sogenannte Elend der Epoche ist nichts als die Langeweile von Paris. Verbannen Sie diese matronenhafteste aller Feen, diese letzte von den Zeiten der alten Heiden übrig gebliebene Zauberin, die uns alle Freuden vor die Phantasie führt und nicht eine einzige gewähren kann; retten Sie die junge und alte Welt von Paris, die noch Sinn für unschuldige Freuden hat, retten Sie den Glauben an die alten Einrichtungen Gottes, geben Sie etwas, was weniger pikant ist als die Bälle der großen Oper, und etwas, was weniger langweilig ist als ein Spazier-

gang durch die Champs elysées oder die Kinderwelt Ihres schönen Tuileriengartens! Mit einem Worte, Berlin, Wien und London haben eine Menge von leidlich anständigen Zerstreuungsörtern, wo der Mittelstand unter Blumen und schönen Frauen und musikalischen Symphonieen seine Zeit hinbringen kann. Warum nun in Paris, außer dem eben erst angelegten, Alles zu wünschen übrig lassenden Wintergarten in den elyseischen Feldern, auch durchaus nichts der Art, was in unschuldiger Weise der Menschheit über die Langeweile hinweghülfe? Man sollte in Paris diese Isolirungswuth bekämpfen, dieses gedankenlose, selbstquälerische Flaniren, das wie Opium auf die Phantasie wirkt und orientalische Träume weckt. Sire, machen Sie etwas mehr Lärm in Paris, beschäftigen Sie die Neugier, lassen Sie mehr von dem bekannten Kolophonium der Monarchieen prasseln, unterhalten Sie diese am Gähnkrampf sterbende Stadt mit etwas Anderm, als mit Ihrer Deputirtenkammer-Komödie, lassen Sie etwas von jenem Gelde springen, das Sie in Amerikas Banken anlegen, und schießen Sie davon alten Kammerdienern, die sich in Ruhe setzen wollen, vor, um mitten in Paris in die Rue Vivienne, in die Rue Richelieu, auf die Boulevards Abzugskanäle für die Langeweile zu bauen, Vauxhalls, Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Wintergärten, lassen Sie Musik ertönen, rufen Sie Prager Musikanten, rufen Sie Zigeuner aus Ungarn, machen Sie aus diesem langweiligen Paris wieder die alte Capitale joyeuse du monde, und Sie werden die Generation von ihren Mucken und Grillen heilen, werden die jungen Leute aus dem Cigarrendampf ihrer Utopismen verjagen, den alten Leuten ihre mürrische Kopfhängerei und das feige Flottiren mit den Wogen der Umstände nehmen, kurz sorgen Sie dafür, Sire, daß am Pariser Horizont wirklich die Farbe der Tricolore, weiß, blau und roth, nicht das verwaschene Aschgrau von jetzt sichtbar werde."

Thiers könnte allenfalls so sprechen. Er hat das von seinem Napoleon gelernt, der in dieser Art auch die Menschheit im Großen und Ganzen und aus dem Vollen faßte. Guizot aber gehört zu jener unglücklichen Secte von geistreich muckerischen Staatsmännern, die auch in Preußen jetzt am

R uder sitzt und die Krankheit des politischen Weltschmerzes durch die Kirche heilen will, Zucht und Gebet und ähnliche Culturhebel einer entschwundenen Zeit. Ihr armen, leidigen Puritaner! Wie wird sich der große Gott der Natur und der Geschichte an Euerm Symbolzwangsgott rächen, wie wird der gewaltige, durch die Saiten der Weltharfe brausende Sturmwind über Eure Kartenhäuser und Papierkapellen hinfahren!

Der in demselben Briefe besprochene Fourierismus, der aus dem Drange nach Lebensfreuden vorzugsweise entstanden scheint, ist wie Alles, was sich in unserm Jahrhundert sectirerisch ankündigt, im Verfall begriffen. Die Phalange, in die täglich erscheinende Democratie pacifique verwandelt, hat noch eine kurze Glanzepoche erlebt und sich durch die Einführung neuer Gesichtspunkte in die veraltete Methode der Pariser Journaldebatten die Achtung aller Partheien erworben, aber selbst bei 3000 Abonnenten, was uns unerklärlich erscheint, behauptete sie kürzlich, nicht bestehen zu können, und wandte sich an die Freunde und Anhänger Fourier's, wahrscheinlich zum letzten Male, um eine außerordentliche Unterstützung. Diese ist auch auf dem Papier unterschrieben worden und so der Tag des Endes vielleicht noch auf ein Jahr hinausgeschoben worden.

An dem wieder zum 7. April ausgeschriebenen Fourieristenbankett mochte ich diesmal nicht Theil nehmen. Ewig diese gleichen Toaste auf dieselbe Sache, die Schullehrer, die Ammen, die Kinderwärterinnen u. s. w., und zuletzt nach den Verbrüderungen, den Umarmungen, den Thränen nur der gleiche Refrain: Schlechte Bedienung, schlechtes Essen! Das kann einmal kommen; aber jedes Jahr mit stereotyper Form wiederholt, wird es so tragikomisch, wie in Berlin die „Feste der Freiwilligen", wo Kamerad A. und Kamerad B., Kamerad C. und D. alle Jahre die gleichen vaterländischen Anstrengungen machen, sich in den Zeitungen mit Eichenlaub gedruckt zu sehen.

Als Muhamed seine erste Offenbarung gab, war diese weisheitsvoll und strenge; aber er hatte drei Jahre lang nur vierzehn Bekenner. Da mischte er weltliche Zwecke in seine

Lehre und unterhandelte mit den menschlichen Leidenschaften; siehe, da ging's; seine Religion verbreitete sich mit dem Hufschlag der arabischen Horden. Solche Anknüpfungen und Bewegungs-Triebräder sind bei den Fourieristen, die im Grunde die Gesellschaft in ihrer ungleichen Zusammensetzung lassen, wie sie ist, und nur eine lebendigere, wärmere „Attraction" lehren, nicht gegeben, und so sind sie immer in dem Zirkel einer Secte stehen geblieben. Sie haben etwas Bündlerisches, Conventikelartiges und Muckerhaftes, diese Fourieristen mit ihrem Mutterhaus in der Rue de Tournon, ihrem Hohenpriester, dem geist- und gemüthvollen, sanften Victor Considérant, mit ihren übrigen Adepten dieses Großkophtha, ihrer frommen Anbetung vor dem unter die Götter versetzten tiefsinnigen Fourier, mit ihrer gemeinschaftlichen Casse, in welche gläubige Schwärmer, besonders Mystik liebende Frauen beträchtliche Capitalien gezahlt haben, mit ihren religiösen Bällen, wo man mit verklärtem Himmelsblick und allgemein umfassender Bruder- und Schwesterliebe Polka tanzt. Aber unser Jahrhundert ist zu kalt für solche Mysterien der Humanität! Die arge Welt klagt die Bewohner des Mutterhauses in der Rue de Tournon an, daß sie sich von einer Idee speisen, tränken und kleiden lassen, und daß es unverantwortlich sei, für eine Chimäre, eine theoretische Grille, die doch rein in der Luft schwebe, so viel baares, klingendes Geld von den Leuten zusammenzutreiben. Freilich hat Considérant, wie man hört, sein Vermögen auf dem Altar des Fourierismus geopfert; aber berechtigt ihn das, sich bei der Ausbeutung der fourieristischen Chimäre anstellen zu lassen? Nein, dieser Aufruf an die Abonnenten der Democratie pacifique, sie mit Geldzuschüssen zu unterstützen, ist mir einer großen Idee unwürdig erschienen. Was sich nicht durch eigene Kraft halten kann, gehe unter!

Man kann den tieffsinnigen, oft verworrenen, aber immer menschenfreundlichen Ideen Fourier's keinen bessern Dienst erweisen, als ihnen das ausschließende, sectirerische Gepräge nehmen. Eingeführt in den allgemeinen Ideenkampf, in den täglichen Sprachgebrauch der Ansichten über Staatsökonomie und Gesellschaftsreform, würden sich diese Lehren wie eine

vortreffliche zersetzende Schärfe und Säure bewährt haben, während bis jetzt diese Gedanken noch Eigenthum einer Schule, einer Secte sind, auf welche der Stempel der Wunderlichkeit gedrückt ist. St. Simon's Apostel haben besser ihren Beruf erfüllt. Diese sind hinausgegangen in die Welt und lehren die Heiden, besonders die heidnischen Geldmänner, die Capitalisten und Makler. Enfantin, der wieder von Aegypten zurück ist und seine Heiligenscheinperrücke vom Berge Menilmontant abgelegt hat, ist ein Hauptbeförderer des Eisenbahnwesens und hat sich, als geschickter Ingenieur, um die richtige Anlage der Nord-Bahn Verdienste erworben, die ihn reich gemacht haben. Ebenso Olinde Rodriguez, Felicien David, Eichthal, die für ihre praktische Betriebsamkeit voraus hatten, daß sie Israeliten sind.

[Zum 19. Briefe.] Meine Ansichten über Cormenin sind mir vor vier Jahren von einigen Deutschen in Paris verdacht worden, und doch hat die seitherige Entwicklung dieses Chamäleons bewiesen, daß ich ihn richtig beurtheilte. Durch seine Vertheidigung der Jesuiten ist Timon allmälig wieder jener Vicomte de Cormenin geworden, der der Gazette de France näher steht, als dem National.

Das Gouvernable im Franzosen, sein Gehorsam, seine Unterordnung springt in die Augen. Man sehe, wie ruhig und gesetzt die Pariser am Theater Queue machen! Würde in Deutschland das Publikum so lange an der Casse ausharren, wenn es nicht hoffen könnte, sich mit Arm und Faust den Weg zu bahnen und rechts und links die Nachbarn wegzudrängen? Der Franzose gehorcht jedem energischen Willen, jedem begeisterten Worte. Er tritt unter die Fahne jedes Helden, der die Fahne mit Entschlossenheit aufzupflanzen versteht. Wer nicht lesen kann, gehorcht dem, der lesen kann. Wer sich nicht fähig zum Offizier dünkt, ist unter einem tüchtigen Offizier mit Lust und Liebe Gemeiner. Das ist bei uns anders. Der Franzose ist geborner Monarchist, wir sind geborne Republikaner. Da wir keine Republiken haben, so kommt von dieser Anlage nur das minder Gute bei uns zum Vorschein. Was sich bei uns der Einzelne dünkt, dünkt sich in Frankreich die Masse. Eine solche Selbstständigkeit,

wie sie bei uns der Bürger dem Staatszweck, das Publikum (als Wulst von Einzelnen gedacht) dem Autor gegenüberstellt, kennt man in Frankreich nicht. Man opfert sich gern dem Ganzen.

Charakteristisch für den deutschen Egoismus und die französische Aufopferung ist folgender kleine und noch nicht beobachtete Umstand: Man betrachte die Aushängeschilder in Deutschland und Frankreich! Hier liest man, immerhin mit Riesenlettern, aber doch bescheiden: **Lacombe, Coiffeur — Morel, Restaurant — Petitjean, Menuisier.** In Deutschland klänge das dem Einzelnen zu rekrutenmäßig, zu wenig ehrfurchtsvoll für seine hohe Person. Schon gleich hinter Metz, im deutschen Forbach und ganz bestimmt von Kaiserslautern an schreibt Jeder über sein Haus: Johann Caspar Stemmeisen, Tischlermeister — oder Waarenhandlung von Friedrich August Krämer. Kurz man durchwandre unsere Städte vom Rhein bis an den Pregel, überall die wohledelgeborne Persönlichkeit. Wegen etwaiger Verwechslungen ist dies wahrlich nicht (auch in Paris giebt es gewisse Namen, die sich wie bei uns Müller, Schmidt u. s. w. unzähligemal wiederholen), es ist das trotzige Selbstgefühl, das sich bei uns armverschränkt in die Hausthür stellt und in seinem werthen Vor- und Zunamen von A — Z gleich seine Lebensgeschichte zur Schau und Anerkennung stellt. Die Franzosen sind stolz, die Deutschen eitel. Das ist schlimm für unsre großen Zwecke.

Noch ein Beförderungsmittel der that- und willenskräftigen Centralisation liegt in der Literatur. Ich sah Corneille's Horace. Diese schwungreiche Tragödie ist mehr als zweihundert Jahre alt, und auch bis zu dieser Stunde, behaupte ich, hat die deutsche Literatur kein Werk von einer solchen unmittelbar auf die Nation wirkenden markigen Tendenz. Ein Volk, das schon vor zweihundert Jahren Dichter fand, die, wie hier Corneille in den Personen des Horaz und des Curiace, die Begeisterung für große, allgewaltige und Tod und Leben in Anspruch nehmende Nationalzwecke aussprachen, es mußte sich früh zu seiner künftigen politischen Größe ausbilden, während Deutschland vor zweihundert Jahren in Barbarei lebte, eine ideale patriotische Poesie erst durch Lessing

ahnte, und auch dann wieder in irrlichtelirende, romantische, oft kindische Einzelzwecke auseinanderfuhr. Ich bitte jeden unpartheiischen Leser, seine Schulansicht von der französischen Tragödie fallen zu lassen und unbekümmert um das, was wir sonst Kluges und Weises über Corneille wissen, diesen Horace zu lesen. Man muß sagen, daß selbst Shakespeare gegen den Patriotismus dieses Trauerspiels zerfahren und weichlich erscheint. Daß unsere Opitz und Gryphius bei ihrem lyrischen Schwung und sogar ihrem Talent für's Trauerspiel — annäherungsweise — keine Corneilles für uns werden konnten, liegt an unsern Fürsten, die sich von je lieber mit Junkern oder Hoftheologen, als mit Dichtern und Philosophen umgaben.

[20. Brief.] Man hat es dem Verfasser übel gedeutet, daß er in diesem Briefe die ihm von Thiers im allgemeinen Gespräch, nicht unter vier Augen gemachten Aeußerungen wiedererzählt hätte. Wollte ich die Namen dieser verleumderischen Menschen nennen, die mich deshalb in einigen Zeitungen als „indiscret" hinstellten, so würde die unlautere Quelle des Neides bald erkannt sein. Thiers sprach mit einem Publizisten, der sein Vaterland vertrat. Thiers ist keine schriftstellernde alte Dame, die sich nicht von Touristen sprechen läßt, weil sie fürchtet, man möchte von ihren Runzeln sprechen. Thiers ist kein deutscher Lyriker, der sich in einem thüringischen Dorfe einschließt und ängstigt, man würde der Welt etwas von seiner Person erzählen, was im Widerspruch mit der Vorstellung stände, die man sich von seinem blondgelockten Sängerthum machen soll. Thiers ist in seiner weltberühmten Persönlichkeit so oft von englischen Reisenden geschildert worden, daß nur eine Intrigue dazu gehörte, wie sie von gewissen Personen in Paris gegen meine Briefe angezettelt wurde, um Das, was anfangs unterhielt, später als unerlaubt in Verruf zu bringen.

[21. Brief.] Philarète Chasles ist zu gleicher Zeit Vorsteher der Bibliotheque Mazarine. Man weiß vielleicht nicht, daß dieser geschmackvolle Kritiker, der sich leider in neuerer Zeit mehr mit England als mit Deutschland beschäftigt, vor zwanzig Jahren Schriftsetzer war. Es macht ihm Ehre, sich

so aufgeschwungen zu haben. Von seinem Autodidaktenstande her hat er sich eine Abneigung gegen gelehrtthuendes, pedantisches Wesen erhalten und schreibt Bücher und Aufsätze, die der gründlichen Vorbereitung nicht ermangeln, aus der Masse des Materialismus aber nur die Lichtpunkte und wirklich anziehenden Thatsachen hervorheben.

Die Zahl der Kenner deutscher Literatur nimmt immer mehr zu; doch scheint die neuesten St. René Taillandier, Professor in Montpellier, noch überflügeln zu wollen. Wenigstens ist er bis auf die letzten Erscheinungen der Tagesliteratur vorgedrungen und scheint sich in neuerer Zeit auch von den Einflüsterern befreit zu haben, die ihm von Paris aus vorschreiben wollten, was er in Deutschland für bedeutend halten sollte oder nicht. Wenn Taillandier jetzt in der Revue des deux mondes über Karl Beck, Franz Dingelstedt, Robert Prutz Aufsätze bringt, so wird man im Bureau dieser Zeitschrift regelmäßig eine Menge anonymer Briefe mit dem Pariser Stadtpoststempel vorfinden, lautend: „Herr Redacteur, Sie schaden der Achtung Ihres Blattes, wenn Sie Frankreich mit Schriftstellern bekannt machen, die in Deutschland nie genannt werden, u. s. w." Man würde staunen, wenn ich die Namen jener Schriftsteller nennen wollte, die hier gegen die Anerkennung ihrer Landsleute Kabalen schmieden.

Von Henri Blaze ist soeben eine Sammlung seiner zerstreuten Aufsätze über deutsche Literatur unter dem Titel: Poëtes et écrivains de l'Allemagne erschienen. Henri Blaze de Büry war früher Legationssecretär in Weimar und ist jetzt im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Seine Frau, eine junge, liebenswürdige Engländerin und vielseitig gebildet, spricht vortrefflich deutsch und führt selbst, unter dem Namen Arthur Dudley, englisch und französisch die Feder. Blaze ist von dem Vorwurf nicht freizusprechen und er gesteht dies mit bescheidener Rückhaltung selbst ein, daß seine Kenntniß deutscher Poesie, so gründlich sie hie und da erscheint, auf Vollständigkeit keine Ansprüche machen könne. In eigner Person lyrischer Dichter, hat er sich vorzugsweise mit Goethe und den Schwaben beschäftigt, den

Faust übersetzt und die etwas monotone Wesenheit unserer Frühlingsdichter am tiefsten in sich aufgenommen. Sind ihm dadurch manche Erscheinungen entgangen, so hat er unbedeutende Namen und das Mittelgut einiger nachahmenden Talente überschätzt. Seine Hingebung aber an Das, was mit ihm alle Franzosen für das eigenthümlich Deutsche halten, ist nicht die Folge eines kalten Studiums, sondern einer dichterischen Begeisterung, die sich dem Gegenstande, den sie liebt, verwandt fühlt.

Die Franzosen wollen an den Deutschen nur Das anerkennen, was sie selbst nicht besitzen. Die deutsche Literatur soll ihnen durchaus eine gespenstische Ruine im Mondschein mit Geisterspuk und Elfengeflüster sein. Sie, welche Voltaire, Rousseau, Racine haben, diese Dichter des Herzens und der gesunden Vernunft, weisen Alles zurück, was sich jenseits des Rheins als Roman, Drama, socialer Gedanke ebenfalls herzlich und vernünftig ankündigt. Von den Deutschen wollen sie nur Gespenster, Hexen, Burgruinen, Ritter-Legenden und blaue Teufelsmärchen. Alles Uebrige erscheint ihnen an den Deutschen überflüssig und französische Nachahmung.

Und haben wir doch auch in Deutschland den Geschmack, der nur das für poetisch erklärt, was romantisch ist, d. h. unwahr, unbestimmt, flimmernd. Glücklicherweise hat ein Goethe gelebt und drückt unbestrittenermaßen die majestätische Fülle des den Deutschen möglichen Dichtens und Denkens aus. Wer in Frankreich eine tiefere und gerechtere Analyse der deutschen Literatur vertreten wollte, müßte an Goethe anknüpfen und aus dieses auch in Frankreich bewunderten Heros Wirken und Schaffen heraus die verschiedenen Geistströmungen und Lichtstrahlungen angeben, nach welchen hin sich die deutsche Literatur entwickelt hat. Denn in Goethe zeigt sich nichts nach einseitiger Abschüssigkeit. Er war Phantast, wo das Phantastische hingehörte, und vernünftiger Denker, wo die Gesetze des Denkens galten. In der Hexenküche des Faust ist er nicht stehen geblieben, wie sich die Franzosen einbilden, die unter einem deutschen Dichter einen halben Visionair verstehen und nicht begreifen, wie Callot-Hoffmann so schnell bei uns vergessen sein konnte. Durch Goethe müßten sie

das Grundschema, den ursprünglichen Grenzbezirk kennen lernen, innerhalb dessen sich bei uns die schaffenden Geister entwickeln. Nach der Seite des Liedes hin, nach der Seite des Romans, des Dramas, der Kunstkritik und der Weltbetrachtung bezeichnet Goethe vollständig die Bedingungen des deutschen Schriftenthums. Aber der Franzose hat seit Voltaire und Rousseau nur dichterische Specialitäten gehabt, d. h. Dichter, die nur in einer Form, z. B. als Dramatiker oder Odensänger, sich auszeichneten. Es fehlt dem Franzosen der Sinn für umfassende dichterische Individualitäten, die sich nach allen Richtungen hin aus ihrer Schale lösen, wie Goethe und Schiller thaten. Der Geist eines vorzugsweise in einer abgezogenen Welt lebenden Volkes ist eben universell, und das sollte den Franzosen gesagt werden.

Man sollte die Franzosen belehren, daß es in Deutschland auch eine Sonne giebt und nicht immer der Mond scheint. Man sollte ihnen einige Legionen unserer Dorfteufel und Grubengeister gebunden ausliefern und ihnen klar machen, daß der Schwarzwald, die mystische forêt noire, die sie sich voll mittelalterlicher Teufelstraditionen denken, mit nichts Teufelsmäßigerem anfängt, als mit den Spieltischen des Pariser Croupiers Benazet in Baden-Baden. Aber es ist ein Unglück mit uns — jetzt reist ein Herr Martin und will wieder über Deutschland Neues bringen, ich wette, auch Herr Martin sieht nur Hexen und Teufel und läßt die gesunde Vernunft, weil man diese in Frankreich gesünder hätte, am Wege liegen.*)

Giebt es in Paris eine unpartheiische, glaubwürdige Kunstkritik? Vielleicht überall, nur nicht auf dem Gebiete der Bühne. Selbst der wärmste Lobredner hiesiger Zustände muß eingestehen, daß die Bühnenerfolge nur bei großen und bedeutenden Namen, wie Victor Hugo, Alexander Dümas u. s. w. auf eine Würdigung zu rechnen haben, die mit der Wahrheit übereinstimmt. Daß une fille du regent von dem

*) Ueber diesen Gegenstand schrieb L. Schücking in der Köln. Zeitung vom 29. Juni 1846 einen trefflichen Aufsatz: „Das träumerische Deutschland".

Letztern nicht angesprochen hatte, war allerdings überall ersichtlich, und doch auch hier wurde die nackte Wahrheit mit wunderlich bunten Kleidern verdeckt.

Dies geschieht nicht den Verfassern zu Liebe, sondern im Interesse der Directionen. Die letzteren wenden jedes Mittel an, um die neuen Stücke, von deren Erfolgen sie bestehen und mit denen sie die Concurrenz der anderen Bühnen aushalten müssen, in Gunst und Aufnahme zu bringen. Die wöchentlichen Berichterstatter über die Theater, und wären es J. Janin, Theophile Gautier und Andere, werden an hundert, ihnen oft unsichtbaren Fäden gelenkt. Der Berichterstatter selbst ist vielleicht ein wahrheitsliebender Mann. Er würde gern offen und frei seine Meinung äußern, aber er darf nicht; denn entweder sind die Hauptredacteure der Zeitung mit den Bühnenlenkern in unmittelbarer Beziehung, oder die Eigenthümer der Zeitungen, die oft zum Bestehen derselben noch zuzahlen müssen, machen wenigstens auf die Benutzung der freien Theaterentréen Anspruch. Die Redaction muß da ihren Brotherren willfahren. Wünschen diese eine Loge im Vaudeville, in den Varietés, eine Loge für sich und ihre Frau oder ihre Geliebte, so müssen die Redacteure die Loge anschaffen und können unmöglich die Directoren um diese Gefälligkeit angehen, wenn sie deren neue Stücke eben getadelt haben. Von dem Einfluß der Schauspielerinnen, die sich für jede neue Rolle allen Zeitungsbureaux und Bühnen-Referenten persönlich empfehlen, will ich nicht reden. Nur so viel ist ersichtlich, daß die Pariser Theaterkritik unzuverlässig ist und im Ganzen mit der des Wiener Burgtheaters Aehnlichkeit hat, wo man auch die Berichterstatter mit verbundenen Augen Eiertänze halten sieht.*)

Unseren deutschen Bühnenverhältnissen kommen die des Theatre Français am nächsten. Man hat auch hier ein wandelbares Repertoir, das nicht täglich dieselbe Vorstellung wiederholen darf, auch hier Abonnenten, die Ansprüche auf Abwechselung machen, auch hier lebenslängliche Anstellungen. Deshalb finden sich aber auch andere, minder schmeichelhafte

---

*) 1846!

Aehnlichkeiten mit unsern Hoftheatern. Neben großen Künstlern unbedeutende Anfänger, die allmächtige Herrschaft der lebenslänglichen und pensionsfähigen Mitglieder (Sociétaires) über die Annahme der Stücke und die Anstellung neuer Mitglieder, sprödes Zurückweisen jedes Talentes, das den im Genuß Befindlichen gefährlich werden könnte, alte Mitglieder, die nicht mehr gut zu verstehen sind und an schwachem Gedächtniß leiden. Auf keinem Pariser Theater ist der Souffleur so vernehmbar als auf dieser Musterbühne. Nirgends drängen sich die alten Herren so an den Kasten der Mitte, diesen unterirdischen Tempel der Muse des Gedächtnisses, als im Theatre Français. Samson, Provost u. s. w. sind tyrannische Greise, die sich in ihrer Stellung sicher fühlen und der jungen spielenden oder dichtenden oder kritisirenden Generation, ganz wie unsere noch lebenden Schröders und Eckhoffs, eine unerschütterliche Verachtung entgegenstellen.

Viel gewandter und frischer wird auf den kleinen Theatern gespielt, von denen ich das Odéon mit seinen langweiligen dramatischen Exercitien und dem Mittelgut seines Personals ausnehme. Im Theater Palais Royal, Vaudeville, in den Varietés und dem Gymnase wird man immer die frischesten Kräfte und meisterhaft abgerundete Vorstellungen finden. Wer lachen will, gehe in's Theater des Palais Royal! Hier herrscht die Ausgelassenheit. Eine reiche Auswahl von kleinen Stücken und nicht eben großen, aber angenehmen Schauspielern lockt die Menge. Levassor tritt hier bald als Student, bald als Bauer auf, als Charlatan, Taschenspieler, Bänkelsänger, alte Frau, in hundert Verkleidungen und meistentheils von bester Laune. Ich sage meistentheils; denn Levassor ist eben so leicht zerstreut und kann in einer Parthie, worin er nicht anspricht, eben so flau werden, wie er uns an einem günstigen Tage vor Lachen nicht zu Athem kommen läßt. Sainville ist einer jener Komiker, die sich mehr den Deutschen nähern, z. B. Räder in Dresden. Ein unerschöpflicher Gleichmuth und eine rapide, dabei immer monoton ruhige Vortragsweise wirken unwiderstehlich. Grassot und Tousez eignen sich mehr für jene burlesken Späße, die auf dieser Bühne besonders zur Carnevalszeit in

den sogenannten Revueen, wo alle Thorheiten des vergangenen Jahres am Publikum vorübergeführt werden, mit tollster Ausgelassenheit auftreten. In den kranken Kartoffeln wurden der ewige Jude, Dschalma, Fräulein Cardoville, besonders aber Marie Anne, die Volksmutter, aristophanisch verspottet. So oft Marie Anne erscheint, fängt das auf der Bühne versammelte Personal zu schluchzen an. Marie Anne hört man schon hinter den Coulissen gleichsam auf Thränenbächen heranschwimmen. Pauvre mère! heult Alles. Pauvre enfant! Oh la misère du peuple! Oh pauvre mère! Pauvre Famille! Sie selbst jammert: Oh que je suis pauvre femme! Que je suis pauvre èpouse! Alles zieht seine Taschentücher hervor. Sie werden feucht, zuletzt windelnaß, man drückt die Taschentücher auf der Bühne aus. Ein Strom von Thränen rieselt über die Bretter. Marie Anne, die Mutter aus dem Volke, geht, getröstet nur durch den Gedanken an die Casseneinnahmen in der Porte St. Martin, vor dem weinenden König Kartoffel I. und seinem kranken Hofstaat vorüber.

Aehnliche Späße, deren Wiedererzählung zu weit führen würde, finden auf dem Theater Vaudeville statt, wo mir Bardou in seiner Vielseitigkeit am meisten gefällt. Derselbe Künstler, der vor vier Jahren den stumpfsinnigen Maurer Gauthier in den „Memoiren des Teufels" spielte, stellte in einer lustigen Farce, die sich für Wien eignen würde, un mari perdu, einen allerliebsten alten Suitier aus der Provinz hin, der nach Paris geschickt wird, seiner Frau Brustkuchen zu holen und dabei in den Strudel der Pariser Vergnügungen geräth. Tetard strebt, ein zweiter Ravel zu werden. Auch Leclère und Mad. Guillemin sind komisch. Ein reizendes Frauenpersonal bewunderte ich in den aristophanisch gedachten „Göttern des Olymp". Zwölf jugendliche, von Humor übersprudelnde und kaum vor Lust, sich zu zeigen und sich hervorzudrängen, zu bändigende weibliche Wesen. Sechs deutsche Theater fänden hier Frauenvorrath an einem einzigen; denn an den Varietés ist die Zahl der talentvollen weiblichen Mitglieder eben so groß.

Nur an dem berühmten Arnal habe ich keinen Geschmack

finden können. Auch Arnal spielt in seinen kleinen einactigen Stücken am Vaudeville. Arnal ist ein Mann von Bildung und zugleich Schriftsteller, in seinem Spiel sieht man ihm diese Eigenschaften nicht an. Arnal's Stücke sind jene bekannten einactigen Scenen: Um Mitternacht, Ein Herr und eine Dame u. s. w., die bei uns, „weil sie ja ganz unwahrscheinlich sind“, immer in Gefahr stehen, ausgepfiffen zu werden. Diese feinen kleinen Scherze, oft dem Leben mit holländischer Genrebildtreue abgelauscht, würde unser Beckmann, wenn ihn das Publikum unterstützte und sich sein Humor vor dem Parterre gehen lassen dürfte, komischer geben, als Arnal. Arnal ist trocken, ohne Mienenspiel, ohne Steigerung, ohne Leidenschaft, er endet seine Posse, wie er sie anfängt. Wenn er in der Mansarde du crime seine Frau für eine Mörderin hält, so spricht er das mit derselben Gleichgültigkeit, mit demselben Unterlassen alles äußern Spiels, alles Haarsträubens, alles tragischen und deshalb komischen Entsetzens, als wenn es sich um jede andere unbedeutende Entdeckung handelte. Deutsche Komiker würden hier nicht so flau sein, wie Arnal. Freilich ist unser Publikum eigen! Es lacht auch bei uns über einen solchen Scherz, so lange er gespielt wird, und zischt, wenn der Vorhang fällt. Der Schauspieler bei uns giebt diese Possen, allenfalls zu seinem Benefiz, schon mit dem Gedanken, daß sie durchfallen, und verwendet nicht die Hälfte seines Talentes darauf. Dürfte z. B. Beckmann darauf rechnen, daß eine von ihm mit all' seinem Situationswitz ausgearbeitete Arnal'sche Spielscene so harmlos und theilnehmend aufgenommen wird, wie man dergleichen hier in Paris aufnimmt, er würde Arnal bei Weitem übertreffen.

Mit Bouffé traf ich es diesmal unglücklich, weil seine neue Rolle im Mousse, der Schiffsjunge, wenig Anderes bietet, als die Vorstellung, wie dieser gemüthvolle, naturwahre Künstler etwa den Pariser Taugenichts spielt. Den Mousse, den Schiffsjungen, hat man in Hamburg gleich wieder an ein Frauenzimmer ausgetheilt und dadurch das allerdings nicht sehr spannende Stück vollends läppisch gemacht. Glücklicher traf ich es mit den Enfants de troupe, wo Bouffé einen jun-

gen Rekruten spielt mit der ganzen wunderbaren, vom Souffleur völlig freien Geläufigkeit seiner Zunge und allem Aufwand jener Mittel, die uns zugleich lachen und weinen machen. Das eigenthümliche Wesen der Bouffé'schen Rollen ist uneigennützige Aufopferung, bald für einen Bruder, bald für eine Schwester, hier in dem kleinen Militairdrama für seinen Offizier. Nicht zu beschreiben sind die Mischungen und Uebergänge seines Wesens, sein Wiegen und Schlenkern des Körpers, halb aus Verlegenheit, halb aus einem dem Volk eigenthümlichen Haschen nach Tournüre, geschwätziges Nichtredenwollen, plauderhafte Zurückhaltung, Durchgehen des Herzens in gestrecktem Galopp möcht' ich sagen, wenn bei Alledem der Verstand die Zügel anzieht, um es zurückzuhalten, — kurz es geht Jedem so, daß er von allen Pariser Darstellern Bouffé am liebsten gewinnt.

Außerdem wirken an den Varietés, die unter Nestor Roqueplans Leitung stehen, noch ein gewisser Hoffmann, der eine hübsche Stimme und im Spiel etwas Frisches und Natürliches, ja selbst Rohes und Ungeschultes und dadurch eben Anziehendes hat, die beiden Lepeintres, von denen der sogenannte jüngere ein dicker, alter, drolliger Spaßmacher ist, der wie ein Abbé aus den schönen Tagen der Bernis und Pompadour aussieht und wol manchmal im Ausmalen von Lüsternheiten mit dem Schnalzen seiner Zunge im zahnlosen Munde etwas zu weit geht, besonders aber Hyacinthe, der trotz seiner langen, abschreckend gebogenen, Wahl'schen Nase einer der komischsten Schauspieler ist, die man sich denken kann. Wer begreifen will, warum so viele französische einactige Stückchen bei uns nicht ansprechen, sehe Hyacinthe! Wenn Hyacinthe ängstliche Handlungsreisende, Apotheker oder Leute aus der Provinz spielt, die nach Paris kommen, um ihr Glück zu machen, und dann diese Figuren in's Deutsche übertragen werden, so machen wir sogleich hüpfende, springende, trippelnde Fratzenschneider daraus, die sich echauffiren, schreien, den Effect um jeden Preis durchsetzen wollen und am Schlusse dieser Posse sie wirklich als eine ungeheure Albernheit erscheinen lassen. Da sehe man Hyacinthe! Diese bewegte Ruhe! Diese pfiffige Dummheit! Diese lächelnde Weinerlichkeit! Dies

feine Mienenspiel von beinahe f ü n f Minuten, wo er bald Diesen furchtsam, bald Jenen dreist, den Einen bittend, den Andern trotzig ansieht, nicht begreifen kann, sich endlich orientirt und, nachdem er die ganze Situation erschöpft hat, in aller Ruhe zum Gelächter des Hauses sagt: „Bitte um Entschuldigung, meine Herren! Meinen Sie mich?“ Dies sind die Stellen, wo sich unsre Komiker und Bonvivants so entsetzlich echauffiren, daß ihnen die Augen aus dem Kopf quillen und eine Steigerung ihrer durch die Situation bedingten Verlegenheit oder Angst oder ihres Unwillens gar nicht mehr möglich wird.

Auf dem Gymnase dramatique wirkt die unstreitig liebenswürdigste aller jetzt vorhandenen Pariser Schauspielerinnen R o s e C h é r i. Geist, Gemüth und Schönheit befinden sich hier im seltensten Verein. Wir haben in Deutschland vielleicht eine Darstellerin, die eben so schön ist, dann ist sie ohne das gleiche Talent, oder sie hat das gleiche Talent, dann ist sie wieder nicht anziehend. Fräulein von Hagn mit der Schönheit, die sie vor fünfzehn Jahren, mit dem Geist, den sie jetzt, mit der Seele, mit dem gläubigen, guten, nochmals guten und zum dritten Male g u t e n Auge, das sie niemals hatte, das wäre etwa Rose Chéri. Diese Künstlerin ist kokett, aber dabei unendlich weiblich, sie weiß ihrem Auge Thränen zu entlocken, die wirklich aus der Quelle des Herzens kommen. Ja, ja, Ihr deutschen Schauspielerinnen, studirtet Ihr mehr, läset, läset, bildetet Euch, vertändeltet Eure Zeit nicht mit Putz, Besuchen, Koketterien, zögt Ihr den Umgang mit Dichtern und Denkern dem Umgang mit adligen und militairischen Claqueurs vor, bildetet Ihr Euch aus E u c h s e l b s t heraus, verjagtet jeden Eigendünkel, forschtet in Eurem H e r z e n, verachtetet das Gemeine, Flatterhafte, Irdische, jagtet nicht nach flüchtigem, erbärmlichem Zeitungslob, verbötet Euch unbedingt ein jämmerliches kleinstädtisches Gastiren auf den trostlosen Provinzialbrettern, wo Ihr in der stümperhaften Umgebung Euch selbst verliert, verachtetet Geld und Geldeswerth, bildetet Ihr Euch einen hohen, heiligen Begriff von der Kunst und forschtet, wohin Ihr blickt, nach dem Tiefsten in der Menschenbrust, — dann käme so etwas heraus von der Weihe, die Rose Chéri umgiebt.

Schließlich bemerke ich noch, daß Frédéric Lemaitre alt und gebrochen ist und von seiner frühern Heldengröße nur das funkelnde Auge behalten hat, und daß Debüreau, der von J. Janin gefeierte und neuerdings von George Sand beschützte Harlekin des Seiltänzertheaters, kaum noch an einem Faden am Leben hängend, immer noch seine stummen Pantomimen spielt. Einen halbtodten, schwindsüchtigen Mann, der mit Mehl bemalt ist, ausgelassene Späße machen zu sehen, um sich und die Seinen zu ernähren, ist ein Anblick, der in die Freuden und Leiden des Bühnenlebens eine wehmüthige Fernsicht gewährt.

Am 3. Mai, zur Nachfeier des Philippstages, sprangen in Versailles die großen und kleinen Wasser. Fünfzigtausend Menschen, wie vor vier Jahren, als sich das große Eisenbahnunglück ereignete, hatte wieder der reizendste Frühlingstag in diese zaubervollen Gärten gelockt, unter andern Ibrahim Pascha, der mit einem Gefolge von einem Dutzend Türken in ihrem nüchternen, modernisirten Costüme durch das Menschengewühl in königlichen Wagen fuhr. Die Franzosen schütteln den Kopf, was sich ihr König für sonderbare Gäste kommen läßt! Und der Besuch ist nicht etwa eine künstliche Gesandtschaft, wie die persische, wie einst die Umgebungen Ludwig's XIV. den sterbenden Monarchen täuschten, sondern der wirkliche Ibrahim Pascha, der Schlächter von Morea, der auf seinen griechischen Feldzug wie auf eine erste unschuldige Jugendverirrung zurückzublicken scheint. Ibrahim Pascha zeigte ganz jene türkische, gelangweilte Ruhe und gesättigte philosophische Ernsthaftigkeit, die man im jardin des plantes an den Panthern, Tigern und Löwen studiren kann. Ein solcher Wüstenbewohner hinter dem eisernen Käfig blickt uns fast idyllisch, tiefsinnig ernst an! Wer erkennt an dem Thier die unartigen Späße, die es sich erlauben würde, wenn man ihm unter den Säulen von Memphis begegnete? Ibrahim Pascha saß in Louis Philippe's elegantem Landau mit der ganzen menschenverachtenden Ruhe eines solchen Wüstenkönigs, der gegen sein Naturell und die groben Krallen nichts kann. Man sieht ihm an, daß er ruhig seinen Kaffee oder seinen Sorbet schlürfen würde, wenn auch einige Dutzend

Griechenkinder vor ihm am Spieß stäken; denn ihm thut fremder Schmerz nicht weh, ihm macht das Schreien seiner Opfer kein Gliederreißen, er ist vor Allem Türke, geborner Herr der Welt. Louis Philippe wird nichts von diesen physiognomischen Studien anerkennen. Er treibt Politik wie ein Börsengeschäft und kümmert sich wenig um die Anfänge der Menschen, die er braucht. Er giebt diesem Ibrahim Pascha das Großkreuz der Ehrenlegion. Wäre ich der Dichter Ponsard, ich hätte an demselben Tage mein rothes Bändchen einem Könige zurückgeschickt, der so wenig von jenem edlen, chevaleresken Takte hat, der selbst in Deutschland unsre kleinen Purpurgebornen auszeichnet. Heinrich von Bordeaux, der mit Chateaubriand's Jordanwasser getauft worden ist, würde dem „Beruhiger Moreas" keinen französischen Orden gegeben haben, und wenn er hundertmal die Höfe von St. James, Petersburg, Berlin, Wien mit diesem Zeichen einer moralischen Eroberung hätte ärgern können.

Doch der Türke trübe uns die Wasser von Versailles nicht! Sie sprangen im funkelnden Sonnenschein. Nicht gerade gewaltig hoch, wenigstens verdirbt der unermeßliche blaue Horizont die Wirkung des Steigens, aber doch so massenhaft, so hübsch gruppirt, so lauschig schwatzhaft und plaudernd im grünen Laube und die verwitterten, alten, schwarz und grau gewordenen Marmorgruppen und Grotten belebend, daß es eine Feenpracht gewesen wäre, wäre man allein gewesen. Versailles ist viel poetischer, wenn man durch seine grünen Bogengänge allein wandelt und den Zeiten und Menschen und dem Himmel und der Erde nachdenken kann. Und dabei ist hier nicht Alles rococo, putzig, wunderlich. Nein, wir glauben oft in Belriguardo zu sein, stehen an Weihern mit stolzen Schwänen, grünen Bosketten mit weißschimmernden Statüen, hören rings diese Wasserwelt brausen und rauschen, und es ist uns, als müßte Tasso kommen und es finge die süße Melodie jener Verse an, wenn die beiden Leonoren beginnen:

> Du siehst mich lächelnd an, Eleonore,
> Und siehst Dich selber an und lächelst wieder —

Du siehst dich selber an? Dieser Witz der Sanvitale

beruht auf einer psychologischen Bemerkung. Hier in Versailles lernt man dies Dämmern und Träumen, das Sich-gleichsam-nur-selbst-ansehen.

Vor vier Jahren hatte ich nur einen vierten Theil des innern Schlosses durchwandert und war bereits ermüdet. Man muß auf Versailles mehre Tage verwenden und sich im Gasthof des Reservoirs einmiethen. Es ist werth, in den Sälen zu verweilen und da Schritt vor Schritt zu wandeln, wo einst so viel gewaltige Menschen standen und so viel Erinnerungen an bedenklichen Ruhm und nicht immer beneidenswerthe Größe aufgehäuft sind. Die Zimmer Ludwig's XIV. werden gezeigt, die Zimmer der Maintenon, das kleine Privatkapellchen, wo nur etwa zwei Menschen stehen können und wo der König in seinen alten Tagen kniete und durch akustische Vorrichtungen der lauschenden Maintenon, dem Beichtvater und allenfalls einem wachestehenden Offizier dabei vernehmbar wurde. Ueberall bei diesen Erinnerungen auf der einen Seite ein sündhaftes, frevelndes Ueberheben des eigenen Menschenwerths als Monarch, auf der andern ein im tiefsten Staube kriechendes Winseln vor Gott, wie wir leider noch jetzt in autokratischen Königsköpfen eine solche beklagenswerthe Verwirrung der Begriffe, eine Ueberschätzung der eigenen Würde, verbunden mit einer solchen eingebildeten, sich Alles erlaubenden Privatvertraulichkeit mit Gott antreffen. Die Zimmer der Königin waren so angelegt und verbaut, daß sie wenig von dem erfuhr, was sonst im Schlosse aus- und einging und was nach den Trianons hinüberschlüpfte. Man zeigt die kleine Thür, wo sich Marie Antoinette vor der Wuth des Volkes flüchtete, eine Thür, die unter einem Gemälde nur von halber Manneslänge angebracht ist und durch die man sich tief zur Erde bücken muß. Die Demüthigung einer solchen Selbstüberschätzung, wie sie hier gethront hat, kann uns nicht trösten; denn sie traf die minder schuldlosen Häupter. Der kecke, hochmüthige Aufwurf des Kopfes in der kleinen Statue Marie Antoinettens soll uns nicht gegen die unglückliche Frau einnehmen; denn was macht nicht zuweilen aus unseren Physiognomieen die Grille oder das Ungeschick der Künstler?

Ueberreich, fast erdrückend ist die nicht endende Fülle von historischen Bildern, die hier gesammelt wurden. Und doch sind sie ihrer Stoffe, ihrer Treue wegen der gründlichsten Betrachtung werth. Der Deutsche wird sich hier seines zersplitterten Vaterlandes erinnern; er wird den Franzosen glücklich preisen, der durch diese Galerieen wandelnd sogleich seine vaterländische Geschichte und geordnet nach Zeitperioden und Himmelsstrichen beisammen hat. Da ist jeder einzelne Atom von Ruhm und Bedeutung in das Ganze aufgenommen. Da stehen sich wol Ligue und Fronde, Burgund und Lothringen, Navarra und Frankreich gegenüber, aber jetzt kommt das Ganze einem einigen Begriff zu Gute. Aber was ist dem Bayern, der in Berlin historische Erinnerungen sieht, die Zeit des großen Kurfürsten, dem Märker in München Max Emanuel! Was sind uns Allen die Hohenstaufen, unsre vereinzelten großen oder auch nur charakteristischen Thatsachen? Solchen trüben Betrachtungen wird man doch anders nie nachhängen können, als daß man mit einer Anklage unsrer Fürsten endet. Man wird sich immer sagen müssen, diesen hohen Herren fehlte es zu allen Zeiten an der rechten Bescheidenheit, Bildung, Vaterlandsliebe. Sie haben sich auch jetzt in Frankfurt am Main die Hand gegeben, nicht um unser Volk größer, stolzer, reicher zu machen, sondern nur um sich selbst, jeder in seiner Vereinzelung, kräftiger zu fühlen. Daß auch nur Einem einfiele, von seiner Macht etwas abzugeben, um dadurch das Ganze zu stärken! Jeder spielt noch jetzt auf seinen Quadratmeilen Ludwig XIV. und dehnt sich im behaglichen Vollgenusse seiner Würde. Derjenige Fürst, von welchem man der alten abgelebten Diplomatie zum Trotz eine Verjüngung Deutschlands und unseres politischen Organismus erwartete und der gewiß in Ludwig's von Bayern und Wilhelm's von Württemberg idealem Sinne (bei diesem mehr gesund, bei jenem mehr krankhaft) Unterstützung gefunden hätte*), dieser Fürst ist für politische Dinge mürrisch und empfindlich geworden und will es nunmehr mit der Religion

*) Wie sehr ist diese Voraussetzung getäuscht worden! Oder man müßte sich durch die Bamberger Punktationen befriedigt gefühlt haben.

zwingen, die trotz aller Papierverdruckerei und Flugschriften-überschwemmung nicht mehr die eigentliche Frage der Zeit ist. Diese liegt höher, näher den Gestirnen jenes wahren Himmels, der von keinem Symbolzwang weiß. Statt einer kirchlichen „Reichssynode", wo die Consistorialräthe über die Geheimnisse unseres Herzens abstimmen sollen, gebe er uns einen deutschen Fürstentag zur Durchsicht und Verbesserung jener nur provisorisch gewesenen Verfassung, die Deutschland durch den Wiener Congreß erhielt — einen Fürstentag, wo Deutschland eine organische Einheit und wieder eine Reichsverfassung im neuen constitutionellen Sinne bekäme... das brächte den wahren Ruhm bei künftigen Geschichtschreibern. Nur die Könige werden hinfort die Großen heißen, die erhabenen und volksbeglückenden Ideen zu Liebe Edelsteine aus ihrer Krone nehmen und hochherzig entsagend ausrufen konnten: Diese Perle werfe ich in den Pokal, den ich dem Weltgeist zutrinke!

In diesem grünen Versailles unter dem blauen Frühlingshimmel, im Rauschen dieser kühlenden Brunnen, hingestreckt auf grünem Wiesenteppich und das Haupt an weiße Marmorbilder lehnend — schwärmt man.

[24. Brief.] L. Börne hatte die Gewohnheit, nie in französischer Sprache, vor den Franzosen etwas auszusprechen, was die Deutschen demüthigte. Man gewinnt nicht als Einzelner, wenn man für das Ganze verliert. Diese Handlungsreisenden, deutschen Stutzer vom Café Frascati, die in Paris große Freiheitshelden werden und den Franzosen zu Liebe alles Heimische lächerlich finden, werden ihnen darum nicht größer und bedeutender.

Die Angelegenheiten Polens gaben Stoff zu fortwährenden Reibungen. Eine klare Empfindung konnte selbst dem unbefangensten Gemüthe hier nicht aufgehen. Die Sache der polnischen Nationalität wird überall Theilnahme finden, und doch ist dies dieselbe Nationalität, die sich durch panslavistischen Deutschenhaß ankündigt. Vollends hat die neue sociale Lehre, die Lehre vom Volk, vom Arbeiter, der seines Lohnes werth ist, vom Bauer, als Unhörigen des Adels, doch so tief in uns Wurzel geschlagen, daß wir nicht wissen, wie

wir uns die Contrerevolution der Bauern deuten sollen. Endlich sieht man trotz öffentlicher Actenstücke einen geheimen violetten Faden von Krakau nach Rom sich ziehen. Priesterfanatismus macht uns immer mißtrauisch.

Man kann nicht sagen, daß sich in Paris eine besondere Aufregung für die Polen zeigte. Brüdern und Schwestern der Emigration, die daheim in Gefahr waren, die Ihrigen eines schmählichen Todes sterben zu sehen, erweckten natürlich Mitgefühl. Die katholische, legitimistische Aristokratie drückte dem Fürsten Czartoryski ihre Theilnahme aus. Man eröffnete eine Unterzeichnung für die Polen. Victor Hugo hielt eine kalte, gezirkelte Rede mit historischen Parallelen und frostigen Antithesen. Sonst wollte es in keiner Weise zum rechten Aufschwung kommen. Nur die Erzählung von den aus dem Wiener Cabinet versprochenen Kopfgeldern an die Bauern erbitterte. Deutschland, das immer so unglücklich ist, vor Europa durch die Politik des Fürsten Metternich vertreten zu werden, mußte wieder einmal beschämt die Augen niederschlagen.

Preußens Haltung milderte eine Zeitlang die Entrüstung. Man glaubte in Preußens Politik gegen die Polen mehr Mäßigung und Milde zu entdecken, und es war sogar bei der Emigration im Werke, dem König eine Adresse zu votiren. Noch mehr. Wäre die Idee, Polen wieder herzustellen und ihm in einen preußischen Prinzen (Karl?) oder österreichischen Erzherzoge (Stephan?) einen Herrscher zu geben, durchaus so chimärisch? Die Communisten, gleichgültig für alles Volksthum, jubelten. Sie sagten: Seht Ihr nicht, daß Eure politische Methode veraltet ist? Seht Ihr nicht, daß Nationalität ein leerer Schall ist? Der Bauer will individuelles Glück, selbstständige Freiheit, er will sich nicht für die Krone eines Czartoryski todtschlagen lassen, er schlägt lieber den Czartoryski und seine Sendlinge selbst todt. Erwidernd muß man fragen, warum aber in Posen bei den adligen Revolutionairen selbst Communismus? Oder war das nur ein polizeiliches Aushängeschild, um die Begüterten zu schrecken?

Das Kopfgeld (10 Gulden per Leichnam) mußte die Communisten über ihre Bauernphilosophie aufklären. Guizot stellte diese künstliche, nach dem schlauesten Machiavellismus

ersonnene Gegenrevolution in Abrede. Herr von Zedlitz, der Sänger der Todtenkränze, der sich darauf verstehen muß, lobte dafür Guizot in der Augsburger Zeitung, und jene durch „Geldversprechungen hervorgerufene Gegenrevolution“ soll eine Erfindung müßiger Köpfe gewesen sein. Uebergroßer Eifer der Unterbeamten wurde zugestanden. Szela wird vielleicht bestraft. Genug, Fürst Metternich hat die Preußische Staatszeitung so entschieden zurechtgewiesen, daß es fast aussah, als kämen die drei Mächte um ihre gemeinschaftliche Sache in Hader.

Man entdeckte endlich auch so viel Pfaffenthum in diesem kurzen blutigen Trauerspiel, so viel Haß gegen Deutschland, nicht allein gegen das diplomatische Deutschland, für das wir nicht können, sondern gegen jedes deutschredende Deutschland — und zu unserem Glück auch gegen die Juden. Ich sage zu unserm Glück. Denn da die öffentliche Meinung in Deutschland besonders lebhaft von israelitischen Publizisten bestimmt wird, so war die Erhebung gegen die Juden ein Glück für uns. Die Presse wurde entschieden deutsch gesinnt.*) Die Haltung der liberalen deutschen Zeitungspresse machte in Paris Aufsehen. Sie verband Achtung vor der nationalen Sache der Polen mit der Wahrung des selbstständigen deutschen Bewußtseins, wenigstens so lange, bis die Auslieferungen stattfanden und dann freilich ein schmerzliches Schweigen an die Stelle des Wortes treten mußte.

Versailler Frühlingsträume waren vor diesen Auslieferungen z. B. folgende: Die Politik des neunzehnten Jahrhunderts ist so sehr auf Humanität gebaut, die Bildung des Staatsmannes ist eine zu öffentliche und geschichtliche, als daß Polen je Ursache zu haben brauchte, seine Hoffnungen aufzugeben. Der Tag seiner Freiheit müsse kommen, das steht eingeschrieben in unser Herz, mag es auch sonst für die Polen nicht eben stark empfinden. Wir wissen, daß man

---

*) Emanicipirten wir doch endlich die Juden! Es gehört zu den Mysterien der deutschen Presse, wenn ich behaupte, daß von diesem Augenblick an alle Interessen Deutschlands kräftiger und einiger in Schrift und Wort vertreten sein würden.

Nationen nicht vom Papier wegstreichen kann. Polens Theilung ist keine alte Mythe von den Zeiten der Völkerwanderung her. Polens Theilung ist von Ursachen ausgegangen, die uns seither unsere Geschichtskenntniß gründlich hat verachten lehren, von Männern, über welche unsere jetzigen Fürsten selbst, bei ihren starken religiösen Vorurtheilen wenigstens, den Stab brechen. Wie urtheilt wol Friedrich Wilhelm IV. über seinen Großohm, den alten Fritz, über Katharina, Potemkin, Kaunitz? Gewiß, diese Erbschaft des achtzehnten Jahrhunderts entbehrt aller Ehrwürdigkeit. An ihr klebt kein „verschönender Rost der Jahrhunderte", sie ist beschämend und überredet zur Gerechtigkeit, zur besseren Entgeltung, Wiederherstellung.

Ein Congreß, um Polens Theilung aufzuheben. Wenn nicht ein Staat, vorläufig ein Volk gerettet. Polens Adel werde radikal zerstört! Der Bürgerstand gehoben! Die polnische Anarchie werde in ihren Ursachen erkannt und vermieden durch Institutionen! Bürgschaften gebe man für die Nachbarn, begründe eine Erbmonarchie. Ein polnischer Staat hätte soviel für Wiederbelebung des Volkes, für die Heilung siebzigjähriger Wunden zu thun, soviel für Hebung der materiellen Interessen, Handel, Gewerbe, Ackerbau, daß an Unruhe nach Außen oder gefährliche Außenwirkung innerer Unruhe nicht zu denken wäre.

Polen — ich träume fort — ist wieder hergestellt; die Schuld der Väter gesühnt. Ein edles Gefühl schwellt die Brust derjenigen Fürsten und Staatsmänner, die einen solchen Triumph über sich selbst vermocht haben. Ein Bollwerk gegen Rußland ist aufgeworfen. Oesterreich hat verloren, was es nicht bedurfte, um groß zu bleiben. Für Preußen wäre der Verlust empfindlicher; aber Preußen habe doch nie einen Weltberuf, sondern nur einen für Deutschland. In der Wiedergeburt Deutschlands und Preußens Hegemonie läge Schadenersatz genug für den Verlust eines lästigen, ewig prickelnden und bei slavischer List und Falschheit widerwärtigen Besitzes.

Rußland ist dann entfernt! Polen drängt es nach der Türkei hin. Dort im Pontus Euxinus mögen ihm die

Flotten Englands und Frankreichs begegnen. Polen ist kein Freund der Deutschen. Gewiß nicht. Der Panslavismus wird eine utopistische Narrheit bleiben auch nach Polens Wiederherstellung. Ob die freisinnigen (!) Czechen und Slaven aller Orten auch dann vor Rußland kriechen und dem Czaaren als Hohenpriester des Panslavismus schmeicheln werden, weiß ich nicht, aber uns Deutschen wird man nicht vertrauen, uns nimmer schmeicheln. Die Slaven träumen von Weltreichen und glauben Alles besser zu können, als wir Deutsche. Was wäre da zu thun? Das germanische Urelement müßte in höchster Entfaltung aufblühen. Zwischen Ost und West, Slavismus und Romanismus kann der Germane nicht ferner so eingekeilt bleiben, wie gegenwärtig. Vierzig Millionen deutscher Zunge müßten ihr blondes Haupt wie Hünen schütteln und Friedrich der Rothbart müßte aus dem Kyffhäuser ziehen und die Krone einem neuen Kaiser deutschen Reiches und Wesens auf's Haupt setzen. Wie sich das machen ließe, wie sich unsere Herzoge und Großherzoge unbeschadet ihrer Titel und Hoheiten einem großen Ganzen, einem Reichskörper mit einem erblichen Fürstensenat und einer wandelbaren Volkskammer einzuverleiben hätten, das ist Sache der großen und muthvollen Eingebungen und Offenbarungen von Heroen, wie sie noch zuweilen den Nationen geschenkt werden. Nach der alten Kaiserkrone in neuem Glanze sehnt sich unser Volk. Das ist der Herzenszug, der Alles ausspricht, was in uns gährt und siedet. Gebt Polen frei und macht Euch selbst größer!

— — Doch ich muß fort aus Versailles, aus diesem gleichfalls nur durch einen großen Willen hervorgezauberten Alles in einem frühern öden und leeren Nichts. Aus der Poesie wieder in die Wirklichkeit, in die Welt der dreiprocentigen Rente, in die Politik der Auslieferungen!

[25. Brief.] Die Communisten sagen, daß diese Art, über Politik und Volksleben zu träumen, nichts als romantisches Rococo wäre und daß die Fragen der Zeit nur darin bestünden, jedem Menschen Sonntags ein Huhn in den Topf zu schaffen. Die Communisten haben, was man vielleicht noch nicht weiß, viele hohe Gönner von Karlsruhe bis

Berlin. Denn einmal sind diese Leute der loyalen Meinung, daß eine (bei den obigen Träumen ohnehin wegfallende) Einzelverfassung für Preußen überhaupt überflüssig und nur zum Vergnügen der Advocaten und Zungendrescher gegeben werden würde (Siehe die Schriften von Karl Grün, Marx u. s. w.), und zweitens freut es manches christtrunkene Herz, daß die Communisten, mit Ausnahme der Brüsseler und Züricher Atheisten, so viel mit schönen Bibelsprüchen um sich werfen und von Apostelliebe, Bruderkuß, vom Armen und Reichen im Evangelium und vom Kameel und Nadelöhr reden (Siehe die Weitlingiana), und Bunsen bekehrt den Weitling noch letztlich in London. Es ist authentisch, daß die Bibelsprüche im Communismus unseren apostolischen Staatsmännern ebenso gefallen haben, wie dessen Polemik gegen den „Liberalismus vulgaris“.

Ordentlich aufathmen muß man, daß E. M. Arndt dem herzhaften Widerspruch gegen die Eigenthumsfeinde das Zungenband gelöst hat. Wenn ein so redlicher, im Volksleben bewanderter und von aller Geringschätzung der nach ihm gebornen Entwickelungen und Persönlichkeiten freier Beobachter das Wort gegen absoluten Communismus ergreift, so ist das schon ein Wall, hinter dem man campiren kann. Wer Diderot's Grundgesetz der Natur, den Embryo des Communismus, herausgiebt und hier im Phantastischen und Unmöglichen doch Rechtschaffenes und Lobenswerthes entdecken kann, der hat auch ein Recht des Widerspruchs gegen Uebertreibung. Man fühlt sich wie erlöst, daß man, von solchem Beispiel geschützt, Unsinn wieder Unsinn, Taugenichts wieder Taugenichts nennen darf.

Der Communismus ist bei den Franzosen im Abnehmen begriffen. Die Aussicht, die derselbe auf künftige Eldorados eröffnete, dauerte der Ungeduld eines raschlebenden Geschlechtes zu lange. Proudhon schreibt wieder ein neues Werk über die Eigenthumsfrage, und sicher wird der Ertrag desselben für die Gesellschaftswissenschaft kein geringer sein. Unsere Staatsweisen mögen daraus lernen! Unsere Kathedermänner mögen ihre alten vergilbten staatsökonomischen Papierhefte zerreißen und sich neue Principien schaffen! Aber nach

unten hin wird die „sociale Bewegung" in keinen lebhafteren Schritt kommen.

Daß in Paris einige tausend Arbeitsgesellen sich befinden, die bei natürlichem Verstand ein Streben nach Bildung und bei diesem Streben wenig wahre Freude an ihrem wider Willen gewählten Berufe haben, das ist die einzige thatsächliche Grundlage, auf welche hin hier der Communismus getrieben wird. Einige hundert deutsche Arbeiter, die ohnehin unterrichteter als die Franzosen und durch den Aufenthalt in der Fremde elastischer gespannt und aufgeregt sind, schließen sich jenem französischen Grundstamm an. Daß sich diese Handwerker auf die Bauern berufen, daß sich deutsche Gelehrte in Paris einbilden, der deutsche Landmann hätte irgend eine Neigung zum „Drauflosschlagen" und zum Gütervertheilen, ist eine lächerliche Verblendung, die Arndt mit Recht gerade aus der aristokratischen, besitzgierigen, proceßsüchtigen und eigenthumsnärrischen Natur der deutschen Landleute widerlegt. Wer wird leugnen, daß zur Hebung des menschlichen Elends und zur Erleichterung des Fortkommens der „arbeitenden" Volksclassen unendlich mehr geschehen müßte, als jetzt geschieht? Aber wenn dazu auch von unserer Seite gehören sollte, daß wir keinen Bissen Fleisch in den Mund zu nehmen wagen dürften, aus Angst, daß in Birmingham mancher Unglückliche kein Brot hat, wenn dazu gehören sollte, daß wir von keinem Mitglied der untern Volksclassen mehr sagen dürften, der Eine wäre oft unverbesserlich dumm und der Andere ein unverbesserlicher Faullenzer, dann bekommt die Empfindlichkeit der communistischen Schriftsteller eine Höhe, die unerträglich ist.

Die einzige Bildungs- und Glückseligkeitsquelle der Menschen ist das Sondereigenthum. Es ist damit nicht gesagt, daß wir die Rothschild'schen und Louis Philippe'schen Reichthümer billigen; allein die bisherige Opposition gegen die Gebrechen der Gesellschaft reicht vollkommen aus, solche Ungleichheiten zu bekämpfen. Es ist nicht nöthig, darum Alles in Fluß zu bringen und die „arbeitenden" Classen mit dem Utopien eines Gesammteigenthums in grausame Tantalusqualen zu versetzen. Nehmt sämmtliche Fabrikkinder von

Elberfeld und gebt ihnen eine gemeinschaftliche Erziehung! Das Princip der Kaserne wäre überall da zu billigen, wo eben die einzelnen Unterlassungssünden gefährlich sind. Es giebt leider Waisen, denen Vater und Mutter noch leben. Erzieht durch das Allgemeine, wo es durch den Einzelnen unterlassen wird! Sporadisch, in dieser verlornen Gruppe der Gesellschaft, in jenem wüsten Eilande und ungesunden Sumpfe eines verkommenen Zustandes ist die Form der Gemeinschaftlichkeit nicht genug zu empfehlen, aber die hochmüthige Polemik, die von einigen, besonders den deutschen Communisten, gegen das übrige gesellschaftliche Leben der gebildeten Welt geführt wird, wird Renommisterei. Mit unserer bisherigen Methode des Kampfes gegen Willkür und Unterdrückung kommen wir, bei Freimuth der Seele und Uneigennützigkeit des Herzens, vollkommen aus.

Die Denker nehme ich aus. Aber die gewöhnliche praktische Communisterei tritt uns in Paris wie träges Lungern nach Glück, als weinerliche Genußsucht entgegen. Wollt Ihr Männer oder Weiber, Spartaner oder Korinther erziehen? Lehrt Verachtung der irdischen Güter, lehrt Trotz gegen das Mißgeschick der Erde, schwellt die Brust der Menschen durch Ideen zur Entsagung! Das ist da ein winselndes Schmachten nach Erdenwonnen, eine feige Diesseitigkeit des Lebens, kein Aufblick gen Oben, nur ein ewiges Seitwärtsschielen nach dem dampfenden Schornstein, der duftenden Schüssel, dem oder jenem Besitz des Nachbarn. Wenn die Sucht nach materiellen Gütern der Fluch der Epoche ist, so ist der Communismus die eigentliche philosophirende Entschuldigung dieses weichlichen, um Gott, die Welt, die Geschichte, die Fragen der Moral, der Politik, der Kunst und Literatur radikal gleichgültigen Materialismus, und deshalb ist er gerade von uns, den Anhängern des „Liberalismus vulgaris“, nicht genug zu bekämpfen.

[29. Brief.] Diese Schlußparthie des Buches wurde vor vier Jahren auf's lebhafteste angegriffen. Und doch haben sich seither die Dinge zum Vortheil der damals gewagten Prophezeiungen gewendet, und über Louis Philippe, den König der Franzosen, hat der Verf. vielleicht noch zu be-

fangen geurtheilt. Guizot ist, wie vorausgesagt wurde, Minister geblieben. Seit dem 29. October 1841 ein und dasselbe, nur durch Zufälle einige Male geänderte Ministerium. Alle vier Jahre glänzende Reden von Thiers, die den Credit seines Gegners nicht erschüttern konnten. Man fängt schon an, Guizot mit dem Cardinal Fleury, mit Dubois, Choiseul zu vergleichen. Nicht mit Richelieu und Mazarin. Seinen Ruhm wirft der Franzose so leicht nicht weg.

Noch mehr aber hat sich seit dem Tode des Herzogs von Orleans herausgestellt, daß Louis Philippe Frankreichs dirigirender Minister ist. Il règne et gouverne. Die Bürgerkomödie von 1830 ist ausgespielt, die Charaktere der Julirevolution sind abgenutzt, die Kammer ist in ihrer Schwungkraft gelähmt und ein kalter Sand geworden, in welchem sich keine Straußeneier bedeutender Talente mehr ausbrüten; die Journale sind im Feuilleton zu Grunde gegangen und erscheinen nur noch zur Unterhaltung; die Börse regiert Frankreich und der erste Courtier derselben trägt eine Krone und heißt Louis Philippe.

Man will Guizot als den ergebenen Diener seines Herrn hinstellen. Man will seine Ehre als Denker und Staatsmann dadurch beeinträchtigen, daß man ihn den Lakaien des königlichen Willens nennt. Man irrt sich. Es ist nur ein zufälliges Zusammentreffen, daß Guizot und sein königlicher Herr Dasselbe wollen. Jeder gehört einer andern Schule, einem andern Principe an. Nur zufällig ist es, daß das, was bei Guizot ungefähr einem Philosophem gleichkommt, beim Könige eine persönliche Klugheitsmaßregel ist. Louis Philippe sieht mit Vergnügen, daß die Philosophie, die er noch vor zehn Jahren an den Doctrinairs nicht leiden mochte, eine so bescheidene, untergeordnete Rolle durchführen kann; er sieht mit Vergnügen, daß Das, was bisher nur sein kluger, berechnender Menschenverstand gewesen, sogar von Schülern des Plato und Aristoteles für Weisheit ausgegeben werden konnte. Das hat denn die beiden Herrscher, von denen Guizot ein redlicher Mann ist, so befreundet, wie etwa bei uns Schiller und Goethe, die sich erst mißachtet und beneidet hatten, zuletzt die wärmsten Freunde wurden, weil sie sich sagen

mußten, daß außer ihnen Beiden nichts Sonderliches in der literarischen Welt Deutschlands vorhanden war.

Um Louis Philippe zu verstehen, muß man in Paris nicht die Dichter, die Weisen, die Redner, die Gelehrten, nicht die Soldaten, nicht die Handwerker fragen. Diese ewig unzufriedenen Menschen werden immer an ihm zu mäkeln haben. Aber einen vornehmen Banquier, meinetwegen einen jüdischen, der auch zugleich Deputirter sein und Minister werden könnte, einen der Grundpfeiler der Börse muß man besuchen. Da wird man hören, daß Frankreich glücklich ist, daß alle Staatsmänner außer den gegenwärtigen Ministern Schurken, alle Zeitungsschreiber Dummköpfe seien, daß in Frankreich der größte Arbeitslohn und die geringste Steuer gezahlt werde, daß sich Alles, besonders die Nationalgarde, die jetzt preußische Waffenröcke bekommt, überschwänglich glücklich fühle, daß die Eisenbahnen unglaubliche Capitalien in Umschwung brächten, daß Tausende von Menschen, besonders junge Commis, am Börsenspiel sich bereicherten, daß die nächsten Wahlen wieder die alte Kammer bringen würden, und daß alles Uebrige, was nicht sonst in Frankreich in diesen allgemeinen Jubel der Zufriedenheit einstimmen wolle, mit Kartätschen niedergeschossen oder in's Irrenhaus eingesperrt zu werden verdiente.

Die glücklichsten Börsengeschäfte soll Louis Philippe selbst machen. Nächst ihm Rothschild. Beide, behauptet man, regieren Frankreich. Die Coursschwankungen sind das Einzige noch, was diese Politik fürchtet. Eine herabgehende Rente macht in Paris zehntausend lange Gesichter, und nur diese Gesichter scheinen den Machthabern bedenklich. Sonst glaubt der Julithron auf granitenen Füßen zu stehen.

Bei Hofe sah man früher nur die vornehmen Geschlechter und den höchsten Adel. Das war unbesonnen in einem Lande, dessen berühmte Revolution damit anfing, die Unerträglichkeit jener Menschen zu erklären, die sich bessern Blutes dünken, als ihre Mitmenschen. Louis Philippe handelt demokratischer. Er läßt das Volk in seine Säle kommen, die Offiziere der Nationalgarde und das „Volk" der Banquiers. Die Wechselmakler vertreten in den Tuilerien die Wohlfahrt Frankreichs. Von alten legitimistischen Vorur-

theilen ist Louis Philippe frei. Christ, Jude, Muselman, gilt diesem aufgeklärten Denker eins. Sein philosophisches Beispiel steckt an. Fräulein Fuld heirathete einen Herzog und Meyer Achilles Fuld heirathet den weiblichen Sproß einer alten Familie, deren Wappen ein Hotel im Faubourg St. Germain ziert. Ihr sonderbaren Communisten, was Ihr Euch um Eure Idee der allgemeinen Gleichheit müht! Fließt hier nicht Alles schon wie korinthisches Metall zusammen und gewährt einen Anblick, der an die Träume der „besten Welten" erinnert?

Freilich hat der König zuweilen grämliche Gedanken. Nicht die Republik, nicht das Phalanstère, nicht die Deputirtenkammer machen ihm Sorge. Das ist beseitigt und theilweise durch Maßregeln, welche Beiträge zu den Mystères de Paris werden könnten. Aber diese Bourbons, die da in der Welt heimathlos umirren! Diese Tuilerien, diese Schlösser, in welche künstlich durch Statüen und Bilder die Geschichte des Hauses Orleans eingeführt wird und die doch so viel schreiende, vorwurfsvolle Erinnerungen an die im ersten hitzigen Fieber vertriebene Dynastie enthalten! Diese vielen alten Geschlechter, die sich unter den glückwünschenden Kaufleuten niemals an einem Festtage bei Hofe sehen lassen wollen? Hat der Stifter der neuen Dynastie böse Träume, da kann ihm wohl Guizot sagen: „Sire, beruhigen Sie sich, Frankreichs Ruhe ist Ihr Gewissen!" Aber bei Alledem ängstigen den Schlummernden trübe Vorstellungen, und die Umgebungen verrathen dann das auch so rasch! Kaum geschieht etwas, was der Dynastie Orleans unangenehm ist, gleich müssen die Legitimisten dahinter stecken. Ob wohl Abd-el-Kader Verbindungen mit Görz und Kirchberg unterhält? Ob der Postillon, dem am 13. Juli 1842 die Pferde des Herzogs von Orleans durchgingen, im geheimen Solde der Legitimisten stand? Der König ist ein Held der Selbstbekämpfung. Aber seine Umgebungen, seine Gattin, Mad. Adelaide, General Athalin, Graf Montalivet verrathen sich gleich bei jedem Unglück. Als Lecomte auf den König geschossen hatte, mußten die Vertrauten des Pavillon de l'Horloge sogleich so unbesonnen sein und wieder andeuten, ob dieser Mörder wol ein Werkzeug

der Legitimisten wäre. Das Journal des Débats verrieth diese stille Sorge an alle Welt.

Louis Philippe hat etwas, was vertheidigend für ihn eintritt, sein Unglück. Andere sagen, sein Glück. Ich finde darin ein viel bedeutsameres Unglück, daß man so oft versucht wird, diesen Fürsten zu ermorden, als es bedeutsames Glück erscheinen mag, daß diese Mordpläne mißlingen. Dieser Fürst hat viel häusliches rührendes Leiden. Sein hoffnungsvoller Sohn, den er mit Stolz allen Prätendenten der französischen Krone gegenüber stellen durfte, muß ihm auf eine so entsetzliche Weise genommen werden. Man kann nicht ohne Rührung die Kapelle betreten, die auf der Stelle gebaut worden ist, wo der junge Prinz sein Leben verlor. Ein Bild in der Sakristei vergegenwärtigt den Moment des Todes. Der König sitzt vor seinem sterbenden Sohne und blickt mit Niobeschmerz auf seine gescheiterten Hoffnungen. Es liegt in dem Blick, den der König dem Maler nicht zu erkünsteln brauchte, mehr, als nur das vernichtete, wehmüthige Vatergefühl. Fern sei es, in diesen Schmerz Deutungen zu legen; eins ist unverkennbar in ihm: das Gefühl eines tiefen, überwältigenden und weit über diesen momentanen Verlust hinausgehenden allgemeinen Leidens, eines innern Schmerzes des ganzen Bewußtseins.

Glück sind diese Mordanfälle, die immer fehlschlagen, aber größeres Unglück, daß sie überhaupt stattfinden. Sie verrathen mehr als nur die Verworfenheit eines einzelnen Verbrechers. Gleich sollte Lecomte ein Abgesandter der Legitimisten sein! Welche Thorheit, wenn politische Partheien einem Greise nach dem Leben streben wollten! Ich war in Paris, als Lecomte auf den König schoß. Ich beobachtete die gleichgültige Stimmung des Publikums. Und doch schon der siebente Mörder! Wieder ein Mörder anderer Art, als die früheren! Eine Art Tschech oder Kohlhaas, bei welchem wirkliche oder eingebildete Rechtsverweigerung eine fixe Idee erzeugte, einen wahnsinnigen Haß auf die Person des Königs selbst! Tschech's Verbrechen, um hier diese Anmerkung zu machen, würde in einem constitutionellen Staate unmöglich gewesen sein. Leider hat man über die That dieses Mannes

nichts mehr, als eine kurze „Warnungsanzeige“ im nüchternsten Polizeistyl erhalten, statt daß gerade ein solches Verbrechen so einzig in der deutschen Geschichte dasteht, daß wol auch uns eine Darlegung der Acten, wie dies in Frankreich und England geschieht, hätte gewährt werden können. So viel ist ersichtlich, daß Tschech in einem constitutionellen Staate unmöglich gewesen wäre. Nur in einer Bureaukratie kann es geschehen, daß Wünsche, Bitten, Klagen, die unerhört bleiben und sich einbilden, auch ungeprüft zu sein, sich bis zum Wahnsinn steigern. In einem constitutionellen Lande hätte Tschech's hochfahrende, vielleicht schon in Storkow bureaukratisch verwöhnte Gesinnung sich in Petitionen an eine Kammer, in etwas Journallärm, in ein paar Schutzworten eines Deputirten austoben können. In einer Monarchie richtete sich seine, wie es die Juristen nennen, Querulantenmanie direct gegen die moralische Vertretung aller Freuden und Leiden eines Staatskörpers, den Lenker des Patrimonialstaates selbst und verübte ein in Deutschland unerhörtes, seiner Natur nach fast dem Mittelalter angehörendes Verbrechen.

Lecomte widerlegt den obigen Satz nicht. Lecomte hatte nicht mit der Bureaukratie und einem Könige als deren oberstem Chef zu thun. Es ist die Privatverwaltung des Königs der Franzosen, von welcher sich dieser ingrimmige Mensch verletzt glaubte. Charakteristisch ist, daß in Paris die Hinrichtung Lecomte's von Jedermann aus folgenden Gründen vorausgesagt wurde: „Er ist ein persönlicher Feind des Königs, wie es eben eine Menge giebt unter allen Denen, die mit der Civilliste zu thun haben. Der König ist Oekonom in einem Grade, daß alle Die, welche für die Tuilerien arbeiten, nur davon die Ehre, keine Vortheile haben. Die heimliche Feindschaft gegen den König als Civilliste ist so groß, daß Lecomte's Verbrechen gefährlich ist. Es steht in keinem Zusammenhang mit irgend einem der früheren Attentate und könnte wieder andere, bisher unbekannt gebliebene Feindseligkeiten wecken.“

Es ist nicht gut, wenn ein Fürst seinem Volke zu sehr verräth, daß er das Geld liebt. Es erhebt den Materialismus zur Ordnung des Tages. Der König der Franzosen

hat zwei Verwaltungen: die eine, die sein unermeßliches Privatvermögen, die andere, die seine Civilliste betrifft. Wohl dem, der mit der ersten Verwaltung, wehe dem, der mit der zweiten zu thun hat! Dort Ueberfluß, hier Mangel! Die beiden, durch Local sogar getrennten Verwaltungen kennen sich nicht. Die Ersparnisse der einen wandern in die Banken Amerikas und Englands, die Schulden der andern bleiben unbezahlt. Kennt Ihr den unschönen, abscheulich verwüsteten großen Platz vor den Tuilerien, das Schlachtfeld der ersten und zweiten Revolution? Dieser „Carousselplatz" ist in seiner Verwahrlosung eine Schmach für Paris. Der König hat die Verpflichtung übernommen, daraus einen Platz mit Rasen, Statüen, Springbrunnen, Säulen zu schaffen; da er aber behauptet, daß seine Civilliste ihm diese Ausgabe unmöglich mache, so bleibt diese Brandstätte, wie sie war, und die jetzigen Bewohner der Tuilerien kehren ihr den Rücken, indem sie ihre Wohnzimmer nach dem Garten zu verlegen. Ist das königlich?

Man sagt, der König wäre in Paris beliebt. Ich will es nicht bestreiten. Ich will die Meinung seiner politischen Gegner, die ihn einen Verräther an den Maximen und Menschen nennen, die ihn auf den Thron brachten, nicht in Anschlag bringen; ich will auch sagen, daß von einem Mann in diesem Alter und von diesem Bildungsgange nicht zu erwarten war, daß er die poetische, großartige, geniale Physiognomie trage, die wir an den Fürsten unsrer Tage leider fast überall vermissen und deren wir doch so sehr benöthigt sind. Ich wiederhole, daß alle Pariser, die sich vor Emeuten, Zertrümmerung ihrer Ladenfenster, Herabsetzung des Zinsfußes fürchten, im Könige ihren kräftigsten Schutz erblicken. Also an Hingebung für ihn fehlt es nicht. Nur das kann ich beweisen, daß der Ausdruck dieser Hingebung ein kühler und der mattherzigste von der Welt ist.

Es war am ersten Mai, dem königlichen Namensfeste. Ein wundervoller, himmelblauer Tag. Im Tuileriengarten dufteten die Hollunderbüsche. Ein starker Regen hatte alles noch zurückgebliebene Frühlingsleben zu raschem, üppigem

Keim hervorgetrieben. Der Abend senkte sich mit mildem Mondlicht nieder. Der König wollte am Balcon seines Schlosses erscheinen, und mehr als 10,000 Menschen waren gewürdigt, in den kleineren Gärten durch besondere Einlaßkarten zugelassen zu werden.

Die Musik der Regimenter spielte unter dem Balcon. Endlich erschien der eben wieder wunderbar aus Mörderhand gerettete Fürst, umgeben von seinen beiden Enkeln, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, denen sich zuweilen ab- und zugehend die Herzogin von Orleans gesellte. In den ministeriellen Blättern steht: „Unermeßliches Rufen erfüllte die Luft. Nie ist die königliche Familie so empfangen worden. Nie hat man so anhaltende, stürmische Lebehochs gerufen. Alles war auf dem höchsten Gipfel des Enthusiasmus.“ Von Alledem ist nicht ein Wort wahr. Die unermeßliche Menschenmenge war eine Stunde hindurch lautlos. Der König erschien in militairischer Tracht, den dreieckigen Hut in die Quere gesetzt, eine lange, hagere Gestalt, völlig von seinen üblichen vollen und rundlichen Bildnissen abweichend, der Bart weiß, die Haltung die eines Greises, der uns dieser kalten, stumpfen Menge gegenüber Mitleid einflößt. Niemand griff an den Hut, während er unabläßig das Haupt entblößte und grüßte. Drei oder vier dazu angestellte Menschen brüllten: Vive le Roi! Niemand fiel ein. Der König setzte sich, rings auf allen Dächern und Galerieen wandelten Schildwachen mit geladenem Gewehr, es war eine kühne That, sich so preiszugeben. Die kleinen Enkel, vom offiziellen Zeitungsstyle „Frankreichs Zukunft“ genannt, schlugen zur Musik den Takt. Der König ermunterte sie dazu: es gab ihnen ein muthwilliges, fröhliches, vielleicht kriegerisches Ansehen. Aber es dauerte für eine natürliche Eingebung viel zu lange, dies Taktschlagen; Kinder sind solcher Scherze bald müde, aber der Graf von Paris durfte nicht aufhören, immer und immer mußte er mit seinem gedruckten Musik-Programm taktiren. Die Herzogin von Orleans, die schon gelernt hat, was es in Frankreich heißt, sich abnutzen, blieb nicht lange auf dem Balcon und entschlüpfte der Gruppe so rasch

als möglich. Aber der „unveränderliche Gedanke" harrte aus. Die Claqueurs der Polizei riefen wieder: Vive le Roi! Er stand wieder auf, zog den Hut und verbeugte sich lächelnd. Wieder todtes Schweigen, keine Entgegnung. Als eine der brüllenden Stimmen rief: Vive la Reine! wieder Schweigen, und als es endlich hieß: Vive le Comte de Paris! löste sich die Farce in Gelächter auf. Und das nannte das Journal des Débats: „Unermeßliches Rufen erfüllte die Luft. Nie ist die königliche Familie so empfangen worden —" u. s. w.

Das nicht anwesende Paris, die Provinz, die Wähler, das Ausland, die fremden Höfe glauben diesen Worten. Als ich einem Banquier, ich wiederhole, einem Banquier, diese Scene erzählte, erwiderte er ruhig: „Man ruft in Frankreich nicht. Wenn man nicht zischt, ist das so gut, als hätte Jeder gerufen."

Damit war ich freilich geschlagen. Unser warmes, stark pulsirendes deutsches Herz! Unser Enthusiasmus für Alles, was wir lieben und verehren! Der blasirte Franzose läßt die Claque rufen und stimmt dadurch mit ein, daß er diese nicht niederzischt!

Ob Louis Philippe auch so denkt, wie seine Banquiers? Ob ihm nicht nach einem erneuten Anfall auf sein Leben ein wenig mehr Liebe und Hingebung willkommen gewesen wäre? Oder ob wir Deutsche all' dergleichen zu sentimental auffassen? Möglich! Denn mitten in diesen Betrachtungen war einem Mitgliede unsrer Gesellschaft die Börse gestohlen worden. Die Gedanken bekamen dadurch eine andere Richtung.

Immer scheidet man von Paris mit dem Gefühl einer gewaltigen Befruchtung. Man senkt den Kopf wie eine reife Aehre. Man hat in zwei Pariser Monaten zwölf deutsche erlebt. Wahrheit und Lüge lernt man nirgends mehr unterscheiden, als in Paris. Aber auch nirgends sieht man mehr, wie so nahe beide beieinander stehen und wie der Schatten der Dinge oft mehr ihre Wesenheit vor der Welt ausdrückt, als die Dinge selbst. Der Deutsche darf sich gestehen, daß wir

bei uns jetzt mehr geistigen Stoff verarbeiten, als die Franzosen, die jetzt in der That eher vegetiren, als leben. Ob aber unser gegenwärtiger Kampf uns so weit führen wird, als wo sich der Franzose schon in seiner Ruhe und Abspannung befindet, das steht in Frage. Ist man wieder mitteninne in den wohlbekannten, ehrwürdigen deutschen Lebensbedingungen und eingefangen im Netz unsrer fünfzehnhundertjährigen Widersprüche, so möchte man's fast bezweifeln. Doch hoffen wir! Der bei uns seither gesteigerte Muth, Ueberzeugungen zu haben, ist schon etwas werth.

Nach dem zweiten December.

1852.



I.

Die Ankunft.

Viel strenger als sonst ist die Controle an der Eisenbahn. Große, weite Räume empfangen uns, ein bequeme Einrichtung für die Untersuchung der Effecten; aber Umständlichkeit aller Art. Wo der Franzose etwas zu befehlen hat, wirft er sich nicht wenig in die Brust.

Der Omnibus ist erreicht. Gleichviel welcher. Von der Eisenbahn aus führen sie alle zum Ziele.

Mitternacht, die Straßen sind leer, in der Vorstadt ist Alles düster. Die Omnibus rollen dröhnend über das ungleiche Pflaster. In der Gegend der Boulevards entleeren sich eben erst die Theater. Gigs, Cabs, Citadinen, Phaethons, je nachdem, wild an einander vorüber. Die Kaffeehäuser und Restaurants sind geschlossen oder eben werden sie es. Sie werden langsam geschlossen, um einen im Theater halb verhungerten Fremden noch einzulassen. Da schon reiner Tisch gemacht und nichts mehr zu haben sei, so setzt man ihm, ich kenne das aus alter Zeit, ein verschimmeltes kaltes Huhn, ein vertalgtes Fricandeau zu doppelten Preisen vor. Die Erfahrung der Vorstellung, Nachts um zwölf Uhr mitten in Paris zu verhungern, macht der Fremde oft genug.

Endlich Ankunft an der Ecke der Rue Richelieu. Ich hatte einen Sardanapal-Anflug und wählte auf die erste Nacht, die man in Paris doch nur in einem Hotel zubringen kann, das erste, altberühmteste, classische Hotel, Hotel des Princes. Ein Napoleon mehr oder weniger darf für ein Pariser Budget nicht angesehen werden.

Aber um zwölf Uhr ist selbst schon im Hotel des Princes die Nacht angebrochen. Ein verschlafener dicker Haushofmeister mit der Nachtmütze über den Ohren, mit versilberten Doppelleuchtern in der Hand, liest aus einer Reihe von Zimmern scheinbar ein einziges noch freies heraus, blinzelt dabei mehr auf die herabgenommenen Effecten und die Physiognomie des Reisenden, forschend, was man ihm bieten könnte. Ich gedachte jenes „Haushofmeisters" im Hotel d'Angleterre zu Nizza, der zu einer Sommerzeit, wo auch nicht Ein Gast in seinen Zimmern war, mit der Hand über die Stirn fuhr, um sich lange zu besinnen, welche Nummer frei wäre, durch die Ritzen der Hand hindurch aber nur schielte und blinzelte, um zu sehen, welcher Zimmerkategorie der Passagier zuzurechnen wäre.

Endlich hat auch der minder verschmitzte Pariser Haushofmeister Befehl gegeben. Es geht, wie natürlich in Paris immer, in den Hof, dann über zwei Stiegen; an der Garnitur der beiden Zimmer, die aufgeschlossen werden, sieht man, man gilt für keinen Prinzen — die Hutschachtel war etwas defect — aber auch der deutsche Scribent war nicht sogleich herausgefunden. Man wird auf eine Mittelexistenz angewiesen. Eine näselnde alte Beschließerin überzieht die Betten. Vier Wachskerzen werden auf den Kamin gestellt. Bon soir, Monsieur, und man ist allein.

Der dramatische Autor findet sich in diesen beiden Zimmern bald zurecht. Act I. Scene I. Apartement Regence. Ameublement riche, doré u. s. w. So beginnen die Scenen bei Alexander Dümas dem Alten. Niedrig freilich ist die Decke, Alles eng, alt, durch und durch, wie der Berliner sagen würde, multrig. Mäuse- und Wurmfraß in allen Thüren und Seitenwänden. Aber die Zeit Ludwig's XIV. oder der Regentschaft wird überzogen und verdeckt von neuen Tapeten aus Orleans, dunkelblau mit Gold, neuen Teppichen aus Challiot, grün und roth, Nußbaummöbeln, gepolsterten Stühlen, zwei modernen Uhren, künstlichen Blumenvasen auf Marmorplatten des Kamins, goldgerahmten Spiegeln, von welchen letzteren freilich wieder zweifelhaft wird, ob sich in ihnen schon unter Ludwig XV. eine Marquise, oder unter

Ludwig XVIII. eine jetzt schon pensionirte Schauspielerin spiegelte. Ein unendliches Etwas von geflicktem Elend umhaucht und umflüstert uns. So schauerlich still ist's in den Zimmern, modrig antik im Himmelbett trotz seiner grünseidenen Ueberzüge, so brenzlich und räuchrig im Kamin trotz der vorgestellten zerrissenen Tapetenschirme. Modern comfortabel ist nur der Waschapparat aus englischem blauweißem Steingut. Alles Uebrige ist Plunder und Prellerei.

Die Nacht geht in erquickendem Schlafe vorüber. Ob die Mäuse auf meinem Terrain Komödie spielen und „Die Fräulein von St. Cyr" oder „Ein Duell unter Richelieu" aufführen, die schnarchenden Sinne hören nichts. Der Morgen kommt belebend und anmuthend. Hoch schon steht die Sonne und erleuchtet die Höfe, in denen Alles in vollstem Leben und Regen ist. Schon werden auf „silbernen" Plateaux die Frühstücke ausgetragen aus der unten übersichtlichen Küche, schon sonnen sich sieben lungernde Köche und Küchenjungen unter einigen Oleander- und Orangenbäumen, schon wird geschellt, gerufen und die dunkeln, muffigen Zimmer des Hotel des Princes machen sich traulicher. Zwar bestehen sie auch ferner die Probe eines guten Hotels nicht, die ich von einem Freunde gelernt habe, und die darin besteht, beim Aufschließen des Schreibsecretärs die Haltung der Klappe zu beobachten. Fällt uns diese fast bis zu den Füßen hinunter und dringt dabei ein gewisser unbeschreiblicher Stickduft aus dem Schreibbureau, so hat man Betten, Bedienung, Rechnung, Alles schon weg. Indessen ist man denn doch trotz der Unsauberkeit in Paris! Man hört das Rauschen des großen moralischen Weltmeers, das draußen an die Ufer schlägt; man erfreut sich des vor uns stehenden Frühstücks, des concentrirten Mokkas, des weißesten Gebäcks, und den ganzen Menschen durchströmt ein unendliches Behagen.

Das glückliche Gefühl, endlich im Hafen zu sein, darf uns aber nicht zu sehr übermannen. Sonst findet man sich in dem Hotel des Princes eingebürgert und man vergißt, daß jede Minute hier circa zwei bis fünf Centimen kostet, d. h. jeder Tag zwölf bis zwanzig Franken. Ein stärkender Schlummer war zwölf Franken werth; der Prinz im Menschen, die

Phantasie, ist befriedigt; der Bürger in ihm, die Vernunft, denkt an einen Rückzug aus dem Hotel des Princes und fängt seine Operationen an, ein Privatlogis zu finden. Man forscht. Man horcht. Man citirt Commissionaire. Besser man kleidet sich an und sieht selbst. Nie macht man eine Toilette mit mehr Humor. Man ist in Paris, man will nur sehen, hören, genießen. Heitere Bilder des Glücks umgaukeln uns. Man will nur die rosige Freude, nur Heiteres und Schönes vor seinem Auge haben; man hört diesen blitzschnell redenden elektrischen Leiter, der durch unsere Seele angelegt ist; fühlt, wie so im Nu die Vergangenheit und Gegenwart sich aufthun und nur das Angenehme, Wohlige, Glückliche uns erinnerlich bleiben. In solchen Augenblicken z. B. bei der Ankunft in einem schönen, belebten, sonnigen Badeorte wird der Kranke schon gesund nur durch die Vorstellung. Es laufen an seinen Geistesdrähten nur die glücklichsten Erinnerungen und sichersten Hoffnungen vorüber. Die Welt ist ihm plötzlich wieder schön, wir selbst sind wieder jung, wir haben nie eine Thorheit begangen, haben keinen einzigen Fehler zu bereuen, unsere Unglücksfälle sind verschmerzt, sind nie dagewesen, stören uns nicht mehr, denn über die schwierigsten Vorstellungen von unserer Lage, unseren Verhältnissen, unserer Zukunft führt uns ein goldenes Flügelpaar hinweg, das sich uns auch beim ersten Gruß des Meeres, beim ersten Abend in Venedig, bei einer Fahrt auf dem Genfersee wie durch Zauberhand an die Seele setzt.

Das Hotel des Princes war denn doch besetzter als das Hotel d'Angleterre damals in Nizza. Ein Theil der Wüste Afrikas hatte sich hier ausgebreitet. Beduinen von der algierschen Armee, arabische Häuptlinge ersten Ranges hatte der Präsident der Republik, Ludwig Napoleon, in die besten Stockwerke einquartiert. Polizeisergeanten hüteten die Hausflur und hielten den Andrang der Neugierigen zurück. Im weißen Burnus, mit gesticktem Fez, kostbarem krummen Damascener, in Schuhen und saubersten weißen Strümpfen, die Brust mit allen Graden der Ehrenlegion bedeckt, stolzirten diese bärtigen Ibrahims, Jussufs, Achmeds, Obersten der Spahis und freie Häuptlinge der Metidscha innerhalb des

Thorwegs und auf den Höfen einher. Einige darunter waren so dick, daß sie eher auf den Sklavenmarkt von Aleppo zu passen schienen, als in die Schlacht; eher Einkäufer für den Harem eines Emir, grelle Ruffianogesichter ohne Adel, Würde, Zuverlässigkeit. Keiner sah hager wie Cassius aus, den der Cäsar zu fürchten gehabt hätte. Diesen dicken, sinnlichen Söhnen Afrikas sah man das Käufliche ihrer Hingebung, ein politisches Renegatenthum an, dem nur so lange zu trauen war, als die Umstände sie in Schach hielten. Es waren dieselben Gesichter, die mich schon sonst in Paris in der Rue Bergère oder Lafitte oder wo irgendwo die großen Banquiers wohnen, zurückgestoßen hatten. Man nehme so ein paar stolze, verächtlich die Lippen aufwerfende, die Menschheit ziemlich en canaille betrachtende jüdische Börsenkönige, stecke sie in die Kappen dieser Beduinen, werfe ihnen den Burnus über, setze ihnen den Fez auf mit der goldenen Troddel, ziehe ihnen rothe Hosen, gestickten Kaftan, Schuhe und Strümpfe an und man hat aus solchen Amschels oder Levis, in Paris Achilles oder Lionel, jene gewonnenen Scheikhs und Marabouts damals aus der Rue Richelieu, die so ganz von jener Poesie entfernt waren, die wir uns mit den Söhnen der Wüste verbunden denken, wenn wir die Makamen des Hariri oder die Thaten Harun al Raschids lesen. Abdelkader soll mager sein.

Wer in Paris ruhig wohnen will, muß sich in eine sogenannte Cité einmiethen. Dies sind lange Höfe mit neuen Häusern, die von den Straßen abliegen und oft noch auf die Reste eines nicht ganz verbauten alten Parks aus den Zeiten der Petites Maisons eine freundliche Aussicht bieten. Freilich muß man auch hier erst den Sein- oder Nichtsein-Monolog anstellen: ob's besser ist, das donnernde Rollen der Omnibus zu ertragen, oder sich wappnen gegen das unaufhörliche Geschrei der Verkäufer und jene schrecklichen Harmonieen, welche die wandernde Pariser Straßenmusik hervorbringt. Eins ist unvermeidlich. Entweder in den Straßen die Wagen oder in den Cités die Fische, Gemüse, alten Kleider, Lampen, Blechwaaren, Marseillaisen und Polkas auf allen möglichen Instrumenten der Welt, vom Leierkasten mit Janitscharenmusik

an bis zu einem einzelnen Horn, einem einzelnen Fagott, einer einzelnen Posaune. Denn Paris, so communistisch es in andern Dingen sein will, in der Musik hält es auf Isolirung. Eine wandernde Musikbande, wie wir sie auf den Jahrmärkten und Messen zu hören bekommen, ist in Paris nicht zu Stande zu bringen. Wer hier einen Ton auf der Flöte für sich allein herausbringen kann, bläst alle Märsche und Volkshymnen für sich allein. Der Gewinn ist reeller, unmittelbarer, sicherer. Die Theilung der Arbeit, auf ein Orchester übertragen, dividirt jedes herabgeworfene Zweisousstück. In der Cité Bergère, wo ich schon zweimal einmiethete, blies jeden Morgen ein Baßposaunist für sich allein alle musikalischen Sentimentalitäten des Tages so weltgerichtsmäßig einsam und bocktrillernd lächerlich, daß man hätte verzweifeln mögen.

Wer noch nie in Paris gewesen, braucht allein drei Tage, um über den äußern Lärm zur Besinnung zu kommen, vier Tage, um sich die Zahlungsweise und die beste Art, sich zu ernähren, zu merken, fünf Tage, um mit seinem Bett, mit seinem Schlaf (der ihn plötzlich zu fliehen beginnt), mit allerlei kleinen Bedürfnissen sich abzufinden, und mehr als eine Woche, um sich in die Ordnung der Omnibus, die Abkürzungen der Wege, die Eintheilung der Touren zu finden. Wer jedoch schon öfter da war, findet sich früher zurecht. Der Lärm wird ihm nicht mehr imponiren, die Außenseite der Restaurants ihn nicht mehr verführen, die Ueberfülle der Speisekarte nicht mehr necken. Er wird im Gegentheil bald unter der Oberfläche des Pariser Lebens ein geregeltes, beinahe langweiliges Einerlei erkennen, und wer länger bleibt und auf guten Rath hört, wird anfangen sich sogleich eine solide Basis für sein Dasein aus dem pyramidalen Schwindel herauszugewinnen, ein Bleibendes in der Flucht der Erscheinungen. Schon herauszubekommen, wie man sich am sichersten, da man um sechs Uhr essen soll, vor einem zehrenden Hunger rettet, ohne in das Gegentheil der Ueberladung zu verfallen, schon herauszubekommen, wie man sich für die rechte Eßzeit durch Palliative den Appetit nicht verdirbt, erfordert mancherlei Studien und diätetische Uebergänge. Ein gut aufgezogenes deutsches Magenwerk bekommt um elf Uhr noch

keinen Hunger, wenn es um sieben oder acht gefrühstückt hat, aber um ein Uhr melden sich alle germanischen Organe der Verdauung mit Wolfsnatur, heulen und toben grimmig wie in unseren alten Wäldern und verlangen eine Befriedigung, die dann aber um sechs Uhr nicht so spurlos wieder vorüber ist, daß man schon wieder auf's Neue essen könnte. Ein Freund, aus Schwaben, wollte die Entdeckung gemacht haben: Die Sach' ist einfach. Was die Franzose dejeunire nenne, nenne wir z'Mittag speise, und was sie dinire nenne, nenne wir z'Nacht speise! Mein guter Heilbronner irrte sich. Die Pariser Lebensweise erträgt nicht zwei große Mahlzeiten. Der Tag schneidet sich hier nicht in zwei Hälften. Schon die Entdeckung, daß man zu Nacht für dasselbe Geld doppelt so viel bekommt wie zu Mittag, macht die Oekonomie rebellisch, und so gewöhnt sich denn endlich Logik, Budget und der thierische Organismus an das Pariser Geheimniß der Selbsterhaltung, das eben darin besteht, den innern Menschen auf künstliche Art hinzufristen bis zum Abend, ihm nur seine nothdürftigste Atzung zu bieten und die Sinne gleichsam auf Wartegeld zu setzen. Dazu gehört gegen acht Uhr Morgens ein mäßiges erstes Frühstück, dann um zwölf ein reichliches Anregen, aber nur mit flüssiger Kost, als da ist Thee oder Suppe und einer leichten Zuthat von Brot und zwei Eiern, und erst um sechs oder sieben Uhr wird dann das volle Schleusenwerk der verhaltenen Organe aufgezogen, die Maschine der Ernährung in ihrem complettesten Umfang in Thätigkeit gesetzt. In dieser hierauf allerdings außerordentlich behaglichen Stimmung dann in's Theater gegangen, und die dümmste Posse erscheint uns geistreich, jeder Schmerz, der uns rühren soll, rührt uns wirklich, jede Absicht der Dichter oder Schauspieler wird vom gesättigten Menschen gemüthlich anerkannt. Kein Mensch mit gut verdauendem Magen spricht dann von einem Kunstwerk der Zukunft; kein Kritiker sieht dann in Allem, was der Tag bringt, nur Epigonenarbeit; keiner sangbaren Note wirft man vor, sie wäre Mozart und Haydn gestohlen! Das französische Theater ist das, was es ist, durch seine weichen, bequemen Polsterstühle, durch die um acht, neun, zehn Uhr unendlich gesättigte Menschenstim-

mung und das behaglichste Gähnen nach einem kräftigen Filet de Boeuf aux champignons. Wir Deutsche treiben es leider anders. Wir rennen um sechs Uhr hungrig in's Theater, zerreißen mit einer unbewußten Verwechselung der Gegenstände statt Rindfleisch die Dichter, zerfleischen die Schauspieler, und wenn wir niemals zu einer Nationalbühne kommen werden, so ist es auch mit deshalb, weil wir gegen halb neun Uhr Abends, wo sich eben die Peripetieen der Dramen zu entwickeln anfangen, wo die Katastrophen sich vorbereiten, die Situationen sich in poetischen Schweben erhalten wollen, plötzlich den schrecklichsten Hunger bekommen und die ungeduldigsten Menschen werden, die unbewußt nur an ihr Nachtessen denken und, ohne sich es einzugestehen, eine stille Vergleichung anstellen, was in dem Augenblicke besser wäre, ein Monolog händeringenden Unglücks mit Mondscheinbeleuchtung vor uns auf der Bühne, oder zu Hause der wartende kalte Braten nebst Kartoffelsalat. Shakespeare, der seinen Menenius sagen läßt: „Der Mensch, der eben zu Mittag gespeist hat, ist milde", hatte es zu seiner Zeit besser. Seine Theatervorstellungen fingen um vier Uhr an.

Es ist ein natürliches Gefühl des in Paris ankommenden Deutschen, sich den deutschen Landsleuten anzuschließen. Will man aufrichtig sein, so muß man davor warnen. Sind diejenigen, auf die man stößt, gutgeartet, so ziehen sie uns in ihre deutschen Auffassungen, in jenes pays allemand hinein, das sich mitten in Paris zu etabliren pflegt, ob nun in einem Lesezimmer unter irgend einer Passage oder in einem Café Divan, und wenn es der Grand Balcon auf dem Boulevard des Italiens wäre. Da hat man denn die edlen deutschen Zeitungen, die Dominosteine, die Cigarren, jetzt schon das bayrische Bier und eine so verlockende Heimathlichkeit, daß man — vom fremden Leben, von den fremden Sitten und Auffassungen nicht viel abbekommt! Man glaubt in Paris gewesen zu sein und war dann nur im Café Milani auf dem Frankfurter Roßmarkt oder in Auerbach's Keller in Leipzig.

Trifft man es noch übler, so läßt man sich von deutscher Auslandsnarrheit in der Irre führen. Ansässige Deutsche

in Paris geben uns oft den kleinen Horizont, den sie sich allmälig gewinnen konnten, für den allgemeinen aus. Man geräth in Empfehlungen und Coterieen, die uns Zeit kosten, ohne Nutzen zu bringen. Man muß schon ein ganz besonderer Krösus an Ruhm oder Geld sein, wenn Handlungs-Firmen, denen man sich empfohlen glaubt, mit einer freundlichen Miene, die sie wol Anfangs zeigen, eine ernstliche Erfüllung verbinden. Im Allgemeinen sind die Landsleute, die wir in Paris wiederfinden, apathisch, blasirt, egoistisch, wie es ohnehin noch der Charakter der Zeit mit sich bringt. Die Eisenbahnen haben die Entfernungen aufgehoben. Man tritt mit einer Empfehlung, auf welche man sich etwas zu Gute thut, zu einem Manne, den man einflußreich glaubt, und dieser nimmt die Miene an, als verhielte sich Berlin zu Paris wie die Charlottenstraße zur Friedrichsstraße. Eine Entfernung von 150 Meilen ist dem großartigen Gentleman so weit wie von Meinhard's Hotel zu Kranzler. Da steht man denn mit seinem angesammelten Enthusiasmus, mit einem trotz des schnellen Hinflugs wunderbar gespannten Herzen und wird aufgenommen wie der täglich vorsprechende Milchmann. Armer deutscher Idealist! Laß in der Fremde Deine Landsleute! Bahne Dir, so weit Deine Kräfte reichen, selbst den Weg, und Du wirst Dich besser zurechtfinden als mit den Führern aus der Heimath.

Aber auch von den Franzosen ist nicht viel zu erobern. Es ist eine wunderliche Nation. Mein Schwab nannte sie Eierkuchen, die nur auf einer Seite ausgebacken sind. Anfangs kommt man ihnen ziemlich nah, näher als dem Engländer, und doch ist's plötzlich gerade, als wenn ihnen die ganze hintere Seite der Existenz fehlt, wie bei den plastischen Reliefs.

Der Franzose hütet über sein apartes Dasein so geizig, wie über seine Börse. Ihm selbst liegt die große Strecke seiner Wünsche bis zum Ziele stets so vor Augen, daß er die Behaglichkeit nicht besitzt, sich auf dem Platz, auf dem er sich schon befindet, ausruhen zu wollen und diesen von Jemand anders mit betreten zu lassen. Ohnehin ist man in Paris immer unterwegs. Man wohnt gar nicht in Paris, man

campirt dort nur. Man hat sein Zelt aufgeschlagen auf dem großen Feldzug der Carriere oder der Speculation. Die Männer sind in ewiger Bewegung, die Frauen nicht minder. Sich daheimzuhalten ist so wenig Sitte, daß man die Receptionstage erfunden hat, nur um endlich einmal von seinen Freunden statt ihrer Visitenkarte sie selbst zu sehen. An einem Dienstag oder Donnerstag weiß man, findet man endlich die junge Frau von M. zu Hause, an allen übrigen Tagen ist sie im Galopp bald durch die Magazine, bald die Kirchen, die Museen, auf Besuchen, Promenaden, in der Pensionsanstalt bei ihren Kindern, überall. Der Mann lebt ähnlich. Die Moral der Lustspielmuse Scribe's und Bayard's, die jeder Frau und jedem Manne eine Nebenexistenz zuschreibt, die heimlich ist, ist gewiß falsch; aber der Pariser hat eine Häuslichkeit, die aussieht wie eine interimistische und nur halbe. Er hat keine Hauspantoffeln und keinen Schlafrock.

In das Innere einer Pariser Familie zu dringen, ist schwer. Der Franzose spart. Er unterwirft sich und die Seinen Entbehrungen, die man nach anderer Seite hin nicht ahnen lassen will. Man führt eine Salonexistenz, die selbst den nächsten Bekannten nur geläufig ist, neben einer Privatexistenz, die vielleicht nur Eine einzige, treue, weibliche Seele, die Besorgerin der täglichen Küche, kennt. Man spricht von der Verschlossenheit des englischen Familienlebens. Das französische ist noch viel verschlossener. Der theatralische Sinn des Volks, seine Abneigung gegen die Natürlichkeit, die Vorliebe für Repräsentation und gefällige Außenseite und bei aller Wärme und Lebhaftigkeit der Empfindung doch eine gewisse formelle Kälte wirken hier entscheidend mit. Eine geistreiche Pariserin sagte mir: Die eigentliche französische Familie ist das englische Bed-Room. Also die Laren und Penaten des französischen Herds stehen da, wo bei den Engländern schon die Betten stehen. Dahin ist denn freilich nicht zu dringen, und wie der Charakter der Franzosen ist, ist auch nichts daran verloren. Das Aeußere ist ja bei ihnen eigentlich das Innere.

Hat man sich eine Reihe von Receptionstagen erworben, so ergänzen diese auf förderliche Art die Gänge, die man machen muß, um die öffentlichen Dinge kennen zu lernen;

denn aus Gesprächen mit eingebürgerten Parisern wird man immer eine Menge anregender Thatsachen und aufklärender Urtheile heimbringen können. Im Uebrigen ist in Paris, wie überall in der Welt, das Beste, sich auf sich selbst zu verlassen.

II.
Die Kamelien-Dame.

Am ersten Tage schon sah ich ein Stück, das in einer einzigen Reihenfolge des verflossenen Winters mehr als hundert Vorstellungen erlebt hat. Man gab es an jedem Abend mit jener sich immer gleichbleibenden Hingebung an die Sache, die den französischen Schauspielern eigen ist. Jeden Abend war das Theater „Vaudeville" am Börsenplatz überfüllt. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Männer und Frauen, Alles war ergriffen, hingerissen, weinte. Es war die „Kamelien-Dame" vom jungen Dümas, dem Sohn des Alexander, der damals in Brüssel lebte und mit Louis Napoleon zu schmollen vorgab.

Kein Uebersetzer hat es drei Jahre lang gewagt, dies fünfactige Schauspiel einer deutschen Bühne darzubieten. Man glaubte, daß die deutschen Sittengesetze ein solches Stück von unsern Brettern verbannen. Jetzt hat man aber auch diese Gattung von Stücken bei uns eingeführt.

Eine zweideutige Frau, in der sich Madame Doche mit großer Naturwahrheit, wie man sagt, in eigener Person spielt, fordert in der Kamelien-Dame Theilnahme für ihr Geschick bis zu Thränen heraus. Jung, schön, geistreich — und da, wo sie in der Welt erscheint, immer an einem sie begleitenden Strauße von Kamelien erkennbar, — kündigt sie sich als eine jener verlorenen Existenzen an, die sich einmal bei den Sitten unsers Jahrhunderts von selbst verstünden. Alles, was sie spricht, kommt elegisch heraus. Sie verräth Sehnsucht nach wahrem Glück, reiner Liebe. Ein junger Mann fesselt sie endlich

durch sein Herz, während Andere sie nur durch ihr Geld fesselten. Sie zieht mit ihm auf's Land und lebt mit ihm in einem Arkadien von Glück, das indessen weder ein Priester gesegnet, noch der Maire irgend einer Commune in die Civilstandsregister eingetragen hat. Die eigene bürgerliche Wohlfahrt des Mannes zwingt sie endlich, diesem Glück zu entsagen. Sie nimmt einen Abschied vom Freunde, ohne daß er diesen merkt, vom Publikum, das ihn allerdings merkt; einen Abschied, der uns glauben läßt, sie würde sich mindestens mit Kohlendampf ersticken. Der Tod, den sie sich dem Freunde zu Liebe giebt, ist aber kein anderer, als daß sie wieder in die Pariser Welt zurückkehrt und am Arme von Männern erscheint, die mit Gold zahlen. Diese „sociale Stellung" ist ja ihr „Verhängniß". Der Verfasser muthet uns zu, diese Rückkehr zu dem Besitz einer Equipage, zweier Bedienten und einer eleganten Wohnung in der Straße du Helder müßte als ein Act des erhabensten Heroismus genommen werden, wobei der Heldin, obschon sie sich preisgiebt, doch das Herz bräche. Sie stirbt moralisch, aber nur einige Wochen lang, ihr Freund versöhnt sich mit ihr, sie wird wieder arm, Arkadien kann auf's Neue beginnen; doch ist's zu spät, sie stirbt physisch. Sie hat die Schwindsucht und verscheidet den ganzen fünften Act hindurch.

Seit Adrienne Lecouvreur stirbt man in Paris auf der Bühne nach pathologischen, am Krankenbett im Lazareth gemachten Studien. Es ist das eine Folter, diese Zuckungen, diese Delirien und dann diesen wahnsinnigen Jubel zu sehen, wenn im Augenblick des Verschwindens aller ihrer Kräfte der frühere Geliebte erscheint und die Sterbende in seinen Armen lachend, weinend unter seinen Küssen den endlich ruhefindenden und schreckhaft nur mit der Erde beschäftigten Geist aufgiebt. Gott vollzieht vor unseren Augen eine förmliche Hinrichtung.

Die aufgebotenen Mittel, um diese bis zur äußersten Sentimentalität gehende Verschönerung von Dingen, die sich in Wirklichkeit anders machen, zur Wirkung zu bringen, sind an sich erschütternd. Man wird dieser aufgeputzten Lüge nicht rasenden Beifall spenden wie die Pariser, wird nicht

Thränen vergießen, wie solche ringsum vergossen wurden, aber Entsetzen ergreift den deutschen Zuschauer über die Wahrheit des Spiels, über die bis zum Blick auf die Uhr und die Etikette am Medicinglase gehende Anatomie eines Sterbeacts, und zuletzt über die Möglichkeit, daß solche in der Luft schwebenden moralischen Voraussetzungen auf eine ganze Bevölkerung in solchem Grade wirken können.

Dieser junge Dümas zeigt sich hier in jeder Beziehung als der Sohn seines Vaters. Er ist aufgewachsen in der Welt des neuen Romans, und der neue Roman hat schon für ihn die Wahrheit des Evangeliums. Er ist der Zögling einer Schule der Willkür und Phantasie, die sich Alles erlaubt, was darstellbar ist und erlaubte Darstellbarkeit für die wirkliche Welt nimmt. Darin liegt etwas Erschreckendes. Der junge Autor hat diese tolle, willkürliche Welt der Ausnahme mit einer Art Andacht, ja mit einer einschmeichelnden Naivetät gleichsam wie die sittliche Regel erfaßt. Es liegt eine Einfachheit in seinem Stücke, die keine Talentlosigkeit ist und sich fast wie ein Erguß der unmittelbarsten Natur und Empfindung giebt. Ja etwas Kindliches liegt in seinem Stück. Kindlichkeit in diesem Leben der regellosesten Gesellschaft! Kindlichkeit in der Voraussetzung, daß ein solches illegitimes Arkadien, ein Concubinat mit einer Prostituirten (mag es Jeden auf seine Privatverantwortlichkeit glücklich machen) seine vollste, allgemein gültige Berechtigung hat! Kindlichkeit in der Schilderung des Todes der Kamelien-Dame und dem Schlußworte des Stücks: „Denen, die viel geliebt haben, soll viel vergeben werden!"

Es ist charakteristisch. Paris nimmt die Naivetät, wie sie geboten wird. Es läßt die Berechtigung gelten, daß zur Schilderung des von der Sitte Verbotenen all' die Motive genommen werden, die sonst nur der Schilderung des Erlaubten gehören. Die Ausnahme ist durch ihre Consequenzen wieder Regel, die Unmoral durch die Leidenschaften und die besseren Gefühle, die auch auf diesem Wege erregt werden können, Moral geworden. Die Kamelien-Dame rührt die Pariser, als wenn man ihnen „Paul und Virginie" vorgespielt hätte.

Charakteristisch für die gegenwärtigen Zustände Frankreichs hat Graf Morny, der Vertraute des Präsidenten, dies Stück von einem Verbote gerettet und vor Frankreich die Widmung des Drucks angenommen. Kann man sich wundern, wenn man in Paris die Aeußerung hört: „Wir leben unter der Herrschaft der Kamelien-Damen?"

III.

Ein Abend in der Großen Oper.

Man gab den „Ewigen Juden" von Halevy.

Die Franzosen sind, mindestens gesagt, mit ihrem Ewigen Juden nicht recht gescheidt. Die Manie für Alles, was sie vom Ewigen Juden in Erfahrung bringen können, will nicht mehr aufhören. Klänge es nicht zu zweideutig, so gäbe es bei ihnen schon Kaffeehäuser, Verkaufsmagazine, Läden „Zum ewigen Juden", wie in der That eine große Kleiderhandlung auf den Boulevards zum „Propheten" heißt, und wahrscheinlich nicht einmal deshalb, weil Bockolt, der Wiedertäufer, ein Schneider war.

Wie wir Deutsche, ebenfalls vielleicht zu oft, den „Faust" im Munde führen, so die Franzosen den Ewigen Juden. Diese Gestalt der Verfluchung drückt ihnen die Philosophie der Geschichte aus. Ahasver ist ihnen die leidende Menschheit, die achtzehnhundert Jahre unter dem Druck der großen Thatsachen, durch die Kriege und Eroberungen, die Blutbäder und Verheerungen zwar unversehrt, aber auch nicht besonders glücklich hindurchgekommen ist. An die Juden selbst, etwa an Herrn Fould oder James von Rothschild, denken sie dabei nicht; um so weniger, als bei den Franzosen die Juden bereits den übrigen Menschen gleichgestellt sind.

Den Halevy'schen Ahasver wollen wir den Franzosen lassen. Weder die Fabel des Textes, noch die Ausschmückung

desselben mit Musik kann die Mühe belohnen, die es kosten würde, ein so auf massenhafte Hülfsmittel, Glanz und Seltsamkeit der Decorationen berechnetes Werk über unsere Breter zu bringen. Auch würde für unsere Theatercensur der Schluß der Oper, der Uebergang in die jenseitige Welt, die seraphische Ruhe, die der ruhelose arme Jude endlich unter den Heerschaaren des Himmels findet, als Blasphemie der vierten Abtheilung des Criminalgerichts in Berlin oder sonst einem Tribunal unserer Preßgesetzgebung anheimfallen.

Idee und Musik verlohnen die Mühe des Einstudirens und den Schutz einer rettenden Cabinetsordre nicht. Idee und Musik gehören dem Decorationsmaler. Herr Déplechin schlug die Prospecte vor, die man malen konnte, die Versatzstücke, die sich aufschlagen ließen, die Verwandlungen, die in ihrer Aufeinanderfolge am meisten überraschen würden, und die Herren Scribe und Halevy gaben dazu die Illustration, jener von Worten und Scenen, dieser von einem unbestimmten Nebel und Flimmer haltloser, unabgerundeter Musik.

Die kleine anmuthige, zum Herzen singende Dresdnerin, Emmy La Grua, gab die Tochter Ahasver's. Sie wurde ausgezeichnet, konnte jedoch nicht gegen die Dame, die ihre Mutter sang, aufkommen. Keine Oper mehr ohne Mutter. Seit Fides muß jedes Opernsüjet eine Mutter haben. Ein Glück für unsere lebenslänglich engagirten deutschen Hofopernsängerinnen. Es wird von jetzt an immer Opern geben, wo neben jungen, noch nicht der Scene kundigen Anfängerinnen — der große Mangel an Stimmen hat die Pariser mit der talentvollen Emmy La Grua trotz aller Spuren der Anfängerschaft schnell befreundet — sich auch bewährte, gediente, geprüfte Damen halten können, Sängerinnen, die man nach der Höhe ihrer Tonlage, nicht ihrer Jahre schätzen muß.

Die Fides des „Ewigen Juden“ ist eine Flamländerin, mit welcher Ahasver im vierzehnten Jahrhundert in einer Ehe verbunden war, die er verlassen mußte, weil ihm, dem Verfluchten, Familienglück nicht beschieden — ganz im Gegensatz zum Judenthum, das achtzehnhundert Jahre lang im Familienglück für seine Leiden Trost gefunden hat und nie anders auswanderte, als mit Weib

und Kind. Daß jene Gattin des „Ewigen Juden" gerade eine Flamländerin sein mußte, beweist, wie in Paris die Dichter sich an die gerade vorgeschriebenen Bedingungen anzupassen verstehen. Madame Tedesco, die Rivalin der Emmy La Grua, ist groß und stark, ja man könnte bei ihr von Embonpoint sprechen, wie bei einer deutschen lebenslänglichen Hofopernsängerin. Diesem Embonpoint zu Liebe ist Theodora, die Gemahlin Ahasver's, eine Dame flämischer Abkunft. Kennt man doch die Kühe de Potter's.

Daß alle diese Bedingungen zusammenstimmen, Empoupoint, Süjet, Musik u. s. w., wird in Paris vorgesehn. Die Poeten, Componisten, Regisseure, Decorationsmaler, Costümiers, Balletmeister sitzen am grünen Tisch eines Conferenzzimmers und Melpomene oder Euterpe führen dabei nur das Protokoll. Den Parisern gefielen die „kolossalen Gliedermassen" und die schwarzen Augen der Tedesco mehr als die zarteren Formen und braunen Augen der La Grua. Doch gab es auch Hände genug, die sich für die mildere und sanfte Leistung der Debütantin in Bewegung setzten. Das gewaltigere Aussichherausgehen, das der Pariser verlangt, wird die junge Dame noch lernen, wenn sie bei der Aufgabe, ein ganzes Jahr lang wöchentlich zweimal immer nur eine und dieselbe Rolle zu singen, nicht zu Grunde geht.

Man gab also den „Ewigen Juden". Man gab ihn in den Solis vortrefflich, schlaffer in den Chören und im Beleben der Scene lange nicht mit dem sonst auf dieser Bühne herrschenden Eifer. Bei dem besten Willen, von den republikanischen Formen Gutes zu berichten — Polonius sagt: Wahr ist's, es ist schade und schade, daß es wahr ist: — von der Bühne muß man eingestehen, daß die Monarchie ihr nützlicher ist. In der Monarchie spielt, singt, arrangirt man fleißiger als in der Republik. Die Republik hat die Volkssouverainetät an Orte gebracht, wo diese nicht hingehört. Sie hat sie unter Anderm auch in die Restaurants gebracht. Kein Kellner hebt jetzt einem Gast die Serviette auf, wenn ihm diese von den Knieen fallen sollte, selbst wenn er gerade eine neue Schüssel bringt. Sie hat sie zweitens in die Kaffeehäuser gebracht; kein Journal wird Dir mit der Be-

reitwilligkeit entgegengebracht, wie dies unter Louis Philippe dem Ersten und Einzigen geschah. Sie hat sie auf die Straße gebracht; kein Fiaker, falls nicht ein freundliches Naturell bei ihm unabhängig von allen Staatsformen, Sitte und Manier schon angebahnt haben, geht, wenn man von ihm gefahren sein will, aus phlegmatischer Gleichgültigkeit heraus. Die Republik hat die Volkssouverainetät auch unter die Frauen gebracht, wo sie am wenigsten hingehört — davon ein andermal. Aber auf den Bretern taugt die Volkssouverainetät durchaus nichts. Das schlaffe Spiel der Massen, die Zerstreutheit der Statisten, die Gleichgültigkeit der Comparsen, die Verachtung des Publikums und jedenfalls des Regisseurs, der hoffentlich seine Aufträge mit demselben Eifer ertheilte, wie vor fünf Jahren unter den Königen, alles das ist überraschend. Man führt auf der Scene nichts so aus, wie man Dergleichen sonst ausgezeichnet in „Robert", den „Hugenotten", der „Jüdin" und der „Stummen von Portici" ausgeführt sah.

Ob Louis Napoleon auch der Bühne helfen wird, wie er allen Leiden der Gesellschaft helfen zu können vorgiebt? Wir lauschten darauf, als er endlich erschien ... Ein Platz in der Großen Oper ist eine Art umgekehrter Lotterie-Einsatz. Man weiß, wie man herauskommt, aber nicht wie hinein. Es giebt Plätze aller Art, fast so viele wie Gerichte auf einem Speisezettel. Und in demselben Range wieder fünferlei Schattirungen. Die allerschlechteste Schattirung ist unfehlbar die, in des Hufeisens äußerste Spitze zu gerathen und vom „Ewigen Juden" nur Das zu sehen, was nach Osten liegt. Glücklicherweise war das die Tendenz des Ahasver.

Aber die Klage um den Platz verwandelte sich plötzlich in eitel Lobgesang, als die Menschen im Corridor sich häuften und sich an die kleinen Fenster unserer Loge drängten. Gerade mir gegenüber saß der Präsident. Eben war er mit zwei Begleitern gekommen. Die Damen neben ihm, die mit vielem Aufwande von Edelsteinen und Blumen, aber wenig Aufwand von wenigstens germanischer Würde in ihrer Loge hin- und herrannten und oft dem Publikum den Rücken kehrten, gehörten gleichfalls dem Elysée an. Im Hintergrunde

erblickte man den General Magnan. Man hatte somit den Zweiten December beisammen.

Ein scharfes Glas mit mehrfacher Lichtbrechung brachte das Bild des Mannes, der vor einigen Tagen die napoleonischen Adler an die Truppen vertheilt hatte, mir ziemlich nahe. Von allen Portraits sind die früheren im „Charivari" die gelungensten, nur die Locken an den Schläfen sind nicht so kühn gedreht wie vom Griffel des Satyrikers; sonst aber stehen Nase und Bart zu den übrigen Gesichtsflächen ganz in jenem Verhältniß, das ein groteskes Ansehen giebt und an italienische Bühnenmasken erinnert. Weiße Halsbinde, schwarzer Frack, ein rothes Ordensband über der weißen Weste, gelbe Handschuhe. Ein an die von der Bühne entferntere Logenseite gelehnter Eckſessel verbirgt den Gegenstand der allgemeinen Neugier vor einem Publikum, das zum großen Theil aus Fremden besteht, die noch von den Maifesten zurückgeblieben sind. Nur von der Bühne und von jenen Logen aus, die man nur nimmt, wenn alle Plätze vergriffen sind, konnte man den durch die Umstände interessant gewordenen Anblick vollständig genießen.

Ein Phrenolog hätte an der Stirn die Zeichensprache der Natur lesen können, aber der Physiognomiker mußte ihm zu Hülfe kommen. Was drückte diese Persönlichkeit aus? Etwas Unbedeutendes? Doch wol nicht. Die Distanz, worin sich die beiden Begleiter hielten, war vielleicht eine künstliche. Man konnte glauben, diese drei Männer spielten Komödie. Man konnte glauben, sie hätten sich gesagt: Lieber Persigny, Du sitzest dort, Edgar Ney, Du sitzest da, ich Euer guter Freund sitze hier, wir haben keine Geheimnisse unter uns! Wir haben unsere Schwärmereien so oft zusammen in die Feuerfluthen einer großen Arrac-Bowle getaucht! Die Damen nebenan kennen ebenfalls unsere sämmtlichen Schwächen und Eigenheiten, es ist nur eine Verabredung, die wir hier aufführen! Das denkt man eine Zeit lang. Aber dies Bild verschwand, wenn es auch wiederkehrte. Es ging und kam. Die unruhigen Damen nebenan, die steife Haltung der beiden anderen weißen Halsbinden, ein seltsames Lächeln, das zuweilen über die Gesichtszüge des Prinzen streifte und von den Gesellschaf-

tern erwidert wurde, das jeweilige Aufstehen, behaglichere Ausruhen in einem Vorzimmer der Loge, alles Das konnte auf die Vermuthung führen, der Präsident gebe nur den Namen her zu einem Vereintwirken, das man die „Gesellschaft des Elysée" nennt. Und doch würde man, glaube ich, Unrecht thun, diese Meinung festzuhalten. Jener düstere Mann, der nicht gut geschlafen zu haben scheint oder an schwerer Verdauung leidet, weil er unaufhörlich gähnt, gehört sich, scheint es, in den wichtigsten Dingen allein an. Er hat Rückhaltsgedanken, die er nicht Jedem ausspricht.

Beim ersten Anblick glaubt man einem jener jungen modernen Hidalgos zu begegnen, wie wir deren in neuester Zeit, wo sich der Adel auf so manche alte Ritterkünste verlegte, seit der Schilderhebung des Don Carlos Viele gesehen. Man denkt eine Weile an Lichnowsky und seine Genossenschaft, die in Homburg und Baden-Baden Diplomatie und Romantik trieb, sich später in den Zeiten der Paulskirche einen Schwung von geschichtsbefruchtender Thatkraft gab und in kritischen Augenblicken eben so kühn ein Va banque! in der Politik gerufen haben würde, wie am grünen Tisch der Herren Blanc und Benazet. Die Umgebungen des Präsidenten gehören noch jetzt dem Anschein nach dieser modernen Cavalierperspective an. Er selbst hat sich vielleicht aus ihr herausgearbeitet. Man sieht ihm Ernst und brütenden Eifer an; Frankreich zu regieren ist keine Kleinigkeit. Der Stoff des Denkens adelt ja das Denken. Es sind die Interessen eines Volks, der Ruhm einer Nation, die Fragen der Kirche und der Sittlichkeit, die man nicht wie Billardqueues bewegen oder wie Rouge et Noir pointiren kann: es bleibt von der Würde der Aufgabe immer Etwas haften.

Ich kannte einen König Philipp aus Schiller's „Don Carlos". Kam dieser nach Hause, so setzte ihm seine Gattin den immer bereiten Lorberkranz auf's Haupt, und in demseben Tone, womit er noch eben gesprochen: „Madame, dafür geb' ich Ihnen Zeit, zehn Jahre entfernt von Madrid darüber nachzudenken", sagte er jetzt in vollem Ernst: „Madame, Ihre Cotelettes erfreuen sich heute Abend nicht meines allerhöchsten Beifalls!"

Wer tausend Menschen in die Verbannung schickte und in dem Augenblick, wo er da eben die Locke an seinen Schläfen kräuselt, an die von den heutigen Morgenblättern veröffentlichten Briefe Changarnier's und Lamoricière's denken muß, kann sein Leben nicht mehr oberflächlich fassen. Die Situation muß ihn heben. Trügen nicht alle Zeichen, so liegt hinter diesen ausdruckslosen Augen, die nur deshalb ausdruckslos scheinen, weil sie die Gedanken nicht verrathen und nur Schildwacht vor dem innern Palast des Geistes stehen, ein fatalistischer Glaube an sich selbst. Man sieht ein Va banque! ein Aeußerstes, das ihm nicht etwa die Befestigung einer Dynastie, die ihm persönlich gleichgültig ist, sondern ein Va banque! der Geschichte ist. Er wird nicht ruhen, bis er nicht gewagt hat, sich den Namen Alexander's, Cäsar's, Cromwell's und seines Oheims anzureihen. Tief in seinen Augen knistern die Funken eines Weltbrandes, aus dem ihm wenn nichts, doch Klio's unverbrennliche Tafeln sicher erhalten scheinen. Warum sollte er sich nicht durch die Benutzung seiner Stellung einen Namen in der Geschichte erwerben? Jener Mann da träumt eine Zukunft Europas, gegen welche der Zweite December, die Deportationen nach Cayenne und die Debatten des Augenblicks nur Bagatellen sind.

Man wird jenes sonderbare Händeklatschen kennen, das vom Klatschen nur die Gesticulation macht. Man schont dabei seine Handschuhe. Nicht mitzuklatschen, wenn Alles klatscht, sieht wie eine Kritik aus. Den Schein dieser Kritik vermied der Prinz. Fürstliche Personen pflegen in solchen Fällen zwei- oder dreimal in Wirklichkeit die Hände anzuschlagen und den übrigen Lärm dem Enthusiasmus zu überlassen. Auch die Dramatiker und Schauspieler applaudiren auf diese Art, wenn von ihren Rivalen etwas gefällt.

Unser vis-à-vis that weder das Eine noch das Andere. Er klatschte unausgesetzt, so lange das Publikum klatschte, aber er klatschte nur scheinbar. Er schlug den Tintamarre, wie der Franzose sagt, vollständig mit, aber nur mit aneinander gelegten Händen, die still waren. Er klatschte: Es lebe die Republik! Es lebe Napoleon! Es lebe der Frieden! er machte Alles mit, was die öffentliche Meinung eben

an der flamländischen Madame Tedesco oder der zarten sächsischen Italienerin La Grua beklatschenswerth fand; aber er selbst that es nur scheinbar, verfiel sogleich wieder in seine brütende Geistesabwesenheit, sah und hörte nichts, so voll der handgreiflichsten Schmeicheleien auch das Textbuch der Oper für ihn war und eine Kaiserkrönung dicht vor seinen Augen aufgeführt wurde. Nur als zuletzt Roger zu außerordentlich schön sang, machte er einigemal Miene, ernstlich in den Beifall einzustimmen. Es schien, als hätte er den Beweis geben wollen, daß er das Talent dieses Sängers seine bekannten Gesinnungen nicht entgelten ließe. Louis Bonaparte hat den Cultus der Namen zerstört, er hat die großen Männer und ihren Ehrgeiz als die Ursache aller Leiden der Völker darzustellen gewußt und ihnen das Piedestal ihres Ruhms, die Rednerbühne, genommen. Aber er berechnet doch, daß für seine Zukunft einst Talent und besonders die Feder der Geschichtschreiber und die Leier der Dichter werde da sein müssen. Er würde Victor Hugo sein Buch über ihn vergeben, wenn sich der Sänger der Orientalen entschließen könnte, die Saiten seiner Leier für die Thaten zu stimmen, die er versuchen wird auszuführen, trotz aller Versicherungen vom Frieden. Denn wer in der Artillerie eine Entdeckung gemacht hat, ruht nicht eher, bis sie angewendet ist.

Einige Deutsche wollten aus der Physiognomie unsers Gegenübers alles Mögliche herauslesen. Der Eine sprach von Grausamkeit, der Andere von Verstellung; Der sah Alba, Jener Heliogabal. Was läßt sich aus stummen Mienen Sichres entnehmen? Nicht viel mehr als aus den telegraphischen Depeschen des „Moniteur.“ Ein Jeder übertrug auf jene Mienen nur den Eindruck des Erlebten. Drei Dinge fand man für gewiß bestätigt: Zerstreutheit, Schweigen, große Ermüdung.

Die Ermüdung des Körpers bürgt oft für die desto frischere Kraft der Seele; der Mensch gleicht in sich gern aus; Beweis dafür die Bekehrungen früherer Lebemenschen. Eine frische Körperkraft denkt nicht daran, über eine Compensation zu grübeln; sie lebt im Augenblick, verschönert diesen

sich und Anderen, genießt ihn und schafft Genuß; der Erschöpfte aber raffinirt. Und das ist es! Der ganze Mensch da gegenüber raffinirt und ist raffinirt. Auch sein Schweigen ist Raffinement oder — vielleicht Erschöpfung? Denn warum Schweigen? Ein Mann, der Straßburg und Boulogne erlebte, kann nicht schweigen. Der muß das Bedürfniß haben, sich zu rechtfertigen, muß sprechen, schreiben, wenn er nicht sprechen kann; und wer schreibt, liebt die Mittheilung. Daß unser Gegenüber schweigt, ist die Folge einer zweiten Eigenschaft, die sich zur Erschöpfung gesellt: der Furcht. Auch der dritten Eigenschaft, der Zerstreutheit. Diese liegt der Furcht zum Grunde. Nicht etwa der gemeinen Furcht. Charaktere wie Ludwig Napoleon drücken sich in eine Logenecke nicht aus Furcht vor einem Pistolenschuß. Ueberhaupt mitten in einer historischen Laufbahn fallen ist Heldenthum und das ist es ja allein, was der Mann anzustreben scheint. Die Furcht dieses wühlenden, grüblerischen, sichtlich erschöpften Geistes ist die Furcht vor dem Erfolg. Alle Geister dieser producirenden Gattung fürchten sich vor dem Ausbleiben der Erfolge. Sie unternehmen etwas, das in drei Tagen erst fertig werden kann, und in diesen drei Tagen werden sie nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, nicht reden. Erst am dritten Tage athmen sie auf. Dann kommt eine telegraphische Depesche und sagt hoffentlich: Die Sache ist so ausgefallen, wie Du gewollt hast! Dann werden sie redselig, trinken Champagner uud strafen alle Physiognomiker Lügen, die sie in den drei Tagen beurtheilen wollten.

Nun denke man sich ein Leben, zusammengesetzt aus lauter solchen dreitägigen Terminen. Immer von drei zu drei Tagen, von drei zu drei Monaten, von drei zu drei Jahren etwas Neues. Da hört man auf, sich selbst anzugehören, man redet nichts, man lacht nicht, man lebt im Wirlichen, man ist verstimmt, immer gespannt, immer furchtsam. Das leise Schleichen zu einem Ziele hin (in unserm Fall die Eroberung Europas vermittels französischer Nationalthorheit und jener verbesserten Entdeckung in der Artillerie) nimmt den ganzen Menschen in Beschlag und modelt ihn in seinem Charakter.

Wer von jenem grüblerischen Antlitz sagen wollte, es gehörte einem Manne, der mit der Geschichte experimentirt hat, um Clichy, d. h. den Schuldthurm, zu vermeiden, würde sich erstens irren und zweitens eine große Thorheit begehen; denn nichts kann diesen Herren dort in der Loge willkommener sein, als dem übrigen Europa für's Erste unbedeutend zu erscheinen. Im Gegentheil, zu dem Macchiavellismus in den Zügen des Prinzen gesellt sich etwas Contemplatives, Mystisches. Man ist vollkommen berechtigt, ihn einen Ideologen zu nennen. Er besitzt einen anerkennenswerthen Respect vor Allem, was die Zeit an „Blasen" aufwirft. Wenn man den Ehrgeiz eines Schriftstellers hat, so lacht man nicht, wie vielleicht Herr Persigny und Edgar Ney thun würden, wenn von Creditcassen, Volkswohl, Capitalienherrschaft gesprochen wird. Herr Persigny und Herr Ney haben sich auch schon daran gewöhnt, diese Grillen ihres Freundes gewähren zu lassen; sie schriftstellerten nicht. Sie achten sein Lucubrationstalent.

Und jener Mann da ist ein Mann der Feder. Er wird Schlachten schlagen mit der Feder hinterm Ohr. Wenn man jetzt, wo endlich das „Jüngste Gericht" von den Posaunen Halevy's eingeleitet ist, für eine Zeitung von ihm verlangen würde: Herr, schreiben Sie mir eine Kritik über diese Vorstellung! so würde die Hauptperson dieser beiden Logen wie elektrisirt auffahren und vielleicht eine gute Abhandlung über eine Vorstellung schreiben, die er nicht gehört hat. Es ist eine merkwürdige Mischung von Bedeutung und Nichtbedeutung in diesen Gesichtszügen. Wachen und Schlaf, Geist und Beschränkung, Anspannung und Erschöpfung. Denkt Euch einen Recensenten, der, wie Ludwig Rellstab in Berlin, seit dreißig Jahren dieselben Vorstellungen, in demselben Theater, mit denselben Kriterien beurtheilen muß und von Langeweile, Abspannung, Verachtung aller lächerlichen Kunstillusionen gemartert, nur noch mit Einem Ohr zuhört und nur über zwei Dinge grübelt: erstens über seinen eigenen Ruhm als zweiter Lessing (in unserm Fall Napoleon der Große, im Allgemeinen), und zweitens über sein Nachtessen zu Hause

und sein Bett. So erschien uns der Präsident in der Großen Oper.

Dem Ewigen Juden hatte endlich der Erzengel Michael die Augen zugedrückt zum ewigen Schlummer. Es war weit über zwölf Uhr. Draußen in der Straße Lepelletier wimmelte es von Gendarmen, Lanzenreitern, Polizisten. Ein Rufen, Säbelklappern, Pferdetrappeln durcheinander. Man hätte kaum geglaubt, daß es eines solchen kriegerischen Aufwandes bedurfte, um drinnen im Lichtmeer der Großen Oper diese stillen Träume über Musik und Weltgeschichte möglich zu machen. Es ist eine abscheuliche Eigenschaft der Menschen, die uns dienen, daß sie thun, als schützten sie uns vor Gefahren, die nicht vorhanden sind oder die sie übertreiben. Dieser Waffenlärm vor der Großen Oper war eine Schmeichelei. Drückte Ludwig Napoleon nicht in Frankreich etwas aus, was eine Zeit lang sowol jenseits des Rheins wie in der Geschichte überhaupt nothwendig geworden scheint, er würde sich ja nicht halten können. Doch ist dies ein Thema, über dessen Erörterung wir abbrechen. Wir wollten zu unsern Pariser Erinnerungen nur den nothwendigen äußern Rahmen geben.

IV.

Die Frauenwelt.

Es ist ein alter Satz von uns Männern, die wir bisher die Geschichte, die Philosophie und in der Hauptsache auch die Poesie allein verantwortet haben, daß sich die Natur des Weibes auf einige Thatsachen der Erfahrung zurückführen läßt, die in Jahrhunderten und bei allen Nationen dieselben seien. Gewöhnlich pflegen wir zu sagen: Die Frauen wollen nichts als geliebt sein.

Indessen haben die Frauen in älterer und neuerer Zeit gegen diese einseitige und, wie sie behaupten, falsche Meinung Einspruch gethan. Ihr eigentliches Geheimniß wäre, sagen

sie, noch nicht entdeckt und noch hätte sie kein Mann verstanden, noch keiner ganz ergründet.

Und leicht möglich das; denn vor einigen Jahren begann Georg Jung in Köln eine „Geschichte der Frauen“; ein erster Band ist von diesem Werke, wo man die wahren Aufschlüsse über die eigentlichen Ansprüche der Frauen an uns Männer zu finden hoffen durfte, bis jetzt erschienen. Es ging dem Verfasser bestimmt, wie es uns immer geht, wenn wir uns mit den Frauen zu weit einlassen: man verliert die Parthie, der Gegenstand wuchs uns über den Kopf.

Ich glaube, die Geschichte der Frauen, aufgefaßt als ein Theil der Weltgeschichte, genügt nicht einmal den Frauen. Sie sind nicht befriedigt, wenn diese Geschichte nur die Geschichte ihrer Leiden ist, nur von Sklavinnen, Dulderinnen, den abgeschlossenen Gynäceen, der griechischen Nichtachtung und erst der christlichen allmäligen Verklärung ihres Wesens spricht. Die wahren Wünsche der Frauen, behaupten sie, würden wir nie begreifen, und die Geschichte der Frauen wird also nach ihnen die Geschichte des Weibes sein, das man nicht hat zu Wort kommen lassen.

Das ewig wenn nicht Unaussprechliche, doch Unausgesprochene des Weibes, das ist das Thema, das sich Georg Jung hätte stellen sollen. Auch er blieb in dem alten Vorurtheil von der Liebe stecken. Auch er wollte nur Dulderinnen schildern. Wir bilden uns Wunder ein, wie zart wir die Frauen auffassen, und sie bleiben unzufrieden. Hoffentlich wird die zunehmende Frauenschriftstellerei ein Mittel endlicher Verständigung werden.

Welcher Wandelungen die Frauennatur z. B. schon durch Staatsformen fähig ist, beweist das gegenwärtige Paris. Die Republik hat im Charakter der Pariserinnen Veränderungen hervorgerufen. Wenn man sagen wollte, die verzogensten aller Evatöchter wären durch die vierjährige Republik besonders liebenswürdig geworden, so wäre dies ein sehr relatives Wort und es käme auf den Geschmack an. Die Französin ist schon an sich eine andere Natur als die Deutsche. Unsere gewöhnliche Vorstellung von heißem Blute, Liebessehnsucht, gesteiger-

ter Lebenswärme der Französinnen ist — rathe, liebe Leserin, wahr oder falsch?

Ich behandle einen geheimnißvollen Gegenstand. Vergebt, wenn ich Anstand nehme, über diesen Gegenstand Alles zu sagen, was ich denke. Ich will einige kleine Umwege machen. Vielleicht verräth sich meine wahre Meinung durch den Schleier der Discretion.

Wenn die Frauen bescheiden sein sollen, so müssen sie große Männer sehen. Die Gegenwart bietet ihnen leider diesen Anblick selten. Viel kluge, aber wenig große Männer. Der Zufall schafft zuweilen noch manchen überraschenden Charakter, zuweilen stampft er sogar eine große That aus der Erde; auch begiebt sich ohne Zweifel Tragisches und viel Schmerzliches. Manches davon wird mit antiker Würde ertragen, aber im Ganzen genommen geht Keiner mehr so recht auf große Thaten aus. Wer wollte das auch! Man hat ja den Massengeist, das Jahrhundert, die öffentliche Meinung; arbeiten, kämpfen die nicht für uns? Der Kummer und die Sorge der immer schwieriger gewordenen Existenz nimmt ohnehin schon alle Mühe und Thatkraft des Mannes in Anspruch. Wozu da noch in die Spalten des Curtius springen oder vor's Thor gehen und an einsamen, unheimlichen Felsen die Räthsel der Sphinx lösen?

Genug — wie verhalten sich zu unserm Mangel an großen Männern die Frauen? Wenn sie sehen, daß sich Männer gefallen lassen, was diese kränken, aufreizen, zu einer That spornen sollte, so werden sie unfehlbar die Gründe der Selbstbeherrschung, falls sie die Männer, auch um ihrer Kinder willen, lieben, billigen; sie werden, in die geheime Berathung des Mannes aufgenommen, ihm ohne Zweifel im Plauderstübchen sagen: „Alterchen, Du hast Recht, Dich nicht zu exponiren, wo Gefahr ist!“ Aber — diese Zugeständnisse sind nicht ohne Folgen für die Frauennatur. Eine Frau, die einen Arnold von Winkelried zum Manne hat, und eine Frau, die beim Lärm der Nationalgardentrommel ihren Mann in's Bett steckt, können ohne Zweifel dieselben holden Wesen sein, die aus Adam's Rippe hervorgingen, aber ihre Stellung zum Männerleben überhaupt wird eine verschiedenartige werden.

Ein männliches Heldengeschlecht hat bescheidene Frauen, ein männliches Pygmäengeschlecht anspruchsvolle. Frauen, die nicht mehr nöthig haben zu bitten, daß sie der Mann auf den goldenen Triumphwagen seiner Thaten mitnehme, werden vergessen zu schmeicheln, sich keine Mühe geben zu gefallen, werden, wie es in Paris geschieht, die Huldgöttinnen, die Grazien in die Fabelwelt, in die Reime der Dichter verweisen.

Und so sei es denn verrathen! Die Französinnen waren erstens niemals so biegsamschmiegsam-hold-süß-sirenenhafte Geschöpfe, wie sie den Ruf haben; fünf Jahrhunderte haben ihnen dafür viel zu sehr geschmeichelt. Ihr Selbstgefühl machte sie schon längst kalt, bitter; aber jetzt — haben sie vollends einen Trotz, eine Sprödigkeit, die sie dem Amazonengeschlechte einreiht. Ich sage noch mehr, sie sind nicht nur kälter, sondern tugendhafter geworden. In Paris haben sich die Laster verringert, die sittlichen Begriffe haben sich gehoben, durch Stolz haben sie sich gesteigert, nicht gerade aus Liebe zur Tugend. Selbstschätzung und die Verachtung der Männer haben zugenommen.

Die Französin von heute ist ernst, reflectiv, apathisch. Neben jeder Blume ihrer Liebenswürdigkeit liegt die Drohung des Dolches. Auf diesem Dolche steht eingegraben ein furchtbares Entweder-Oder. Es ist eine Tradition, mein Herr, daß unsere Bestimmung die Liebe ist; wir fügen uns dieser Bedingung, wir fügen uns kalt und leidenschaftlos; aber wehe Dem, der ein Frauenherz wie ein paar Handschuhe behandelt oder wie ein armes Insekt unter der Luftpumpe zum Experimentiren oder wie eine Genoveva des Mittelalters, eine Griseldis oder sonst eine fabelhafte Person, die sich alle möglichen Chicanen gefallen ließ, mochten diese Chicanen auch Romantik heißen oder Poesie! Wehe Dem, der sich über die Rechnungen beklagt, die ich für meine Toilette brauche!

So wenig Mademoiselle Rachel in der Tragödie romantisch sein kann, eben so wenig kann es eine Pariserin von heute. Seht sie nur an! Das rollt die Augen, knirscht, lacht Dolchstiche, runzelt Gewitter, wirft die Lippen auf und

weiß seine Rosen sogleich wieder durch sibirisches Eis zu verbergen. Ihr lieben Frauen und sinnigen Mägdelein Deutschlands! Ihr minniglichen Amaranthenleserinnen! Wenn Euer Gatte oder Euer Vater oder Euer Bruder mit schlechtem Humor Abends von seiner Spielparthie oder vom Kaffeehause heim kommt, wenn er in Aschaffenburg, Bockenheim, Fritzlar, Schöppenstädt, Landsberg an der Warthe alle Kaiser und Minister der Welt bei einem Schoppen Wein oder einem Seidel Bier mit Händen und Füßen massacrirt und dabei Flüche ausstößt, als wenn unter Umständen jeder Actuar (wenigstens hat er außerhalb Darmstadts dazu den Schnurrbart) ein Wallenstein und Tilly werden könnte, so zittert und bebt Ihr vor diesen Tyrannen, diesen Giganten, Titanen, und übt Euch in allen Pflichten edler Weiblichkeit! Ihr wißt, daß hinter diesen Actuarschnurrbärten und den Schoppenflüchen sanfte Gemüther verborgen liegen, die um eine Nase von ihrem Vorgesetzten wochenlang in Wehmuth versinken können, aber dulden, wißt Ihr, ist nun einmal Euer Erbtheil und die Dichter haben Recht, wenn sie sich Eure blonden Locken, Eure engelgleichen sanften Züge zu den Idealen ihrer Lieder wählen.

Aber in Paris gehört diese Romantik zu den verklungensten aller verklungenen Dinge.*) In Paris ist Alles Contract. Contract social auch in der Liebe. Bist Du so, dann bin ich so. Si, si; no, no. Mitten in der excentrischen Liebe unserer vorhin geschilderten Kamelien-Dame zu jenem jungen Manne, dessen Schulden sie bezahlt, sagt sie ihm plötzlich einmal die ganze romantische Geschichte auf. Der junge Mann hatte nichts verbrochen, als etwas Mißtrauen gezeigt. Mißtrauen! ruft sie. O mein Freund, Du bist mißtrauisch? Ja so! Nun denn! Da ist die Thür, geh! Ich bin Ich! Ich liebe, wen ich liebe! Ich liebe auch nicht, wenn ich nicht liebe! Adieu, entferne Dich! Mißtrauen, weißt Du, ist der Tod der Liebe! Nur dann, wenn Arthur bittet, weint, sich auf die Kniee wirft, das Publikum

*) Dieselbe Stimmung hat jetzt auch infolge der eingeforderten „Frauenrechte" in Deutschland um sich gegriffen.

auch noch zu klatschen anfängt, nimmt ihn die Tragödin des „Frauenlooses" wieder zu Gnaden an, aber nur auf Discretion, auf Probe, auf Contract mit viertelstündiger Kündigung.

Das ist auf der Bühne und innerhalb der unerlaubten Welt; aber diese unerlaubte Welt hat hunderttausend Pariser zu Thränen gerührt. Auch innerhalb der erlaubten herrscht in Paris das Contractverhältniß. Die Männer ordnen sich unter. Sie haben in der Republik ein größeres Verlangen, die Form der Sitte zu wahren, als in der Monarchie. Die Republik droht die Familie zu zerstören. Desto mehr nimmt sich die Familie zusammen. Sie stemmt sich mit Verzweiflung gegen die gefährlichen Lehren. Von dem Tage an, wo in Frankreich das Kaiserthum herrschen wird, werden diese vielleicht sehr nützlichen Hebel der Sitte aufhören, werden die Pariserinnen vielleicht wieder mehr durch Grazie und Liebenswürdigkeit die Gunst ihrer Männer erwerben. Was soll man da nun vorziehen? Die Republik mit ängstlichen, um die Sitte verzweifelnden, gehorsamen Männern und kalten, bequemen und strengen Frauen, oder — das Kaiserthum mit Männern, die für die Erhaltung der Sitte die Polizei und die Armee sorgen lassen, und dabei Frauen, die nicht mehr die Stirn runzeln, nicht mehr nach den Dolchen der Rachel greifen, wieder bescheidene, leichte, fröhliche Kinder der Natur, Libellen, schaukelnd wie auf Blumenbeeten, werden? Traurig, daß jedes Gute in der Welt eine Unvollkommenheit im Gefolge hat.

Man kann nach mancherlei Gründen forschen, warum die gegenwärtigen Pariserinnen gar so eingebildet, kalt und mürrisch aussehen. Nicht nur das allgemeine Rette sich, wer kann! das gerufen wird, wenn Sitte und Halt der Gesellschaft in Gefahr kommen, nicht nur die Angst der Ehemänner, die Furcht vor den Ereignissen und die gerade bei republikanischen Regierungsformen sich immer kundgebende größere Strenge und conservative Zähigkeit innerhalb des Familienlebens mögen Veranlassung jener auffallenden Erscheinung sein, vielleicht ist auch der Mangel einer poetischen Lebensrichtung, einer idealen Kunst und Literatur kein unwesentliches

Moment, um die blasirte Kälte der Pariserinnen zu erklären. Wo ist in Frankreich in diesem Augenblick ein einziger schwärmerischer Poet, der das Frauenherz in seiner milden Verklärung darstellte? Die großen Sänger von einst, Victor Hugo, Lamartine, sind alt geworden, verstimmt, in ihren Tönen rauh und verdrießlich. Balzac's romantische und chevalereske Muse folgte ihm selbst in's Grab. Wie blaustrümpfig, berechnet, industriell ist Georges Sand geworden! Wer zu seinem Zeitalter durch die Bühne sprechen will, die Anforderungen der Schauspielerinnen und derjenigen Censur, welche nicht nur der Staat, sondern die „Masse in corpore“ übt (das Schiller'sche Wort), der hat die Möglichkeit, durch einen freien Genius auf seine Zeit zu wirken, verloren. Der Schwung der freien Phantasie ist dahin, die Bedingungen der Scene spitzen die Moral der vorgeführten kleinen Anekdoten auf das Bedürfniß der Alltäglichkeit und machen das Talent zum Sklaven von Rücksichten, die dann ohnehin noch auf der Bühne die eigene Wirkung haben, uns zuletzt nothwendig und berechtigt zu erscheinen. Eine phrasenhafte Concession an die herrschenden Vorurtheile, einmal beklatscht, ist der gefährlichste Erfolg, der Anfang einer Umwandlung freier und senkender Selbstständigkeit. Georges Sand ist so philisterhaft geworden, als hätte sie nie eine Indiana oder Valentine geschrieben. Die Herren Augier und Ponsard dienen den Zwecken ihrer Eitelkeit oder den Damen, für die sie Rollen schreiben. Nirgendwo sieht man jetzt in Paris ein rosiges Erblühen von Idealität, ein Leuchten und Prangen im reinen Licht der Schönheit. Ueberall nur Berechnung, Anknüpfung an den Augenblick, Schmeichelei, Altklugheit, Furcht selbst schon bei der Jugend.

Wo kann da noch etwas schalkhaft, graziös, witzig bleiben? Eine düstere, aschgraue, farblose Welt, diese Welt der Furcht und der Lüge. Alles will predigen; Alles will Weisheit und Behutsamkeit lehren. Man giebt seine Ideale preis und zwingt sich, die Dinge, wie sie sind, nicht nur für nothwendig, sondern für vortrefflich zu nehmen. Jede poetische Illusion wird vom Zorne der geängstigten Menschheit für Tollhäuslerei erklärt. Man drängt sich, stößt sich, liefert Alles, was

eine Meinung hat oder von einer Meinung spricht, an den nächsten Wachtposten als Störer der öffentlichen Ordnung aus, man hat den Fanatismus der Ruhe um jeden Preis — und so bedeutsam diese Erscheinung ist, so beweisführend für die „Disciplin des Massengeistes", so ist doch so viel erwiesen, daß eine solche dem Staatsleben vielleicht ersprießliche Gesinnung doch weder für die Musen noch die Grazien ein besonderes Resultat abwerfen kann.

In der That haben die Franzosen in diesem Augenblick keinen beredten lyrischen Dichter (Alfred de Musset wurde gerade im Monat Mai in die Akademie, d. h. in die Gesellschaft der Männer aufgenommen, die berühmt sind und schweigen), kein einziges erhebliches Bruchstück, keinen einzigen in die Tiefe gehenden Roman. Unter solchen Umständen kann es dann natürlich auch nur Frauen geben, die ewig gelangweilt oder ewig verstimmt scheinen, die erbittert oder gleichgültig sind, gleichgültig für Alles, ausgenommen für die Mode, für den Sammet, die Seide und die Juwelen. Denn der Luxus in Paris übertrifft in diesem Augenblick jede Vorstellung.



Durch Frankreich im Jahre 1874.



I.

Ein trüber Winter lag hinter mir zum größten Theil überstanden. Dauerndes Krankheitsgefühl hatte mich nach Italien getrieben. Die Hoffnung, auf Hesperiens Gefilden warme Luft und nachhaltigeren Sonnenschein anzutreffen, schlug fehl. Aerzte sollten doch Kranken schon um deswillen den Besuch Italiens im Winter widerrathen, weil sich nirgends in den Hotels und Pensionen die ehrlich und aufrichtig gemeinte, über einen leeren Schein hinausgehende Fürsorge und Vorrichtung für einen Winteraufenthalt wenigstens norddeutscher Constitutionen befindet. In unserer sonst nirgends den Geiz oder die knappe Lebensweise der Italiener verrathenden Pension zu Pegli bei Genua brachte es selbst der allabendlich in's Zimmer getragene Ofen mit etwas Coaksfüllung in dem nach Sonnenuntergang gänzlich erkälteten Raume nie über dreizehn Grad.

Die Wochenrechnung des Hotels Méditerranée in Pegli war mit der Zeit für zwei Personen, Vater und Tochter, zu solcher Höhe gestiegen, daß der Versuch gemacht werden mußte, unter der Masse von Villen, die den Anfang der Riviera di Ponente, die hohen Ausläufer der ligurischen Alpen, dichtgesäet bedecken, eine bescheidene auszusuchen, wo sich das Experiment machen ließ, zu wohnen und sogar mit Hülfe einer italienischen Magd sich selbst zu verköstigen. Doch alle diese Villen sind für den Hochsommer berechnet, für den Herbst, wo die Sonne über die ringsum reifenden Trauben noch die letzte Siedehitze verbreitet. Da erquickt der Bewohner Genuas die vom ewigen Steigenmüssen in seiner amphitheatralisch gebauten Stadt

ermüdeten Glieder im Meeresschaum, der sich mit feierlichen Intervallen auf Pegli's Düne kräuselt; die Gattinnen, die Kinder ziehen in diese Steingewölbe, wo die an feuchtmorsche Felsenwände gelehnten Zimmer, je dunkler und kälter, desto willkommener sind. Der steinerne Fußboden, meist eine musivische Nachahmung des Marmors, bedarf dann keiner wollenen Teppiche mehr. Alles erlabt sich an einer Frische, die zwar der im Garten offen rinnende Brunnen nicht mehr bewahrt, aber noch der Wein im Keller. Ist diese Saison jedoch vorüber, so wird, nach dem ersten Scheite Holz, das die Padrona auf die Eisenblöcke des einzigen im Hause befindlichen Kamins zu legen gezwungen ist, die Villa geschlossen, in allen Ritzen versperrt und der Obhut eines jedem dieser Häuser anwohnenden „Contadino" überlassen.

Die dumpfe Luft einer in unserm Falle drei Jahre lang verschlossen gewesenen Villa empfing uns, als wir, achthundert Fuß über dem Spiegel des Meeres, oberhalb des so malerisch gelegenen einsamen Capucinerklosters zwischen Pegli und Prà, ein Häuschen bezogen, in dessen unmittelbarem Anbau die Kuh aus dem Stalle brüllte und der Maulesel mit ständiger Heiserkeit seine bekannten grimmigen Solfeggien ausstieß. Nur auf unwegsam steilen Pfaden, die, zuweilen kaum zwei Fuß breit, immer an Abgründen vorübergingen, konnte diese Schöpfung eines Maurermeisters erreicht werden, welcher Pegli und Umgegend mit Häusern versorgt und sich auch nur „Herr Impresario" tituliren ließ, ob er gleich nicht lesen und schreiben kann. Signor Causa ist der Bramante von Pegli. Auch diese Villa hatte er nach den schönsten Mustern gebaut, halb griechisch, halb gothisch und in einigen musivischen Ausschmückungen sogar maurisch. Aber nur einmal war es ihm seit vier Jahren gelungen, sie zu vermiethen. Die Umgebung war zu rauh, das Gebirge zu kahl, das Hierwohnen nur lohnend durch den steten Anblick des Meeres. Dicht über uns lag nach jedem trüben Regen- oder Sturmtag auf den Höhen der Schnee. Die freiwillige Vegetation bestand nur aus einigen Oelbäumen und im Uebrigen aus Unkraut. Blumenkohl zog der Contadino mit unbeschreiblicher Mühsal, und verkaufte denselben an Zwischenhändler, die von

Mailand und Turin kamen. Der Verkehr den wir hier oben mit dem Volke pflogen, mit wandernden Hausirern, Jägern, Bettelmönchen, mit den Bauern und Bäuerinnen ringsum, war an sich anziehend und lehrreich. Aber das kalte Haus, die mangelnde Gelegenheit zur Erwärmung des Körpers am Tag und bei Nacht untergruben meine leidende Gesundheit vollends in solchem Grade, daß es Zeit werden mußte, entweder wärmere Plätze unten am Meeresstrand aufzusuchen oder zu Deutschlands behaglichen Oefen zurückzukehren.

Im Februar und Anfangs März wollten die Stürme, die Regengüsse mit Gewitter, Schloßen und das vom wogenden Meer heraufschallende gleichmäßige Donnern der Brandung kein Ende nehmen. Der Wind tobte aus Nordwest und zwang uns, als wir endlich, die vorausbezahlte Miethe darangebend, die Anhöhe niederstiegen, fest die Reisekappen über die Ohren zu ziehen. Unserer „Brigida“, einer (hört! hört!) schriftkundigen italienischen Magd (sie schrieb ihrem Mann nach dem südamerikanischen Lima ihre Briefe selbst), unserer „Contadina“ Teresina, die jedoch im Volkston nur „Dejenìn“ gerufen wurde, und ihrem Gatten, einem alten Soldaten von Solferino, sagten wir Valet, und nahmen einen Vetturin, der auf der Landstraße, die sich am Meere hinschlängelt, trotz des Regens, der die Fensterscheiben im Wagen erblinden machte, von einer Versammlung Abschiednehmender umgeben war. Es galt nicht die Trinkgelder. Kränze, Orangeblüthensträuße, ein Korb mit jenen kleinen Orangen, die hier Mandarinen heißen, wurden uns nachgereicht, Bestelltes und noch mehr Unbestelltes. Es zeigte sich, daß wir den Bewohnern Peglis und den Bauern im Gebirge eine kleine Begebenheit geworden waren, die man mit Bedauern sich endigen sah, und wäre ich Goethe, so würde ich in dessen späterer Manier, die bekanntlich von einer gewissen Art, das Unbedeutende als bedeutend hinzustellen, nicht frei war, sagen: „Da sah man wieder einmal, wie der Mensch auch durch eine kurze Dauer der Berührung mit anderen bei seinem Scheiden im Leben derselben eine Lücke zurücklassen kann.“

Der Weg zur Heimath zurück sollte über Frankreich ge-

nommen werden. Die Pässe waren seit einigen Tagen an Frankreichs Grenzen abgeschafft. Jene Steuer des Fünffranken-Visa, von jedem französischen Consul genommen, in dessen Bereich man gedrungen, bildet gewiß eine unangenehme Erinnerung für noch viele meiner Leser. Die Nachrichten über die den reisenden Deutschen zugefügten Unfreundlichkeiten konnten abschrecken, den Weg über Nizza, Marseille und Lyon zu nehmen; doch hatten wir uns jede Herausforderung des Nationalgefühls untersagt, und uns sogar für unsere Coupé-Conversation, wo wir die Eisenbahn benutzten, kein überlautes Schwelgen in unserm „geliebten Deutsch" zum Vorsatz genommen. Doch wählten wir Anfangs den bessern Theil und machten die Reise bis Nizza auf der alten, an pittoresken Reizen so berühmten Fahrstraße mit dem Vetturin. Das Wetter klärte sich auf, blieb zwar kalt und stürmisch, aber der Sonnenschein verklärte die Winterlandschaft zum Sommerbilde. Da standen dichtgeschaart die immergrünen Oelbäume; über die Gartenmauern herüber glänzten die erst jetzt in der Abernte begriffenen Citronen- und Orange-Gärten; die märchenhaft säuselnden Palmen kamen um Bordighera herauf fast zu baumschulartig gepflanzt und gepflegt ad usum der vielen jetzt eröffneten Palmen- und Flora-Gärten des nördlichen Europa. Hier zog sich an den Bergen eine lange, nur der Alpenheerde entbehrende Wiesenmatte dahin, besonders da, wo ein Felsspalt einem befruchtenden Bache den Niedersturz mit Silberwellen freigelassen hatte, wie in dem reizenden Spotorno; dort trotzten alte Castelle an den schroffen Wänden; Klöster lagen versteckt in Olivenwäldern; in den Dörfern, die dicht am Meere liegen, hörte man die Axt und die Säge der Schiffbauer. In der That, bedenkt man, daß der Italiener so bedürfnißlos ist, und daß er, in dem Fall, wo er sicher ist zu verdienen und etwas zurückzulegen, entschieden arbeitsamer als der Deutsche, dann auch noch nicht zu sehr berührt ist von den Phantasmen des Socialismus, so möchte man Herrn Sloman in Hamburg und anderen Rhedern rathen, ihre Schiffe in den Städtchen dieser Küste bauen zu lassen. Um die Hälfte billiger würde man

sie haben, und gewiß eben so solid wie auf der Werfte von Blankenese.

Seitdem Garibaldi, der geborene Nizzarde, ausgerufen haben soll: „Dieser undankbare Victor Emanuel! Ich erobere ihm Sicilien und Neapel, und indessen verkauft er mich an Frankreich!" darf man beklagen, daß uns der Begriff eines civilisirten Italien (und das ist der Charakter dieses von uns in drei Tagen zurückgelegten Theils des Stiefels von Europa nach dem Erwerbsfleiß und der Gutmüthigkeit seiner Bewohner) schon wenige Stunden hinter Vintimiglia, der kleinen malerisch gelegenen Bergfestung, verloren geht. Die Franzosen haben es auch bei dieser Annexion anders verstanden, sich in den Vordergrund zu stellen, als wir Deutsche im Elsaß. Den Straßburgern würden die Franzosen (hier paßt der Ausdruck) es anstreichen, ob diese noch länger berechtigt wären, ihre Gewerbe- und Ladenschilder zur Aeffung, zur Irreführung des deutschen kleinen Beamten und Soldaten nur in französischer Sprache auszuhängen. Ein großer Malerpinsel des Gouvernements käme mit einem Detachement Soldaten und übersetzte straßenweise diese Ferblantiers in Klempner, diese Menuisiers in Tischler, diese Cordonniers in Schuster. Daß der Deutsche solche kurze Processe, derartige factische Entschlossenheiten nicht sofort in Scene zu setzen vermag (vielmehr hörte ich in Straßburg deutsche Beamte französisch reden, „um die Gelegenheit zur Uebung zu benutzen!") macht eben den Widerstand, den man uns zeigt, so sicher und übermüthig. In Nizza giebt es kein officielles Nizza mehr, sondern nur noch ein Nice. Alle Straßennamen, alle Schilder sind französisch. Die erste Rücksicht einer Occupation gilt, nach dem Codex der Franzosen, den Beamten und Soldaten. Diese wollen sich zurechtfinden. Boulevards, Quais, Promenades, Rues wollen sie finden, keine Strade, Calle oder Piazze. Die Sprache Nizzas war nicht italienisch, sondern provençalisch, stand also dem Italienischen näher als dem Französischen. Die Küste entlang bis Genua schattirt sich die Sprache der Ligurier allmählich zum reinen Italienisch von Florenz und Rom ab. Die Milch hieß noch in Pegli laitte, allerdings noch nicht latte, wurde aber auch nicht lait. Ita-

lienisch, nicht französisch, werden zu wollen, hat das Provençalische von je die Tendenz gehabt. Aber was kümmert das die Annexionsprincipien der Franzosen, über welche sich 1842 der damals gefeierte Timon-Cormenin in einer Broschüre: „De la centralisation“, mit offener Naivetät also ausdrückt: „Kaum haben wir,“ schrieb Cormenin nicht etwa mit Ironie, sondern mit dem triumphirenden Gefühl, seinen Landsleuten den wahren Ursprung ihrer Größe und ihres Weltrufes zu erklären, „kaum haben wir die Grenze überschritten und den ersten Fuß auf einen eroberten Boden gesetzt, so verändern wir am nächsten Morgen sofort seine innere Verfassung, seine Politik, seine Verwaltung, seinen Kriegszustand, sein Gemeindewesen, seine Rechtsverfassung, seine Schulen, seine Feste, seine Theater, seine Moden, bis in die kleinsten seiner häuslichen und Privat-Sitten. Wir mischen uns in Alles und übernehmen Alles, wir machen Brüderschaft mit den Fremden, leben von und mit ihnen, wie sie von und mit uns; wir machen sie uns in Allem ähnlich, so gut und vollständig, als gehörten sie mit zum alten Frankreich.“*)

Die rothen Militairpantalons und die privilegirten Tabackstrafics zeigen sich erst kurz vor dem Asyl der Tuberkelkranken, Mentone, nachdem man einen mächtigen, dem Fürsten von Monaco gehörenden Wald und eine beträchtliche, immer die schönsten Aussichten auf den Meeresspiegel bietende Höhe zurückgelegt hat. Steine werden hier mit furchtbarem Gekrach dicht an der Landstraße gesprengt. Der letzte Eindruck des nun verlassenen Italien war im dichten Walde, an einem Jagdschloß des Fürsten, ein Trupp uniform-gekleideter Knaben, die unter Führung eines älteren, ehrwürdig blickenden Herrn eine kurze Waldrast zu halten schienen. Es waren Zöglinge eines nahe gelegenen protestantisch italienischen Instituts, demnach ein Ergebniß der Toleranz und der Wiedererweckung und Ausbreitung des waldensischen Geistes, das auf französischem Boden weder unter Louis Napoleon noch jetzt möglich gewesen wäre.

Die Gepäckrevision ging in jener leichten französischen

---

*) Siehe Seite 183.

Manier hin, die einmal Alphonse Karr oder irgend ein anderes Mitglied der „Littérature facile“ in einer komischen Skizze geschildert hat. Bei Bestellung eines Leichenwagens auf dem Bureau der Pompes funèbres nimmt der junge Stutzer von Secretär, seine Cigarre rauchend, die Bestellung der in tiefster Trauer, nicht selten noch mit verweinten Augen kommenden Witwe oder Mutter oder eines Vaters an, schreibt „mittleres Begräbniß,“ zieht dann seine Haarbürste, um sich im Spiegel die Frisur zu ordnen, schreibt wieder „sechs schwarze Kutschen,“ trällert hierauf eine Arie aus der „Weißen Dame“, fragt: „seidene oder gewöhnliche Bänder?“ — „Mein Herr, wozu?“ — „Zum Sarghinunterlassen!“ Und „Gnade, Gnade für die arme Seele! —“ pfeift der junge Commis aus Robert dem Teufel, bis ihm die Cigarre ausgeht, und er sein „Wünschen Sie Palmen oder Blumen geliefert oder — Nein? Sie werden selbst dafür sorgen? Gut!“ in den Intervallen hervorbringt, die ihm das Wiederanzünden des Glimmstengels übrig läßt. In ähnlicher zerstreuter, kokettirender Manier wird in Mentone von einem jungen Employé die Durchsicht der Effecten überwacht, während von den Untergebenen, die sich diesem Geschäft in der unvermeidlichen Blouse unterziehen, zu rühmen ist, daß sie hartnäckig ein Trinkgeld zu nehmen ablehnten. Freilich waren wir Deutsche, und ein gewisser Ton, eine gewisse Manier schien sagen zu wollen: Wir sprechen uns ein andermal!

Mentone, in das wir einrollten, scheint mir von seinem Rivalen auf italienischem Boden, dem Städtchen San Remo, als Winteraufenthalt für Leidende oder Reisevergnüglinge überhaupt ausgestochen zu sein. Letzteres war noch vor dreißig Jahren ein so urwüchsiges Städtchen, daß ich mich damals unter der ersten besten Palme am Meer auskleidete und in’s Meer warf, ohne an Zuschauerschaft zu denken. Jetzt ist San Remo ein Baden = Baden geworden, von einer Eleganz, die sogleich die unheimlichsten Gedanken über Wohnungspreise, laufende Hotelrechnungen und die sonstigen Bedürfnisse touristischer Existenz weckt. Es giebt aber so viele Menschen, die solcher Rücksichten nicht zu gedenken brauchen! Noch wunderbarer war mir der Anblick des Behagens, wie man hier durch ver=

gitterte Blumengärten hin- und herschlendern und ohne Zweifel aus der unvermeidlichen Langenweile, die über solchen „klimatischen Curorten" ausgebreitet liegt, die meiste Erkräftigung schöpfen konnte. Kranke Menschen, glaube ich, gähnen auch gar nicht. Erst dann gähnt man wieder, wenn man aufhört, sich nicht mehr mit sich selbst zu beschäftigen. Namentlich ist dem Hypochonder sein eigenes Ich zum Gähnen viel zu interessant. Doch es ist wahr, die Brustkranken kommen ja nicht allein. Sie haben Pfleger und Pflegerinnen, Mütter, Gatten und Gattinnen, sorglose, heitere Kinder bei sich. Da zeigt sich denn auch, wie viel Talent manche Naturen haben, überall Geselligkeit um sich zu verbreiten. Die Engländer kommen gleich in förmlichen Familiencolonnen. In Pegli befanden sich vier verwandtschaftlich verbundene Geistliche beisammen mit ihren Gattinnen, sämmtlichen Kindern und Schwägerinnen, ein wahres Modell der englischen Hochkirche mit ihren fetten Sinecuren und hungernden, stellvertretenden Vicaren. Die Russinnen sind berühmt für das Aufpflanzen und Arrangiren eines gemüthlichen Theetisches mit lebhafter französischer Conversation. Die Zahl reicher deutscher Familien, wo die Gattin nicht mehr das Klima von Leipzig vertragen zu können behauptet, der älteste Sohn, die Hoffnung des Hauses, wie eine Treibhauspflanze geschont werden muß, ist leider nicht klein. Und bei Alledem erstaunt man, wie sich z. B. in Nizza mit den dort vorauszusetzenden kranken Lungen und mit den Rosen an unrechter Stelle auf den Wangen, die sich durch Reismehl höchstens für die Corsofahrt entfernen lassen, so viel Lebens- und Luxuslust in den eleganteſten Carrossen, in seidenen Polsterkissen strecken und dehnen und mit den nebenher galoppirenden Reitern, recht Cavalieren à la Jockeyclub, so cokett Conversation machen können! Uebertünchte Grabgestalten; elegant wie hölzerne Modekupfermodelle und doch vielleicht bald dem Tode geweiht! An die Bestimmung dieses so schönen Theils der Erde, der Riviera di Ponente, für Euthanasie erinnerte mich in Mentone ein mir soeben dort verstorbener Freund, Jean Christ von Hanau, ein unvergeßlicher Name in allen Kreisen, die seine von Amerikanismus allerdings

stark imprägnirte ideale deutsche Grundnatur auf je einige Zeit belebt hat. Ob nun Bismarck als Frankfurter Bundestagsgesandter bei dem reichen Manne zu Kesselstadt bei Hanau zu Tisch saß, oder der Reichsverweser, Erzherzog Johann — diesem ehemaligen Hanauer Handlungsdiener und Commis Voyageur in Tuchstoffen, Jean Christ, der in New-York ein reicher Mann geworden war, verschlug es nichts, sich an Alles zu machen, was sein Selbstgefühl irgend nähren konnte. Der Frankfurter Aristokratie verband er sich kameradschaftlich; er würde sich vor unserm Kaiser keinen Zwang angelegt haben, diesen zu einem Frühstück einzuladen, und wäre, was das Beste ist, dabei harmlos und natürlich geblieben. Ein gewisses Wort, das Bismarck auf der Terrasse seiner Villa bei Hanau beim Kaffee gesprochen haben soll, könnte ich unter Büchmann's „Geflügelte" versetzen, wenn ich es ausplaudern wollte. Vom Reichsverweser nahm sich dieser kecke Jean Christ frischweg eine Nichte zur Gattin. Nie ist mir das Geheimniß einer überall erfolgreichen Lebenskunst, die darin besteht, jeden Menschen, ob Kaiser, ob Rothschild oder Bettler, menschlich und natürlich und ganz nach unseren gemeinsamen Naturbedingungen, den Bedingungen des gemüthlichen Anschlußbedürfnisses, zu fassen, in solcher Virtuosität vorgekommen wie bei Jean Christ, dem ich einen in Champagnerlaune geschriebenen ausführlichen Nekrolog oder die naturtreue Einrahmung seiner originellen Persönlichkeit in eine gut erfundene Novelle wünschen möchte.

In dem am Fuße der Corniche, eines gewaltigen Bergrückens, welcher Mentone von Nizza trennt, malerisch gelegenen Monaco haben die aus Deutschland vertriebenen Spieler das Contingent vermehrt, das daselbst schon seit lange den grünen Tisch umlagert. Die ganze Gegend, so wunderbar schön und großartig, hat verschiedene Flüche, auch den der Lächerlichkeit, auf sich ruhen. Denn von je hat die Spottlust der Franzosen, die ohnehin nicht gern weit zu reisen lieben, ihre im Vaudeville zu verbrauchenden Herzoge und Großherzoge, wenn sie nicht gerade nach Deutschland griffen, von Monaco und dem dort hoch oben thronenden Roccabruna hergenommen. Und auch in Deutschland sind sie nicht etwa

bis Reuß-Schleiz-Lobenstein gedrungen, sondern haben sich ihre Großherzogin von Gerolstein gleich an der Grenze von einem Orte bei Trier hergenommen. Die „Ohrfeigennacht“ heißt eine jener Possen, in welcher ein solcher Grand duc de Monaco — ich sah ihn noch von Levassor spielen — nächtlicher Weile in die Schatten seiner reizenden Orangenhaine (sie liegen dort vor uns) auf Abenteuer ausgeht, und am Schluß jedes Actes in Folge von Mißverständnissen einen Denkzettel auf seiner erlauchten Wange davon trägt. Wir besuchten nicht Monaco, das nicht am Wege liegt; aber die Spielergesellschaft merkte man sogleich an den Carrossenbegegnungen in dem dunkeln Olivenwalde hinter Mentone. Der Anner von Demi-Monde war unverkennbar. Die erhabene Natur ringsum wurde jetzt zum Foyer der großen Oper in Paris. Ja, ich lernte verstehen, warum jetzt Bilder à la Watteau so beliebt sind. Das Modejournal entfaltet sich im Busch, der Salon liegt auf dem Bowlingreen des Parks. Frankreich hat bekanntlich schon lange die Spielbanken unterdrückt. Daß sie darum im Curhause von Monaco noch bestehen dürfen, ist eine Folge der „Reservatrechte“ des italienischen Großherzogs von Gerolstein bei seiner Aufnahme in den französischen Staatsverband.

Und trotz des Spiels, trotz des Jockeyclubgeistes, der uns hier auf diesen alten Römerstraßen, diesen mit Cyklopenhand in einer uns geradezu erschreckenden Regelmäßigkeit aufgeschichteten Bergwänden begegnen darf, hat das französische „Système Eugénie“ auch hier jene wunderliche Ostentation durchgesetzt mit religiösen Symbolen und Merkzeichen, wovon man in Italien selbst, ausgenommen etwa Rom und die Campagna, nur das dem Katholicismus Allernothwendigste antrifft. Ueberall hier ein Auffordern, sich zu verbeugen, zu knixen, wie nur etwa im bayerischen Hochgebirge. Neue Kreuze, neue Crucifixe, neue gothische Capellen. Wer die Süßlichkeit des französischen Katholicismus aus Erfahrung kennen gelernt hat, diese mit förmlicher Galanterie herauskommende fade Courtoisie für die Madonna, item das sentimentale Gehabe und Gethue mit Mönchen und Nonnen, der wird auch hier bei diesen ständigen Aufforderungen zur

Muckerei, dieser aufdringlichen Constatirung einer doch nur vereinzelten Voraussetzung unseres historischen Lebens, einen wahren Ekel empfinden. Wozu denn dieses riesige weiße Kreuz dort auf jener Höhe? Wozu da unten wieder eines in der Schlucht? Wozu so oft bei den Anfängen eines Tunnels? Bei schroffen Niedergängen der Landstraße, wo der natürliche Mensch nur an einen guten Hemmschuh denkt? Ueberallhin setzte Eugenie ein weißes Kreuz. Man merkt die Absicht und ist verstimmt. Nicht die Gemeinden waren es, nicht der ehrliche Hans Peter Straubinger in Tirol, dem sein Knecht vor zwanzig Jahren hier an dieser Stelle im „Gebürg" mit seinen beiden Gäulen in den Grund gefahren, und dem dann das Votivtäfelchen von Blech eine selige „Urständt" bei den Heiligen erfleht, ist es, der diese Merks, lieber Christ! aufstellte; nein, es ist auch hier die Centralisation Frankreichs, diese berühmte oder berüchtigte Zaubrerin, die von Paris aus, aus einem Comité für „religiöse Zwecke" im Faubourg St. Germain, aus der Jesuitengasse Jean Jacques solche Verschönerungen der Landstraßen und der Dörfer methodisch arrangirt. Fromme Bildschnitzfabriken und Marmorblockhändler und dergleichen gute Collegenschaft der höheren Kerzelweiberzunft sind an dieser Verdüsterung der schönen Erde mit ihrem Geldbeutel nicht wenig interessirt. Auch zu Künstlern, die doch gar so fromm, liegt in den Bestellungen dieser mit reichen Mitteln versehenen Bureaux der erklärende Schlüssel ihres — „kindlichen Gemüthes".

Auf der Höhe von Turbia umschlang uns, die wir im offenen Wagen fuhren, die eisige Windsbraut, die von den schneebedeckten, in der Sonne leuchtenden Alpen herniederfuhr. Kaum behielten wir in der Sorge für Mantel und Hut Gelegenheit, die herrlichen Fernsichten auf dieses so weltgeschichtlich verklärte Binnenmeer, auf den inhaltreichsten Historiker unter den Meeren der Erde, zu genießen. Dort der violette Punkt ist die Insel Marguerite! Schon wieder ein historischer Moment; sie erzählt von dem dort gefangen gehaltenen (jetzt entronnenen) Bazaine! Das mittelländische Meer hat wunderbare, aber auch grauenhafte Dinge erlebt, so viel Mord und Krieg und Gewaltthaten aller Art und so viel Menschen

sind schon in seine Fluthen hinuntergesunken und hinuntergeworfen worden (Tiberius Gracchus rühmte sich, 80,000 Sardinier theils getödtet, theils gefangen genommen zu haben), daß ich mich gewöhnt habe, als Erklärungsgrund für die — überaus weißen, süßweichlichen, unangenehm fasrigen Fische des Mittelmeeres den Umstand anzuführen, daß sie von Ahnen stammten, die sich von Menschenfleisch nährten. Aber darum sieht man doch überall Hannibal, Cäsar, Alarich, Napoleon.

Niederrollend in das Thal des Paglione, vom kahlen Felsgestein allmälig wieder in die südliche Vegetation und milde Luft, sah ich denn nach Jahren Nizza, nein Nice, wieder. Dem Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen, Herrn von Möller, hätte ich zu zeigen gewünscht, wie man Straßburg germanisiren sollte. Die beiden Deputirten, die von Nizza auf den Intriguencongreß von Versailles geschickt worden sind, haben neulich, der eine sogar in tragischer Weise, ihre wahre Gesinnung über die Annectirung ihres Vaterlandes an Frankreich kundgegeben. Aber die äußere Tünche beleidigt hier keines Franzosen Auge mehr. Der geborne Weltbeherrscher erzeigte den Unterworfenen „am andern Morgen“ all' die Wohlthaten, die Timon-Cormenin als eine so große Auszeichnung und wahre Beglückung für dieselben geschildert hat. Und so nahmen wir denn, der Dinge gewärtig, die kommen würden, nach längerem Suchen Quartier in der Nähe eines „confiseur et pâtissier“, der zufällig den echt romanischen Namen führte: „Rumpelmaier“, ehemals Piazza Stefano, nach der Annexion „Place Etienne“.

II.

Noch als Prinz-Regent von Preußen soll Kaiser Wilhelm bei einem Besuche Dresdens, als dem hohen Gaste der sächsische Kriegsminister von Rabenhorst vorgestellt wurde, zu diesem gesagt haben: „Ah, Sie sind der General, der die Trommeln abgeschafft hat!“ Unter Beust's Régime hatte die sächsische Armee die Trommeln verloren. Die von Raben-

horst, in seiner Art einem zweiten Roon, wohlorganisirte Armee zog 1866 unter den Gebeten ihres Kriegsherrn, Königs Johann, also wol ohnehin still und schweigsam, über die österreichische Grenze, wurde dann aber zu ihren anerkennenswerthen Leistungen, ihrem Halten des linken Flügels bei Königgrätz, von Hornmusik angefeuert. Denn auch die Janitscharenmusik ist, wenn ich nicht irre, in der sächsischen Armee schon seit lange in Wegfall gekommen.

In Nizza bei der ersten Ausfahrt mitten in eine französische Trommelschule gerathen, gestatte ich mir diese gelegentliche Anmerkung. Noch dröhnt mir das Ohr von dieser wilden Aufforderung zum En avant! Man konnte glauben, es ginge schon zum Sturm auf die Vorwerke von Metz! Allerdings verräth es einen Mangel an militairischer Phantasie, sich einen Feldzug, einen Schlachtangriff ohne Trommeln zu denken. Leider hat aber auch Friedrich Wilhelm IV., der, wie immer, auf halbem Wege den in Pillnitz ausgeheckten Gedanken entgegenkam, die bisherige alte Trommel, die noch bei Weitem nicht die mächtig-lange der Landsknechte war, durchgeschnitten und ein tragbares Tambourin daraus gemacht. Die Trommel, die nicht blos in Asiens Hochsteppen die Schamanen zu wilden Tänzen anfeuert, sondern auch den europäischen Krieger beim Commando: „Sturm!“ vor einer plötzlichen Paraplegie der Bewegungsorgane, zu bewahren hat, ist leider auch bei den Preußen ein Instrument geworden, dessen Klang sich die Bosheit der französischen Historiker unserer Siege hat gefallen lassen müssen, mit dem „Bellen eines asthmatischen Mopses“ verglichen zu werden.

Wirbelt und rasselt nur fort, Ihr zwanzig Tambourlehrlinge, auf dem Château de Nice, zu Euren erhofften Revanche-Schlachten! Ich halte mir die Ohren zu und poltere inzwischen noch etwas beim langsamen Hinauffahren auf die Höhe gegen die neuere Militairmusik. Was waren das in meiner Jugend für frische und freudige Klänge, wenn die Ulanen die Berliner Universitätsstraße heraufritten aus ihren Ställen am „Katzenstiege“, und vollends Cuirassiere aus einem Stall in der Akademie der Künste und Wissenschaften von Berlin selbst! Sie ritten dahin, den Linden und dem Schlosse zu.

Ihre Trompeten schienen die Boten der Lüfte zu sein. Klar und hell wie Lerchenwirbel schmetterten die hochgestimmten Instrumente ihre Märsche, Walzer, Ländler. Diese einfachen Dreiklangstücke konnten anregen, ermuthigen, beflügeln. Jetzt höre aber Einer ein Cavalerieregiment zum Manöver ausreiten! In eine dumpfe, heulende Tiefe hinunter zieht das seither erfundene Bassethorn, das den übrigen Chor vollständig dominirt, die Klangwirkung der übrigen Instrumente. Die Virtuosität, die mit dem Bassethorn und der Ventiltrompete alle möglichen Wirkungen der gewöhnlichen Orchestermusik nachzuahmen sucht, hat die Cavaleriemusik ihres alten Charakters entkleidet. Sie ist eine dumpfe Hornmusik geworden, wie die Musik der Jäger und der sächsischen Linie, ein ungleich vertheilter, sich dahin wälzender Tonhaufe, wo dem Baß drei Viertel der Bedeutung des Musikstückes und den die Melodie führenden übrigen Stimmen kaum ein Viertel der Tonwellenvertheilung und Schallwirkung zu gute kommt.

Doch zurück zu unseren noch nicht halbirten Nizza-Trommeln, die mit einer Energie geschlagen wurden, als sollte es Metz gelten oder morgen bei Belfort auszubrechen. Zwanzig junge Trommelschläger rührten die Schlägel auf den mächtig tönenden Kalbsfellen, bald allein, bald zugleich. Wir suchten die malerischen Fernsichten, die man oberhalb des Nizzaer Sturmwind-Quais, genannt: „Halte Deinen Hut fest!" (Rauba Capeo, Hutraub), auf Meer und Stadt und Land genießt. Ehe wir auf der Höhe waren, kamen wir nach den Trommlern unter exercirende Rekruten. Die Offiziere beschäftigten sich persönlich mit dem Drillen, was ich in ältern Zeiten bei französischen Exercierübungen nur als die Aufgabe der Unteroffiziere beobachtet hatte, z. B. am Coliseum in Rom, wo sich während der Uebungen der Soldaten und Corporale die Herren Offiziere wahrscheinlich über Alterthumsgegenstände oder über die Schönheiten der letzten Corsofahrt unterhielten. Den oft auch in Paris und Straßburg beobachteten Eindruck der so nonchalanten französischen Militairexercitien fand ich in Nizza nicht wieder. Alles ging stramm und mit Ernst und Eifer vor sich. Wie muß uns doch diese Nation hassen, mußte ich bei mir denken, dieses

sorglose Gallier volk, dem nun der Sieg nicht mehr sein selbstverständliches Privilegium, nicht mehr der Kranz erscheint, den es im Spiel erobert, nein, ein Erfolg, der errungen sein will durch Fleiß, Aufmerksamkeit und gewissenhaftes Studium! Sogar Geographie sollen die Offiziere jetzt lernen, eine Wissenschaft, deren Pflege ohne eine gewisse gemüthliche Vertiefung in die fraglichen Objecte, d. h. nicht ohne Achtung und Respect vor fremden Nationalexistenzen denkbar ist. Bei Alledem bleiben die Franzosen Schauspieler. Der Lieutenant, an dessen Truppe wir auf dem Wege vorbei mußten, machte so lange Pause, bis ihm der Fremde mit seiner jungen Begleiterin außer Sicht war. Glücklicherweise vernahm er nicht eine mir auf der Spitze des Berges vor Zeugen entschlüpfte — Bosheit wider Willen. Ein Mißverständniß, ein einfaches Sichversprechen läßt uns zuweilen Dinge sagen, an deren mephistophelische Deutung wir am wenigsten dachten. „Fahren Sie uns doch jetzt nach dem Café de la Retraite!" rief ich, als die Rundschau des herrlichen Panoramas vorüber war. „Wohin? de la Retraite?" antwortete der Kutscher stutzend, und ein Aufseher, der mit Beschreibungen des Schloßberges und Photographieen der Aussichten handelte, wiederholte befremdet: „Retraite?" „Retraite?" schloß sich schon im Chor ein Fremder an, der zu Fuß den Berg erstiegen hatte. „Retraite?" sagte die Dame, seine Begleiterin, ohne Zweifel eine Französin. Sollte das von diesen offenbaren Allemands Hohn sein? Café zum — Rückzug? Zum Glück kam bald heraus, daß ein Café de la Reserve gemeint war, eine Firma, die mit ungenießbaren weichlichen Austern zusammenhing, deren „Reserve" sich unten am Meere befand, bei einem malerisch gelegenen, aber eisig kalten, von allen Seiten dem Wind ausgesetzten Frühstückspavillon.

Nizza und Veilchen, Nizza und Crocus und Primeln, Nizza und die ersten Boten des Frühlings, und diese schon im Februar, in weichen, milden, sonnendurchblitzten Meernebeltagen, das schienen ehemals unzertrennliche Begriffe. Gewiß giebt es auch noch jetzt hier kleine Gärten mit schattigen Hollunderhecken und Pavillons, versteckt unter hochgezogenen Myrten und Taxus, Localitäten, aus welchen man selbst schon

im März wagt seinen Frühstückstisch in's Freie tragen zu lassen und mit Hausschuhen kurze Promenaden zu machen auf den im Süden leider durchgängig nur aus Kieseln bestehenden Gartenwegen. Aber diese alte idyllische Nizzawelt, wo noch nicht mit dem Raum gegeizt wurde, wo der lange sogenannte „Engländerweg“ noch eine Reihe schöner Gärten mit kleinen Häusern war, sie existirt nicht mehr. Sie hatte schon vor der Annexion aufgehört. Das Streben nach Vergrößerung und reicherer Bebauung Nizzas ist älter als die Umtaufe aller dieser Straßen und Plätze auf den Kaiser, die Kaiserin, den kaiserlichen Prinzen, die Siege der Franzosen in der Krim und Italien. Jene Gärten, von wo allabendlich frische, junge, leichtgeschürzte Fabrikarbeiterinnen bis über den Rand gefüllte Körbe voll frischgebrochener Orangenblüthen in die Werkstätten der Parfümeurs trugen, wo dann die Blüthen auf große, mit dem Grundstoff der Pomaden und Oele bestrichene Bretter eingedrückt wurden, sind auch überflüssig geworden, seitdem Pinaud in Paris die Welt mit Wohlgeruch erfüllt. Weder das anmuthige, nach Orangenblüthe und Gebirgskräutern duftende Eau des Alpes, noch selbst ein Eau de Nice, durch welches ich vor dreißig Jahren mein Taschentuch zu einem ständigen Leiter der Rückerinnerung an den Aufenthalt in Nizza (zumal an eine Fahrt auf die sogenannten Cimiés') machen konnte, existiren noch. Wenigstens nicht in dem Geschäft, wo danach gefragt werden konnte. Auch hier herrschte nur noch Pinaud von Paris.

Diese Cimiés, eine halbe Stunde von Nizza entfernt, sind Grabstätten, alte und neue, deren Besuch sich mir nicht mehr so wie vor Jahren lohnen wollte. Gewiß sind die Grabstätten prachtvoller geworden. Eine förmliche kleine Marmorgräberstadt fand ich, Denkmal an Denkmal gereiht, Sarkophag an Sarkophag. Vor schimmerndweißen oder vergoldeten Marmorkreuzen, vor mit Inschriften bedeckten Tafeln, riesigen Urnen, Statuen der Trauer, der Hoffnung, glaubt man eher, sich in einer Bildhauerwerkstatt oder einem Museum zu befinden, als auf einem Friedhof. Laßt uns lesen, wer hier ruhet! Senatoren, Kaufleute, ehrenwerthe Männer und Frauen von Nizza — die ältere Zeit auf Obelisken, Pyramiden und

Urnen bedacht, die neuere und neueste ganz à la Mode-Eugénie: Kreuze, Madonnen, Engel mit und ohne Flügel! Nirgends entdeckte ich eine neue Bildhauer-Idee, Alles fromme Fabrikarbeit. Selbst ein an seinen Wunden verstorbener Krieger hätte hier den Künstler nur zu einem Denkmal begeistern dürfen, das eben so gut auch einem Municipalrath von Nizza gesetzt werden konnte.

Wie der Aufgang auf die hochgelegenen Cimiés, so wurde auch jetzt die Nachbarschaft eines altrömischen Amphitheaters durch die modernisirende Verschönerungssucht verdorben. Stammten auch meine Erinnerungen aus einem rosenprangenden Juli, und war es jetzt kalter März, so wird doch auch, in den Tagen, wo diese Bäume und Sträucher wieder belaubt sein werden, sicher hier die Fülle der Vegetation vermißt, die ehedem auf den Cimiés wucherte. Sie ist den Baumeistern gewichen. Diese haben hier rasirt, Terrains abgestochen für Villen, Chausseen. Das Amphitheater lag sonst eben so isolirt wie jenes oberhalb Cicero's Tusculanum im Albanergebirge, und malerischer noch in Busch und Baum versteckt. Jetzt durchschneidet diesen alten Circus die Landstraße, und sogleich in solcher Breitspurigkeit, daß ihm sein ehemaliger Charakter genommen ist. Da mochte ich denn auch den am Kloster Wache haltenden Franciscaner nicht fragen, ob die Mönche noch das Krokodil besitzen und es zeigen, das hier beim ersten Ausgraben des Amphitheaters versteinert gefunden und im Kloster aufbewahrt wurde.

Daß statt Baden-Badens von den Franzosen jetzt Nizza proclamirt ist, hat die diesjährige wenig von ihnen besuchte Saison des erstern, dagegen die Ueberfülle an Eleganz und Weltlust bewiesen, die in diesem Winter und Frühjahr in Nizza zur Schau getragen wurden. Die elegante Welt von Paris ließ Versailles und das Septennat auf sich beruhen und amüsirte sich in Nice. Die Zahl der Equipagen, die wir um den Jardin Public und die dort aufspielende Militairmusik versammelt fanden, übertraf jede Erwartung. Hier hätte die Romantik unserer beliebten Feuilleton-Novellisten Gelegenheit gefunden, aus den Nachahmungen der Pariser Modevorschriften, aus Seide und Sammt, Gold und Bril-

lanten, nachlässig umgeworfenen Pelzen und Mantillen Persönlichkeiten herauszuwickeln, bei welchen sich der moderne Styl: „Ihre Haut war glatt wie eine Visitenkarte" oder: „In ihren Augen lagen Tragödien, wenn auch noch ohne Abschluß" — in Thätigkeit setzen ließ. Uniformen bemerkte man wenig. Bekanntlich hat der französische Offizier, ganz entgegengesetzt dem deutschen, die Ansicht von seinem Beruf, daß er denselben dem Gesellschaftsüblichen nicht aufdrängt. Selbst Marengo und Austerlitz haben die glänzendste Eroberung, die der Geist der Franzosen im achtzehnten Jahrhundert gemacht hat, das Princip des Salons, nicht verdrängen können. Der Krieger ordnet sich dem Frack unter und entfernt, wo er nur kann, die Kaserne — ein System, das gefährlich sein mag für die moralische Erziehung zum militarischen Corpsgeist. Vom Civil trug fast Alles hohe Glanzstiefel. Selbst da, wo die Träger nicht zu Pferde saßen.

Es giebt Städte, in denen man die Sehenswürdigkeiten, die Alterthümer, die Kirchen, die Gemäldesammlungen auf sich beruhen läßt. Ihr Reiz liegt in ihrer Lage, in ihrer Natur. Schon vor Jahren besuchte ich in Nizza lieber in aller Frühe den Fischmarkt als die nicht unbeträchtliche Bibliothek. Diesmal war ich leider zumeist auf mein Zimmer gebannt und konnte mehr, als nöthig, Hotel-Studien machen. Die Kellner hierzulande, schon seit San Remo, sind fast allzumal Deutsche. Die französische Kruste, die sie bedeckt, wenn wir ankommen und an den dargebotenen Zimmern mäkeln, springt schon nach dem ersten Handhaben der atmosphärischen Klingel, manchmal mit dem Knopfe der letzteren selbst ab. Man erfährt dann, daß der Hauseigenthümer ein Italiener oder Franzose ist, der Buchhalter aber schon ein Schweizer und die Kellner sämmtlich Deutsche. Auch die Cameriera entpuppt sich, nach ihrer ersten Frage, ob das Bett richtig gemacht sei, als eine Bernerin, die als solche „beidlebig" ist, französisch und deutsch. Franzosen und Italiener, so heißt es auf ein Wie so? Warum? ließen sich als Kellner nicht verwenden; sie parirten nicht Ordre, tränken unablässig und hätten alle Tage Mord und Todtschlag bereit. Nur der einzige Koch kann und darf Franzose sein. Ein

Koch beschränkt sich auf seine Küche. Dort freilich ist er souverain, absoluter König. Der Franzose als Hotelkoch duldet keinen Widerspruch; selbst der Maitre d'Hotel muß sich seinen Launen fügen. Dagegen ist diese deutsche Kellner-Diaspora im Ausland eine wunderliche Völkerschaft, eine zahme Internationale. Meist hat sie schon in aller Herren Ländern gedient und hängt nur noch mit losen Fäden mit Bismarck und der deutschen Reichsidee zusammen. Unsere Kellner in Nizza hatten 1870 alle Schrecken der Ausweisung aus Frankreich durchgemacht, waren aber in die Schweiz, nach Italien gegangen. Reine Landsknechte und Reisläufer der Serviette, die von ihrem Geburtslande nur noch dunkle Kunde haben, und unter unseren Siegen weit mehr seufzen, als daß sie sich darüber gefreut hätten. Sie schienen sich gewöhnt zu haben, auf Grund energischer Demonstrationen, zuzugeben, daß wir alle Schlachten nur durch Verrath gewannen. Sie thaten mir leid, diese armen Unterdrückten (manchmal waren sie aus Berne (Pirna) bei Dresden, manchmal aus Peene (Peine) bei Hannover), die sich in der Regel einen unbefangenen Standpunkt, wie über viele Dinge in der Welt, so über das Hotel selbst, wo sie servirten, erhalten hatten. Mit dem Gast gegen den Wirth, gegen den Koch, die Buchhalter fraternisirend, machen sie gern ihrer gedrückten Seele, und nicht ganz des Trinkgeldes wegen, Luft. Gerechtigkeitssinn und Maß für alles Billige und Sichgeziemende sind ja dem Deutschen angeboren. Ein aus Oesterreich gebürtiger Kellner erhob sich sogar bis zum modischen Pessimismus, als hätte er Schopenhauer gelesen. „Wie?" äußerte er, „Sie haben noch Vertrauen zu den Aerzten? Das nimmt mich doch wunder. Die Aerzte verstehen nichts, das ist jetzt erwiesen, und hier zumal in Nizza kommen sie mir alle wie die Geldschneider vor. Wenn einer gerufen wird, sieht man ihm gleich an, daß er nur an die Bezahlung denkt." Leider wurden wir in eine andere Etage versetzt uud verloren den anregenden Denker, der sich jedoch in Betreff eines von mir consultirten, höchst gütigen und wohlwollenden Dr. Zürcher vollständig geirrt hatte, aus den Augen. Schon hatte er Miene gemacht, uns über andere zeit- und ortsgemäße Fragen aufzuklären. Bekanntlich hat auch Rousseau

in Italien erst eine Zeit lang die Serviette über dem Arm getragen.

Bei Einkäufen, besonders beim Geldwechseln, findet man, daß dem französischen Revanche-Gedanken gegen die Deutschen besonders die Juden und die Jüdinnen nachhängen. Spielt doch die Rache bei allen Semiten, sogar in der Theologie, eine Rolle. Im Elsaß ist es ebenso. Doch muß man sich, um darüber nicht zu sehr verstimmt zu sein, von diesen französischen oder französelnden Jüdinnen eine richtige Vorstellung machen. Diese Mesdames Sarah oder Lea haben wenig gemein mit jenen deutschen Töchtern Israels, die wir Poeten von je so geliebt, deren Geist und Schönheit wir in Wien, Prag und Berlin so viel lyrische Gedichte und Novellen gewidmet haben. Sarah und Lea haben sich ganz nach dem Kothurn der Rachel gebildet. Großartig im Runzeln ihrer eben nicht schönen Stirnen, kolossal im Ausdruck ihrer Augen, hassen sie uns Deutsche schon allein darum, weil wir keinen Achilles Fould aufzuweisen haben, der Minister gewesen, keinen Cremieux, der sogar mit Gambetta Dictator war und wol noch gegenwärtig Großmeister der französischen Freimaurerei ist. Ich hätte der Dame, die uns Bankbillets in Napoleons umgetauscht und, als das Geschäft gemacht war, unverkennbare Eruptionen der Nationalempfindlichkeit in die Lüfte und auf den Fußboden von sich gab, sagen mögen: „Aber Beste, beruhigen Sie sich doch! Jüdischen Ursprungs ist ja beinahe unser ganzes neues deutsches Reich. Alles, was bei uns Gesetze giebt, was in den Finanzen, in der Wissenschaft, der Kunst, der Presse das Wort führt, hat in seinen Adern semitisches Blut! Was wollen Sie nur gegen Deutschland? Sind es denn wirklich die Sagen von den gestohlenen Pendulen, die Sie so aufregen? Fühlen Sie wirklich so persönlich den erblichenen Nimbus der Unüberwindlichkeit Frankreichs mit, die empfangene Demüthigung für ein ewiges Sichselbstbeschmeicheln, das die Franzosen seit Béranger und den von den Orleans unvorsichtigerweise zugelassenen Napoleon-Erinnerungen getrieben haben? Tragen Sie doch nicht so viel Pathos, so viel Deborah-Grimm in diese Frage! Ein Volk, das sich seine Niederlagen so zu Herzen nimmt, wie

Ihr jetzt in Frankreich, das muß ja, wenn sich die Demüthigung wiederholen sollte, moralisch zu Grunde gehen! Denn sollte unser Deutschland noch einmal zu einer solchen Anstrengung, wie 1870 nöthig gewesen, gezwungen werden, was bliebe uns denn anders übrig, als diesem Lande seinen Willen zu thun und es in einige hundert Communitäten aufzulösen? Paris sei dann eine Republik für sich! Lyon ebenfalls! Bordeaux und Versailles mögen sich verwalten wie sie wollen! Auch Nizza! Und nun, Madame, was wollen Sie mit Ihrem Stolz auf die Gleichstellung der Juden mit den Franzosen? Der Glaube, die Franzosen verspotteten nicht auch die Juden, ist ja ein Wahn! Ich habe Ihren großen Frédéric Lemaitre einen Juden auf der Bühne darstellen sehen, von einer so rothhaarigen Scheußlichkeit, wie dergleichen in Ihrem verhaßten Berlin gar nicht mehr möglich ist! Das Pariser Publikum zischte nicht etwa, sondern jubelte über jeden Satz, den Lemaitre sprach, wobei er gerade den französischen Jargon seiner elsäßischen jüdischen Landsleute lächerlich machte!" — Aber meine Rede kam am Quai Saint Jean Baptiste zu Nizza nicht an die Adresse, und ich spare sie mir deshalb für Straßburg auf, wenn ich dem Hotel de Paris gegenüber Handschuhe kaufen werde. Ich bin sicher, auch da eine Sarah oder Lea mit rollenden Augen anzutreffen, die so thun wird, als stünde sie mit ihrem Erckmann-Châtrian und Edmond About auf der Höhe des Jahrhunderts.

Die düstern Bilder entwichen, als wir auf der Eisenbahn saßen, zusammengedrängt wie die Häringe, Knie an Knie, links und rechts Handgepäck, Handgepäck über, Handgepäck unter uns. In jedem Augenblick konnte ein Lawinensturz von Plaids oder Handkoffern erwartet werden. Drei Blumensträuße, Imperialformat, wie die Photographen sagen, gehörten drei Engländerinnen, eine Pépinière in Stroh eingewickelter zarter Pflanzensetzlinge, ein mit Orangen gefüllter Korb einigen Französinnen. Russen und Russinnen verlangen nicht minder Raum für den seit einiger Zeit so mächtig gewordenen Flügelschlag ihrer freien Seelen (siehe Zürich und Brüssel), besonders aber für die portativen Buffets, die

sich bei irgend einem „fünf Minuten Aufenthalt“ mit Flaschen, Messern, Gabeln, Provisionen von gebratenen Hühnern auf einer improvisirten Knietafel ausbreiten lassen können und dann die Düfte solider Hülfsmittel zum Kampf um's Dasein zuweilen bis zum Unerträglichen steigern. Der Deutsche reist einfacher. Immer bleibt er sich seines Nos numerus sumus bewußt, der Stammrolle, durch welche ihn der Militairstaat aus dem Stande Mensch in den Stand Bürger erhoben hat. Mich nahm wunder, daß in der That in dem Train ein eigenes Hundeloch existirte. Bei jeder Station vernahm man die Seufzer der eingesperrten Bibis und Lolos und die näheren ihrer verlassenen Herrinnen. Es herrscht im Süden ein natürlicheres, sich persönlicher gebendes Reiseleben. Zuletzt zerstreute uns eine pikante junge Französin, Begleiterin eines jungen blasirten Mannes, eine prächtige Unterlage jener oben citirten Novellistik des Tages. Die junge Schöne eine Pantherkatze zu nennen, mindestens eine Melusine oder Sphinx — Sacher Masoch oder Emil Mario Vacano würden sich bald entschieden haben. Mir schien sich hier weiter nichts zu ereignen, als daß ein leidender Bruder mit seiner Schwester reiste, die nur zufällig mit Liebe über sein Befinden wachte und nichts dafür konnte, daß sie wunderbare, immerfort auf Annectirung ausgehende Augen im Kopfe hatte. Aber diese harmlose Deutung fand keine Unterstützung. Alle Andern sahen nur zwei Revenants vom Spieltisch zu Monaco.

Frankreichs alte italienische Grenze, links das allmälig monoton werdende Meer, rechts die zuweilen bis zum absolut Kahlen steinige und uninteressante Aufdachung zu den Seealpen hin, ein Terrain, das nun immer seltener und seltener von den gewohnten Reizen italienischer Landschaft unterbrochen wird, genießt die Strahlen der Sonne fast noch senkrechter als die Riviera. Cannes, Grasse, Fréjus, Toulon scheinen geeigneter Nordeuropäern über den Winter hinwegzuhelfen als Nizza und San Remo. Leider fuhren wir zu schnell dahin durch diese geschichtserinnerungsreiche Gegend. Jeder Mauerrest, jeder alte Thurm ist hier fesselnd. Die Römer haben hier ihr großes Herrschertalent bewiesen. Sie ließen bestehen, was sie von der alten Cultur, von Phocien und Massalia her,

vorfanden, und verwandten Alles, wie auch das ganze südliche Frankreich in den freiesten Formen, ad majorem Romae gloriam. Bei Cannes trafen wir Badesaisonswohnungen, die an erste Ansiedelungen in Amerika erinnerten, einstöckige Häuser in einer Reihe neben einander, je ein Haus mit zwei Zimmern. Im Sonnenlichte winkte auf der Höhe Grasse. Es ist die Stadt, die jener spleenbehaftete Franzose aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit", Graf Thorane, als seine Heimath und den Ort bezeichnet, wo derselbe eine Besitzung gehabt haben wollte, für welche bei den Frankfurter Malern Seekatz, Treutmann, Hirt und Schütz von ihm jene wunderlichen Bilder bestellt wurden, an welchen alle zugleich arbeiten sollten. Bekanntlich hat Frankfurts Archivar, Professor Kriegk, seither über die Existenz dieser misogynen Einquartierung im Goethe'schen Hause, welche Referent auf die Bühne gebracht hat, in den Acten nichts finden können. Erst neulich danken wir der „Allg. Ztg." das endliche Heureka! An eine Goethe'sche Dichtung war in diesem Falle wahrlich nicht zu denken, ja eher mußte es wahrscheinlich sein, daß die Rathschreiber Frankfurts weder 1762 noch 1866 Gelegenheit gehabt haben, sei's über den Herzog von Broglie oder den General von Manteuffel, besondere Aufzeichnungen zu machen. Die Befehle an die Herren Bürgermeister wurden kurz und bündig durch Ordonnanzen gegeben. Die Quartierzettel wurden mit Kreide an die Hausthüren geschrieben. Hätte mir Hygiea wohlgewollt, so würde ich mir den mit einer Eisenbahn bequem zurückzulegenden Ausflug nach Grasse gegönnt haben, einer Stadt, die im wesentlichen nur mit Pomade und Seife beschäftigt ist, ihrer Hauptfabrikation. Doch hätte sich gewiß daselbst ein Buchhändler gefunden, bei welchem man einen Freund von geschichtlichen Localstudien, irgend einen alten wunderlichen Advocaten oder gelehrten geistlichen Herrn, hätte auskundschaften und diesen zu näherer Erforschung mit den Worten begrüßen können: Hat es hier in der Umgegend ein Geschlecht der Thorane gegeben und besaß dasselbe ein Schloß in der Umgegend und existirt es noch?

Von culturhistorischem und linguistischem Standpunkte hat

man oft gesagt, daß das südliche Frankreich nur zwangsweise in die specifisch französische, von Paris aus beherrschte Welt eingetreten sei. Es sei hier ein ganz anderes Volk, man spreche hier eine andere Sprache. Das Petrarca-Fest in Avignon hat allerdings den Schleier gelüftet, der ein nicht zu leugnendes, oppositionelles geistiges Provinzleben selbst für den Staat der absoluten Centralisation bedeckt. Hätte sich der Gedanke der Commüne verwirklichen können, der Zerfall Frankreichs in republikanisch und socialistisch regierte Einzelgemeinden, da würde man unter der Herrschaft des Messers oder der Guillotine nach und nach wunderliche Ueberraschungen erlebt haben. Frankreichs Literatur, die classische, die allein bildende, ist nicht, wie die unsrige, jung, wurzelt nicht fast in der Gegenwart, sondern ist ein Reliquie, heilig nur noch der Bildung. Lesen und schreiben hätten diese Majestäten der Masse ohnehin nicht gekonnt. Alles hätte erst gelernt werden müssen. Und wer weiß, ob man es dann nicht wie die Vlamingen gemacht hätte, die sich dem französischen Culturkamm schon mit so manchem glücklichen Erfolg entzogen haben. Und noch heute wären ja unsere Plattdeutsch-Enthusiasten sogleich bereit, neben Schiller Fritz Reuter in den norddeutschen Schulen lesen zu lassen.

Aus solchen oder ähnlichen Waggon-Träumereien erwacht man durch die Symbole der absoluten Gleichheit der Institutionen innerhalb ganz Frankreichs: in Toulon durch die an den Festungsmauern arbeitenden Galeerensträflinge; in Marseille durch die ausgezeichnete Ordnung bei Ankunft der Züge und beim Abgang; ohnedies durch die stete Erinnerung an Napoleon's Flucht von Elba, die nun ihr Seitenstück gefunden hat durch Bazaine's Flucht von jener kleinen dunkeln Insel dort am nebeligen Horizont, wo „der Mann mit der eisernen Maske", das nie verschlagende Hülfsmittel, um lesemüde Journaldurchblätterer zum Lesen zu zwingen, zwölf Jahre lang besser bewacht war, als der „Verräther von Metz".

Wir sind in Marseille. Will man die Schönheit dieser ersten Seestadt Frankreichs genießen, so eilt man sofort auf Notre Dame de la Garde. Freilich muß man sich die Hunderte von Kindern, die von Geistlichen und

Schullehrern auf diese nächste unter den Höhen, die Marseille beherrschen, geführt werden, nicht verdrießen lassen. Laßt aber getrost diese Kleinen lachend und plaudernd ihren Rosenkranz abbeten oder eine Litanei plärren, laßt die alten Duennen, die sie führen, uns mit scheelem Blicke mustern, den Schulmeister stutzen, wenn wir aus unserm Wagen nicht vor jeder der Puppen, die ein Bild der Mutter Gottes vorstellen sollen, uns verbeugen, laß die Verkäufer von Votivherzchen aus Wachs oder Zinn oder gar Silber uns zum Ankauf winken; achtet nur, wenn Ihr aussteigt, Eures Hutes, denn der Mistral weht hier wie ein Orkan und wie der Wind (nach der Sage der verkörperte Teufel) um alle Münster weht. Ein malerischer Blick von dieser bigotten Akropolis aus! Ringsum gelagert Tausende von Häusern; Straßenzeilen, die, wie man sieht, hie und da mit alten Bäumen bepflanzt sind! Der Hafen zeigt seine Erweiterung durch ummauerte Bassins! Der alte Hafen, zurückgedrängt in die innere Stadt, ist ein Mastenwald, und ringsum strecken sich die Matrosenherbergen, die an eben dies Hamburg erinnern, an das wir schon beim Hinauffahren durch einige eigenthümlich stille, vornehm schweigsame Straßen erinnert wurden. Ringsum erstreckt sich der blaue Kranz des Meeres, aus welchem schon in nächster Nähe jene historisch berühmten Felsenkanten aufragen, das Schloß If, so bekannt durch die Dienste, die es dem Absolutismus (Mirabeau's Gefangenschaft) und der Romantik (Monte Christo) geleistet hat! Von Sonnenschimmer, durchsichtigem Wassernebel durchwoben, ist das ganze Panorama von herrlicher Wirkung. Schade, daß diese durch die nächste Umgebung, die Spuren des Neubaues der Kathedrale und des Niederreißens eines alten Castells, auf dessen Grund jene gebaut wurde, beeinträchtigt wird.

Im Hafen, sahen wir dann, spielte Getreide die Hauptrolle, ein Ausfuhrartikel nach Algier oder sonst einer kornarmen Station der französischen Kriegsmacht. Denn das Wägen und Signiren der Säcke umstanden in der Regel Soldaten. Sonst ist die Verbindung mit Afrika nicht gerade besonders ersichtlich. Man hat fast in Genua mehr von Afrika. Hie und da am alten Hafen taucht ein Burnus, ein Fez

auf, ein schwarzer oder gebräunter maurischer Kopf. Im alten Hafen lag Schenke an Schenke, eine Herausforderung amerikanischer Temperenzvereine. Das häufige Vorkommen des Wechslerschildes unter diesen Schenken fiel mir auf. In Hamburg und Bremerhafen würden sich die Wechsler so unmittelbar unter die Wirthshäuser und Läden mit Matrosenbedürfnissen nicht wagen.

Auf einem von Bäumen umschatteten Platze spielte die Militairmusik. Jeden Nachmittag bietet der Belagerungszustand dem erzürnten Volksgeiste die Hand zur Versöhnung. Es hatte sich ein amphitheatralisch gruppirtes Blousenpublikum eingefunden. Die Mehrzahl bildeten die Kindermädchen. Ich sah nur Blumen über einen Abgrund gestreut. Die Lage Marseilles ist so überspannt, wie die Lage Lyons. Die Dictatur des Militairs ist auf's äußerste verhaßt. Dem Militair fehlt der Nimbus des Sieges, und das Militair weiß dies, und hat daher auf die Blouse oder den Bürgerrock einen um so grimmigeren Haß. Die Besitzenden sind zaghaft: sie wissen nicht, was der morgende Tag bringen kann. Ganz Frankreich lebt auf dem Qui vive. Die Angst eines Rekruten vom Lande, der einsam auf Posten steht und bald den Schlag auf Mitternacht erwartet, das ist so ungefähr die Stimmung aller Ruhigen und Besonnenen, aller Geschäftsleute in Frankreich. In Marseille fand ich Sonntagsstille in allen Stadtvierteln; überall sah man verschlossene Marquisen, verhängte Fenster an den Häusern, bei den Flaneurs auf der Cannebière einen stereotyp mürrischen, gelangweilten Blick. Ein anderer Blick jedoch, womit sich uns, den unverkennbaren Deutschen, im Kaffeehause ein junger Mensch, den Kopf aufstemmend, gerade gegenübersetzte, ging wol weniger gegen Mac-Mahon's Septennat, als auf die Revanche für Wörth und Sedan. Wir leerten unsere Tassen und ließen die Flegelei auf sich beruhen.

Eine jener vertraulichen Mittheilungen der landsmannschaftlichen Kellner hatte uns in eine mysteriöse Geschichte unseres Hotels eingeweiht. Dasselbe war glänzend und auf den Fuß eingerichtet, wie nur jetzt die Hotels an der Spitze der Civilisation stehen. Nichtsdestoweniger hatte es nicht die

Concurrenz eines andern, ebenfalls auf die Höhe des Jahrhunderts getriebenen Hotels aushalten können. Der Besitzer desselben, glücklicherweise Millionär, hat den Wettkampf bis jetzt durchgeführt. Freilich nur dadurch, daß er aus seiner Tasche jährlich 200,000 Fr. zum Bestande seines glorreichen Wappenschildes („Zum Herzog von Noailles") hinzuschießt. Indessen bei allem Glauben an ein solches Noblesse oblige fürchteten wir doch, durch längeren Aufenthalt zu viel zu den Ergänzungen des Budgets beitragen zu müssen. Eingedenk, daß es diesen hochherzigen Hotelbesitzer mehr kostete, einen Gast überhaupt zu empfangen, als ihm der Gast einbringt, nahmen wir Anstand, ihm länger Sorgen zu bereiten, und reisten ab.

Ganz Frankreich muß auf diese Art jetzt zusetzen, um seinen Duc de Noailles zu erhalten, seinen Ehrgeiz, sein Prestige. Im Lyoner Bahnhof verkaufte man Zeitungen, die ich seit lange nicht gesehen hatte. Ein ganzer Winter war verflossen und Frankreich war immer noch nicht so weit, sich auch nur über die Form der Fragstellung, worauf es hinfort im Lande ankommen soll, am wenigsten über die Frage selbst zu vereinigen. Darüber konnte mir wol der Bursche, der die Zeitungen ausrief, ein unvergeßlicher bleiben; denn er kündigte seine Blätter in einem zum Herzen dringenden, rührenden, wahrhaft elegischen Tone an. Wäre ich Herr Guibert gewesen, der Erzbischof von Paris, der gerade von Rom zurückkehrte, so hätte ich den Mangel an Geistlichen bedacht, der sich, wie schon lange in Deutschland, so vielleicht auch in Frankreich empfindlich macht, und hätte diesen Knaben für das Seminar von Montrouge eingefangen. Denn er rief „Le Sémaphore de Marseille — Le Précurseur de Lyon — Le Petit Journal" in einem solchen Meßcelebrirungston aus, daß hier entweder eine neue Veranstaltung des Systems-Eugénie, der frommen Vereine, ein gleichgestimmter Accord gleichsam zu den zahlreichen Pilgerfahrten, wozu auch Marseille sein Contingent giebt oder die über Marseille gehen müssen, zum Grunde lag, oder der Gamin war einer der vielen Menschen, die blos ihren Beruf verfehlt haben, und drückte mit seinem so zum Herzen dringenden Tone lediglich

seine Betrübniß aus über die so wenig beliebten und wenig gekauften Zeitungen, die der Belagerungszustand auf den Eisenbahnen auszurufen gestattet.

III.

Aber wie, die Strecke von Marseille bis Lyon nur mit dem Dampfroß durchflogen? Das südliche Frankreich, die Sehnsucht, die Wonne aller Reisenden der sentimentalen Epoche des vorigen Jahrhunderts und noch eines ansehnlichen Theils des unsrigen? Ein aufgeschlagenes Buch, von dessen Studium der Forscher sich nicht trennen kann, nur durchblättert? Ein Museum von Alterthümern ehrwürdigster Art, Trümmerstätten herrlichster, noch jetzt in ihrer ehemaligen Größe und Pracht erkennbarer Bauten, nur mit dem rotheingebundenen Guide, wie ein englischer Perrückenmacher, den man — und nicht blos in den Hotels — in Deutschland als Lord empfängt, durchrannt? Verzeiht einem Kranken, der — wie gern — in Arles, Avignon, Nîmes, in Vienne Rasttag gehalten hätte! Allerdings könnte der landschaftliche Reiz an sich nicht fesselnd gewesen sein, oder es müßte denn die Eisenbahn, um ihre Schienen anzubringen, gerade die unerquicklichsten Gegenden gewählt haben. Hinter Marseille giebt es nur noch ausgetrocknete Flußbetten aus Urweltszeiten, morastige Niederungen, lange, mit Schilf bedeckte Uferränder düsterer Seen ohne jede gebirgige Umrahmung. Die Olive bleibt zwar noch lange als Erinnerung an Italien, aber bald gesellt sich ihr die Tanne, die sich nicht mehr als Pinie deuten läßt. Ja nicht einmal den Weinstock hat man zur Seite. Dieser bedeckt nur das linke Ufer der Rhone, das allein pittoreske. Die Bahn zieht sich auf dem rechten hin.

Träumerisch aber ruht das Auge auf all' diesen Flächen, diesen Seen, diesen in die Rhone mündenden Strömen. Hinter den blauen, sich immer weiter und weiter zurückziehenden Bergen dort oben tobt der spanische Bruderkrieg, diese schlaffe, energie- und begeisterungslose Zurückweisung eines zum

Fanatismus aufgestachelten Angriffs! Was wissen diese blauen Höhen nicht Alles zu erzählen! Vom Hannibal, dessen Mauritanier und Elephanten hier die Gallier, „rerum novarum cupidissimi“ „auf neue Dinge so versessen“, anstaunten! Julius Cäsar suchte die Unterfeldherren des Pompejus in Spanien auf und erprobte, an denselben Stellen, wo jetzt die Dorregaray und Saballs hausen, die Schwierigkeiten eines Gebirgskampfes, überwand sie aber durch die kühnste Taktik und Einfälle des militairischen Improvisationstalentes (lederne Brücken), die den Truppen Serrano's als Muster dienen sollten, auch ihr Glaubensbekenntniß besser zu behaupten. Das heut' in der Frühe verlassene Marseille, das uralte Massalia, hatte damals, wie die „bundestreuen“ deutschen Mächte 1866, in dem Entweder-Oder: Pompejus oder Cäsar, sich für jenen erklärt und mußte es hart büßen. Es verlor die Selbstständigkeit, die Rom der alten Griechenstadt, der Culturbeherrscherin des südlichen Galliens, zugestanden hatte.

Aber hier verdrängt ein Jahrhundert das andere. Dort Aquae Sextiae — Aix en Provence! Die Eisenbahn läßt es zur Seite liegen. Marius schlug hier die Teutonen und — Piloty empfehle ich für seinen universalhistorischen Pinsel: König Teutobod steht düster und trauernd mit seinen Hauptleuten als Gefangener der Römer unter den deutschen Frauen, die sich theils selbst schon getödtet haben, theils noch eben tödten lassen, um nicht die vorauszusehenden Entehrungen der Gefangenschaft zu ertragen. Schade nur, daß diese Piloty'schen Bilder, von denen ich die gefangene Thusnelda am wenigsten ausnehme, aufrichtig gesagt, den Eindruck einer nur für einen Moment des Beschauens berechneten Begeisterung und in der Durchführung des Beiwerks einer dem Theater abgelauschten Wahrheit machen. Warum malten Raphael und Rubens, wenn sie Geschichtsthatsachen zu schildern hatten, noch Engel oder antike Gottheiten in die Scene? Weil das historische Bild einen ästhetischen Sinn entweder nur als einfache documentarisch verbürgte Staatsaction, als Zimmerzierde für Thronsäle, Deputirtenkammern u. s. w. hat, oder als historisches Genrebild, wo sich in einem

erfaßten Einzelmoment eine apartere Vertiefung des Künstlergemüths zeigen kann, als von den Reminiscenzen der Schulbank her. Wer verbürgt denn diese theatralische Paradestellung der Ziegler-Thusnelda? Wer verbürgt diesen hohnlachenden Krieger da zur Seite, wo doch die Römer so eigenthümlich steife, ernsthafte, ja sogar in Gefühlssachen (trotz des grausamen Circus) feingeschulte, taktvolle Menschen waren? Wer verbürgt uns die Anwesenheit des ganzen Apparats, der in der That zu sehr nach der Studirstube schmeckt? Viele dieser neuen Geschichtsbilder kommen mir nur vor wie Illustrationen zu Becker's Weltgeschichte für die Jugend.

Von Avignon sieht man aus dem Coupé nur schimmernde Dächer, Kirchenkuppeln und einen mäßigen Bergrücken, der ohne Zweifel Petrarca's „frische Quellen" umschlossen hält. Noch hatten unsere Zeitungen nicht die Parole des Petrarca-Jubiläums ausgegeben; da trat mir denn auch der Sänger von Vaucluse zurück gegen die Erinnerung an die hundert Jahre des päpstlichen Exils an dieser Stelle, deren Erneuerung uns ganz nahe liegen kann. Arnold von Brescia, Cola Rienzi, die Vorbilder unseres hoffentlich glücklicheren Kampfes gegen die Verweltlichung des römischen Pontificats, herrschten damals in Rom, während Frankreich des Papstes bedurfte zur Schwächung der deutschen Kaisermacht, die leider in einem Dogma der Pietät, der Krönung und Salbung auf dem Capitol, gipfelte. Und siehe da! Cola Rienzi bedurfte, just wie Victor Emanuel, wieder des Papstes zur Sanctionirung seines Vorgehens gegen die Patricier! Flehentlich beschwor er Clemens VI., den Franzosen, nach Rom zurückzukehren und ihm und dem „Volke" gegen den Adel beizustehen! Die Rollen sind nur vertauscht. Die Colonnas des jetzigen Italien sind für Victor Emanuel die Socialisten und Republikaner, welch' letztere in einem Lande ohne jede Anhänglichkeit für Dynastieen, in einem Lande, dessen Steuersystem eine für Italiener unerträgliche Ueberspannung erreicht hat, festeren Boden gewinnen werden, als die Gleichgesinnten in Frankreich und Spanien. Victor Emanuel taumelt schon lange um den Schooß der Kirche her und möchte gern in ihn zurückfallen. Es ist die alte Halbheit des Hofes von Turin,

dieser Carlo Felice, Carlo Alberto und wie sie hießen. Bald waren die Sardenkönige Carbonari, bald Jesuiten, je nach ihrem Vortheil. Clemens VI. aber folgte nicht der Lockung des jungen Advocaten Rienzi, der seine Bahn durchschreiten sollte vom ehrlichen Volksfreunde bis zum phantastischen Narren. Erst das Concil von Constanz legte von den Ueberresten der Holzstöße, auf denen dort die Versammlung der Kirchenhäupter und der Fürsten die Ketzer verbrannt hatte, eine Schwelle zur Rückkehr des Papstes in Sanct Peter's Patrimonium.

Das alte Allobrogerland, das südöstliche Frankreich, wurde selbst eine Pflanzstätte des nach Freiheit ringenden Geistes. Wo Poesie in's wirkliche Leben gedrungen ist, da kann nicht Aberglaube bestehen. Das Land der Troubadoure, der Minnehöfe von Toulouse, der geistvollen, den Dichtern Kränze spendenden Frauen, wurde auch das Land der frühesten Versuche der Kirchenverbesserung. Hier konnten Waldenser und Albigenser nur durch die äußerste Aufstachelung des Fanatismus unterdrückt werden. Die Hugenotten stellten Armeen in's Feld. Man gedenkt hier dieser Kämpfe bei jedem Blick auf ein hochragendes Felsenschloß, auf den melancholischen, weil fast ganz der Schifffahrt entbehrenden, Rhonestrom. Man sieht auf diesem Richelieu mit dem Henker und seinen beiden Opfern, Cinq-Mars und de Thou, dahingeleiten. Delaroche hat in diesem seinem Meisterwerk gezeigt, was ein wahrhaft ergreifendes historisches Bild sein soll — ein Bild, das mehr als nur die Wiedergabe, so zu sagen, einer in ihrem Detail unverbürgten historischen Tradition ist. Vor dem Bilde Delaroche's steht man mit vollem Glauben.... Aber der Conducteur ruft die Station „Orange“ aus! Es ist das Orange der Oranier, das Orange des Opfers von Delft, des Schweigers, den die tückische Kugel des Jesuitenzöglings traf. Man staunt, hier mitten in Frankreich ein Ländchen suchen zu müssen, das einst den Nassauern gehörte, wie den Hohenzollern Neuchâtel und Valengin. Es war durch Erbschaft an ein deutsches Fürstenhaus gekommen, das sich dessen erst begab, als die Oranier den englischen Thron

bestiegen. Aber Orangen blühen nicht um Orange! Die Gegend mag fruchtbar sein, dem Auge thut sie nicht wohl.

Doch die Traube von St. Péray reift dort drüben über der Rhone! Es ist die Gegend, wo ein seltsames Castell, das Vauban gebaut hat, diesmal keine Festung, sondern nur ein Weinkeller ist. Champagner ohne Süße, das ist der St. Péray, roth und weiß. Wer die Einnahmen darnach hat, läßt bei seinen Diners nach der Suppe Sherry, zu den Austern St. Péray geben. Die Wahlverwandtschaft zwischen Austern und Schaumwein reiht sich jenen Stoffverbindungen an, welche Moleschott bestimmt hat, den wunderbaren Instinct der Menschen anzuerkennen, als derselbe Erbsen und Speck, weiße Rüben und Hammelfleisch, Butter und Käse schon seit Jahrtausenden amalgamirte. Die chemische Analyse würde diese Stoffverbindungen angerathen haben, hätte sie nicht schon die Erfahrung eingeführt. Als Hegel sagte: „Alles, was ist, ist vernünftig," hatte er eine Ahnung dieser natürlichen Instincte der Menschen, die auch den St. Péray, der auf Kalkstein wächst, mit Austern, dem Schalenthiere, verbinden; nur daß der Philosoph von Berlin seinen Satz zu einem allzubequemen Ruhepolster für die preußischen Staatsmänner machte.

Lyon, das wir endlich in später Abendstunde erreichten, Frankreichs zweite Hauptstadt, bot im wesentlichen den dreifachen Eindruck der Abspannung nach den gewaltigen Aufregungen der jüngsten Zeit (Geschäftslosigkeit), des im Vordergrunde vorzugsweise ersichtlichen Militarismus (Belagerungszustand), der bigotten Speculation auf Pfafferei und Jesuitenthum (Kirchenbauten, Processionen, allerlei Bilderkram). Lyon hat von je gedroht, die Ideen unserer Bebel und Liebknecht in's Leben zu rufen. Bei dem blutigen Aufstande von 1834 zeigte sich zum ersten Mal, daß die Träumereien des damaligen Deputirten Cabet (er flüchtete sich nach England) keineswegs nur für „Ikarien", ein Land der Fabel, eine „Utopia" des Thomas Morus oder Plato's Republik, bestimmt gewesen waren, sondern daß sie den Arbeiterstand in bedenklicher Weise berechtigen sollten, die Einnahmebücher der Fabrikanten mit einzusehen und Theilung des Gewinnes zu

verlangen. Die „Mutuellisten" schlugen sich damals drei Tage lang gegen die Truppen des Generals Aymar und erlagen nur durch ihre allmälige Erschöpfung. Das rothe Banner der „Republik" hatten sie nur deshalb als Wahrzeichen aufgezogen, weil sich unter der phrygischen Mütze leichter eine neue Gesellschaft organisiren läßt, als unter einer Krone. Die „Republik" ist nur eine Nebenbedingung der „Internationale". Lyon und das Militair sind seit 1834 wie Oel und Wasser geschieden. Seit dreißig Jahren dauert dieser Antagonismus zwischen den Arbeiter-Vorstädten Croix rousse, Guillotière und — zwölf Casernen! Rings um die Stadt her erheben sich jene detachirten Forts, deren eigentliche Bedeutung ursprünglich gegen die Städte, welche damit bedacht wurden, gerichtet war. Der Verkehr, den wir fanden, war in der That mäßig; freilich flanirt eine Stadt nicht, die arbeitet. Man glaubte an einem so interessanten Punkte, wie der Zusammenfluß der Rhone mit der Saone ist, wie auf dem Lande zu sein. Ab und zu kamen ein paar Lastwagen, hie und da einige Arbeiter, überwiegend Soldaten, auf beiden Flüssen sah man wenig Leben und Bewegung. Nur auf der Höhe Fourvières war es belebt, dieser alten Gräberstadt, wo Nonnen und Mönche durch die engen Gäßlein schlüpften und in dunkle Pforten hier, dort in Capellen verschwanden. Auch hier thront, vergoldet wie die Athene des Phidias auf der Akropolis stand, so eine riesige Madonna, wie solche die katholische Schwärmerei der Franzosen jetzt auf jeden ihrer nur irgend über die Lande hinausragenden Berge stellen möchte. Den Genuß der Aussicht stört die ringsum etablirte fromme Industrie, die theils die Verschönerung der hier liegenden Kirchhöfe bezweckt, theils die Erweckung und Schulung des neureligiösen Geschmacks überhaupt. Was nur an elegantem frommen Zimmerschmuck, Madonnengestalten, bronzenen Heiligen, Wandcrucifixen, Betpulten mit Schnitzerei und rother Plüschpolsterung, ambraduftenden Rosenkränzen u. s. w. denkbar ist, findet man in einem Verkaufslocal aufgestellt, das man der Aussicht wegen zu besuchen gezwungen ist. Unter den hier ausliegenden Photographieen stellten einige die Franctireur-Thaten dar. Die Pickelhaube bedeckte regelmäßig ent-

weder nur Mörder oder Gemordete. Preußische Soldaten erschießen eine an die Mauer gestellte Frau. Ich hätte die Bemerkung machen sollen: „Das Weib da war ohne Zweifel eine Petroleuse! Haben denn Ihre Soldaten nicht ebenfalls die Mordbrennerinnen an die Mauern der Häuser von Paris gestellt und solche Furien erschossen?" Doch ekelte mich's an, allzu lange zu verweilen in einer solchen Betriebsanstalt zur Beförderung der Dummheit und des Wahns. Unter den Büchern, die zum Verkauf hier ausgestellt standen, glaubte ich Lamartine's „Harmonieen" zu entdecken und gedachte der schönen Worte des Dichters: „In jedem Jahrhundert bekommt die Menschheit eine Stunde, um sich von Grund aus zu erneuern. Diese Stunde wird immer eine große Erschütterung sein. Aber die Menschen verlieren diese Stunde, indem sie einander zerreißen. Diese Augenblicke gab Gott zur Wiedergeburt, zum Fortschritt, und die Menschen widmen sie der Rache." Statt der „Menschen" wäre hier nur ein „Volk" und das des Dichters selbst unterzulegen.

Wie wenig aber die Franzosen daran denken, das furchtbare Unglück, das sie betroffen hat, als eine Mahnung zu betrachten, welche sie bestimmen sollte, lediglich an ihre Selbsterziehung zu denken, ersah ich am Tage der Abreise von Lyon recht aus den um uns her starrenden hundert Flinten von Sonntagsjägern. Es war eine kokette Mischung von Elementen der Nationalgarde und der Franctireurs; kleine Fabrikanten, Chauvinisten, Germanophagen durch und durch; nicht die Reste eines früher beabsichtigten Empfanges der Deutschen im Süden von Frankreich, sondern die Vorbereitung gegen eine neue Invasion. In Lyon dauert der Strike der Comptoire gegen deutsche Handlungscommis fort. Ehedem war in Lyon Niemand gesuchter, als die jungen Rheinländer, die Söhne wohlhabender Eltern aus Frankfurt a. M.; da brach der Krieg aus; viele Principale entließen ihre zuverlässigsten Gehülfen mit dem Versprechen, ihnen die Stellen offen zu erhalten bis zum Frieden. Aber es wurde anders. Die Demüthigung ward für die eitle Nation zu groß. Noch würde ich keinem Deutschen rathen, in die Comptoire dieser Sonntagsjäger einzutreten. Ich will die wohlequipirten

Herren nicht beleidigen, aber doch die Aeußerung eines in unsern Waggon eingestiegenen jungen Lieutenants der Garnison anführen: daß sich diese Nimrods nicht einmal das Wildpret kaufen könnten, das sie ihren Frauen als erlegt nach Hause mitzubringen pflegten; denn auf alle ihre Hunde käme auf zehn Meilen in der Runde nur ein einziger Hase. Die martialische Gesellschaft stieg jedoch unter dem Gebell ihrer Rüden auf einer Station nach der andern aus, erwartungsvoll und der größten Ergebnisse gewiß.

Unser Weg nahm nun die Richtung zu jenen Gegenden hin, die in den Annalen der Geschichte fortan von den glänzendsten Thaten der Unsrigen Zeugniß ablegen. Um so größer ist der Glanz des Ruhms, den sich die vereinigte Tapferkeit der Deutschen in dieser alten Freigrafschaft mit der Hauptstadt Besançon (ehedem gehörte sie zum Deutschen Reich) erwarb, als so viel bedenkliche Anzeichen vorausgegangen waren, die gerade hier in diesem breiten Thal zwischen der Schweiz und der „Goldküste", der Heimath des feurigsten französischen Weines, dem Krieg unerwartete neue Wendungen zu geben drohten. Das Gambetta'sche Frankreich hat uns doch mehr zu schaffen gemacht, als das Napoleonische! Kein Wunder, daß jetzt die Berliner Politik einer Wiederherstellung der Dame auf dem Arenenberg und ihres Sohnes günstiger gestimmt zu sein scheint*), als der endlichen Feststellung des Satzes: das Septennat sei eine Modalität der Republik. Die große Armee war beschäftigt mit Paris, mit den Kämpfen an der Loire, mit Faidherbe's überraschenden Operationen im Norden — unsere Zwischenstationen bis Straßburg und Belfort blieben Truppen überlassen, die untereinander die Fühlung verloren hatten, sich dehnten und dehnten und plötzlich dastanden wie Verirrte in der Wüste. Aber doch nur ein besonders düsterer Tag bei Châtillon sur Seine stand allein. Sonst wurde, selbst da, wo das Kampffeld nicht behauptet werden konnte, dem Gegner Stillstand, zuletzt Mäßigung im Verfolgen des besonnenen Werder'schen Rückzugs geboten. Dort hinüber liegen die blauen Berge, wo sich Gari=

---

*) Graf Arnim hatte dies glauben lassen.

baldi seinen Ruhm als Politiker und Stratege, ja als Mann von Einsicht und Bildung, vielleicht für immer entblättert sehen mußte! Oder es konnte nur Deutschlands geringe Geltung auf der celtoromanischen modischen Heerstraße von London über Paris nach Rom und Neapel verschuldet haben, daß dem Alten in der rothen Blouse entgangen war, wie sehr ihn gerade Deutschland geschätzt hatte und was unser Kampf gegen Frankreich bedeutete. Einer der loyalsten Namen, ein Weltmann aus Goethe's Schule, Rathgeber des sächsischen Hofes, der bekannte Arzt und Philosoph Carus in Dresden, sagte mir einst mit vollstem Ernste: „Gestehen wir es uns doch aufrichtig, der größte Mann unserer Zeit ist unstreitig Garibaldi!" Und nun — dieser verblendete Italiener beginnt mit uns den italienischen Katzenkrieg, den nächtig schleichenden, den Krieg der Ueberfälle, der Hinterhalte, ganz so, wie italienische Truppen überhaupt nur im Kriege zu verwenden sind. Eine Fahne eroberte Ricciotti vom Feinde, indem er gleichsam mit der Laterne im tiefsten Morgengrauen an einen Vogelherd schlich und nachsah, was sich die Nacht gefangen hatte. Er schämte sich doch, die Fahne, die von eines todten Kriegers Hand noch wie krampfhaft umklammert gehalten wurde, den Trophäen Frankreichs einzuverleiben, und schickte sie den Deutschen zurück.

Um so gehobener wird die Stimmung, wenn wir den Blick nicht mehr nach den bedenklichen Gegenden Dijon, Langres, selbst Gray hinüber, sondern zur Rechten auf die Höhen des Jura werfen. Vor uns liegen die bekannten Orte, wo Manteuffel den Trümmern der geschlagenen Bourbaki'schen Armee den Weg versperrte und diese zum Uebertritt in die Schweiz unter Umständen nöthigte, die Alles erneuerten, was nur die französische Geschichtschreibung vom Elend der großen Armee nach dem Brande von Moskau, Segür's Meistergriffel obenan, zu erzählen gehabt hat. Das Terrain ist ein Hochplateau, meist von bewaldeten, mäßigen Höhen umgeben. Fruchtbar kann der Boden nicht sein, nur Hafer und Gerste scheinen fortzukommen; die Viehzucht und der Wald geben dem Lande den Schweizercharakter. Auch die Menschen haben etwas Steifes, Calvinistisches. Hie und da ragt ein altes

Schloß auf, gewöhnlich auf einem vereinzelt liegenden Felskegel. Endlich gelangt man an den Doubs, diesen kleinen Strom, der so viel Muth, Ausdauer, Standhaftigkeit in der schwierigsten Lage gesehen hat beim vorsichtigen Rückzuge der Deutschen, als diese, ohne Unterstützung vom Versailler Hauptquartier und nicht einmal vollständig über die Heeressäule von 140,000 Mann, die zum Einfall in Deutschland heranrückte, unterrichtet waren und ihre Stellung, wie die Schaar des Leonidas, vor den Belagerungsparallelen Belforts nahmen.

Besançon, weiland freie deutsche Reichsstadt und dann in den Berichten der Augsburger Reichstage als „Bisenz" verzeichnet, liegt malerisch an einem Vorsprung der nun immer enger und enger zusammenrückenden Berge. Hier beginnt das Ausfallthor nach Deutschland, die „burgundische Pforte". Eng ist die Straße, auf Tunnels angewiesen die Bahn. Besançon, Festung, Militairakademie und militairisches Depot, sah ich vor Jahren im Innern. Es trug die stereotypen Merkmale der französischen Casernen-Architektur, eines Styls von einer gewissen Erhabenheit, wie die Tragödien Corneille's. Mit Trophäen ist jedes Thor geschmückt, Vauban ist in Statüen und Inschriften verherrlicht; nicht minder läßt Ludwig XIV. von sich reden. Im größten Style hat man das Alles jetzt in Metz. Deutschen Forschern sollte die ehemalige Beziehung Besançons zu Deutschland und die überaus zahlreiche städtische Büchersammlung der uralten Stadt, die schon in der tragischen Geschichte unseres herrlichen Ariovist erwähnt wird, empfohlen bleiben. Immer höher steigen nun die Felsen des Lamont, die Grenzwächter gegen Neuchâtel, welches unmittelbar auf der entgegengesetzten Wand dieser schroffen Bergrücken liegt mit seinen saubergehaltenen, wie mit Stubensand bestreuten, unter Nußbäumen versteckten Uhrmacherdörfern. Endlich öffnet sich der Gebirgspaß, und am Rhein-Rhône-Canal entlang hat man eine Fahrt, die sogar an Holland erinnern könnte. Es war ein Sonntag, und das stille, traurige schnurgerade Gewässer mit seinen Brückchen und Schleusen völlig unbelebt. Dafür fingen aber die Bahnhöfe an, immer geräuschvoller zu werden. Das ab- oder einsteigende Militair vermehrte sich von Station zu Station. Immer mehr Säbel

rasselten in die Waggons herein. Trunkene Artilleristen in höchst kleidsamer, die Lust am Kokettiren junger Leute mehr als bei uns befriedigender Uniform kümmerten sich wenig um ihre Offiziere, die ihrerseits durch die nun so nahe gerückte deutsche Grenze ebenfalls auf's lebhafteste erregt, ja überreizt erschienen. Ich mußte die Nationalcharaktere vergleichen. Uns Deutschen hätte man ein Stück Rheinpfalz nehmen können, wir würden uns an der verengten Grenze eben so ruhig verhalten haben, wie früher an der erweiterten. Das kann der lebhafte, von seiner Phantasie beherrschte Franzose nicht. Je näher Belfort kam, desto aufgeregter das Leben und die Bewegung der Menschen. In Belfort selbst, wo jetzt mehre tausend Mann theils mit dem Festungsbau, theils mit Waffenübungen beschäftigt stehen, war es im Bahnhof, als käme man in ein Kriegslager. Da sprachen feingekleidete Passagiere, die uns Tags darauf hinter Belfort auf deutschem Gebiete stumm und schweigsam gegenüber saßen und in Mülhausen verdrießlich ausstiegen, noch mit lauter frischer Stimme französische Grüße aus, riefen Freunde um Nachrichten an, bewillkommneten Offiziere, von denen viele des Festungsbaues wegen zum Geniecorps gehörten, und die Damen (natürlich größtentheils schwarz gekleidet) schnatterten mit Conducteuren, Packträgern, Kellnern über Hotels, Weiterfahrt, Gepäckaufbewahrung. Madame! hier, Madame! dort. Wo kommt diese galante Art der Erwiderung allerdings in dem Lande mit der „plump Sprack" vor! Ein Sohn Israels, der sich mit einer Anzahl Offiziere in unsern Omnibus geworfen hatte, genoß in vollen Zügen das Glück, ein republikanischer Franzose, gleichgestellt, zu Allem berechtigt zu sein; die Suada seiner Conversation floß ihm nur so vom Munde. Wir stiegen mitten unter Trümmerhaufen, an neu erst im Aufbau begriffenen Straßen, in einem Gewühl von theilweise berauschten Soldaten, in einem Hotel ab, das ganz gut „zum blauen Ochsen" oder zum „gelben Hirsch" hätte heißen können. Kellner, Hausknecht, Wirth, Bauart, alles war deutsch, aber man that nicht desgleichen. Das Gebahren blieb französisch und sogar à l'outrance.

Der nächste Morgen stieg neblig herauf und gestattete nur

einen mäßigen Rundblick. Aber doch ließen sich die Höhen erkennen, die sich dies- und jenseits der Lisaine erheben, und so mancher der denkwürdigen, damals unter einem Frost von 14 Graden knirschenden landschaftlichen Punkte, die Ruhmesstätten Héricourt, Frahier, Bussurel, all' die Schanzen und Wälle, die mit altgermanischer Tapferkeit gehalten wurden. Die Heldenthaten des Werder'schen Corps sind um so höher anzuschlagen, als denselben eine Verehrung des sieggekrönten Generals gefolgt ist, die in Süddeutschland, namentlich im Lande Baden ein stärkeres Unterpfand der einheitlichen deutschen Gesinnung geworden zu sein scheint, als selbst der Reichstag mit seinem ermüdenden Einerlei. General Werder kann mit Wallenstein bei Schiller sprechen: Ich bin ein Heer, ich Einzelner! Sollte uns vom Schicksal verhängt sein (und der Eindruck des durchreisten Frankreich spricht dafür), daß wir für unsere Leistungen von 1870 noch einmal die Gegenprobe zu machen haben, so wäre nur zu wünschen, die Aufforderung dazu käme bald, so lange die mit der besten aller Dotationen, der Popularität im deutschen Volke, belohnten Namen noch in der Frische ihrer Kraft stehen.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

